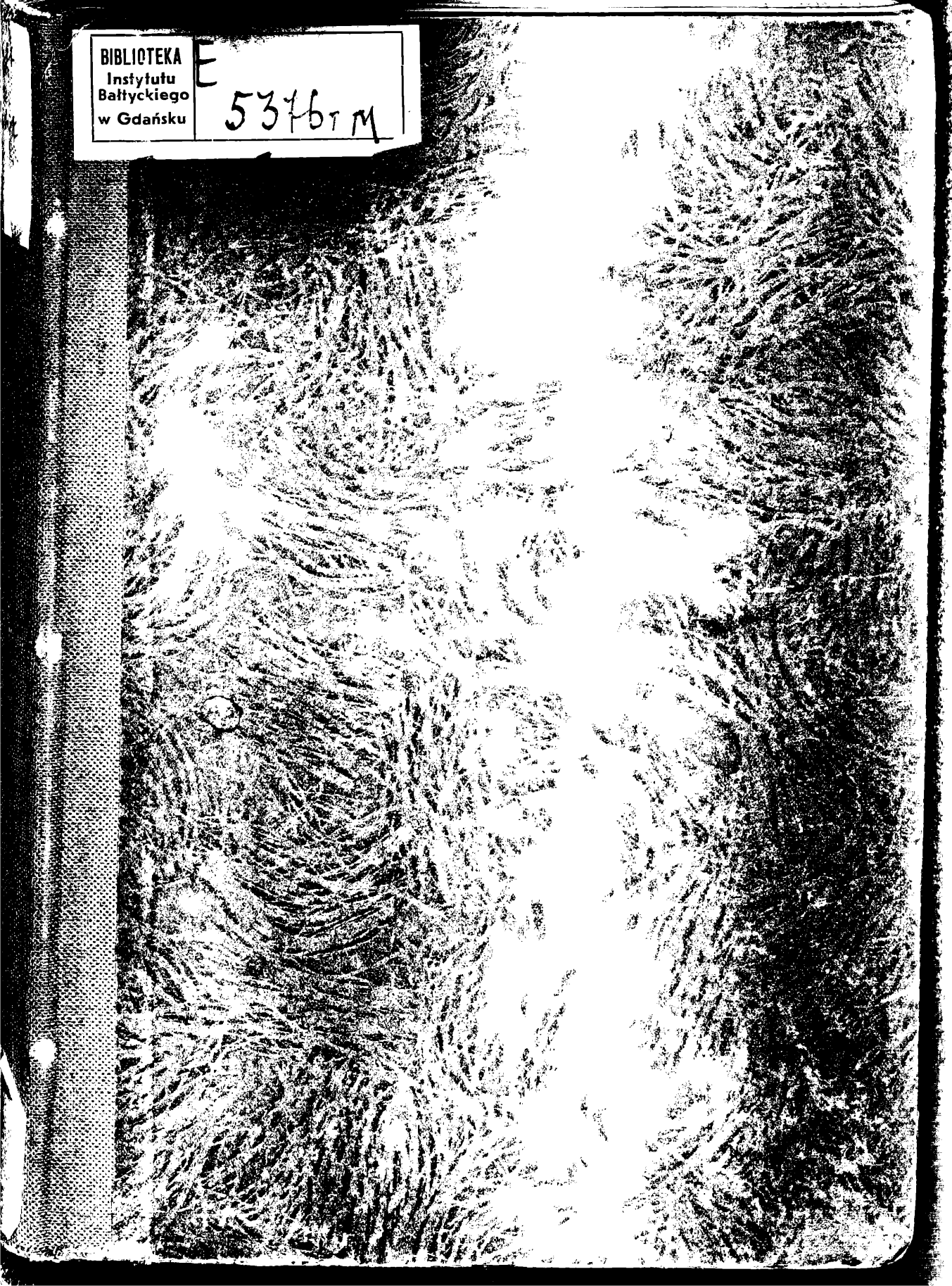
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E
5376 I M



Ha 977

33127

74071/XII/1

~~74087~~

050+070]::327=112.2

E 5376

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, Generalmajor a. D.
Präsident der Deutschen Akademie

XII. JAHRGANG 1935

I. HALBBAND

HEFT 1—6 / JANUAR—JULI

HEIDELBERG—BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

1935: 1674

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 1–6 Januar – Juni 1935

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

M. Baumann / Die deutsche Aufgabe der Seeschiffahrt VI/366
U. Crämer / Der lotharingische Raum IV/205*
Th. Das / Das Weißbuch über Indien II/120
Th. Das / Zur weltpolitischen Lage im Pazifik VI/333
Die Schriften Erich von Drygalskis 1925—1934 II/127
H. Eck / Die Verkehrserschließung der russischen Arktis II/83
F. Exner / Polens Vorstoß nach Donaueuropa V/269
G. Fester / Das Chaco-Problem IV V/302*
G. Fittbogen / Sprachinselforschung und Volkstumskunde V/320
W. Flemmig / Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft I/35
G. Fochler-Hauke / Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien I/19, II/102, III/152
G. Fürbringer / Moskau-Donbass II/98*
E. Glodschey / Der Streit um Abessinien III/160*
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/42, II/106, III/182, IV/231, V/306, VI/370
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/47, II/111*, III/186*, IV/236*, V/311*, VI/376*
K. Haushofer / Literaturbericht aus dem indopazifischen Raum ... III/197
K. Haushofer / Zum Schrifttum III/192
K. Haushofer / Dem Siebziger Sven von Hedin II/126
K. Haushofer / Dem Siebziger Erich von Drygalski II/126
K. Haushofer / Dem Fünfziger Colin Ross VI/383
K. Haushofer / Deutschland von Norden gesehen I/54
K. Haushofer / Iran statt Persien! III/158*
K. Haushofer / Hochbild als Helfer der Geopolitik I/48—49*
K. Haushofer / Geopolitik in Handbüchern des Wissens I/56
W. Hartke / Zur Rückwanderung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich III/171

Stadt-Bibliothek Elbing

H. Hummel-R. von Schumacher / Büchertafel I/59, III/204, IV/265, V/329, VI/399
W. Jantzen / Aussprache über Geopolitik in Bad Saarow VI/393
E. Langen / Zur juristischen Geopolitik Europas V/296*
F. Markmann / Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts..... VI/384*
J. März / Eine internationale Balkanzeitschrift III/203
O. von Niedermayer / R. zu der Luth, Wehrwissenschaftlicher Atlas, II. Teil III/203
A. Reinold / Britische Geopolitik — Praxis statt Theorie I/58
C. Ross / Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika I/1, II/65, III/134
R. S. / Mandschukuo im Umbau..... VI/342
H. Saller / Der große Nordmeerweg um Sibirien II/89*
E. Samhaber / Ibero-Amerika und der Pazifik I/12
Schaubilder zur internationalen Wirtschaftslage Beilage Heft II
H. Schepers / Was will Rußland im Völkerbund? II/77, III/145, IV/222
C. Schmidt / Schulung, Schule und Geopolitik V/318
R. v. Schumacher / Der große Weltatlas V/328
R. v. Schumacher / Zur Theorie der geopolitischen Signatur IV/247*
L. Schüttel / Die makedonische Frage..... III/176
W. Siewert / Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens I/55
K. Springenschmid / Geopolitik von der Heimat aus V/284*
K. H. Theil / Die siebenbürgische Bastei V/276
K. Vowinckel / Der Baumwollmarkt und Deutschlands Selbstversorgung V/325
S. Warneck / Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei I/29
S. Warneck / Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung VI/351
H. Zeck / Köln. Geopolitik einer Stadt V/291*
A. H. Ziegfeld / Kartengestaltung — ein Sport oder eine Waffe? IV/243

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/42, II/106, III/182, IV/231, V/306, VI/370
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/47, II/111*, III/186*, IV/236*, V/311*, VI/376*

Hinweise und Berichte

M. Baumann / Die deutsche Aufgabe der Seeschiffahrt VI/366
G. Fester / Das Chaco-Problem IV V/302*
K. Haushofer / Iran statt Persien! III/158*
K. Haushofer / Dem Siebziger Erich von Drygalski II/126

K. Haushofer / Dem Siebziger Sven von Hedin II/126
K. Haushofer / Dem Fünfziger Colin Ross VI/383
W. Jantzen / Aussprache über Geopolitik in Bad Saarow VI/393
Schaubilder zur internationalen Wirtschaftslage Beilage Heft II

AUFSÄTZE

1. Raum der Deutschen

U. Crämer / Der lotharingische Raum IV/205*
F. Markmann / Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts VI/384*
K. Springenschmid / Geopolitik von der Heimat aus V/284*
H. Zeck / Köln. Geopolitik einer Stadt V/291*

2. Europa

F. Exner / Polens Vorstoß nach Donaueuropa V/269
W. Hartke / Zur Rückwanderung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich..... ..... III/171
E. Langen / Zur juristischen Geopolitik Europas V/296*
H. Schepers / Was will Rußland im Völkerbund? II/77, III/145, IV/222
L. Schüttel / Die makedonische Frage III/176
K. H. Theil / Die siebenbürgische Bastei V/276

3. Rußland

H. Eck / Die Verkehrserschließung der russischen Arktis II/83
G. Fürbringer / Moskau-Donbass..... II/98*
H. Saller / Der große Nordmeerweg um Sibirien II/89*

4. Ostasien

Th. Das / Das Weißbuch über Indien II/120
Th. Das / Zur weltpolitischen Lage im Pazifik VI/333
G. Fochler-Hauke / Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien I/19, II/102, III/152
R. S. / Mandschukuo im Umbau VI/342
S. Warneck / Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung VI/351
S. Warneck / Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei I/29

5. Amerika

C. Ross / Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika I/1, II/65, III/134
E. Samhaber / Ibero-Amerika und der Pazifik I/12

6. Afrika

E. Glodschey / Der Streit um Abessinien III/160*

7. Weltüberspannende Fragen

W. Flemmig / Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft I/35

GRUNDFRAGEN

K. HAUSHOFER / Hochbild als Helfer der Geopolitik I/48/49*
G. SCHMIDT / Schulung, Schule und Geopolitik V/318
R. v. SCHUMACHER / Zur Theorie der geopolitischen Signatur IV/247*
A. H. ZIEGFELD / Kartengestaltung — ein Sport oder eine Waffe! IV/243

LITERATURBERICHTE

Die Schriften Erich von Drygalskis 1925—1934 ..... II/127
G. FITTBOGEN / Sprachinselforschung und Volkstumskunde V/320
K. HAUSHOFER / Deutschland von Norden gesehen I/54
K. HAUSHOFER / Geopolitik in Handbüchern des Wissens I/56
K. HAUSHOFER / Literaturbericht aus dem indopazifischen Raum ... III/197
K. HAUSHOFER / Zum Schrifttum III/192
H. HUMMEL-R. VON SCHUMACHER / Büchertafel
I/59, III/204, IV/265, V/329, VI/399
J. MÄRZ / Eine internationale Balkanzeitschrift III/203
O. VON NIEDERMAYER / R. zu der Luth, Wehrwissenschaftlicher Atlas, II. Teil III/203
A. REINOLD / Britische Geopolitik — Praxis statt Theorie I/58
R. v. SCHUMACHER / Der große Weltatlas V/328
W. SIEWERT / Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens I/55
K. VOWINCKEL / Der Baumwollmarkt und Deutschlands Selbstversorgung V/325

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Deutschland

Geologische Grundlagen Kölns V/293
Querschnitt durch das Rheintal bei Köln V/291
Magdeburgs Lage im Straßensystem VI/385
Geltungsbereich des Magdeburger Rechts VI/391
Die Saar und das französische Befestigungsproblem I/48/49
Hochbildkarte Südbayerns nach Wenschow I/48/49
Der deutsche Volksboden in der mittleren Westmark I/48/49

Europa

Einflußgebiet der französischen Codes V/297
Das Reich Karls des Kühnen (1477) IV/220/221
Das lotharingische Reich 843—870 IV/212/213
Der lotharingische Raum IV/212/213
Die Dorfformen im lotharingischen Raum IV/212/213
Der lotharingische Raum in der Gegenwart IV/220/221
Skizze über die Verteilung der Rassen im lotharingischen Raum IV/211
Sprachen und Mundarten im lotharingischen Raum IV/212/213
Der Vormarsch Frankreichs im lotharingischen Raum und an den Rhein IV/220/221
Rechtsverhältnisse in Nordost-Europa V/297
Wachstum von Staat und Stadt Salzburg V/287

Amerika

Der Chacokrieg April 1934—März 1935 V/303
Viereck der US-Pazifik-Manöver IV/237
Gemeinsames Manöverfeld im Pazifik 1935 IV/236

Asien

Bodenverbesserungs- und Berieselungsplan für das Brahmaputra-Ganges-Delta VI/381
Groß-Iran III/158
Rest-Iran III/159
Zum japanischen Vormarsch IV/240
Nordsibirien und der Nordmeerweg II/91
Russische und britische Einflußsphäre in Persien III/159
Das Bahnnetz Moskau—Donbassin II/99

Grundfragen

Die geopolitischen Signaturen IV/256–265
Die Front des Weltkrieges IV/220/221

Spottzeichnungen

Seht ihr denn nicht, daß die Dame nicht einmal frei atmen kann?..... V/316
Großgeschäft auf Chinas Unkosten II/113
Ein Kenner VI/377
Nanking-China und Japan IV/241
Ein neuer „Passagier" für eine neue Zugrichtung IV/240
„Jetzt brauche ich nur noch etwas Sachalin-Öl!" VI/377
Seeschlangen-Ritt..... II/111
Warum Manöver über Singapur ?..... II/115
Die Sowjets in Asien III/187
Rote Wanzen..... II/113
Wettrennen mit der Zeit II/113
Die Zeit bringt an den Tag, wer die Wogen beherrscht II/111

TABELLEN

Baumwollversorgung der Welt V/325
Baumwolleinfuhr Deutschlands V/327
Möglichkeiten des Baumwollersatzes für Deutschland V/328
Weltbaumwollerzeugung V/326
Kulturfähige Bodenfläche der ehemaligen dt. Kolonien IV/238
Neue Eisenbahnvorhaben in der Mandschurei ab April 1934 ..... I/33
Schaubilder zur internationalen Wirtschaftslage ..... Beilage zu Heft II
(I / Europa — Länder der Sterlinggruppe: Großbritannien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland — Länder des Goldblocks: Frankreich, Belgien, Schweiz, Niederlande, Italien, Polen — Ost- und Südeuropäische Abwertungsländer: Tschecho-Slowakei, Österreich, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Griechenland, Spanien. — II / Amerika — Vereinigte Staaten, Argentinien, Kanada, Brasilien, Chile — III Asien — Japan, China, Britisch-Indien, Niederländisch-Indien. — IV / Afrika — Ägypten, Südafrikanische Union. — V / Australien)

COLIN ROSS:

Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika I

Mit diesem Beitrag beginnen wir eine Aufsatzfolge unseres Freundes und Mitarbeiters, in der aus Mensch, Boden und Geschichte die geopolitischen Wurzeln der heutigen u.s.-amerikanischen Entwicklung bloßgelegt werden. Es bedarf solcher Leitlinien, wie sie aus einem jahrzehntelangen Ringen um das Verständnis des Kontinent-Landes erwuchsen, um in dem Wirrwarr der Krisenerscheinungen die Ansätze zur Zukunftsgestaltung zu erkennen.

Der Beitrag wird in Heft 2 und 3 unter dem gleichen Titel weitergeführt.

Die Schriftleitung.

I. Der Glaube Amerikas

Wir saßen im 24. Stock des Tribune Tower, des Turmhauses jener Zeitung, die sich stolz die „größte der Welt" nennt. Der Tribune Tower steht an der Mündung des Chicago River in den Michigansee, ungefähr gegenüber der Stelle, wo sich vor nicht viel mehr als hundert Jahren inmitten sumpfiger Wildnis Fort Dearborn erhob, die Blockhausfestung, aus der die Weltstadt Chicago hervorging. — Die großen offenen Fenster geben den Blick über den See und die Stadt frei. Zwischen beide preßte sich auf dem schmalen Uferstreifen das bunte, bizarre Bauwerk der Weltausstellung, die sich „Ein Jahrhundert des Fortschritts" nennt und die statt einer klaren Entwicklungslinie doch nur ein wirres und ungewisses Durcheinander bietet. — Ich wies mit dem Blick auf das bunte Gewimmel unten am See, das in grellen, blauen, grünen und roten Tönen einen neuen Baustil zu schaffen versucht. „Was wird da in wieder hundert Jahren stehen?" — Der Schriftleiter der großen Zeitung schüttelte den Kopf. „Niemand weiß das. Heute kann man nicht einmal die Zukunft des nächsten Jahres voraussagen." — Man kann nicht? dachte ich. Vielleicht! — Aber man muß! Man muß die Zukunft voraussagen, um sie zu gestalten, falls dies möglich ist, zum mindesten, um auf das gefaßt zu sein, was sich ereignen mag. Und wer wäre berufener dazu als der Schriftleiter des Weltblattes, der in seinem Schreibzimmer auf dem Gipfel des Wolkenkratzers wie ein Wächter auf dem Ausguck sitzt, dem die Nachrichten und Neuigkeiten der ganzen Welt aus erster Hand zufliegen und der durch die Art, wie er sie „aufmacht", über Möglichkeiten verfügt, Meinungen und Wollen der Welt mitzuformen.

Ja, die Welt wird heute neu geformt. Mehr als das; sie wird neu gedacht, von der Grundlage aus neu erdacht. Und insofern hat der Mann vor mir recht, daß man nichts voraussagen kann. Solange sich die Gedankenwelt der Menschheit in bestimmten, überkommenen Bahnen bewegt, gelten Kausalgesetze, kann man aus bestimmten Erscheinungen und Ereignissen bestimmte Schlüsse ziehen. Aber sobald sich das Denken der Menschen ändert, ist alles ungewiß und alles möglich. Aber gerade deshalb ist es so wichtig, die Zukunft vorauszusagen, zum mindesten ein klar umrissenes Weltbild zu zeichnen, aus dem sich bestimmte Zukunftsformen abheben und ergeben, um ein „Wildlaufen" des Denkens zu verhindern, um gewisse

Zukunftsmöglichkeiten zu fördern und andere zu hemmen. Allein dieses Prophezeien, dieses Fördern und Hemmen kann nur erfolgreich sein, wenn es aus dem lebendigen Rhythmus des Weltgeschehens, des Weltseins heraus erfolgt, nicht gegen ihn. Gegen den Strom kann niemand schwimmen.

Ich blicke auf den feingeschnittenen, klugen Kopf vor mir, der ein wenig müde und resigniert aussieht, und ich begreife unmittelbar, wie weit Amerika doch bereits im Wandel ist. Dieser Mann und diese Zeitung repräsentierten gestern noch Amerika. Heute schwimmen sie bereits gegen den Strom, indem sie krampfhaft etwas festzuhalten suchen, das im Entschwinden ist. Dieses „Etwas" ist das Amerika, wie es bisher in der Vorstellung der „Amerikaner" lebte. Diesen Amerikaner hat es im Sinne eines Volkes, einer Nation, nie gegeben, zum mindesten seit hundert Jahren nicht mehr. Es war vielmehr die Fiktion, die Hypothese einer Führerschicht, die es verstanden hatte, ihre Ideen und Ideale, ihren Lebensschnitt und ihre Anschauungen als die maßgebenden hinzustellen, nach denen sie nicht nur die Masse der in Amerika Lebenden zu formen suchten, sondern die auch die übrige Welt als die amerikanische Norm hinnahm. —

Es ist, als ob mein Gegenüber meine Gedanken errät; denn der Schriftleiter fährt unvermittelt fort: „Wenn ich im Ausland einem Trupp amerikanischer Touristen begegne, so spricht er mich noch heimatlich an, finde ich gewisse gemeinsame Züge heraus, die ich amerikanisch nennen kann, aber hier, in meiner eigenen Stadt...? Diese Hunderttausende dunkelhaariger untersetzter Menschen, denen ich begegne, sind mir fremd wie eine fremde Rasse."

Er schweigt einen Augenblick und fährt dann fort: „Wissen Sie, daß Chicago die größte polnische Stadt auf der Erde ist? Nicht zu reden von den hunderttausend Tschechen, Slawen, Magyaren, Italienern, Mexikanern und Griechen, die hier leben. Mit den Iren, mit den Deutschen, mit den Skandinaviern ging es noch. Die werden in ein bis zwei Generationen Amerikaner!"

Unter „Amerikanern" versteht er angelsächsische Amerikaner, das heißt Einwanderer, die zwar fremden Blutes sind, aber die das amerikanische Angelsachsentum als Maßstab und Standard hinnehmen, als das höchste, wenn auch für sie nie voll erreichbare Ziel, so daß die alte angelsächsische Führerschicht immer die unumstrittene Leitung und Vorherrschaft behält.

Vor wenigen Jahren noch wäre der Schriftleiter eines amerikanisches Weltblattes nie auf den Gedanken gekommen, daß das je anders werden könnte, daß jemals Menschen in „Gottes eigenes Land" einwandern könnten, die nicht dem angelsächsischen Amerikanertum als dem höchsten Vorbild nachstreben könnten. Allein mit den Ost- und Südeuropäern, die seit der Jahrhundertwende in Millionenziffern ins Land strömten, ist dies ganz augenscheinlich der Fall. Und vor ein paar Jahren wäre der Schriftleiter einer großen amerikanischen Zeitung, ebensowenig wie ein

anderer Vertreter der alten angelsächsischen Führerschicht, auch nie auf den Gedanken gekommen, daß man die Zukunft nicht voraussagen kann, und daß er nicht bestimmt und berufen sei, sie vorauszusagen. Oder man brauchte sie vielmehr nicht vorauszusagen, sie lag klar und offen vor aller Augen. Amerika stand am Anfang der modernen Welt, und es war göttliches und menschliches Gesetz, daß sich alle Völker und Länder immer mehr dem amerikanischen Vorbild annäherten. War das erreicht, so war die Welt vollkommen, das Millennium erreicht, und Friede und Wohlstand herrschte für immer auf der Erde. Das war heiliger Glaube. Nicht nur der Durchschnittsamerikaner war davon tiefinnerlich überzeugt, sondern auch ein erheblicher Teil Europas und Asiens, die auf Amerika als das Land des Heiles und der Freiheit blickten. Es ist noch nicht so lange her, daß ein Bundessenator öffentlich erklären konnte — ohne sich lächerlich zu machen —: „Amerika ist der Treuhänder der Weltkultur unter Gott, der das amerikanische Volk auserwählt hat, dabei führend zu sein. Das ist die göttliche Mission Amerikas, und sie enthält für uns allen Nutzen, allen Ruhm und alles Glück, die den Menschen überhaupt möglich sind."

Ja, das war tatsächlich der Geist Amerikas, in ihm ist die Unabhängigkeitserklärung erlassen, in ihm zog der Amerikaner in den Weltkrieg: „To make the world safe for democracy" — „um der Welt die Demokratie zu sichern!" Das war der heilige Glaube Amerikas.

Dieser Glaube ist heute erschüttert, das alte Ideal gestürzt, ein neues noch nicht aufgestellt. Das ist die Krise Amerikas!

II. Was ist Amerika?

Wenn wir uns einen Begriff von dem heutigen Amerika machen wollen, müssen wir uns darüber klar sein, daß es ein Amerika als einwandfreie Tatsache, als einen mit wissenschaftlicher Objektivität darstellbaren Faktor einfach nicht gibt.

Amerika ist ja nicht nur das Land und nicht nur die Menschen, die darin leben, sondern gleichzeitig auch eine Idee, ein Vorstellungs- und Wunschbild! Wir Europäer haben die Neue Welt nie objektiv gewertet, sondern immer subjektiv. Wir haben immer etwas von ihr gewollt, erst Gold, dann Land, schließlich Geld. Darum sollte der Kontinent jenseits des Atlant immer so sein, wie es unseren Wünschen entsprach, und verhältnismäßig wenig Reisende haben sich bemüht, Amerika mit amerikanischen Augen zu sehen, die Amerikaner so zu erfassen, wie sie wirklich sind. Freilich war das auch schwerer als bei andern Ländern und Völkern, eben weil es klar umrissene nationale und völkische Formen nicht gab und weil die Amerikaner selber mit Fiktionen und Hypothesen arbeiteten, die sie vor sich aufstellten. Wer heute Amerika zu erfassen und als einen einheitlichen Gedanken und Begriff zu schildern versucht, dem geht es wie Schliemann in Troja, der nicht ein Troja fand, sondern fast ein Dutzend übereinander. So jung Amerika auch ist, so viele verschiedene Formen haben sich dort bereits übereinandergelagert. Nur aus allen

diesen Formen heraus läßt sich die Grundidee und die Zukunftsgestaltung erfassen, die erst das eigentliche und wirkliche, das „amerikanische" Amerika sein wird.

Ein Volk ist sein Boden, sein Blut, seine Geschichte und seine Idee. Erst diese vier Faktoren machen eine Nation aus. Wir reden gerne davon, daß wir heute in Kontinenten denken. Allein die wenigsten von uns können auch nur den Versuch dazu machen — eine solche Fülle von Wissen und Erfahrung gehört dazu. Um in Kontinenten zu denken, muß man zunächst einmal mit der Hand über die Weltkarte wischen und alle politischen Grenzen entfernen. Diese politischen Grenzen, diese Farben, mit denen wir die Erdkarte bemalt haben, nehmen in unserm Weltbild einen unberechtigten Raum ein. Wir dürfen nicht vergessen, daß es sich um abwaschbare Farben handelt, um sehr leicht abwaschbare sogar. Einiges haben wir ja bereits nach dem Weltkrieg erlebt. Wir werden noch viel mehr erleben.

Um die heutige politische Weltsituation zu begreifen, nimmt man sich besser eine Karte der Bodenverhältnisse der verschiedenen Kontinente vor, darnach eine Rassen- und Bevölkerungs- sowie eine Klimakarte. Man studiere die Jahresisothermen-, die Winde-, die Regenmengen-, Flora-, Fauna- und Sprachenkarten. Man versuche sich ein lebendiges Bild der verschiedenen Länder zu machen, was freilich ohne persönliche Anschauung kaum geht, und mühe sich, in die Seele der verschiedenen Gebiete einzudringen. Dann überdecke man sie schichtweise mit ihrer historischen Entwicklung, versuche vor allem auch die Ideen und Gedanken, die im Ablauf der Epochen wirksam waren, zu verstehen.

Macht man einmal den Versuch dazu auch nur mit einem einzigen Erdteil, so erkennt man, wie schwierig es ist, „in Kontinenten zu denken", selbst bei einem so jungen Kontinent wie Amerika.

Stellen wir uns Amerika als geographisch-geschichtlichen Begriff vor, so ist da Kolumbus und die Wolkenkratzer nebst dem laufenden Band und der Massenproduktion. Dazwischen befinden sich allenfalls noch die „Mayflower", der Unabhängigkeits- und der Sezessionskrieg, Indianer und Büffel, Pioniere und Settler, massenhaft Reiche und Elend der Massen, während das Gesamtbild sich in den letzten Jahren von einem Lande der Freiheit in eines der Unfreiheit gewandelt hat, in dem das Individuum im Joche einer mechanischen Produktion seufzt, die Freiheit aber einer kleinen Schicht allmächtiger Plutokraten zufällt.

Überdenkt man sich nur einen Augenblick die ungeheure Vielfalt, die in diesen wenigen Stichworten liegt, und verlebendigt sich die ungeheure Verschiedenartigkeit des amerikanischen Klimas, des amerikanischen Bodens und der auf ihm lebenden Menschen, so kann man nur die ungeheure verdichtende Kraft bewundern, die diese Mannigfaltigkeit zu einer Idee zusammenzupressen und die es verstand, die Welt so lange an ein Amerika glauben zu lassen, das es im Grunde gar nie gab.

Amerika ist von jeher, von Anfang an viel verschiedenartiger und mannigfalti-

ger gewesen, als es uns heute erscheint, und nur aus dieser Mannigfaltigkeit, ja Gegensätzlichkeit heraus ist es zu verstehen. Und es scheint der Genius Amerikas zu sein, das Mannigfaltige und Gegensätzliche zu einer Einheit zu verschmelzen.

Das spanische Kolonialreich ist durch Züge abenteuernder Konquistadoren entstanden, die oft genug ohne Weisung der Krone, ja mitunter gegen sie handelten. Allein alsbald setzte sich überall die Autorität der Zentralgewalt durch, die für einen einheitlichen Geist vom Rio Grande bis an den Rio de la Plata sorgte.

Die englische Kolonisation Nordamerikas hatte von vornherein einen viel unabhängigeren, mehr privaten Charakter. Ihre ersten Anfänge waren kaum mehr als Piratenzüge. Sie bewegten sich ja in einem Gebiet, das einer fremden Macht gehörte, eben Spanien, das anfangs mit französischen wie englischen Siedlern, die sich auf amerikanischem Boden niederzulassen und dort Handel zu treiben versuchten, auch kurzen Prozeß machte und sie als Seeräuber aufknüpfte[1]).

Die ersten erfolgreichen und bleibenden Niederlassungen erfolgten durch Privatgesellschaften, die eine königliche Charter erhielten. Das Ganze spielte sich etwa so ab, als wenn heute einer der aufstrebenden Staaten, die bei der Verteilung der Welt zu kurz gekommen sind, halb staatliche, halb private Flugzeugexpeditionen entsenden würde, um irgendeinen der großen Reserveräume der Menschheit, die von einer der großen Mächte zwar beansprucht, aber nicht effektiv besetzt sind, etwa das Nordwestterritorium Canadas oder Nordaustraliens oder den Sudan auf eigene Faust zu kolonisieren. Nicht anders machte es die London- und die Plymouthcompany, die als erste Schiffe und Siedler nach Amerika hinüberschickten. Die ersten Siedlungen entstanden aus den verschiedensten Motiven und in den verschiedensten Formen. Zusammen mit der Verschiedenartigkeit des Klimas, der Wirtschaftsformen und der Lebensbedingungen ergaben sich derartige Gegensätze, daß man sich nur wundern kann, wie aus den dreizehn Kolonien je die Vereinigten Staaten von Amerika werden konnten.

III. Die dreizehn Kolonien

Es ist überaus seltsam, wie die großen Gegensätzlichkeiten des amerikanischen Wesens sich bis auf die allerersten Anfänge der Kolonisation zurückführen lassen. Diese Gegensätzlichkeit ist ja nicht nur die zwischen Nord und Süd, die am bekanntesten wurde, weil sie zum Bürgerkrieg führte. Die zwischen Ost und West, zwischen atlantischer und pazifischer Küste ist nicht minder stark. Ja, es handelt sich nicht nur um eine Gegensätzlichkeit der verschiedenen Regionen, sondern um eine Polarität im amerikanischen Charakter. Dieses krasse und unvermittelte Nebeneinander von Materialismus und Idealismus, von skrupellosem Geschäftssinn und echter Frömmigkeit, von Roheit und Zartheit hat Ursache

1) Vgl. den Aufsatz von Colin Ross: Das französische Kanada, X. Jahrgang 1933, Heft 8, Seite 469.

und Wurzel wohl in gleicher Weise in dem indianischen Erbe, das im heutigen Amerika weiterlebt, wie in den scharfen Gegensätzen zwischen den ersten Kolonien. Diese erste Kolonisation ist in erstaunlicher Weise bereits mit Romantik und Legende umwoben, obwohl sie nicht viel mehr als drei Jahrhunderte zurückdatiert.

In der landläufigen Vorstellung, vor allem von uns Deutschen, hat sich das Werden der Vereinigten Staaten ungefähr so abgespielt, daß im Jahre 1620 die „Mayflower" mit den Pilgervätern landete, daß dann immer mehr Einwanderer ins Land strömten, die sich nach einiger Zeit die Unabhängigkeit von England erkämpften, und in unaufhaltsamem Zuge immer weiter nach Westen wanderten, bis schließlich der Kontinent in seiner ganzen Breite erschlossen und besiedelt war.

In Wirklichkeit hat sich die Sache ganz anders abgespielt. Zunächst einmal waren die Pilgerväter keineswegs die ersten, sondern etliche 15 Jahre vor ihnen war eine Gruppe ganz andersartiger Menschen nach Amerika hinübergekommen, die dort keineswegs freie Glaubensausübung suchten, sondern Gold und die Möglichkeit, ohne viel Arbeit rasch reich zu werden. Es waren dies ein halbes Hundert englischer Edelleute, die mit einigen Handwerkern im Jahre 1607 in Virginien landeten. Gold fanden diese adligen Abenteurer zwar nicht. Aber sie wurden in der Folge doch ohne eigene Arbeit reich; denn sie verstanden es, eine Plantagenwirtschaft zu gründen, die auf weißer und schwarzer Sklavenarbeit beruhte und die so etwas darstellte, das sich mit dem landläufigen amerikanischen Freiheitsbegriff in keiner Weise deckte. Allein man tut gut, sich schon an diesem Beispiel klarzumachen, daß es zum Wesen, beinahe könnte man sagen, zur Stärke des amerikanischen Charakters gehört, die gegensätzlichsten Tatsachen unter einem Begriff zu vereinen. Und die suggestive Kraft des einmal geprägten und ausgegebenen Schlagwortes ist so stark, daß es allgemein geglaubt, zum mindesten angenommen wird. Mit einer Unabhängigkeitserklärung, die feierlich verkündete, daß alle Menschen gleich geboren seien und das gleiche Recht hatten, vereinte man in voller Unbekümmertheit die uneingeschränkte Beibehaltung der Sklaverei.

So waren denn die ersten Anfänge des Landes der Freiheit höchst unfrei. Von der schwarzen Sklaverei soll dabei nicht einmal die Rede sein. Aber man fand auch nichts dabei, Knaben und Mädchen auf den Straßen Londons einzufangen und sie in die Häuser virginischer Pflanzer zu verkaufen. Diese gleichen virginischen Pflanzer erließen ein Gesetz, daß ein weißes Mädchen, das einen Schwarzen heiratete, samt den Kindern, die einer solchen Verbindung entsprangen, der Sklaverei verfiel. Und manche entblödeten sich nicht, ihre weißen Dienstmädchen zwangsweise mit ihren Sklaven zu verheiraten, um so zu billigen Sklavennachkommen zu kommen.

In jenen Kolonien aber, die von Puritanern gegründet wurden, entwickelten sich Verhältnisse, die von denen in Virginia so verschieden waren, wie etwa die im damaligen Rußland von denen in Spanien. Und trotzdem sollte aus beiden in 150 Jahren ein einheitlicher Staat werden.

Frei waren die Puritanerstaaten freilich auch nicht, und in mancher Hinsicht wäre uns Heutigen das Leben in Massachusetts noch unerträglicher erschienen als im feudalen Sklavenstaat Virginia, in dem ein paar großkapitalistische Adlige über eine breite weiße und schwarze Unterschicht herrschten. Die Puritaner, die doch aus Freiheitsdrang nach der Neuen Welt gekommen waren, um keinen Gewissenszwang leiden zu müssen, übten selbst den allergrößten aus. Hinrichtungen von Häretikern und Hexenverbrennungen sprechen eine traurige Sprache. In Boston jener Tage war es lebensgefährlich, Zweifel an der Bibel oder auch nur an der gültigen Auslegung einzelner Bibelstellen zu äußern. Versäumnis des sonntäglichen Gottesdienstes konnte einem erwachsenen Mann Kerker, ja öffentliche Auspeitschung eintragen. Auf Küssen in der Öffentlichkeit stand selbst für Edelleute Gefängnis. Ein Kapitän, der nach dreijähriger Seefahrt heimkehrte und in der Wiedersehensfreude seine Frau auf der Schwelle seines Hauses küßte, wurde in den Stock gesperrt. Auch diese Intoleranz der Puritaner wie die Beschneidung der individuellen Freiheit lebt noch weiter im freien Amerika, selbst der Geist der Kleidervorschrift von damals. Der Amerikaner ist ängstlich bemüht, sich so zu kleiden, wie es gerade allgemein üblich ist. Und in Schule und auf Universitäten kommt es immer wieder vor, daß Kinder von Einwanderern, die irgendwie abweichende Schuhe oder Mützen tragen, windelweich geprügelt werden.

Zwischen diesen so grundverschiedenen südlichen und nördlichen Kolonien schoben sich nun die mittleren ein, die auch noch, wenigstens zum Teil, rassenmäßig verschieden waren; denn hier hatten sich vor den Engländern Holländer und Schweden niedergelassen, die erst mit Waffengewalt unter englische Botmäßigkeit gezwungen werden mußten.

Jede dieser Kolonien war in gewissem Sinne von Anfang an ein eigener Staat, jedenfalls waren die Regierungsformen in ihnen grundverschieden. Einzelne hatten beinahe von Anfang an eine ziemlich weitgehende Selbstverwaltung, andere, z. B. Maryland, waren beinahe ein feudales Fürstentum. Trotzdem umschlang diese so grundverschiedenen Kolonien oder Staaten von Anfang an ein Band. Das war einmal der gemeinsame, sich immer stärker entwickelnde Gegensatz zum Mutterland und zum andern gemeinsame Gegner. Diese waren nicht so sehr die Indianer; denn die verschiedenen Kolonien stellten sich sehr verschieden zu den Rothäuten ein. In Virginia steht zu Beginn der Besiedlung eine Verbindung zwischen Rot und Weiß — die der Häuptlingstochter Pocahontas mit einem der Siedler. Der Quäkerstaat Pennsylvanien schwor den Ureinwohnern ewige Freundschaft, während für die frommen Pilgerväter von Anfang an lediglich ein toter Indianer ein „guter Indianer" war. Nein, wesentlich wichtiger und gefährlicher und infolgedessen auch der eigentliche war der allen gemeinsame weiße Feind: die Franzosen und die Spanier.

IV. Die Eroberung eines Kontinentes

Die sinkende Macht Spanien hatte zulassen müssen, wie sich Engländer und Franzosen auf Gebieten niederließen, die die spanische Krone als von rechts wegen ihr gehörig ansah. Aber sie hatte diese Okkupation nur geduldet, weil sie auf dieses Territorium doch kein Gewicht legte und als glückliche Besitzerin der mittel- und südamerikanischen Gold- und Silberländer auch keinen Wert auf sie zu legen brauchte. Aber auf die Sicherung dieses ihr wertvollen Besitzes war sie von Anfang an bedacht. So hatten die Spanier viel zu viel strategischen Blick, um nicht Florida auf jeden Fall zu halten. Der Versuch Frankreichs, dort eine Kolonie zu gründen, wurde in den blutigen Florida-Massaker unterdrückt, und auch die englische Kolonie vermochte infolge des spanischen Widerstandes über Georgia nicht nach Süden vorzudringen. Aber Spanien begnügte sich nicht mit Florida. Es war bereits frühzeitig von Mexiko nach Norden vorgestoßen, sowohl im Innern des Kontinentes wie an der kalifornischen Küste. Bereits 1605, also noch in der ersten englischen Niederlassung von Virginien, war Sante Fé im heutigen Neu-Mexiko gegründet worden. An der kalifornischen Küste aber stießen die spanischen Fregatten so weit nach Norden vor, bis sie sich mit der von Alaska heruntersegelnden russischen trafen. Die spanischen und russischen Ansprüche in Kalifornien berührten sich nicht nur, sondern überschnitten sich sogar, so daß sie durch eine Konvention geregelt werden mußten. Amerika war also bereits vom Pazifischen Ozean abgeschnitten, ehe es noch seine Unabhängigkeit erreicht hatte. Aber vor den spanisch-russischen Riegel schob sich bereits ein französischer. Die Franzosen waren von Canada aus frühzeitig über den „Großen See" an das Mississippital vorgedrungen. Während die englische Kolonie noch in dem engen Raum zwischen der Küste und dem Alleghanygebirge festgeklemmt saß, hatten die Franzosen den ganzen Mississippi durch eine Kette von Handelsposten und kleinen Forts gesichert. Allerdings war es eine hauchdünne Kette, und sie war nur möglich infolge der indianerfreundlichen Politik der Franzosen, die es, im Gegensatz zu den Engländern, von Anfang an verstanden, sich mit den Rothäuten gut zu stellen und sie zu ihren Bundesgenossen zu machen.

Dieser gefährliche und nahe französische Feind war es, der die Kolonien zusammenführte und virginische Milizen gemeinsam mit denen von Massachusetts fechten ließ. Nur dieser Feind hielt die Kolonie noch an der Seite des Mutterlandes, was dieses schmerzlich zu spüren bekam, als mit dem Frieden von Paris die Franzosen Canada wie Louisiana räumen mußten. Die dreizehn Kolonien brauchten Englands Schutz nicht mehr, und so kam es zur Lostrennung. Immerhin kostete es den Kolonien acht Jahre, bis sie ihre Unabhängigkeit erkämpften, und England hätte sie ihnen vielleicht nie zugestanden, wäre es nicht gleichzeitig in einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Holland verwickelt worden. Der Frieden brachte dem jungen amerikanischen Staate einen unbezahlbaren Gewinn wie einen folgenschwe-

ren Verlust. Louisiana bis an den Mississippi fiel an Amerika, nicht aber Canada. Das hieß, daß die weitere Ausdehnung nach Westen freigegeben, die nach Norden aber blockiert war. England war so weitsichtig gewesen, den französischen Canadiern rechtzeitig volle nationale Autonomie zuzugestehen. Es glaubte, sie gingen besser in einer altenglischen Kolonie auf als in einem neuenglischen Freistaat; denn für dessen Unduldsamkeit gab es genügend Beispiele. So widerstanden die französischen Canadier allen Versuchen, sie auf die Seite der dreizehn Kolonien hinüberzuziehen.

Damals ist eine weltgeschichtliche Entscheidung gefallen. Hätte das französische Canada sich der Unionseite angeschlossen, so wäre ein einziges Amerika entstanden, vom Pol bis an den Rio Grande. Aber ein anderes wäre noch bedeutsamer gewesen. Die Franzosen von Canada wären in der erdrückenden angelsächsischen Majorität wahrscheinlich in der gleichen Weise amerikanisch geworden wie die Franzosen von Louisiana, die zum Teil zwar auch noch französisch sprechen, aber doch nicht im entferntesten einen ähnlich starken nationalen Block darstellen wie das französische Canada. Die französischen Canadier entwickelten sich zur Nation. Sie sind das erste wirkliche Volk aus europäischem Blute auf amerikanischem Boden. Die Amerikaner wollen erst eines werden. Diese nationale Autonomie der französischen Canadier ist für alle nichtangelsächsischen Einwanderer nach Canada ein starker Ansporn, ihre nationale Eigenheit zu bewahren. Und so wäre das auch im gesamtamerikanischen Staate.

Ich halte einen solchen gesamtamerikanischen Staat vom Pol bis Panama auch heute noch für möglich, ja eigentlich für das Gegebene, für das Schicksal Amerikas. Aber vor der Tatsache darf man doch nicht die Augen verschließen, daß ein solcher „Anschluß" heute unvergleichlich schwieriger zu bewerkstelligen wäre als vor 150 Jahren. Und in keinem Falle ließen sich die Franzosen von Canada heute noch anglisieren. Im Gegenteil, eine amerikanisch-canadische Fusion würde den nichtangelsächsischen Elementen in den USA. ein starker Antrieb sein, dem französischen Beispiel zu folgen. Jeder richtige Yankee wird zwar vor dem Gedanken zurückschrecken, die Staaten könnten einmal nicht mehr angelsächsisch und nicht mehr protestantisch sein, und trotzdem liegt die eigentliche Zukunft Amerikas nicht in Unifizierung, sondern in nationaler Differenzierung mit dem Englischen lediglich als allgemeiner Amts- und Verkehrssprache, als allgemeinem Verständigungsmittel wie selbst in dem England feindlichen Indien.

Boden, Blut, Idee und Geschichte bestimmen Leben und Schicksal eines Volkes wie einer Volksgemeinschaft. Alle diese vier Faktoren drängen und drängten die Vereinigten Staaten von Anfang an auf einen großräumigen Weg. Der entscheidende Augenblick in der amerikanischen Entwicklung war die Überwindung der Apalachen. Wäre es den Franzosen gelungen, sich vorher im Mississippital so festzusetzen wie in dem des St. Lorenz, das heutige Amerika wäre nie entstanden. Das gleiche wäre eingetreten, wenn England im Frieden von 1782 auf den Apalachen als Grenze

der neuen Republik bestanden hätte, anstatt ihr das Land bis zum Mississippi freizugeben. Das wäre voraussichtlich zu erreichen gewesen, nachdem selbst Frankreich, der Bundesgenosse der Union, und erst recht Spanien, das gleichfalls gegen England gefochten hatte, dafür waren.

Nordamerika ist in südnördlicher Richtung gegliedert, was seine Gebirge wie seine Flüsse anbetrifft. Auf ihrem Vormarsch von Ost nach West hatten die Amerikaner erst die Apalachen zu überwinden, dann den Mississippi, schließlich die Rocky Mountains. Hier gab es wirklich natürliche Grenzen, während nach Nord wie nach Süd die Landschaft grenzenlos nach Canada wie nach Mexiko übergeht. Der Rio Grande strömt nur in seinem Unterlauf westöstlich, in seinem Oberlauf hält auch er sich an die westnördliche Route, und das Hochland von Mexiko geht ohne Grenze in das von Neu-Mexiko und Arizona über.

V. Der Zug nach Westen

Die Vereinigten Staaten sind durch Kampf und Kauf entstanden, und je weiter und je gewaltiger sie sich entwickelten, desto mehr trat das letztere an Stelle des ersteren. Hieß es im alten Habsburger Reich „Tu felix Austria nube!", so konnte man von der Neuen Welt sagen: „Du glückliches Amerika kaufe!"; denn die Amerikaner waren wirklich ungewöhnlich glücklich in ihren Käufen. Für ein Butterbrot erstanden sie nacheinander die wertvollsten Ländereien, deren jährliche Erträgnisse in der Folge ein Vielfaches des ganzen Kaufpreises betrugen.

Der erste dieser glücklichen Käufe war der von Louisiana. Nach Erringung der Unabhängigkeit zerfiel das Gebiet, das heute die Vereinigten Staaten umfassen, in zwei ungleiche Hälften; die östliche vom Atlant bis zum Mississippi gehörte den eben entstandenen amerikanischen Republiken, die westliche, bedeutend größere, die sich bis an den Pazifik dehnte, unterstand der spanischen Krone. Außerdem saßen die Spanier auch noch im Süden der Union, im heutigen Staat Florida, hielten also noch die Schlüsselposition zum Golf von Mexiko. Das ehemals russische Interessengebiet im äußersten Nordwesten wurde unter dem Namen Oregon von den Engländern wie den Amerikanern beansprucht, die beide um Kap Horn herum dorthin Schiffe entsandt und Entdeckungen gemacht hatten. Doch waren das einstweilen theoretische Ansprüche, nicht anders als heute die in Arktis und Antarktis.

Auch der Anspruch Spaniens auf sein nordamerikanisches Territorium war mehr oder weniger rein nominell. Spanien hatte auf die Dauer nicht Menschen und Material genug, sein riesiges mittel- und zentralamerikanisches Gebiet zu halten, wieviel weniger sein nordamerikanisches, das, von einigen Posten und Missionsstationen abgesehen, praktisch unbesetzt war. Die Amerikaner wußten dies gut genug, und sie sahen die Spanier nur als eine Art Platzhalter an, die ihnen diese Gebiete so lange verwahrten, bis sie selber stark genug waren, sie in Besitz zu nehmen. Daher war die Aufregung auch ungeheuer, als das spanische Louisiana, das heißt das

Gebiet zwischen Mississippi und Rocky Mountains während der napoleonischen Kriege in aller Heimlichkeit den Besitzer wechselte und plötzlich französisch wurde.

Napoleon mochte in Amerika ähnlich weitschauende Pläne haben wie in Indien. Seine Idee war wohl, den Ausgang des Siebenjährigen Krieges rückgängig zu machen, der Frankreich aus Amerika vertrieben hatte. Und er gedachte wohl vom Mississippi aus nach dem St. Lorenz vorzustoßen und so den alten Traum eines riesigen französischen Amerika doch noch zu verwirklichen. Allein der Traum dauerte keine drei Jahre. Im Jahre 1800 hatte sich Napoleon Louisiana von Spanien abtreten lassen, im Geheimvertrag von Ildefonso. Im Jahre 1803 mußte er es bereits an die Vereinigten Staaten verkaufen. Der eigentliche Grund für diese rasche Wiederabtrennung des eben erst errungenen Gebietes ist seltsam genug. Er lag im Negeraufstand von St. Domingo. Die Rebellion der ehemaligen schwarzen Sklaven kostete Napoleon zwei große Armeen, die er für die Besetzung Louisianas bestimmt hatte. Außerdem stand ein Krieg mit England bevor. Es war kein Zweifel, daß die über den napoleonischen Kauf erbitterten Amerikaner in diesem Falle sich sofort an England anschließen würden. So entschloß sich Napoleon, die amerikanische Neutralität zu erkaufen, indem er den Vereinigten Staaten das eben erworbene Louisiana wieder abtrat. Der Verkauf wurde rasch perfekt, und für 50 Millionen Dollar ging ein Gebiet an die Union über, das sich vom Golf von Mexiko bis an die canadische Grenze erstreckte und wesentlich größer war als die ursprünglichen dreizehn Kolonien zusammengenommen.

In rascher Folge ging dann durch Kauf, Kampf und Vertrag, meistens durch eine Kombination von allen dreien, das übrige Unionsgebiet in die Hände ihres heutigen Besitzers über. Im Jahre 1819 wurde Florida von Spanien gekauft, 1845 Texas annektiert, 1848 der größte Teil des restlichen, ehemals spanischen, später mexikanischen Amerika. Im Jahre 1853 wurde ein weites Stück Land von Mexiko gekauft, 1867 Alaska von Rußland. Und so ging es weiter bis auf unsere Tage mit Oregon, Hawai, Samoa und den Philippinen. Amerika schien sich unbegrenzt weiter ausdehnen zu wollen, immer weiter nach Westen, zu Wasser wie auch zu Land, bis der Pazifik ein amerikanisches Meer geworden, wie seinerzeit die Prärie und Felsengebirge des Wilden Westen ein amerikanisches Land — — bis heute mit einem Male ein Wendepunkt eintritt. Die unbegrenzte westliche Expansion gerät ins Stocken. Ja, mit der Aufgabe der Philippinen setzt sogar eine rückläufige Bewegung ein. Mit Japan sind die Vereinigten Staaten erstmalig auf einen ernsthaften, todentschlossenen Gegner gestoßen, der sich ihrem Siegeszug nach Westen entgegenstellte. Und nun erhebt sich die Frage: „Was nun?"

Wird Amerika diesen Widerstand brechen? Wird es seine Expansion aufgeben und die ursprüngliche ostwestliche Richtung in die naturgegebene nordsüdliche umbiegen, wofür mit dem Erwerb Portoricos, dem Ankauf der Jungfrau-Inseln, dem Bau des Panamakanals wie der Intervention auf Cuba, Haiti und in Nicaragua bereits Ansätze vorliegen?

ERNST SAMHABER:

Ibero-Amerika und der Pazifik

Das spanische Amerika hat im 16. Jahrhundert im Pazifischen Ozean eine Macht ausgeübt, wie seither in so unbeschränktem Maße keine andere Nation. Von dieser Stellung ist nur die Erinnerung an die Tatsache geblieben, daß Spanier diesem gewaltigen Ozean den Namen gegeben haben, Balboa den der Südsee (weil er von der Panamalandenge nach Süden schaute) und Magellanes den des „Pazifischen" Ozeans.

Es ist bekannt, daß der amerikanische Kontinent zunächst für die Pläne des Kolumbus und die spanischen Wünsche nach einer direkten Verbindung mit Asien nur ein Hindernis bildete. Weniger bekannt ist der gewaltige Plan des Eroberers von Mexiko, Hernando Cortez, Mexiko und damit das spanische Amerika zur pazifischen Vormacht auszubauen. Gestützt auf die gewaltigen Bodenschätze und Waldbestände der pazifischen Küste, auf die zahlreiche, fleißige und intelligente indianische Bevölkerung und auf die überlegene spanische Schiffsbaukunst seiner Zeit wollte Cortez am Pazifischen Ozean selbst eine große Seemacht aufbauen, die den gesamten Pazifik beherrschen sollte. Es war eine besondere Tragik, daß wenige Jahre nach der Eroberung Mexikos (1519/21) ein anderer spanischer Konquistador, Francisco Pizarro, 1532 das Inkareich in Peru eroberte und so das spanische Interesse vom Pazifik weg wieder nach Südamerika lenkte. Gewiß war auch das neue Reich ein pazifisches, erobert vom pazifischen Stützpunkt von Panama, aber es ließ die ursprünglichen Pläne des Hinübergreifens nach Asien zurücktreten.

Es wurden diese Pläne nicht sofort aufgegeben, da zunächst noch die gewaltigen Ergebnisse der ersten Weltumseglung durch Magellanes in den Jahren 1519—1521 gerade die ungeheuren Möglichkeiten des Pazifik gezeigt hatten. 1564/65 wurden die Philippinen dem mexikanischen Vizekönigtum eingegliedert und von dort aus bis 1584 finanziell durchgehalten, aber der große entscheidende Schlag war bereits viel früher erfolgt. 1528 waren die Molukken oder Gewürzinseln an Portugal verkauft worden und damit der eigentliche Kern der spanischen Pazifikfahrt aufgegeben worden.

Was Spanien im 16. Jahrhundert an wissenschaftlicher Entdeckung im Pazifik leistete, stand alles unter dem Stern, daß der eigentliche Preis der Seeherrschaft, die kaufmännische Ausbeutung des Asienhandels mit Europa, bereits aufgegeben war. Die Philippinen waren ein teures, nur mit dem mexikanischen Silber zu bezahlendes Schmuckstück des spanischen Weltreiches.

So blieb die spanische Seemacht auf die amerikanische Küste beschränkt, und hier verkümmerte sie schnell, weil ihr keine Gefahr entgegentrat. Die gelegentlichen Einfälle der Piraten (etwa von Drake 1577—1580) erhielten ihre Schrecken nur aus der Tatsache, daß diese ungeheure Küste jahrzehntelang überhaupt nicht an-

gegriffen worden und auch nur sehr geschickten, verzweifelten Seefahrern um die Südspitze von Südamerika herum zugänglich war. Eine ernstere Bedrohung durch eine größere Flotte war gänzlich ausgeschlossen, da sie die unwirtliche Küste Patagoniens entlang und dann nach der Überwindung der Magellanstraße (oder gar des stürmischen Kap Horn) längs der chilenischen Küste an den starken Festungen von Chiloe und Corral (Valdivia) vorbeiführen mußte.

Es ist heute müßig, den Gedankengängen des Cortez zu folgen und zu erwähnen, was wohl geschehen wäre, wenn er mit seinen kühnen Plänen am Hofe von Madrid durchgedrungen wäre, mit seinen Schiffen von der pazifischen Küste Mittelamerikas absegelnd, den Nordpassat im Rücken und mit den amerikanischen Edelmetallen im Laderaum nach Asien gelangt wäre, dort die Spezereien erworben und diese nach Europa gebracht hätte. Spanien hätte den großen Welthandel in einer Weise in die Hand bekommen, daß dagegen die anderen Seemächte sich kaum hätten entfalten können. Wenn wir aber dieses Problem vom geopolitischen Gesichtspunkt aus betrachten, so müssen wir zugeben, daß diese Gedankengänge des großen Konquistadors zu kühn gewesen sind. Die geographischen Bedingungen der pazifischen Küste Amerikas lassen die Entfaltung einer derartigen pazifischen Macht kaum zu. Die Kordillere begleitet die Küste vom Süden bis zum höchsten Norden, große Quertäler mit weitem Hinterlande sind nirgends vorhanden, nur wenige kleine Täler erlauben brauchbare Hafenbildungen, sonst liegen die eigentlichen Kulturländer in meist hochgelegenen Längstälern, die nur eine unzureichende Verbindung zur See haben.

Die Herrschaft über den Pazifik konnte nur eine spanische, keine amerikanische sein, und da erscheint es zweifelhaft, ob der Wille des fernen Mutterlandes über den Atlantischen Ozean und den amerikanischen Kontinent hinweg stark genug war, um eine Machtstellung aufrechtzuerhalten, zu der die äußerste Anspannung des Willens nötig gewesen wäre.

Das spanische Regierungssystem war einer derartigen Willensentfaltung der Kolonien durchaus abhold und unterdrückte jede eigenwillige, meist auf Freibeuterei hinauslaufende kriegerische Unternehmung. Peru mit seinen ungeheuren Silberschätzen wurde streng angewiesen, die gesamten Edelmetallschätze über die Landenge von Panama so schnell wie möglich nach Spanien zu schaffen, jeder direkte Verkehr mit Asien wurde unterbunden, nur von Mexiko aus gingen die Subsidienzahlungen nach den Philippinen. Daß dieser Zustand nicht ganz willkürlich war, zeigte sich im 19. Jahrhundert, als die spanischen Kolonien in Amerika ihre Unabhängigkeit errungen hatten.

Die südamerikanischen Republiken blieben ausgesprochen nach Europa und dem Atlantik orientiert, selbst so ausgesprochene Pazifikstaaten wie Chile und Peru. Mit Asien und Australien bestanden nur sehr geringe Berührungspunkte, und diese waren nur wirtschaftlicher Natur. So hat etwa der Goldrush in den fünfziger Jahren

in Australien der chilenischen Landwirtschaft vorübergehend einen Aufschwung gebracht. Auch im 20. Jahrhundert hat Südamerika zunächst wenig Interesse für den Pazifik gezeigt, der Russisch-Japanische Krieg wurde ohne besondere Teilnahme verfolgt, die Unabhängigkeitsbewegung der Asiaten wurde verständnislos betrachtet, und die Eröffnung des Panamakanals 1914 hat die Verbindung der Pazifikstaaten zum Atlantik nur verbessert.

Das wurde erst anders, als Asien seinerseits zum amerikanischen Festlande hinübergriff. Die ersten Anfänge liegen bereits vor dem Weltkriege. Die nordamerikanisch-japanische Spannung wegen der Einwanderung nach Kalifornien führte zu gewissen Beunruhigungen in Mexiko, etwa als die Gerüchte gingen, die Japaner wollten die Magdalenenbucht in Niederkalifornien als Flottenstützpunkt gegen die Vereinigten Staaten erwerben. Diese politischen Vorstöße wurden jedoch durch die überlegene Macht der Vereinigten Staaten von Nordamerika abgewehrt.

Diese sind erst spät an den Pazifik vorgedrungen. Bis 1849, also bis zu den Goldfunden in Kalifornien, waren die Vereinigten Staaten ausgesprochen nach dem Atlantik orientiert ohne Interessen am Pazifik. Bis dahin waren die pazifischen Gestade Nordamerikas so gut wie menschenleer. Die Entfaltung Nordamerikas am Pazifik mit dem Hinübergreifen nach Asien und die Verbindung durch den Panamakanal führte dazu, daß die Vereinigten Staaten auch an der pazifischen Küste Südamerikas eine Rolle zu spielen begannen. Vor der Eröffnung des Panamakanals, also bis 1914, konnte eine nordamerikanische Flotte nur um Südamerika herum in den Pazifik gelangen, und war damit praktisch auf die Zusammenarbeit mit Chile angewiesen. Nach 1915 besteht theoretisch die Möglichkeit, jederzeit mit einer überlegenen Flotte an der pazifischen Küste Südamerikas aufzutauchen. Damit entstand auch der Wunsch nach geeigneten Flottenstützpunkten.

Es gibt an der pazifischen Küste Süd- und Mittelamerikas nur wenige Häfen, die dafür in Frage kommen, und deren Besitz muß einer starken Flotte die unbedingte Herrschaft über den Süd-Pazifik sichern. Die Magdalenen-Bucht in Niederkalifornien liegt zu nahe an Nordamerika, als daß es an ihr ein besonderes Interesse hätte, dafür haben sich die Vereinigten Staaten durch Verträge eine bevorzugte Stellung in der Fonseca-Bucht zu sichern bemüht, wo die drei Staaten Salvador, Honduras und Nicaragua zusammentreffen. In Südamerika gibt es südlich vom Golf von Guayaquil eigentlich nur einen Hafen, der als Flottenstützpunkt in Frage käme, das ist Arica, das zwischen Ecuador und dem chilenischen Kriegshafen von Talcahuano die gesamte pazifische Küste beherrscht. Es schien vorübergehend, als ob besondere Umstände diesen wertvollen Hafen den Nordamerikanern in die Hände spielen sollten.

Im Frieden von Ancon, der dem Salpeterkrieg zwischen Chile und Peru 1879 bis 1882 ein Ende setzte, war bestimmt worden, daß das Gebiet von Tacna und Arica in freier Volksabstimmung selbst über sein Schicksal entscheiden sollte. Chile hatte

seitdem sehr große Summen in dieses Land hineingesteckt und mit den Wege-, Brücken-, Häuser- und Eisenbahnbauten auch sehr viele chilenische Arbeiter ins Land gebracht, die das ursprüngliche Zahlenverhältnis vollkommen umzukehren drohten. Die Folge war, daß die Peruaner von Gewalt sprachen und die Wahlen nicht anerkennen wollten. Als dritte Macht meldeten sich die Bolivianer, die im Salpeterkrieg die Gebiete weiter südlich bei Antofagasta verloren hatten und für die Arica der einzige direkte Weg ans Meer darstellte. Die streitenden Mächte riefen den nordamerikanischen Präsidenten als Schiedsrichter an, und dieser bestand auf dem Plebiszit. Die amerikanische Kommission, die die Wahlen beaufsichtigen sollte, stand unter der Führung des Marschalls Pershing (uns bekannt aus dem Weltkrieg) und dem General Lassiter. Diese schlugen als neue Lösung vor, längs der Eisenbahn einen schmalen Landstreifen Bolivien zu geben einschließlich des Hafens von Arica, die Gebiete nördlich davon sollten an Peru, die südlich an Chile fallen. Dafür sollte Peru für das Gebiet, Chile für die Eisenbahn von Bolivien eine sehr hohe Summe erhalten, die durch eine internationale Anleihe (von Nordamerika natürlich) aufgebracht würde. Als Garantie für diese Anleihe sollte der Hafen von Arica dienen.

Dieser Plan scheiterte an der chilenisch-peruanischen Verständigung 1928, wozu die diplomatische Unterstützung durch Argentinien sehr wesentlich beitrug. Damals hat auch Japan seine Hilfe in Aussicht gestellt, falls die Vereinigten Staaten versuchen sollten, mit offener Drohung und Gewalt Chile und Peru zur Annahme der Vorschläge von Lassiter zu zwingen. Es war auch ohne das kaum damit zu rechnen, daß Nordamerika in einer derartigen Frage zur offenen Machtanwendung schreiten würde. Gewiß sind die beiden Republiken Chile und Peru von der Seeherrschaft im Pazifik abhängig, die ganz bei Nordamerika gelegen hätte, aber dieses muß auf die Gefühle der gesamten iberoamerikanischen Staatengruppe Rücksicht nehmen. Washington selbst hat immer betont, daß seine Methoden südlich des Panamakanals andere sein müßten als in Mittelamerika, wo es, etwa in Nicaragua, zu offener Besetzung des Landes geschritten ist.

War so die Gefahr einer machtpolitischen Einwirkung vom Pazifik her auf Südamerika abgewehrt, so wuchs in den letzten Jahren die wirtschaftliche Durchdringung Südamerikas vom Osten her. Das galt in den ersten Jahren nach dem Kriege für Nordamerika, seit der Weltwirtschaftskrise auch von Japan. Wir sahen, daß die Vereinigten Staaten durch den Panamakanal eine pazifische Macht geworden sind, das gilt auch wirtschaftlich. Das bewirkte eine niemals klar ausgesprochene, aber immer deutlicher hervortretende Teilung Südamerikas in einen atlantischen, vorwiegend englischen und einen pazifischen, vorwiegend nordamerikanischen Interessenkreis.

Südamerika verdankt seine verkehrstechnische und industrielle Erschließung in sehr hohem Maße englischem Kapital. England mit seiner vor hundert Jahren weltbeherrschenden Flotte war der große Stapelplatz für südamerikanische Erzeugnisse,

von dort aus kam das Kapital für die Bahnbauten und die Erschließung der Bergwerke wie der Staatsanleihen. Der Kampf, den USA. führte, um in Südamerika finanziell festen Fuß zu fassen, war hart und sehr erbittert. Zwar hatte Nordamerika während des Krieges einen gewissen Vorsprung, als England nicht liefern konnte, und nach dem Kriege standen ihm die großen Kriegsgewinne zur Verfügung. Um aber die Engländer aus ihren festen wirtschaftlichen Stellungen hinauszudrängen, mußten neue technische Verbesserungen eingeführt werden, die so gewaltiges Kapital erforderten, daß England das nicht mehr leisten konnte, wenigstens nicht für ganz Südamerika. Die erste Position, die es räumte, war die pazifische Küste.

In der Kupferindustrie Chiles hatten die Gebrüder Guggenheim, der führende nordamerikanische Kupferkonzern, gewaltige Kapitalien investiert, um mit Hilfe des kalten (Säure-) Verfahrens auch sehr geringprozentige Erzvorkommen ausbeuten zu können (unter 2% Kupfer im Erz) und zu Selbstkosten, die weit unter dem der alten hochprozentigen, aber in schlechter Verkehrslage hoch im Gebirge befindlichen Kupferbergwerke lagen. Dadurch wurde Chile 1928/29 das größte Kupferexportland der Welt. Ähnlich sollte die Salpetererzeugung durch Mammutbetriebe überrationalisiert werden, so daß die Engländer ihre Salpetergesellschaften an die Nordamerikaner verkauften. In der Elektrizitätsindustrie schreckten die Nordamerikaner vor keinem Mittel zurück. Sie zettelten Streiks der Straßenbahner an, sie ließen die städtischen Elektrizitätskontrakte für Straßenbeleuchtung in der Presse und den städtischen und staatlichen Behörden angreifen, sie kauften die größeren Abnehmer von Elektrizität auf und ließen die englischen Maschinen herausreißen, bis die Engländer freiwillig ihre Elektrizitätswerke an die Nordamerikaner abgaben. Das ist vielleicht eine Gelegenheit, um daran zu erinnern, daß England die Elektrizitätswerke in Santiago de Chile während des Krieges durch regelrechten Raub den Deutschen abgenommen hatten auf Grund des rein juristischen Sitzes der Gesellschaft in London.

Auch in Peru drangen die Nordamerikaner stark vor. Hatten vor dem Kriege die Engländer durch die Peruvian Corporation, einer Finanzverwaltung auf Grund eines Staatsbankrottes, den maßgebenden Einfluß, so verstanden es die Nordamerikaner, dem Präsidenten Leguia so große Kredite für Straßenbauten usw. aufzudrängen, bis Peru ganz in nordamerikanischen Händen war, ebenso wie seine Kupferindustrie (Cerro de Pasco). Gewiß drangen die Vereinigten Staaten auch auf der Ostküste Südamerikas vor (sie sind schließlich auch eine atlantische Macht), besonders in Brasilien gestützt auf die ausschlaggebende Rolle im brasilianischen Kaffeeexport, aber hier haben die Engländer viel stärkeren Widerstand geleistet, besonders in Argentinien.

Die gewaltige wirtschaftliche Stellung der Nordamerikaner brach in der großen Weltwirtschaftskrise zusammen wie ein Kartenhaus. Es stellte sich heraus, in wie

unverhältnismäßigem Maße die finanzielle Stellung der großen amerikanischen Konzerne auf fremden Gelde, ja auch vor allem englischen Gelde beruhte. Die Engländer hatten langfristige Anleihen gegeben, wo die Nordamerikaner die Aktien und das — meist sehr kleine — Betriebskapital gestellt hatten. Das war besonders deutlich bei der chilenischen Salpetergesellschaft, der Cosach. Es zeigte sich auch, daß die englische Stellung auf seinem großen Welthandel beruhte und der starken Aufnahmefähigkeit für die Rohstoffe der ganzen Welt. Die Nordamerikaner, selbst ein Rohstoffland ersten Ranges, sperrten 1930 ihre Grenzen und zerschlugen so ihre eigenen Kapitalsanlagen, in Kuba die Zuckerindustrie, in Peru und Chile die Kupferindustrie.

Im Augenblick ist England noch nicht so weit, wieder an die Stelle der Nordamerikaner zu treten, auch haben die Vereinigten Staaten noch durch die Rooseveltsche Kreditausweitung Hoffnung, ihre alte Position wiederzuerlangen, es besteht aber für mich kein Zweifel, daß auf die Dauer der englische Lord Recht behalten wird, der 1929 gefragt wurde, warum er seine Anteile an der argentinischen Telephongesellschaft an die Nordamerikaner verkauft hätte. „Man muß das kaufmännisch sehen", sagte er. „Ich habe meine Anteile sehr teuer verkauft, und ich hoffe sie einmal billig wiederzukaufen." Zunächst hat England durch Ausbildung seiner afrikanischen Kupferindustrie der pazifischen Kupferindustrie Südamerikas einen sehr gefährlichen Wettbewerber geschaffen.

Zu den beiden angelsächsischen Ländern hat sich in den letzten Jahren Japan gesellt, begünstigt durch die außerordentliche Yenentwertung, der im Inlande keine entsprechende Preissteigerung gefolgt ist. In den letzten drei Jahren stieg der japanische Anteil am Import in Iberoamerika sprunghaft an, was in den Werten nicht so zum Ausdruck kommt, wie in den Mengen, da die Preise in Yen ziemlich gleich blieben, dieser aber so stark entwertet wurde (auf ein Drittel seines Wertes). Man darf aber diese Entwicklung nicht überschätzen, da trotz dieser relativen Steigerung der absolute Anteil noch außerordentlich gering ist und auf die Dauer dadurch begrenzt wird, daß Japan nur wenige Waren aus Südamerika aufzunehmen in der Lage ist. Es mag für japanische Wirtschaftler verlockend erscheinen, die Baumwolle statt von Indien aus Peru oder Brasilien zu beziehen, und die Wolle aus Argentinien statt aus Australien. Baumwolle ist nicht immer gleich Baumwolle, und Wolle nicht gleich Wolle zu setzen. Japan kann für seine Industrie nicht beliebig wechseln, da es für seine billigen Artikel — und gerade diese haben seinen Export begründet und so ausgedehnt — die indische Baumwolle und die australische Wolle haben muß. Die großen Verhandlungen der Japaner in Südamerika über größere Rohstoffkäufe haben nur in wenigen Fällen zu Erfolgen geführt, und damit setzte zwangsläufig bei der vollständigen Devisenbewirtschaftung in Südamerika der Rückschlag ein, nachdem sich 1933 die japanische Ausfuhr nach Südamerika um 203 v. H. (allerdings in Yen) gesteigert hatte. 1934 dürfte bereits

rückläufige Zahlen bringen. Das gilt nicht für Mittelamerika einschließlich Mexikos und der Antillen, wo sich die japanische Ausfuhr in den ersten 5 Monaten nahezu vervierfacht hat (1934: 14,7 Millionen Yen, 1933 nur 3,9 Mill. Yen und 1932 gar nur 1,2 Mill. Yen). Aber auch hier ist die japanische Einfuhr aus diesen Ländern ganz geringfügig (in den ersten 5 Monaten dieses Jahres nur 92 000 Yen, im Vorjahre 124 000 und 1932 noch 325 000 Yen). Auch hier dürfte daher der Rückschlag nicht ausbleiben. Iberoamerika ist weder politisch noch wirtschaftlich nach dem Pazifik orientiert, sondern ganz nach dem Atlantik.

Das gilt auch in der Bevölkerungsfrage. Wir wissen, wie stark der Bevölkerungsdruck an der asiatischen Küste des Pazifik ist, während Amerika im Vergleich dazu fast menschenleer erscheint. Die Einwanderungsversuche der Japaner in Nordamerika sind am Einspruch der Vereinigten Staaten gescheitert. Es lag der Gedanke nahe, daß nun die asiatische Einwanderung sich nach Südamerika ergießen würde. Dem stehen aber geographische Bedingungen im Wege, so daß zahlenmäßig die Einwanderung nie sehr groß gewesen ist. Für ängstliche nordamerikanische Gemüter, die in jedem Japaner einen getarnten Spion und Vorposten einer Invasionsarmee sehen, mögen die Japaner in Peru, Ecuador und vor allem in Panama ein Schrecken sein. Das trockene Wüstenklima der pazifischen Küste Südamerikas mit seinen kalten Nächten ist dem an ozeanisches mildes Klima gewöhnten Japaner genau so unleidlich wie die Höhen der Orte, die etwas von der Küste entfernt liegen. Deswegen hat die japanische Einwanderung zahlenmäßig nur in Brasilien größeren Umfang angenommen, obwohl hier die Entfernung vom Mutterlande so viel größer ist. Auch in Brasilien gibt es nur wenige sehr begrenzte Teile, die für die japanische Einwanderung überhaupt in Frage kommen, nämlich weder die Gluthölle des Amazonas, noch die Hochfläche von São Paulo und Minas Geraes, noch die Steppe von Rio Grande do Sul, sondern nur einige Flußtäler an der Küste.

So haben die Japaner das Iguapé-Tal des Staates São Paulo besiedelt, wo von den etwa 107 000 Japanern in Brasilien (1932) etwa 90 000 wohnten. Die japanische Einwanderung setzt erst nach 1923 in größerem Maße ein, bis dahin gab es nur etwa 35 000 Japaner in Brasilien, in den nächsten 7 Jahren wandern mehr als doppelt so viel ein, aber diese Zahlen spielen für den Aufbau der brasilianischen Nation so gut wie keine Rolle. Und dennoch hat Brasilien Befürchtungen wegen seiner Bevölkerungsbasis und hat die Quote für die japanische Einwanderung in der neuen Verfassung vom 15. Juli dieses Jahres auf 2755 Einwanderer festgesetzt. Diese Beschränkung der asiatischen Einwanderung finden wir heute in den meisten der wirklich für eine Einwanderung in Frage kommenden Ländern, etwa in Mexiko im Gesetz vom 17. Februar 1934, in Salvador im Gesetz vom 27. Juli 1933. Es besteht also wenigstens vorläufig keine Möglichkeit, auch trotz der ungünstigen geographischen Bedingungen einen nur nennenswerten Teil des japanischen Bevölkerungsdruckes nach Süd- und Mittelamerika zu lenken.

Südamerika ist dem Pazifik und seinen Problemen abgeneigt, nicht weil es überhaupt dem Weltmeere durch seinen Aufbau feindlich wäre, wie das vielleicht von Afrika sich sagen ließe, sondern weil es so ausgesprochen nach dem Atlantik orientiert ist, seit den Tagen der spanischen Herrschaft, als die Waren mühselig über die Landenge von Panama hinübergeschafft werden mußten. An die pazifischen Einwirkungen in vorgeschichtlicher Zeit, die gewiß erfolgt sind, gibt es kaum Erinnerungen, so daß sie ganz in Zweifel gestellt werden, aber umgekehrt eine Einwirkung von Südamerika über den Pazifik hinweg, ja nur eine Teilnahme an den weltbewegenden Fragen, hat es seit der Loslösung der Philippinen vom Vizekönigreich Mexiko nicht mehr gegeben. Es sprechen keine Anzeichen dafür, daß sich diese Einstellung Südamerikas in absehbarer Zeit ändern wird.

GUSTAV FOCHLER-HAUKE:

Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien I

Auch dieser Beitrag eines jungen Deutschen, der Ostasien aus eigener Anschauung kennt, ist grundlegend und erstreckt sich über mehrere Hefte. Er bietet, als Gegenstück zu dem Aufsatz von Colin Ross über die USA, eine zusammenfassende Schau der Lage am Gegenufer des Pazifik. Die Schriftleitung.

Die machtpolitischen Auseinandersetzungen im Fernen Osten erschüttern in ihren Auswirkungen weite politische Kraftfelder, handelt es sich doch hier um das zähe Ringen einiger der volkreichsten und stärksten Mächte der Erde um die Vorherrschaft in Asien oder, enger begrenzt, zumindest in der östlichen Hälfte dieses größten Festlandes. Japan, das in einem verspäteten Imperialismus sich zu endgültig führender Stellung in Ostasien aufzuschwingen gewillt ist, muß, um seine Rüstungen fortsetzen zu können, in einer aufs äußerste gesteigerten Ausfuhr sich die wirtschaftlichen Unterlagen für seine hegemonistischen Absichten schaffen; diese Überschwemmung des Weltmarktes mit japanischen Waren aber zehrt an der Lebenskraft der weißen Industrievölker. Rußland, das für die kaum zu vermeidende Auseinandersetzung am Pazifik im Westen fürs erste Deckung braucht, greift in seiner Verbindung mit Frankreich, in der Zurückstellung der Ansprüche gegenüber der kleinen Entente, durch seinen Eintritt in den Völkerbund und endlich mit der Annäherung an die USA. empfindlich in die politischen Pläne europäischer Staaten ein. China endlich, das in seiner schwierigen äußeren und inneren Lage der Wirtschaft und dem Ausbau des Innenmarktes nur einen kleinen Teil seiner Kraft zuwenden kann, geht vorläufig in seiner Bedeutung als Absatzmarkt — verstärkt durch den japanischen Einfluß — für die abendländischen Industriestaaten immer mehr zurück. Alle diese einschneidenden Vorgänge beleuchten aufs Untrüglichste die Tatsache, daß der Machtkampf in Ostasien nicht ohne tiefe Bedeutung für die europäische Entwicklung und vor allem auch nicht ohne Ein-

wirkung auf die deutsche Wirtschaft und Sicherheit sein kann. Um sich ein klares Bild über das Warum der derzeitigen chinesischen Ohnmacht, über die dauernden Reibungen zwischen Rußland und Japan und über das Wann eines etwaigen Ausbruches der Gewalten machen zu können, ist es notwendig, ein wenig die Zusammenhänge herauszuschälen.

China

Eine der merkwürdigsten Gegebenheiten ist für den Europäer immer wieder die Machtlosigkeit Chinas gegenüber den Forderungen seiner mächtigen Nachbarn. Nicht allein der Bürgerkrieg mit seinen schweren wirtschaftlichen Folgen und nicht allein die vielen furchtbaren Naturereignisse sind es, die China ohnmächtig gegenüber den imperialistischen Eingriffen machen, sondern es ist hier entscheidend letztlich die geistige Haltung eines Großteiles seiner Bevölkerung. Die Chinesen sind keineswegs, wie oft angenommen wird, ein durchaus unpolitisches und unkriegerisches Volk, denn die Jahrtausende umfassende chinesische Geschichte zeigt uns gar nicht selten einen vorbildlich soldatischen Geist und einen bewundernswert weiten Blick der Staatsmänner in schwierigen Zeiten. Aber es gab eigentlich nie ein lebendiges und umfassendes Staatsbewußtsein im Volke selbst; der Nationsbegriff, der uns Europäern längst in Fleisch und Blut übergegangen ist, er fehlte bis vor ganz kurzer Zeit in der chinesischen Entwicklung. China war im chinesischen Bewußtsein die „Welt" schlechthin, die umliegenden Völker erschienen von ihr aus nur als „Barbaren", die dem Wohlwollen des „Reiches der Mitte" anheimgestellt waren. China war die chinesische Kulturgemeinschaft, die man gegen die Barbaren behaupten mußte und in die man letztere im Falle der Unterwerfung gerne aufnahm; aber es gab nicht den Begriff vom Kampfe gegen andere, ebenbürtige „Nationen", da China selbst keine Nation war, sondern in seiner universalen Einstellung bis in die jüngste Vergangenheit hinein sich als das Weltvolk fühlte. Aus dieser Einstellung heraus versteht man erst den „Hochmut" des Kaisers Kien-lung — ein Mandschu, aber, wie diese ganze Dynastie, vollkommen dem chinesischen Kulturbewußtsein eingeschmolzen —, der im Jahre 1792 den Russen gnädigst im Handelsabkommen von Kiachta die Wiederaufnahme des Handels mit China bewilligte, damit die Untertanen des russischen Reiches keinen Mangel hätten, und der ein Jahr später durch eine englische Gesandtschaft dem König Englands bestellen ließ, daß China keineswegs Waren fremder Barbaren benötige, aber von der Fülle seines Reiches der von der „Welt" abgeschlossenen Insel zukommen lassen werde, wenn er auch die Unwissenheit über die Sitten des „Himmlischen Reiches" nicht entschuldigen könne und zitternden Gehorsam in der Befolgung seiner Befehle erwarte. Aus diesem Geist spricht nicht Hochmut an sich, sondern die tief eingewurzelte Überzeugung von der unvergleichlichen Macht und Würde der chinesischen Kulturgemeinschaft, es spricht ferner daraus die tiefe Tragik, daß China aus seiner universalen Einstellung

und seiner unbedingten Vorherrschaft in Ostasien heraus, noch beim Beginn des 19. Jahrhunderts nicht begreifen konnte, daß auch jenseits seiner „Welt" andere Völker und große, mächtige Kulturen sich entwickelt hatten, mit denen es nun bald genug auf das Schwerste zusammenstoßen würde. Die Chinesen hatten in jahrhundertelanger zäher Kolonisation, infolge ihrer der unmittelbaren Umwelt gegenüber weitaus überlegenen, durch die universalistische Haltung werbekräftigen Kultur sich ein Reich von der Größe Europas geschaffen, riesige Gebiete vollkommen ihrem Bauerntum erobert, andere ihrem Handel untertan gemacht und die fremden Volksstämme, soweit sie nicht politisch ganz unterworfen werden konnten, wenigstens kultürlich vollkommen eingeschmolzen. Aber der Mensch und die Entwicklung seiner Persönlichkeit, die Familie und nicht der Staat waren grundlegend und bestimmend für allen Aufbau, der Ahnenkult bildete die Wurzel aller Gedanken. Die hohe Sittenlehre des Konfuzius verstärkte diesen Geist, befestigte ihn, vermochte aber kein völkisches Staatsbewußtsein zu schaffen, ja war der Entwicklung eines solchen hinderlich.

Notgedrungen mußte so der eigentliche Zusammenstoß dieses 400-Millionen-Volkes mit den Westmächten nach 1840 zu den schwersten Erschütterungen führen, die anwuchsen, als 1911 durch die Revolution die letzte Kraft des Zusammenhaltes, der Kaiser, hinweggefegt wurde. Das Kaisertum als Institution galt im konfuzianischen Mythos als Urbild vollkommenen Herrschertums, der Kaiser war in seiner sittlichen Bindung zum Weltall der „Himmelssohn", dessen Verfehlungen die Harmonie des Alls beeinträchtigen mußten und der infolgedessen für das irdische Geschehen in seiner Person verantwortlich war. Aus der schlechten Verwaltung, die schon in der letzten Kaiserzeit geherrscht hatte, wurde nun nach der Revolution, da jede vereinheitlichende Kraft fehlte, ein völliger Wirrwarr; Gewinnsucht von Politikern und Generalen führte zu Verselbständigungsbestrebungen von Provinzen. Es fehlte den Massen ein Ersatz für den Universalismus mit dem Kaiser als Mittelpunkt, ein einheitliches Nationalbewußtsein, das dem Auseinanderstreben aller Kräfte hätte Widerstand bieten können.

Die unmittelbare Ursache für den Sturz des Kaisertums war eine seit langem vor sich gegangene Erstarrung dieser Institution gewesen, unmittelbar aber wurde die Macht der Mandschudynastie durch den „Tung-Meng-Hui", den „Klub der Verschworenen" und durch ähnliche Verbände untergraben, die mehr oder weniger alle unter der geistigen Führung Sun-Yat-Sen's gestanden hatten. Das Ziel dieses Vaters der chinesischen Revolution war nicht nur der Sturz der fremden Mandschudynastie gewesen, unter deren letztem Herrscher China immer mehr ein Ausbeutungsobjekt imperialistischer Mächte geworden war; er wollte den Ersatz der alten, morsch gewordenen kulturverbindenden Kräfte durch nationbildende, die Einigung des gesamten Volkskörpers in einem festen Staatsbewußtsein im Zusammenhang mit einem gründlichen volkswirtschaftlichen Umbau. Er hatte sich, als er 1895 geflohen

war, ganz auf das aufgeschlossene Auslandchinesentum gestützt, mit dessen reichen Mitteln er nach seiner Rückkehr leidenschaftlich weiterarbeitete. In Hunderten von Reden, unzähligen Schriften, in Millionen von Anschlägen warb er für ein freies, geeintes China. Bei allen seinen Fehlern ist er dennoch — halb Wissenschaftler, halb politischer Erneuerer — als Persönlichkeit und in seinen Lehren der geistige Führer Chinas geworden. Er ist trotz des vielen Widerspruchsvollen in seinen Gedanken in der Verkündung seines Kampfes gegen Chinas Unterdrücker und durch seine drei Volkslehren trotz allem einer der gewaltigsten Erneuerer der chinesischen Geschichte; er hat den angewitterten chinesischen Volksblock ins Rollen zu einer neuen Zukunft gebracht, mögen auch seine Lehren und Hoffnungen im einzelnen wegfallen. Seine „drei Volkslehren" vom Volkstum, von der Volksgewalt und von der Volkswirtschaft — in einer für alle Kreise verständlichen Weise niedergeschrieben — sind der Katechismus der Kuo-min-tang-Partei und des ganzen Volkes geworden. Er erreichte mit seiner Lehre das Gewollte, das Aufflammen des Kampfes gegen die imperialistischen Ausbeutungsziele und gegen die Ungleichheit der Verträge: ein ungerechter Vertrag nach dem andern wurde seither von China aus gekündigt. In der Wirtschaft wollte er Fortschritt, Modernisierung, Einbau Chinas in die Weltwirtschaft; aber er wandte sich gegen jede „Internationalität" im staatlichen und wirtschaftlichen Sinne. Der Einfluß des Angelsachsentums — vor allem amerikanischen Geistes —, unter dem er aufwuchs und von dem er lernte, ist unverkennbar, das Demokratische in seiner Denkart tritt immer wieder hervor.

Als Sun-Yat-Sen 1925 starb, schien in den wirren Jahren 1926/27 die Kuo-min-tang ganz unter den Einfluß der Sowjets zu kommen. Ein Erfolg der kommunistischen Bewegung war in Teilen Kwang-tung's und der Insel Hai-nan, in vielen Kreisen von Kwang-si, in Hu-nan, Kiang-si, Hu-pe, Fu-kien und teilweise auch in Sze-tschuan festzustellen; er gründete sich auf die ungeheure Armut des Bauerntums, auf den Haß gegen Ausbeutung durch Großgrundbesitzer und Großkaufleute und auf die Werbeart der Roten Armeen. Die chinesischen Kleinbauern, die sich in den „Roten Armeen" zusammenschlossen, rissen zeitweise in riesigen Landesteilen Chinas die Macht an sich und hielten regelrechte Sowjetkongresse ab. Genaue Ziffern über die Stärke dieser Armeen waren nie zu erlangen, aber diese war jedenfalls beträchtlich, wenn auch oft Waffen- und Munitionsmangel herrschte, der nur teilweise durch Meuterei von Regierungstruppen ausgeglichen werden konnte. Die Methoden sind immer die gleichen. Wird von der Roten Armee neues Gebiet erobert, so bildet man sofort aus Soldaten, Arbeitern, Kleinbauern und Handwerkern Räte, die alle Maßnahmen beschließen, wie: Beseitigung, Gefangensetzung oder Ausweisung von Großgrundbesitzern, unbeliebten Bankleuten, Beamten und Offizieren der Nanking-Regierung sowie unbequemer Missionare. Ein Rätegericht beschließt die Aufhebung aller bisherigen Ansprüche auf Grund und Boden und die Neuverteilung des Besitzes unter die Pächter und Kleinbauern. Alle Steuern an die

Zentralregierung in Nanking werden natürlich abgeschafft. Bauernbünde, Arbeitergewerkschaften und Frauenverbände werden gegründet, die sich in die verschiedenen Aufgaben teilen. Erobern Nanking-Truppen wieder solche rote Gebiete, so lösen sich alle diese Verbände blitzschnell auf, und niemand will etwas mit ihnen zu tun gehabt haben. Grausamkeit und Verwüstungen sind Begleiterscheinungen der aufreibenden Kämpfe.

Im Jahre 1927 begann die Nanking-Regierung einen entscheidenden Vorstoß gegen die Kommunisten und hatte bald dank ihrer gut geführten Truppen unzweifelhafte Erfolge. Viele Gebiete konnten den Roten ganz entrissen werden, aber in manchen — z. B. in Kiang-si, das in dieser Zeit vom Verfasser durchquert wurde, Hu-nan, Hu-pe, Fu-kien — behaupteten sich die Kommunisten immer wieder. Überschwemmungen und Mißernten sowie die Verwicklungen mit Japan erschwerten der Nationalregierung die Befriedung des Landes, aber diese vermochte es dennoch, sich in Mittel- und Südchina weitgehend durchzusetzen und auch den Norden enger anzugliedern. Zwar treiben die westlichen Provinzen eine recht selbständige Politik, sind die Kommunisten auch heute noch nicht ganz unterdrückt — eine völlige Säuberung Fu-kien's, die in naher Zukunft nicht unwahrscheinlich ist, wäre eine große Hoffnung für den endgültigen Erfolg — und bestehen noch große Spannungen zwischen Nanking, Kanton und Hankau, aber dennoch liegt wohl das Schicksal Chinas in der Hand Nanking's.

Da China noch heute vorwiegend ein Bauernland ist, hängt alles davon ab, ob Nanking eine gerechte Neuverteilung des Bodens vornimmt und durchsetzt und entsprechende allgemeine landwirtschaftliche Reformen durchführt. Die Hebung der Kaufkraft der großen Masse ist unerläßlich für einen wirtschaftlichen Wiederaufbau, und die Industrie- und Handelsprobleme sind nicht weniger schwierig und dringend. Nanking arbeitet, reguliert den Hoangho, forstet auf, baut Straßen, entwickelt die Armee; man verzichtet sogar nicht selten — auch gegen die Volksstimmung — auf sofortige Regelung mancher nationaler Prestigefragen, um erst einmal die dringendsten wirtschaftlichen Gegenwartsfragen zu lösen. Man übt dadurch nicht „nationalen Verrat", wie der Regierung oft vorgeworfen wird, rechnet mit Jahrzehnten, ist sich des letztlichen Sieges der unerhört großen chinesischen Volkskraft sicher.

Japan

Wesentlich anders als in China sind die geistigen Unterlagen für die staatliche Entwicklung in Japan. Trotz der teilweisen Übernahme der konfuzianischen Sittenlehre und des Buddhismus vermochte sich hier der stark aus völkischen Quellen gespeiste Schintoismus zu erhalten; in diesem Glauben werden nicht nur Opfer für die eigenen Ahnen gefordert, sondern auch solche für jene des gottentsprossenen Kaisers. Derart wurde schon früh nicht nur die Familie — wie in China — und ihre

Beziehungen zur Grundlage aller Entwicklung, sondern der Blick mußte sich weiten auf den Kaiser als den Mittelpunkt des Staates; nicht nur Menschen einer Kulturgemeinschaft wurden erzogen, Japaner entwickelten sich aus dieser Geisteshaltung. Wie die Chinesen betrachteten die Japaner ihr Reich als die Mitte der Welt, aber sie dachten nicht universalistisch; sie betrachteten sich wie die Chinesen — von denen sie einen Großteil der Kultur übernommen, wenn auch vielfach selbständig weiterentwickelt haben — als auserwähltes Volk, aber im Schintoglauben wurde der Dienst am Staate zur Religion.

Die Japaner hatten sich zwar als Inselvolk häufig seeräuberisch betätigt, sie hatten auch während ihrer zweieinhalbtausendjährigen Geschichte bis zum Zusammenprallen mit den europäisch-amerikanischen Mächten einige Kriege mit Korea und China geführt, aber ansonsten sehr in sich zurückgezogen gelebt, was noch einmal besonders in der völligen Abgeschlossenheit vom 17. bis zum 19. Jahrhundert zum Ausdruck kam. Aber im Jahre 1854 erschien ein amerikanisches Geschwader unter Perry — dem man später in Tokio ein Denkmal setzte — an der japanischen Küste, und ein russischer Gesandter stellte sich in Nagasaki ein. Durch diese überraschende und erzwungene Öffnung Japans für den Handel der Mächte bemächtigte sich des japanischen Volkes eine große Unruhe. Man wollte keinen Handel mit den fremden Mächten, und vor Perrys Demonstration hatte man nur den Holländern einen gewissen Warenaustausch gestattet; nun aber sah man sich durch den Druck von außen zu einigen Handelsabkommen gezwungen. Man erkannte auch bald die wahren Absichten der Kolonialmächte, die Japan als eine zu erwerbende Kolonie betrachteten, sich aber untereinander wegen der Verteilung des Einflusses heftig bekämpften; man war sich früh darüber klar, daß der innere Ausbau des Landes mit eigener Hand vorgenommen werden müsse, wollte man sich nicht in die Hand der Fremden geben, und man hatte sich auch bald davon überzeugt, daß man sich nur durch Übernahme der technischen Entwicklung des Westens würde behaupten können, und setzte sich nun vor allem dieses Ziel, trieb eine schweigsame Politik, vermied Konflikte, verschob die Rache für Beleidigungen auf eine gesicherte Zeit. Die nun vor sich gehenden inneren Umwälzungen Japans zur Zeit des großen Kaisers Mutsuhito in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren wohl die größten und folgenschwersten seiner Geschichte. Man kannte nichts von der westlichen Kultur und von moderner Verwaltung, alles Vorhandene mußte vollkommen umgeändert werden. Und die Bevölkerung wuchs, Ernährungsschwierigkeiten mehrten sich, die Neuordnung kostete riesige Summen, die in einem Bauernland, wie es Japan bis dahin war, immer schwerer beschafft werden konnten. Der Druck der fremden Mächte wuchs dabei andauernd, mit dem Erfolge, nur noch mehr die Politik des schweigsamen und fanatischen inneren Um- und Aufbaus des entschlossenen Volkes anzuspornen. Japan wußte, daß es nicht nur Heer, Technik, Wirtschaft und Verwaltung zu erneuern galt, sondern daß auch das ganze Volk

innerlich und äußerlich entsprechend durchgebildet werden müsse, ehe es die Geschichte des Reiches allein und nur allein würde bestimmen können. Die vom Fürsten Ito 1890 ausgearbeitete neue Verfassung — noch heute in Kraft — erklärte den Kaiser für heilig und unverletzlich, ganz im Sinne der alten japanischen Mythologie und im Gegensatz zur chinesischen. Gleich zu Beginn heißt es hier, daß Japan seit mehr als 2500 Jahren von Herrschern aus derselben Dynastie regiert worden sei; soviel an Umwälzungen auch durch das Land gegangen sein mochten, immer sei die Stellung des Kaisers unverändert geblieben, und man erwarte dies auch weiterhin bis in alle Ewigkeit, möge auch das Antlitz Japans und der Welt sich in der Folgezeit noch so sehr verändern. In Japan ist derart Staats-, Volks- und Kaisergedanke immer eine Einheit gewesen, und die Übernahme der fremden Formen ging daher auch diesmal vorläufig ohne die weit reichenden Zersetzungserscheinungen, wie sie China zu gleicher Zeit heimsuchten und heimsuchen, vor sich. Denn soviel Japan auch an Neuem einbaute, ja auch an neuen westlichen Staatsideen übernahm, im Grunde blieb doch der überlieferte Staatsgedanke erhalten, und das vor allem, trotz der Technisierung, in den großen Massen des Volkes! Sozialismus und Bolschewismus vermochten daher trotz der Not weiter Volkskreise nur langsam vorwärts zu dringen, und einem internationalen Sozialismus würde in Japan nie eine längere Dauer beschieden sein. Die geringen Erfolge sozialistischer Strömungen erklären sich allerdings auch daraus, daß man sie rücksichtslos im Keime zu ersticken erstrebt. Vor nicht zu langer Zeit verpflanzte man 30 000 Kommunisten einfach auf eine kleine, stark vulkanische Insel! Ein moderner Staatssozialismus brauchte in Japan durchaus nicht ohne Zusammenhang zum Schintoismus zu stehen. Auch die Einflüsse des Christentums verstand man in ganz bestimmte Bahnen zu lenken.

Lange hatte man, wie schon erwähnt, versucht, vorläufig Machtkonflikte zu vermeiden, um den inneren Umbau nicht zu stören. Als aber die Russen immer mehr an Boden im Fernen Osten zu gewinnen trachteten, um einen ersehnten eisfreien Hafen zu erlangen und zu sichern, und als sich zwischen Rußland und China — das man damals noch für einen starken Machtfaktor in Ostasien hielt — politische Kämpfe in Korea entwickelten, sah sich Japan infolge seiner geographischen Lage zu dieser Halbinsel militärisch bedroht. Und da die zwischen China und Japan geschlossenen Verträge bezüglich Korea den Japanern als nicht mehr verläßlich erschienen, kam es 1894 zum Kriege, in dem China unterlag; im Frieden von Schimoniseki sollte Japan die Halbinsel Liautung erhalten. Durch Vorbehalt der Großmächte — darunter auch Deutschlands — wurde aber Japan um die Früchte seines Sieges gebracht, während es Rußland gelang, 1898 Liautung von China auf 99 Jahre zu pachten. In die nach der Jahrhundertwende ausbrechenden Boxerunruhen — einem letzten verzweifelten Versuch Chinas, die Fremden abzuschütteln — wurde auch Japan hineingezogen. Da die Russen in der Folgezeit eine immer

zielbewußtere Ostasienpolitik betrieben, sah sich Japan 1902 gezwungen, mit England ein Offensiv- und Defensivbündnis einzugehen. Rußland, das mit China geheime Verträge abgeschlossen hatte, erstrebte den Dauerbesitz der Mandschurei und hielt im Fernen Osten starke Truppen fest, so daß schließlich, da Japan einen starken festländischen, imperialistisch gesinnten Nachbar nicht dulden zu können glaubte, in den Jahren 1904/05 der Russisch-Japanische Krieg entbrannte, der mit dem Siege Japans endete. Japan baute nun fortgesetzt seine Stellung auf dem Festlande aus, und China, das immer mehr von inneren Wirren heimgesucht wurde, trat machtpolitisch ganz in den Hintergrund. Trotz kulturpolitischer Freundschaft zu Deutschland war die Festsetzung des Deutschen Reiches in Tsingtau den Japanern unbequem; die vom Frieden von Schimoniseki herrührende politische Verstimmung verstärkte sich nun noch, so daß im Weltkriege Japan auf der Seite der Entente kämpfte, wozu es ja auch schließlich durch sein Bündnis mit England verpflichtet war. Das Ziel Japans war es, sich nach der Erwerbung von Tsingtau in Nordchina festzusetzen; es stellte damals die berüchtigten 21 Forderungen an China, deren Erfüllung eine vollkommene Unterwerfung des letzteren bedeutet hätte. Die chinesische Regierung und die chinesische Bevölkerung lehnten entrüstet diese Forderungen ab, aber diese Ablehnung wäre ohne Erfolg gewesen, hätten sich nicht die Vereinigten Staaten von Amerika Japans Ansprüchen widersetzt und damit die Japaner zum Rückzug aus Nordchina gezwungen.

Die Ereignisse der letzten Jahre in Ostasien sind so allgemein bekannt, daß Einzelheiten hier vermieden werden können. Nur einige wichtige Daten seien hervorgehoben. Am 25. Juli 1927 richtete der japanische Ministerpräsident Tanaka an den Kaiser ein Memorandum, das von den Russen geschickt als Beweis des japanischen Imperialismus ausgenützt wurde. Es handelte sich in diesem Memorandum um die Arbeiten einer japanischen Regierungskommission, die aus maßgebenden Persönlichkeiten zusammengesetzt gewesen war. Seither wurde versucht, den Eindruck, den dieser Bericht auf die Welt gemacht hatte, zu verwischen, aber die Ereignisse haben gezeigt, daß die in dem Memorandum aufgestellten Ziele von maßgebenden japanischen Kreisen — vor allem von der einflußreichen Militärkaste — rückhaltlos verfolgt werden. Die Ziele dieses Memorandums sind: Japanisierung Koreas, Besitzergreifung der Mandschurei — heute bereits verwirklicht —, Unterwerfung Chinas zur Gewinnung einer Grundlage für das weitere Vordringen nach Indochina, Indien und Kleinasien! Phantastisch erscheint dieser Plan eines gewaltigen japanischen Festlandreiches; aber das — vorläufig nur wirtschaftliche — Fußfassen in Siam, Indien, Persien, in der Türkei und in Abessinien, hier werden Italiens Interessen arg berührt — und sogar in Albanien, die Überraschung „harmlos" aussehender Japaner bei topographisch-strategischen Aufnahmen in Hinterindien, der Plan der Durchstechung des Isthmus von Kra — gegen Singapur gerichtet! —, das Festsetzen in der Mandschurei und das Vordringen nach der Mon-

golei, das alles sind Beweise für die Inangriffnahme der Verwirklichung der Machtziele Japans, die es unter der Losung „Asien den Asiaten", d. h. „Asien den Japanern", durchzusetzen gewillt ist.

Die Mandschurei wurde erobert, als China unter einer ungeheuren Überschwemmung litt, die Russen innere Schwierigkeiten hatten und auch Amerika und die Westmächte von ihren eigenen großen, wirtschaftlichen und politischen Sorgen stark in Anspruch genommen waren. Der Angriff bei Schanghai hatte den erreichten Zweck, die Chinesen von den Vorgängen in der Mandschurei abzulenken; während das neue chinesische Heer bei Schanghai in einem aufopferungsvollen und erfolgreichen Kampfe den Japanern Widerstand leistete, zerstoben die Truppen Tschanghsü-liangs in der Mandschurei vor den zahlenmäßig unterlegenen Japanern. Trotz unablässiger Kämpfe mit Freischärlern setzten sich die Japaner durch, und am 1. 3. 1932 wurde der „unabhängige" Staat von Japans Gnaden, Mandschukuo, ausgerufen und schließlich hier der letzte Mandschukaiser von China, Pu Yi, auf einen Schattenthron gesetzt. Es ließ sich dieser letzte Kaiser aus dem aussterbenden Mandschustamme als Sprungbrett für Japans festländische Vormachtpläne benützen, befangen in dem trügerischen Traume der Wiedererrichtung eines machtvollen Reiches unter Mandschuherrschaft. Japan hat durch sein Vorgehen in der Mandschurei die europäischen Kolonialmächte, die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland brüsk herausgefordert; niemand aber wagt es vorläufig, diesem entschlossenen Handeln entgegenzutreten. Noch aber gibt sich Japan nicht zufrieden, es marschiert weiter, besetzt die Innere Mongolei. Es weiß geschickt die Beziehungen auszunützen, die zwischen den Mongolenfürsten und Pu Yi bestehen, und die sowjetrussischen Unterdrückungsmaßnahmen in der äußeren Mongolei bestärken die innermongolischen Fürsten in ihrer Hoffnung auf einen eigenen Staat durch Japans Hilfe, den sie einmal auch auf die äußere Mongolei auszudehnen gedenken. Dabei wägt man allerdings zu leicht die Kraft der chinesischen Siedler in der Inneren Mongolei, die ständig wächst und auch in die übrige Mongolei vorstößt. Japan hat es mit der Durchdringung der Mongolei offenbar deshalb so eilig, um noch vor dem endgültigen Ausbau der transbaikalischen Bahnen und Industriemittelpunkte durch die Sowjets bis an den Baikalsee vorzustoßen, die Bahn abzuschneiden oder doch zu ihr eine gefährliche Flankenstellung einzunehmen. Darüber hinaus hat Japan schon längst Nordchina strategisch aufgenommen, wichtige Pässe an der chinesischen Mauer besetzt, in der Absicht, Tschi-li (Ho-pei), Schan-si und Schan-tung von China abzutrennen und mit Mandschukuo zu vereinigen; zu diesem Zwecke wird es auch versuchen, einige nordchinesische Generale für seine Pläne zu gewinnen. Japan will derart vor dem möglichen Ausbruch eines größeren Konfliktes mit Sowjetrußland oder den angelsächsischen Mächten sich hier auf dem Festlande eine breitere Operationsbasis und eine ausreichende Ernährungs-, Rohstoff- und Marktgrundlage schaffen.

Die Sowjetunion

Das zaristische Rußland hatte sich als Schützer des orthodoxen Glaubens gefühlt und es verstanden, nicht nur die islamische Stellung als religiöse, sondern auch und mehr noch als politische Macht im Süden und Südosten zurückzudrängen. Durch die großartigen Kosakenzüge war es Rußland gelungen, immer weiter das Reich nach Osten auszudehnen, bis endlich der Pazifik erreicht war und Wladiwostok als Siegesstadt des Ostens gegründet wurde. Das Ziel, die Erlangung eines tatsächlich eisfreien Hafens, trieb die russische Macht zu Besitzergreifungen in der Mandschurei, zum Bau der ostchinesischen Eisenbahn als kürzeste Verbindung nach Wladiwostok und als Hauptlinie eines zukunftsreichen Landes, es führte zur Festsetzung in Dalny (Dairen) und Pt. Arthur. Aber alsbald wurde der russische Ausbreitungsdrang gehemmt durch eine andere aufstrebende Macht hier im Osten, durch Japan, das sich durch Rußland bedroht, aber auch in der Mandschurei selbst eine Grundlage für die eigene Machtentwicklung sah. Im Russisch-Japanischen Kriege von 1904/05 wurde Rußland von Japan entscheidend aus der südlichen Mandschurei zurückgeworfen und damit auch seine Stellung im Norden stark erschüttert. Als Japan nach der russischen Revolution 1918 große Teile Transbaikaliens — gemeinsam mit interalliierten Truppen — besetzt hielt, schien Rußland endgültig vom Stillen Ozean abgedrängt zu sein, aber Amerika verhinderte eine dauernde Festsetzung Japans, und die Rote Armee konnte den Fernen Osten für das Sowjetsystem gewinnen.

Mit der Gründung des mandschurischen Pufferstaates wurde Rußlands Stellung in der Mandschurei völlig unhaltbar und die Ostchinesische Eisenbahn ging praktisch verloren. Es konnte sich vorläufig nur darum handeln, sie möglichst günstig zu verkaufen, da ein Krieg für das Sowjetsystem noch nicht tragbar schien und scheint. Die langwierigen Verkaufsverhandlungen sind bekannt, jeder Partner warf dem anderen Unnachgiebigkeit vor; unterdessen verhaften die Japaner dauernd sowjetrussische Bahnangestellte, denen sie Sabotage vorwarfen. Die Russen sahen in dem Vorgehen Japans nur eine Herausforderung; die Bahn selbst, einst recht sicher und gewinnbringend, arbeitet nun verlustreich, ist dauernd Anschlägen ausgesetzt. In der Festsetzung des Kaufpreises sind zweifellos die Russen sehr nachgiebig gewesen; wenn trotzdem eine Einigung so schwer zu erzielen war, so mögen die Gründe dafür verschiedene gewesen sein: vielleicht wollte Mandschukuo — in Wirklichkeit natürlich Japan — nur den Preis durch vorläufige Schädigung der Bahn noch weiter drücken, vielleicht auch wünschte insgeheim Japan die Sowjets zu einem unüberlegten Schritt herauszufordern; und vielleicht auch schätzt Japan die wirkliche Kraft der Roten Armee im Fernen Osten zu gering ein. Die Sowjets rüsten am Pazifik fieberhaft, versuchen in unerhörter Eile und Anstrengung hier ihre Stellung zu festigen. Noch vor kurzem mochte man glauben, daß Transbaikalien infolge seiner Menschenarmut und seiner Entfernung vom Westen des Reiches einmal

eine Beute chinesischer Siedler werden würde; heute aber errichten die Sowjets gewaltige Industriezentren bei Irkutsk; im Chingan- und im Bureya-Gebiet hat man große Kohlen- und Erdölvorkommen gefunden, an der Irkutska entstehen riesige elektrische Kraftwerke, in Chabarowsk und an anderen Orten ausgedehnte Mühlenanlagen und in dem aufstrebenden Irkutsk selbst Waffen- und Kleiderfabriken. Die Öle Sachalins werden ebenfalls im Fernostgebiet verarbeitet und sollen die Sowjet-Luft- und -Seeflotte sowie die stark motorisierte Armee in Transbaikalien versorgen. Um die großen Industrieanlagen plant man die Ansiedlung einiger hunderttausend Landarbeiter — auch zeigt man sich dem fernöstlichen Bauern aus guten Gründen sehr geneigt — und züchtet immer neue Getreidesorten, die sich für den kurzen sibirischen Sommer zum Anbau eignen. Der Amur wird reguliert, die Häfen von Kamtschatka und Wladiwostok werden ausgebaut und Unterseebootstationen und Flughäfen errichtet. Die russisch-amerikanische Annäherung bedeutet einen großen Erfolg der Sowjetpolitik. Amerikas Kapital ist dringend notwendig für die Rüstungs- und Wirtschaftspolitik im Fernen Osten. Schon spricht man von Vorbereitungen für den Bau einer Bahn von Archangelsk nach dem Ochotskischen Meer, von der Errichtung weiterer befestigter Hafenplätze für Schiffe und Flugzeuge, die eine Verbindung mit Alaska erleichtern sollen.

Siegfried Warneck:

Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei

Die Geschichte der Völker, so wie sie der Zeitgenosse mitempfindet, ist ein dynamisches Erlebnis, in dem Neues sich mit dem bereits Bestehenden vermengend, wiederum Neues schafft, das sich, wenigstens innerhalb dieses Menschenalters, nicht mehr wiederholen wird. Als Neues hatten es gewiß die japanischen Volksmassen empfunden, als ihre Führer ihnen 1894 erstmalig den Weg über den Yalukiang in die fruchtbaren Ebenen der Mandschurei wiesen. Dieses Neue war noch im September 1905, nach erfolgter Unterzeichnung des Friedensvertrages von Portsmouth, nicht allen führenden Männern Japans klar zu Bewußtsein gekommen, sonst würden sie nicht an einen eventuellen Verkauf des von Rußland abgetretenen südlichen Abschnittes der Ostchinesischen Bahn (Tschangtschun—Dalny)[1] gedacht haben[2], dem jedoch Fürst Ito, Marschall Yamagata und ihre Kollegen im Genro, dem Geheimen Rat des großen Kaisers Meiji, ein anderes Schicksal zugedacht hatten. Inzwischen ist das Neue und Fremde zu einer tiefstempfundenen Notwendigkeit geworden, und Anfang 1932 konnte der Abgeordnete R. Nagai, später Überseeminister

1) Auf den meisten Karten Englisch „Changchun" geschrieben.

2) Vgl. hierzu: Paul Herbert Clyde, Ph. D. „International Rivalries in Manchuria", 1689—1922. Second Edition Revised. The Ohio State University Press. Columbus, 1928.

im Kabinett des Viscomte Saito, ohne zu übertreiben, sagen: „Es gibt keinen Japaner, der nicht Interesse für die Bildung des neuen Mandschurischen Staates, der Lebensfront Japans, hegen würde." Die Wahrung dieser Lebensfront hat Japan, neben der Kwantungarmee und seinen diplomatischen Vertretungen in Manchoukuo, hauptsächlich der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft (verkürzt — SME) anvertraut, welche dadurch zu weltpolitischer Bedeutung gelangt ist.

Die „Aktiengesellschaft der Südmandschurischen Eisenbahn" wurde durch den Erlaß des Kaisers von Japan vom 7. Juni 1906 und die dementsprechende Regierungsverordnung vom 1. August 1906 mit einem Grundkapital von 200 Millionen Yen gegründet. Der Hauptaktionär war die japanische Regierung, welcher die Gesellschaft die Hälfte der Aktien im Werte von 100 Millionen Yen übergab und dafür 1907 die Eisenbahnstrecke Tschangtschun—Dairen (Dalny) nebst den dazugehörenden Kohlengruben, Hafenanlagen und sonstigem Eigentum und der während des Russisch-Japanischen Krieges gebauten Schmalspurbahn nach Andung (Antung) erhielt. Der Rest der Aktien gelangte in private japanische Hände. Ausländer, Chinesen ausgenommen, durften nicht Aktionäre werden. Dem Gedanken der Gründer nach sollte die neue Gesellschaft hauptsächlich staatlichen Interessen dienen. Aus diesem Grunde sicherte sich die Regierung von vornherein die Kontrolle, welche jetzt durch das Überseeministerium ausgeübt wird, nebst dem Recht, den Präsidenten und Vizepräsidenten der SME zu ernennen. Ferner wurde in den Satzungen der Gesellschaft nicht nur „die Unterhaltung des Eisenbahnverkehrs in der Mandschurei" als alleiniger Zweck genannt, sondern auch die Betätigung in jedem beliebigen anderen Wirtschaftsgebiet vorgesehen, die jedoch jedesmal von der Zustimmung der Regierung in Tokio abhängig gemacht wurde. Endlich wurden der Gesellschaft auch noch Verwaltungsfunktionen in der Eisenbahnzone übertragen.

In den Jahren 1907—1931 arbeitete die SME in drei Richtungen: es wurde für das Bestehen und eine bestmögliche fortschrittliche Entwicklung der vorhandenen Unternehmen Sorge getragen (die Bahn selbst, der Hafen von Dairen, teilweise auch die von Yinkow und Andung, die Kohlengruben in Fuschun und Yentai usw.); die Verwaltung der Eisenbahnzone (Schul- und Sanitätswesen, Straßenbau, Polizei usw.) wurde nicht vernachlässigt; endlich leistete die Bahn eine große und überaus wichtige Pionier- und Forschungsarbeit wirtschaftlichen, zum Teil auch wissenschaftlichen und kulturellen Charakters. Im industriellen Gebiet äußerte sich diese Tätigkeit darin, daß die SME neue Unternehmen, meist in der Form von Aktiengesellschaften, in der Mandschurei gründete und dieselben so lange finanziell unterstützte, bis sie zum selbständigen Weiterbestehen fähig wurden. Durch die Gründung landwirtschaftlicher Versuchsstationen wurde der mandschurische Ackerbau gefördert. Für die weitgehendste Erforschung der Gesamtmandschurei in allen möglichen Richtungen sorgte das Forschungsbüro der SME in Dairen, nebst dem Geologischen Institut und einem reichausgerüsteten Versuchslaboratorium. Daneben wurde auch Kulturpropaganda getrieben, Zeitungen herausgegeben („Manchuria Daily News" und andere) und, last not least, Schritte zur Aufrechterhaltung und Weiterausdehnung des japanischen wirtschaftlichen Einflusses in allen Teilen der Mandschurei unternommen. Besonders wichtig in dieser Hinsicht ist die finanzielle und technische Beihilfe, welche die SME beim Bau der verschiedenen von China der japanischen Regierung vertraglich zugestandenen Eisenbahnen leistete (die Strecken: Tschangtschun—Kirin, Ssupingai—Taunan (Taonan), Taunan—Angangtsi, Dschendjiatun (Chenchiat'un —Tungliau (T'ungliao), Kirin—Dunhua, insgesamt ca. 998 km).

Mit den Jahren wurde die Tätigkeit der Gesellschaft immer mannigfaltiger, die Zahl der Tochtergesellschaften wuchs ständig, der Umsatz steigerte sich zu einer früher undenkbaren Höhe [von ca. 23 Millionen Yen im ersten Operationsjahr 1907/08 (April—März) bis zu rund 354 Millionen Yen im Jahre 1930/31 [1])], mit einem Wort, die SME erfüllte vollkommen die ihr zugedachte Rolle des Grundpfeilers und Förderers der japanischen wirtschaftlichen

1) 1933/34 waren es bereits 453 Millionen Yen.

Vorherrschaft in der Südmandschurei. Dabei hatte sie, trotz des großen Kapitalaufwandes, ihre finanzielle Unabhängigkeit dem Auslande gegenüber vollständig bewahrt.

Zu Beginn des japanisch-chinesischen Konflikts im September 1931 war die SME bereits ein mächtiger Konzern, dessen Kapital ungefähr 40% der gesamten Kapitalanlage Japans im Chinesischen Reiche bildete [das Kapital der eigentlichen SME betrug zum 31. 3. 1931 rund 742 Millionen Yen[1]), außerdem waren noch rund 125 Millionen Yen in zirka 60 Aktiengesellschaften investiert, von denen 33 Gesellschaften in einem mehr oder weniger engen Abhängigkeitsverhältnis zur SME standen[2])]. Das Aktienkapital erreichte damals die Höhe von 440 Millionen Yen (8,8 Mill. Aktien zu je 50 Yen), wovon sich die Hälfte im Besitz der Regierung befand. Der Rest gehörte Privatpersonen und -gruppen, darunter dem Verein der Angestellten der SME (200 000 Aktien), der Chosen Bank (149 000 Aktien), der Yasuda Bank (137 000 Aktien), der Ersten Lebensversicherungsgesellschaft (75 000 Aktien), der Gesellschaft Nihon Shintoku (72 000 Aktien), dem Mitzui Konzern (60 000 Aktien), dem „Uhrenkönig" Hattori Kintaro (50 000 Aktien), u. a.[3]), die somit auch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die SME ausüben.

Nachdem der chinesische Widerstand gebrochen und das Land militärisch besetzt war, sollte Ruhe und Ordnung in Manchoukuo wiederhergestellt, die Grundlagen der japanisch-mandschurischen Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet (der sog. „Wirtschaftsblock") gelegt und für die Einführung kultureller Verhältnisse gesorgt werden. Eine übergroße Aufgabe, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Manchoukuo ein Areal von ungefähr 1,3 Millionen Quadratkilometer besitzt, also fast doppelt so groß, wie Japan mit all seinen Nebenländern ist! Die Vorbedingung zur Herstellung der vor allem benötigten Ordnung im Lande ist das Vorhandensein

1) Zum 31. März 1933 stieg der Kapitalwert der SME bis auf 758,4 Millionen Yen, wobei sich dieser Betrag aus folgenden Bestandteilen zusammensetzte: die Bahn selbst — 273,7 Mill., Hafenanlagen — 87,8 Mill., Kohlengruben — 108,9 Mill., das Eisenwerk in Anschan — 29,4 Mill., die Erdölgewinnungsanlage (Erdöl aus bituminösem Schiefer) — 7,9 Mill., die Anlage zur Herstellung künstlicher Düngemittel — 0,1 Mill., Hotels — 4,9 Mill., Krankenhäuser, Schul- und Verwaltungsgebäude und übriger Besitz in der Eisenbahnzone — 180,2 Mill., Sonstiges — 65,5 Mill. Yen.

2) Unter diesen Gesellschaften können folgende, deren Aktien sich alle oder beinahe alle im Besitz der SME befinden, erwähnt werden: die Shiowa Stahlwerke A.G. (gegr. 1929, ausgezahltes Kapital 60 [25?] Millionen Yen), die A.G. zur Gewinnung Erdöls aus bituminösem Schiefer in Fuschun (1929, 2 Mill.), die Dairener A.G. für Landwirtschaft (1929, 5 Mill.), die Transportgesellschaft Kokusai Uniu (1926, 1,7 Mill.), die Dampfschiffahrtsgesellschaft „Dairen Kissen Kaisha" (1915, 14,45 Mill.), die Fukusioer A.G. zur Lieferung chinesischer Arbeitskräfte (1926, 1,8 Mill.), die Ostasiatische Gesellschaft zur Förderung der Industrie (1922, 2,5 Mill.), die Japanisch-Mandschurische Lager A.G. (1915, 2 Mill.), die Südmandschurische Elektrizitätsgesellschaft (1926, 22 Mill.), die Südmandschurische Gasgesellschaft (1925, 9,3 Mill.), die Südmandschurische Hotelgesellschaft (1928, 3,9 Mill.), die Dairener A.G. der keramischen Industrie (1925, 1,2 Mill.), die Harbiner A.G. zum Ankauf von Grundbesitz und Bauten (1920, 0,5 Mill.), der Verlag der Zeitung „Manshiu Nippo" (1907, 0,75 Mill.) u. a.

3) Vgl. hierzu die Zeitschrift der Ostchinesischen Eisenbahn „Wjestnik Mandschurii", S. 23, Nr. 6, Juni 1934, Harbin.

guter Verkehrslinien, dabei kommen Eisenbahnen, Autostraßen, Luft- und Wasserwege in Betracht. Wer sollte sie bauen? Die neue mandschurische Regierung besaß weder die nötigen Mittel noch die Erfahrung dazu. Die von Japan konnte angesichts der sehr starken Anspannung der finanziellen Kräfte des Reiches ebenfalls nicht selbständig zur Lösung der Aufgabe schreiten. Das japanische Privatkapital kam, schon wegen seiner parteipolitischen Bindungen allein, gar nicht in Frage, da die das Mandschureiunternehmen leitenden militärischen Gruppen alle lebenswichtigen japanischen Interessen in der Mandschurei einheitlich geführt und verwaltet sehen wollten, zu welchem Zwecke ja auch die drei wichtigsten japanischen Posten daselbst, — der des Gesandten in Manchoukuo, der des Oberbefehlshabers der Kwantungarmee und der des Zivilgouverneurs von Kwantung, in einer Person vereinigt wurden, der alles, was im Lande japanisch ist, mit alleiniger Ausnahme der unmittelbar vom Kabinett in Tokio abhängigen SME, unterstellt worden ist. So war es schließlich die SME, die mit der Ausführung des großen Planes der Entwicklung des Verkehrswesens von Manchoukuo betraut wurde [1]). Im Dezember 1932 wurde post-faktum bekanntgegeben, daß die SME den Bau der Linien Dunhua—Tumen (der fehlende Teil der Kirin—Korea-Bahn), Lafa (Station der Kirin—Korea-Bahn, östlich von Kirin) -Harbin und Köschan-Hailun im Werte von zirka 100 Millionen Yen übernommen habe. Gleichzeitig gewährte sie der Manchoukuo-Regierung eine Anleihe von 6 Millionen Yen zum Auskauf der zum System der neuen Kirin-Korea Magistrale gehörenden privaten Tiänbauschan-(T'ienpaoshan)Schmalspurbahn (im Osten der Provinz Kirin), die umgebaut werden sollte. Am 1. März 1933 übernahm die SME ferner durch ein besonderes Abkommen mit der mandschurischen Regierung die Leitung und Verwaltung sämtlicher Staatsbahnen von Manchoukuo, die ihr als Sicherung für die, zu verschiedenen Zeiten gewährten, Eisenbahnanleihen in einer Gesamthöhe von 130 Millionen Yen übergeben wurden. Das Abkommen erstreckt sich auch auf einen Teil der Binnenschiffahrt. Am selben Tage wurde in Mukden die von der SME geleitete „Generalverwaltung der Eisenbahnen" ins Leben gerufen, die neben der Verwaltung der mandschurischen Staatsbahnen auch noch den Ausbau des Automobilstraßennetzes im Lande leiten soll. Daneben entstand in Dairen eine spezielle „Bauverwaltung", der die technische Ausführung der neuen Baukontrakte der SME übertragen wurde. — Das Bedürfnis, das ganze mandschurische Eisenbahnnetz einheitlich zu verwalten, brachte die Ausdehnung der Tätigkeit der SME auf Nordkorea mit sich. Da sie den Bau des zum Ausgangshafen der neuen Überlandbahn Hsinking—Korea bestimmten Hafens von Rashin an der nordkoreanischen Küste auf sich genommen hatte [2]), so war es nicht mehr als folgerecht,

1) Eisenbahnkarte der Mandschurei vgl. Heft 12 des X. Jhgs. 1933, Seite 709.

2) Außerdem baut die SME die Verbindungslinie Rashin—Yuki (15,3 km) mit dem längsten Tunnel Koreas und der Mandschurei (3850 m). Die Baukosten betragen rund 2,57 Millionen Yen.

daß man ihr am 1. Oktober 1933 auch die Verwaltung der beiden Nachbarhäfen Yuki und Seishin nebst der sie mit der Mandschurei verbindenden Tomon-(Tumen) Eisenbahn (Yuki—Seishin, 314 km lang) auf die Dauer von 20 Jahren übergab. Zur selben Zeit mit der Übernahme begann die neue „Verwaltung der Bahnen Nordkoreas" in Seishin ihre Tätigkeit. — Inzwischen leitete die SME auch noch den Bau der drei Eisenbahnen Beandschën—Örldschan (Erhchan — in der Provinz Heilungkiang, am Fuße des Kl. Chingangebirges) (135 km), Tumen (Station der Hsinking—Korea-Bahn an der koreanischen Grenze) —Ninguta—Mudankiang (Station der Ostchinesischen Bahn im Mudankiangtal) (210 km), und Tschauyang(Ch'aoyang)—Lingyuen (zirka 100 km) (in Jehol), wozu 76,9 Mill. Yen benötigt wurden. — Endlich, am 20. April 1934, wurde bekannt, daß die SME mit dem Bau folgender, zum Teil bereits in Angriff genommener neuer Bahnen betraut worden sei:

Mudankiang—Djiamussu (Chiamussu — Flußhafen am unteren Sungari)	310 km
Lingyuen—Tschëngdö (Ch'engteh — Provinzialhauptstadt von Jehol)	130
Yäboschou (Yehposhou an der Bahn Tschauyang—Lingyuen)—Tschifeng (Ch'ifeng in Jehol)	100
4. Örldschan—Sachaliang (gegenüber Blagowjeschtschensk am Amur)	130
5. Hsinking—Dalai (Flußhafen am Nonni)	215
6. Dalai—Taunan (Fortsetzung von 5.)	130
7. Vollendung der Tauan (Taoan) [1])-Solun-Bahn	85

Die Bauspesen sollen 141,2 Millionen Yen betragen und die Ausführung des Auftrages etwa 1½ bis 2 Jahre in Anspruch nehmen.

Im Laufe von etwa zwei Jahren ist der wirtschaftliche Einfluß der SME ungemein gewachsen und hat sich über das gesamte Mandschurische Reich ausgedehnt. Die Gesellschaft ist zu einem der drei Hauptmachtfaktoren im neuen Staate (der japanische Gesandte-Oberbefehlshaber mit dem ihm unterstellten Stab der Kwantungarmee, die Regierung in Hsinking und die SME) geworden. Im März 1933 wurde das Aktienkapital der Gesellschaft auf 800 Millionen Yen gesteigert[2]). Sie kontrolliert nicht nur gegen drei Viertel (über 5000 km) des gesamten Eisenbahnnetzes von Manchoukuo, vermittels dessen sie einen maßgebenden Einfluß auf den Handel des Landes ausüben kann, sondern beteiligt sich auch in hohem Grade am Aufbau der einheimischen Industrie. Von den 460 Millionen Yen, die im Jahre 1933 in der mandschurischen Industrie investiert wurden, gehören 360 Mill. der SME. Am 20. Juni 1934 erklärte Graf Hayashi, der Präsident der SME, in seiner

1) Nicht mit dem südlicher gelegenen Taunan (Taonan) zu verwechseln.

2) Der Reingewinn der SME, der in den zwanziger Jahren durchschnittlich 34—35 Millionen Yen ausmachte, zeigte zu Beginn der Weltkrisis eine sinkende Tendenz — 1930/31 rund 21,6 Mill., 1931/32 nur rund 12,5 Mill., stieg jedoch wieder nach der Gründung des neuen Staates — 1932/33 — rund 61,2 Mill. (eigentlich nur etwas über 18 Mill., den Rest bildete die außerordentliche Einnahme der Zinsen von der mandschurischen Eisenbahnanleihe), 1933/34 — 42,9 Millionen Yen. Hierzu ist zu bemerken, daß der Reingewinn der Eisenbahn in einzelnen Jahren noch höher gewesen ist, der Unterschied wurde zur Deckung des Defizits einzelner verlustbringender, jedoch staatlich wichtiger Unternehmen der SME verwandt.

Ansprache an die in Tokio versammelten Aktionäre der Gesellschaft u. a., daß: „die SME auch fernerhin beabsichtigt, gemäß der neuen Konjunkturentwicklung im Mandschurischen Kaiserreich mit aller Kraft und Energie dem Werke der Entwicklung neuer Industriezweige in der Mandschurei behilflich zu sein". —

Von den unter Beteiligung der SME neuerdings gegründeten Aktiengesellschaften sind vor allem zu erwähnen: die Mandschurische Luftverkehrs A.G., Ltd., mit einem Grundkapital von 50 Millionen Yen, die Mandschurische A.G. der Chemischen Industrie, Ltd. (25 Mill.; sie soll u. a. Ammoniumsulphat produzieren), die Mandschurische A.G. der Telegraphen und Telephone, Ltd. (50 Mill.; besitzt das Monopol für Radio, Telegraphen und Telephone in Manchoukuo), die Japanisch-Mandschurische Magnesit A.G. (7 Mill.; soll in Japan aus mandschurischen Erzen Magnium produzieren). Ferner sind in Aussicht gestellt: eine Mandschurische Erdöl A.G. (5 Mill. Yen), eine Japanisch-Mandschurische Automobil A.G. (6 Mill.), eine Japanisch-Mandschurische Baumwollgesellschaft (1 Mill.), die Fuschun Zement A.G. (5 Mill.), eine Mandschurische Kohlenindustrie A.G. (16 Mill.), eine Mandschurische Goldbergbaugesellschaft (12 Mill.) und eine Mandschurische Aluminium A.G. (30 Mill.), außerdem sollen die Shiowa Stahlwerke bedeutend erweitert werden. Die meisten dieser Gesellschaften werden auf einer mehr oder weniger monopolen Basis arbeiten, da es sich um staatlich wichtige Betriebe handelt.

Bei der großen Machtentfaltung der SME in der letzten Zeit ist es wenig überraschend, daß die ihren Einfluß in der Mandschurei eifersüchtig wahrenden japanischen Militärkreise bestrebt sind, der relativen Unabhängigkeit der SME von der militärischen Zentrale in Hsinking ein Ende zu bereiten. In diesem Sinne ist wohl der im vergangenen Jahre vom Stabe der Kwantungarmee gemachte Vorschlag einer Reorganisation des ganzen Apparates der SME zu verstehen. Das Projekt fand in den Kreisen der in erster Linie interessierten Angestellten der SME, beim Überseeministerium und auch von seiten des Finanzministeriums eine wenig begeisterte Aufnahme. Die Angestellten sahen ihre persönlichen Interessen gefährdet; im allgemeinen befürchtete man das Vertrauen zur Gesellschaft zu erschüttern und ihrem finanziellen Wohlstande zu schaden. Ob der Einfluß der Kwantungarmee stark genug sein wird, um auf der Durchsetzung ihres Planes zu bestehen, ist fraglich. Im Prinzip hat die Regierung in Tokio Ende März nach langem Zögern zwar zugesagt, doch ist seitdem noch nichts zur Verwirklichung der Reform geschehen. Das Wesentlichste am Plane des Stabes der Kwantungarmee, dessen Einzelheiten noch nicht bekannt sind, ist die Umgestaltung der jetzigen Gesellschaft der SME in eine, wie bisher direkt der Regierung unterstellte, Holding-Gesellschaft, während gleichzeitig alle bisherigen Unternehmen der SME, die Eisenbahn, die Kohlengruben usw., zu selbständigen Aktiengesellschaften werden, die zwar unter Aufsicht der Holding-Gesellschaft, doch zur gleichen Zeit, und das scheint die Hauptsache zu sein, unter der obersten Kontrolle des Gesandten-Oberbefehlshabers der Kwantungarmee in Hsinking stehen werden. Nach der Durchführung dieser Reform wird der Gesandte-Oberbefehlshaber tatsächlich das alleinige Oberhaupt aller japanischen Interessen und damit gewissermaßen der Diktator im Lande sein. Der militärisch-politische Standpunkt wird in diesem Falle in der wirtschaftlichen Entwicklung zwar noch

mehr in den Vordergrund treten, doch soll die Privatinitiative gleichzeitig durch Zulassung des Privatkapitals zur Teilnahme an manchen (den militärisch unwichtigen) der Tochtergesellschaften der SME aufgemuntert werden. Solange in Japan freies Kapital zu finden ist, kommt dabei natürlich nur oder fast nur japanisches Privatkapital in Frage.

Zum Schluß können wir feststellen, daß die jetzige Mission der SME zweifelsohne von weltpolitischer Bedeutung ist. Als Leiterin eines großen Teiles der mandschurischen Wirtschaft ist sie der Lebensnerv des neuen Staates, dessen Erfolg oder Mißerfolg von größter weltpolitischer Tragweite sein kann.

WALTHER FLEMMIG:

Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft

War im 19. Jahrhundert die Kohle die Energiequelle, die für die wirtschaftliche und politische Geltung des Landes eine ausschlaggebende Rolle spielte, so ist es im 20. Jahrhundert das Erdöl. In einer unglaublich schnellen Entwicklung sind wir mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts in das Zeitalter der Weltölwirtschaft gerückt. Die Bedeutung des Erdöls stieg mit der Entwicklung des motorisierten Verkehrswesens zu Land, zu Wasser und in der Luft. Das Erdöl ist heute ein Machtfaktor sondergleichen, und bei dieser großen und entscheidenden Bedeutung, die der flüssige Kraftstoff seit der Jahrhundertwende gewonnen hat, ist es kein Wunder, daß er auch immer mehr zu einem Streitobjekt der großen politischen Machtgruppen geworden ist. Das Erdöl sichert den politischen Einfluß, und die Macht des Erdöls reichte schon vor Jahrzehnten aus, um in den Vereinigten Staaten Regierungen zu stürzen, Wahlen zu beeinflussen und die öffentliche Meinung zu beherrschen. Während des Weltkrieges hat man die Bedeutung des Erdöls erst recht erkannt. Infolgedessen setzte auch in den Nachkriegsjahren um die Verteilung bzw. Kontrolle der Erdölvorkommen, die nicht wie bei den meisten wirtschaftlichen Grundstoffen nach geographischen Hoheitsgebieten erfolgt, sondern nach Konzessionen und sogenannten Einflußzonen, über die verschiedenen Kontinente hinweg ein Kampf ein, der vielfach scharf das Gebiet der hohen Politik streifte.

So begrüßenswert die Entwicklung zum Erdöl hin ist, so bleibt doch bei der besonderen Art der Verteilung der Vorkommen die Tatsache bestehen, daß die Abhängigkeit der Länder mit keinen Ölquellen vom Auslande immer stärker wurde. Während die Vereinigten Staaten rund 63% der gesamten Erdölgewinnung liefern, den lebenswichtigen flüssigen Kraftstoff in einer den Eigenbedarf überschreitenden Menge besitzen, Rußland und Venezuela mit zusammen 19% an der Welterdölgewinnung beteiligt sind, Rumänien, Persien, Niederländisch-Indien und Mexiko mit 12%, müssen sich in die restlichen 6%

über 15 Staaten teilen. Darunter befinden sich die Großmächte Europas. Aber gerade sie sind neben den Vereinigten Staaten die Hauptverbraucher des Erdöls. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß England im eigenen Lande bis im Augenblick über keine nennenswerten Ölquellen verfügt, daß aber dieses Land nach den Vereinigten Staaten die bedeutendsten Petroleuminteressen der Welt besitzt. Nur ist England genötigt, seine Treibstoffe auf weiten und im Falle eines Krieges unsicheren Wegen, z. B. durch das Mittelmeer, ins Land zu holen. Unabsehbar wären daher für die europäischen Staaten die Folgen in wirtschaftlicher und politischer Beziehung, wenn ihnen eines Tages die Einfuhr abgeschnitten würde.

In den letzten Jahren ist daher in die Welterdölwirtschaft ein neuer Faktor hineingetragen worden, der für die weitere Entwicklung — soweit sich diese schon heute voraussehen läßt — von erheblichem Einfluß werden dürfte. Der nationale Gesichtspunkt hat in den europäischen Staaten gewaltige Fortschritte gemacht, und sein Einfluß macht sich auch in der Sicherstellung der Treibstoffversorgung geltend. Zahlreiche Verbraucherländer haben Maßnahmen — zum Teil mit staatlicher Unterstützung — ergriffen, die darauf gerichtet sind, teils nationale Verarbeitungsindustrien ins Leben zu rufen, teils durch die Umstellung auf heimische Energieträger (Hydrierung der Kohle, Benzolherstellung, Treibsprit) darauf abzielen, das natürliche ausländische Benzin zugunsten nationaler Kraftstoffe zurückzudrängen.

England

Es ist von besonderem Interesse, daß England, welches unter den Erdölerzeugern bzw. Erdölbeherrschern der Welt eine hervorragende Stellung einnimmt und das bis zum Weltkrieg nicht daran gedacht hat, im Mutterland Erdöl zu bohren, es jetzt für notwendig hält, die sicherlich nicht großen Ölvorräte im eigenen Lande zu erschließen und die Erzeugung für den Staat zu sichern. Ölpolitisch mußte es aber als eine Umwälzung von unübersehbarer Tragweite gelten, als England vor einigen Monaten die British-Hydrocarbon-Oil-Production Bill erließ, die den einheimischen Erzeugern von Benzin aus Inlandrohstoffen für die nächsten 10 Jahre einen Zollschutz von mindestens 4 d je Gallone[1]) gewährt, Zweck dieses Gesetzes ist, einer in England aufzubauenden Kohleverflüssigungsindustrie auf gesetzlichem Wege die entsprechende Rentabilitätsgrundlage zu geben. Daß man große Hoffnungen in die englische Kohleverflüssigung setzt, beweist die Tatsache, daß neben der Hydrieranlage der Imperial-Chemical-Industries Ltd. in letzter Zeit eine neue englische Kohleverflüssigungsgesellschaft unter dem Namen „National Coke and Oil Comp. Ltd." mit einem Kapital von 1 Mill. £ gegründet worden ist, die eine Reihe von Hydrieranlagen in Belvedere, Leeds, Edinburgh, Glasgow, Newcastle, Manchester und Cardiff errichten wird. Die Gründer der neuen Gesellschaft, der

1) 1 Gallone = 4,544 l.

als Berater in technischen Angelegenheiten der frühere Leiter des englischen Erdöldepartements zur Verfügung stehen wird, beschäftigen sich bereits seit 3 Jahren mit den vorbereitenden Versuchen. Seit September 1933 haben sie in dem Versuchswerk täglich etwa 1000 Gallonen Benzin aus Kohle gewonnen. In einigen Monaten soll die erste neue Anlage betriebsfertig sein. Wenn sämtliche Werke arbeiten, erwartet die Gesellschaft täglich 20000 Gallonen Brennstoff gewinnen zu können.

Neben der Hydrierung ist auch die in Ausdehnung begriffene Kohle-Öl-Gewinnung auf dem Wege der Tieftemperaturvergasung in ihrer Bedeutung keineswegs zu unterschätzen. Im ganzen sind bereits mehr als zwei Dutzend Gesellschaften mit einem Kapital über 8 Mill. £ zur Verwendung der Tieftemperaturverkokung gegründet worden. Sowohl die Kriegsflotte wie die Luftwaffe haben bereits befriedigende Versuche mit Öl, das aus Kohle gewonnen wurde, angestellt. Wie die „Times" Anfang März ds. Js. meldete, hat das britische Luftfahrtministerium einen Auftrag von 1 Mill. Gallonen Öl aus Kohle erteilt. Dadurch wird eine Anzahl von Luftgeschwadern mit Kraftstoff versorgt. Das Luftfahrtministerium kauft das aus der Kohle gewonnene Benzin zu dem gleichen Preise wie das Importbenzin.

Die Motive der britischen Regierung zu der so schwerwiegenden Maßnahme, wie sie die Treibstoffgewinnung aus Kohle darstellt, sind mannigfacher Art. Einmal ist die treibende Kraft wohl der englische Bergbau gewesen. Man muß daran erinnern, daß die Kohle — einer von den vier Eckpfeilern des großen englischen Wirtschaftsimperiums — mit dem Übergang zum Öl schwer an Bedeutung eingebüßt hat. Wie der britische Handelsminister Runciman kürzlich vor der Walliser Wirtschaft in einer Ansprache ausführte, sei die Ursache für den Verfall des britischen Kohlebergbaus in dem revolutionären Wechsel des Brennstoffverbrauchs der Kriegs- und Handelsflotte der Welt zu suchen. Die britische Regierung werde aber alles tun, um die britische Ölgewinnung aus Kohle tunlichst zu fördern. Für diese Kohlepropaganda ist selbst die freihändlerisch orientierte Gewerkschaftsorganisation der Grubenarbeiter, die Miners Federation Conference, die bei ihrer kürzlichen Jahrestagung die Schaffung von höheren Ölzöllen gefordert hat, wodurch eine fast einheitliche Front zugunsten einer umfangreichen Ölgewinnung aus Steinkohle geschaffen worden ist. Der Schutz kommt aber nicht allein der eigentlichen Kohleverflüssigung zugute, sondern auch der Kohlevergasungsindustrie und den Gasanstalten. Wenn man den letzten Pressenachrichten glauben darf, so darf damit gerechnet werden, daß im Rahmen der Arbeitsbeschaffung auch in den stilliegenden Industriebezirken in Südwales eine Industrie der Kohleverflüssigung ins Leben gerufen wird. Bei dieser Treibstoffautarkie Englands wird die Rücksichtnahme auf wirtschaftliche Gegebenheiten nicht die alleinige Ursache sein. Wenn der Außenstehende auch nicht alle Überlegungen der englischen Regierung beurteilen kann, so dürften doch nicht zuletzt auch strategisch-wehrpolitische Gründe einflußgebend sein.

Frankreich

Frankreich ist seit 15 Jahren bestrebt gewesen, sich bezüglich der Ölversorgung von den großen ausländischen Öltrusts freizumachen. Wenn das durch Versailles erhaltene Pechelbronner Gebiet eine gewisse eigene Ölreserve sichert, so reichen doch diese Vorkommen bei weitem nicht zur Bedarfsdeckung aus. Die Erdölkrise des Jahres 1917 hat die französische Regierung nicht wieder vergessen, und die französische Ölpolitik geht darauf hinaus, alle Möglichkeiten zur Sicherstellung einer geregelten Treibstoffversorgung zu schaffen. Daher die Bestrebungen, die Unabhängigkeit Frankreichs durch Hebung der Erdölgewinnung in Frankreich selbst zu fördern. Die französische Regierung hat sich ein eigenes ölwirtschaftliches Organ, ein besonderes staatliches Brennstoffamt, das Office Nationale des Combustibles Liquides, geschaffen. Da man sich scheinbar auf den Anteil am Irak-Öl, auf die neugeschaffene Raffinationsbasis im Inlande und auf die Alkoholbeimischung nicht allein verlassen will, sucht man neuerdings die im Inlande verfügbare Kohle zur Erweiterung der einheimischen Treibstoffbasis heranzuziehen. Der eifrigste Befürworter der Einführung der Kohlehydrierung in Frankreich ist der Vorsitzende des Bergwerksausschusses der Kammer, Charles Baron, der vor einigen Monaten den Mitgliedern des Parlaments eine Denkschrift zugeleitet hatte, in der die Errichtung einer Hydrieranlage mit einer Jahreskapazität von 100 000 t Benzin, deren Leistung sobald als möglich auf 300 000 Jahrestonnen gebracht werden soll, empfohlen wurde. In französischen Kreisen vertritt man die Auffassung, daß die Hydrierung der Kohle im Zuge des ökonomischen Wiederaufbaues und der Arbeitsbeschaffung liege, und daß sie dazu beitragen werde, das Absatzgebiet des Kohlenbergbaues zu erweitern. Bei der Befürwortung der Pläne der Kohlehydrierung hat man nicht vergessen, auf die Beispiele in Deutschland, besonders aber auch in England hinzuweisen, das trotz seiner Verbundenheit mit der Erdölweltproduktion Kohleverflüssigungsanlagen errichte. Neben den wirtschaftlichen Gesichtspunkten spielen auch in Frankreich maßgebliche politische Überlegungen mit. Der Gedanke sei äußerst beunruhigend, daß im Falle von Verwicklungen Frankreich von der auswärtigen Brennstoffzufuhr abgeschnitten werden könnte. Daher müßten alle Anstrengungen gemacht werden, um „unter den bestmöglichen technischen und wirtschaftlichen Bedingungen, jedoch innerhalb der kürzesten Frist" die Gewinnung einer bestimmten Treibstoffmenge aus einheimischen Rohstoffen herzustellen. Die nun vor einigen Monaten verhandelten Pläne sind nun rascher — wie man annahm — in das Stadium der Verwirklichung getreten. Das Office Nationale des Combustiles Liquides hat den Bau von 2 Versuchsanlagen für die Kohlehydrierung unter maßgeblicher finanzieller Mithilfe des Staates in Angriff genommen. In den in Errichtung begriffenen Anlagen sollen zwei rein französische Patente praktisch erprobt werden. Das eine Verfahren ist im Besitz der unter staatlicher Beteiligung gegründeten Société Nationale de Recherches, das andere im Besitz der Société des Mines de

Béthune. Der Kostenaufwand wird sich nach einer Mitteilung des Vizepräsidenten des O.N.C.L. in der „Dépèche" Toulouse auf 83 Mill. Franken belaufen. Das Kapital wird zu neun Zehntel vom französischen Staat bereitgestellt.

Auch die belgische Steinkohlenindustrie verfolgt mit Interesse die Entwicklung der Steinkohlendestillation in Deutschland und England. Allerdings wird man in Belgien zu der Steinkohlenhydrierung erst dann übergehen, wenn genügend Erfahrungen vorliegen, die eine praktische Aufnahme der Hydrierung in absehbarer Zeit rechtfertigen. Während die Tieftemperaturverkokung weniger Interesse findet, steht die Frage der belgischen Benzinproduktion heute auf der Tagesordnung.

Italien

Italien besitzt keine eigenen großen Erdölvorkommen, und da der Verbrauch an Motorbetriebsstoffen von Jahr zu Jahr zunimmt, wird die Frage der Ölversorgung mit Erdölprodukten immer brennender. Wenn man auch zugibt, daß Italien über Erdölvorkommen verfügt, die aber nach Auffassung der Sachverständigen sehr tief liegen sollen, so wird selbst unter den günstigsten Umständen Italien wohl niemals eine Selbstversorgung mit Erdöl durchführen können. Die nationale italienische Erdölpolitik zeigt daher die Tendenz, die Rohöleinfuhr auf Kosten der Einfuhr von Fertigprodukten zu begünstigen. Hierdurch will man den Ausbau einer eigenen Raffinationsindustrie fördern, um eine größere Unabhängigkeit von den Welterdöltrusts zu gewinnen. Neuerdings hat die italienische Regierung in Zusammenhang mit den Maßnahmen zur Förderung der inländischen Erdölindustrie rückwirkend ab 7. Februar 1934 eine Prämie von 65 Lire je dz von Rohöl-Leichtprodukten (Benzin, Petroleum) und von 20 Lire je dz Schmieröl ausgesetzt, wenn diese Produkte aus Mineralöl, das auf italienischem Boden gewonnen ist, raffiniert werden. Die Prämie beträgt sogar je dz von Rohöl-Leichtprodukten 80 Lire und je dz Schmieröl 25 Lire, wenn diese Produkte durch Destillation italienischer asphalt- und bituminhaltiger Gesteine oder Steinkohle gewonnen werden. Zu diesem Zweck sind 15 Mill. Lire im Jahre in den außerordentlichen Haushalt des italienischen Korporationsministeriums eingestellt worden.

In Ungarn soll eine Anlage zur Gewinnung von Benzin aus Braunkohle errichtet werden, und zwar nach dem Verfahren des Professors Varga.

Spanien ist in seiner Petroleumversorgung vollständig auf die Einfuhr angewiesen, und daher ist es naheliegend, daß auch die spanische Regierung sich für ein neues Hochdruckverfahren zur Hydrierung von Steinkohle interessiert, zumal auf der anderen Seite die Absatzschwierigkeiten der spanischen Kohlengruben ernste Sorge bereiten. Die Fortschritte auf dem Gebiete der künstlichen Benzingewinnung, die in Deutschland und in England erzielt worden sind, werden genau von der spanischen Industrie verfolgt. Es heißt, daß einer der führenden Fachleute einen vielbeachteten Vorschlag unterbreitet habe, in dem die Schaffung einer Forschungs-

stelle nach dem Muster des Mülheimer Kaiser-Wilhelm-Institutes für Kohlenforschung angeregt wird. Wenn die Untersuchungen dieses Instituts zu einem positiven Ergebnis führten, scheine die spanische Regierung nicht abgeneigt zu sein, sich an dem Aufbau eines gemischtwirtschaftlichen Unternehmens zu beteiligen, das die künstliche Benzingewinnung im Großen betreiben würde. Nicht zuletzt sucht man aus strategischen Gründen die einheimische Treibstoffgewinnung zu fördern und die Brennstoffeinfuhr mit einem Hochschutzzoll zu belegen.

Japan

Von den außereuropäischen Staaten, für die der Treibstoff eine Lebensfrage bedeutet, ist in erster Linie Japan zu nennen. Da die Ölgewinnung im eigenen Lande kaum in nennenswertem Maße zugenommen hat, müssen gegenwärtig rund 75% des Verbrauchs eingeführt werden. Die Einfuhr hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und Japan war der Kampfplatz zwischen dem russischen und dem angelsächsischen Öl. Bis zum Herbst 1932 war Japan fast ausschließlich Domäne des englisch-amerikanischen Imports, der etwa $^7/_8$ des Bedarfs deckte. Inzwischen versuchte aber auch Rußland auf dem japanischen Markt Fuß zu fassen, wobei ihm die japanische Tendenz zugute kam, sich von der einseitigen Abhängigkeit der angelsächsischen Zufuhr unabhängig zu machen. Japans Unabhängigkeitsbestrebungen, die sich selbstverständlich auch auf das russische Öl ausdehnen, haben ihre Grundlage schon in dem Bedarf von Heer und Flotte. Wenn man auch große Hoffnungen auf die Ölgewinnung in Nordsachalin setzt, so sind daneben erhebliche Anstrengungen gemacht worden, die Gewinnung von Öl aus Ölschiefer zu entwickeln. Anfang ds. Js. erhoben im japanischen Oberhause mehrere Mitglieder scharfe Kritik an der mangelhaften Organisation der japanischen Petroleumversorgung. Man sprach sich dahin aus, daß der Brennstoffmangel den verhängnisvollsten Defekt des japanischen Verteidigungssystems darstelle und die vitalen Interessen der japanischen Flotte gefährde. Hierauf entgegnete der japanische Handelsminister, daß die Regierung bereits eine Ölkommission ernannt habe, die sich ausschließlich mit dem Ölproblem zu beschäftigen hätte. Von besonderer Bedeutung war der Hinweis, daß in verschiedenen Orten Japans Versuche zur großtechnischen Durchführung der Steinkohlehydrierung unternommen würden. Tatsächlich hatte vorher schon die Korea-Nitrogen-Gesellschaft beschlossen, in Eian-Nord-Kankyo eine Fabrik für Steinkohlehydrierung zu errichten. Nach einer vorläufigen Schätzung soll die Fabrik, für die der Staat umfangreiche Zuschüsse leistet, bereits im Jahre 1935/36 in der Lage sein, eine Menge von 500 000 t Treibstoff zu erzeugen. Mitte ds. Js. hieß es, daß eine japanische Elektrizitätsgesellschaft ein weiteres neues Unternehmen zur Verflüssigung von Kohle einrichten wolle. Daneben wird die Gewinnung von flüssigen Treibstoffen mit Hilfe der Tieftemperaturverkokung nicht vergessen. So richtet der Mitsubishi-

Konzern an der Westküste von Sachalin auf einer ihm gehörenden Zeche eine Tieftemperaturverschwelungsanlage ein.

Deutschland

Da das Öl als Treibmittel für das motorisierte Verkehrswesen eine entscheidende Bedeutung besitzt, besteht nicht zuletzt für Deutschland die nationale Pflicht, im Rahmen der jetzt vor sich gehenden Verbreiterung der deutschen Rohstoffgrundlage dem Ausbau der Treibstoffselbstversorgung die größte Beachtung zuzuwenden. Deutschland besitzt die verschiedensten Ansatzpunkte für eine eigene Treibstoffindustrie. Zunächst ist das naturgegebene Erdöl zu nennen, dessen Ausbaumöglichkeiten aber beschränkt sind. Die deutsche Erdölgewinnung dürfte im Laufe der Zeit auf etwa 300—400 000 t zu erweitern sein. Die größere Unabhängigkeit Deutschlands auf dem Mineralölgebiet wird nur durch umfangreichere chemische Verarbeitung der großen Stein- und Braunkohlenvorräte möglich werden. Die Steinkohle ist eine der wenigen Rohstoffe, über die wir reichlich auf unabsehbare Zeit verfügen, und sie wird in weit stärkerem Maße als bisher dem Ziele der Eigenversorgung mit flüssigen Treibstoffen dienstbar gemacht werden müssen. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Kohle- und Gaschemie werden die deutsche Treibstoffbilanz bereichern. Bei der Steinkohle ist es gelungen, durch neuzeitliche Arbeitsverfahren die prozentuale Benzolausbeute zu steigern. Wächst die Kokserzeugung, so läßt sich außerdem auch der Benzolanfall wesentlich vergrößern. Man kann annehmen, daß bis zum Jahre 1938 die deutsche Benzolgewinnung an 380 000 t jährlich ergeben wird. Dies ist um so erfreulicher, als wir im Benzol einen Treibstoff von außerordentlichem Energiereichtum und anderen Eigenschaften besitzen, die ihn zur Veredelung anderer Treibstoffe, insbesondere Benzin, sehr geeignet machen. Benzol ist im Augenblick hinsichtlich seiner Menge und seiner qualitativen Eigenschaften der wichtigste Teil unserer nationalen Treibstofferzeugung. Deutschland ist heute das größte Benzol-Erzeuger- und Verbraucherland der Welt. Angesichts einer immerhin bestehenden zwangsläufigen Begrenzung der Benzolgewinnung kommt der eigentlichen Kohleverflüssigung zusätzliche Bedeutung zu. Neue Verfahren bieten die Möglichkeit, aus Steinkohle ein Benzin zu gewinnen, das dem Auslandsbenzin an Qualität nicht nachsteht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in nicht allzuferner Zeit die deutsche Kunstbenzinerzeugung wesentlich erhöht werden kann, weil außer der J. G. Farbenindustrie auch der Ruhrbergbau in der Lage ist, die nicht restlos ausgenutzten Stickstoffanlagen für die Kohleverflüssigung umzustellen. Als weitere Quellen für die deutsche Treibstoffversorgung kommen die Teerölerzeugung und die Verschwelung der Braunkohle in Betracht. Daneben fehlt es nicht an den verschiedensten Versuchen, andere Ersatzstoffe wie Holzgas, Wasserstoffgas und komprimiertes Kokereigas als Kraftstoff für Verbrennungsmotoren zu verwenden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der Ruhrbergbau

kürzlich einen Hauptausschuß für das Forschungswesen der Steinkohle gegründet hat, der in umfassender Gemeinschaftsarbeit der neuen Zielsetzung in unserer Treibstoffversorgung dienen soll.

Die Nachrichten über die Aufnahme der Gewinnung von Öl aus Kohle laufen in letzter Zeit aus allen Ländern ein, die nicht über ausreichende Erdölvorkommen verfügen. Sie geben Ausdruck über die allseitigen Bestrebungen, sich von der Benzin- und Rohöleinfuhr soweit wie möglich unabhängig zu machen.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Es ist selten, daß Zeitfristen, die vor fünfzehn Jahren gesetzt wurden, den Einzelablauf politischer Vorgänge so weitschattend beherrschen, wie es der 13. Januar, das Datum der Saarabstimmung tut. Selbst die alte Gewohnheit, den Frieden der Zwölf Nächte zu achten, hat zurücktreten müssen vor dem Bestreben der französischen Außenpolitik, noch vor der Saarabstimmung das fragwürdige Gebäude der europäischen Pakte unter Dach zu bringen. In den Weihnachtstagen, in denen dieser Bericht geschrieben wird, ist noch nicht zu übersehen, ob die Romreise Lavals Anfang Januar zustande kommt oder nicht. Aber dieses Entweder-Oder enthält entscheidende Elemente zur Deutung nicht nur der mitteleuropäischen Lage. Fährt Laval vor der Saarabstimmung nach Rom, so bedeutet das die Einigung Frankreichs mit Italien nicht nur über die Donaufrage, über die einheitliche Stellungnahme zugunsten der österreichischen Regierung, sondern auch über die Weiterbehandlung der sich von innen her lockernden Staatskrise Südslawiens, des Zusammenhalts der Kleinen Entente. Aber es bedeutet noch mehr als eine solche Vorentscheidung der für die mitteleuropäische Zukunft wesentlichen Fragen. Es bedeutet — und hier wird der sichtbare Preis Frankreichs an Italien gezahlt werden — ein Sich-Vertragen im südlichen Bereich des Mittelmeergebietes, wobei wir den geographischen Bereich des Mittelmeers nun weit überschreiten, und ihn ungefähr bis zu jenen Grenzen dehnen, innerhalb deren er zu den Glanzzeiten der altrömischen Macht und des altrömischen Wirtschaftseinflusses Geltung hatte: also bis tief nach Nordafrika hinein, und östlich bis zum Ausgang des Roten Meeres. Es ist der Vorteil wirklicher Großmächte — von einer Weltmacht wie dem Britischen Reich ganz zu schweigen —, daß sie Kompensationsmöglichkeiten auf den verschiedensten Gebieten haben: man wird die Österreich-Politik der romanischen Großmächte nicht beurteilen können, wenn man nicht gleichzeitig weiß, was in der Stoßrichtung von Tripolitanien zum Tschadsee oder in der Ostecke Abessiniens vor sich geht. Das wird in den kleinräumigen Verhältnissen der europäischen Mitte zuweilen übersehen. Wird die Unterredung zwischen Mussolini und Laval auf unbestimmte Zeit verschoben, so liegt darin das Ein-

geständnis, daß für die zwischen den beiden romanischen Großmächten schwebenden Fragen nicht nur keine Einigung, sondern nicht einmal eine Formel gefunden werden konnte, unter der man den Mangel einer Einigung verstecken konnte. Findet die geplante Neujahrsreise statt, dann ist es ein Zeichen dafür, daß man vorhandene Gegensätze beseitigt oder zum mindesten verschleiert und zurückgestellt hat. Geschichtliche Bewegung steht keinen Augenblick still; wir glauben kaum, daß es nötig ist, auch hier mit mehr als einem Hinweis an die Formel „rebus sic stantibus" zu erinnern. Ein wirklicher Ausgleich zwischen Mächten kommt doch nur dann zustande, wenn beide sich darüber einigen, daß kein Streitgegenstand zwischen ihnen einen ernsthaften Konflikt wert ist. Eine solche Erkenntnis braucht keineswegs von pazifistischer Haltung bedingt sein. Sie kann durchaus auf den nüchternen und keineswegs pazifistischen Kartentischen der Generalstäbe wachsen — wenn sich für bestimmte Fälle ausrechnen läßt, daß die sicheren Anfangsverluste eines Konfliktes, weltpolitisch gesehen, größer sind als jeder mögliche und wünschbare Enderfolg. Im Zustand eines solchen Ausgleichs miteinander leben heute die Vereinigten Staaten und das Britische Weltreich, leben England und Frankreich. Schon zwischen England und Italien besteht ein solcher Ausgleich nicht. Denn die Tatsache der Spannungslosigkeit in dem Verhältnis von Italien zu England (trotz der Maltafrage!) beruht nicht auf beiderseitiger Erkenntnis, daß selbst bei vorübergehender Machtverschiebung ein Konflikt sinnlos wäre, sondern auf der tatsächlichen und geopolitisch dauerhaften Unterlegenheit Italiens gegenüber dem britischen Seereich. Der Machtunterschied zwischen Frankreich und Italien ist geringer; ein endgültiger Ausgleich zwischen den beiden Mächten wäre nur dann in Sicht, wenn sich Frankreich mit einer völligen Gleichberechtigung Italiens im Mittelmeer und in Afrika abgefunden hätte, oder wenn Italien sich mit seinen geringen Raumreserven (auch bevölkerungspolitisch!) endgültig zufrieden gäbe. Das erste wäre nur um den Preis erheblicher Abtretungen in Nordafrika und im Bereich des Roten Meeres zu haben — vielleicht nicht einmal darum! —; das zweite hätte eine völlige Wandlung der italienischen Dynamik der Gegenwart zur Voraussetzung. So ließe sich einer italienisch-französischen „Verständigung" wenig Dauer vorhersagen, wenn an Stelle der unmittelbaren romanischen Grenzberührung zu Germanen- und Slawentum ein 1000 km breiter atlantischer Meeresarm flutete. Was einer französisch-italienischen Zusammenarbeit größere Möglichkeiten gibt (oder erzwingen könnte), sind aber gerade die kontinentalen Spannungsverhältnisse, die sich in kurzer Zeit so schnell verändert haben und weiter verändern werden. So kann man zu einer „Teil-Entente" gelangen, die natürlich beiderseits in dem Bewußtsein abgeschlossen wird, daß damit kein „ewiger Friede" im Stil des englisch-amerikanischen oder des englisch-französischen geschlossen wird, wohl aber ein — nach Zeit und Raum begrenztes — Zusammengehen auf bestimmten Gebieten. Für diesen Fall ist der von Frankreich zu zahlende Kaufpreis geringer; geringer auch die italienische Verpflichtung. Da

könnte das „kleine Kolonialprogramm" ein genügendes Gegengewicht gegen die Bindung an die französische Paktpolitik sein. (Der italienische Drang gegen die südslawische Einheit würde dann abgegolten gegen französischen Verzicht auf weitere aktive Unterstützung Südslawiens in der Marseiller Sache; und der letzte Ausgleichsposten in dem europäischen Teil der Rechnung hieße natürlich: Wien. Dabei spielt die Form der Garantieerklärung eine untergeordnete, für allerlei Prestigekompromisse offene Rolle.) In Afrika wäre dann mit Grenzverschiebungen zugunsten Italiens im Süden und Westen Tripolitaniens, mit Vorteilen für die Italiener in Tunis und mit einem hohen Maß von „freier Hand" in Abessinien zu rechnen. Es gibt Zufälle und „Zufälle" auch in der Kolonialpolitik; der Zwischenfall von Ual-Ual ist zum mindesten sehr zeitgerecht gekommen!

Zum Verständnis der geopolitischen Lage in jenem Übergangsgebiet zwischen Abessinien und der Somalihalbinsel sei folgendes gesagt: Das Kerngebiet Abessiniens, mit relativ dichter Bevölkerung koptischen Glaubens (also südost-christlich), mit einer sich allmählich modernisierenden, aber doch noch stark feudal durchsetzten Staatsverfassung, ist das steil aufragende abessinische Hochland. Dieses subtropische Hochland ist auch in der Geschichte immer der Kern des Reiches gewesen, von dem aus weite benachbarte Tiefland- und Küstengebiete bald unterworfen, bald wieder verloren wurden. Wir haben es hier mit einem jener typischen subtropisch-tropischen Verhältnisse der Siedlungsumkehr vom Tiefland zur Höhe zu tun, wie sie ähnlich in den südamerikanischen Andenstaaten (Altperu, Bolivien von heute!), in Mexiko, zum Teil auch in Dekkan und in Südarabien bestehen. In starken Zeiten griff Abessinien weit über das Hochland hinaus und unterwarf die vorgelagerten, überwiegend mohammedanischen Tiefgebiete; in schwachen Zeiten wurde sogar das Hochland bis auf wenige innerste Gebirgszellen von fremden Wellen überflutet. Während des ersten Kolonialvorstoßes der europäischen Mächte hat Abessinien sein ganzes Küstenvorland an England, Frankreich und Italien verloren; wobei England und Frankreich die seestrategisch wichtigsten Positionen an der Perimstraße, England außerdem vom Sudan her das Abflußgebiet der abessinischen Ströme besetzte, während für Italien ein Stück mittleren Küstenlandes am Roten Meer (Erythräa) und das Osthorn Afrikas mit Anschluß an Kenya (Somaliland) verblieb. Die Versuchung, mit doppelseitiger Umfassung das abessinische Kernland anzugreifen, hat seit dem ersten großen Mißerfolg bei Adua, nie ganz geruht. (Der damalige italienisch-abessinische Krieg hat noch vor dem russisch-japanischen zu der ersten anerkannten Niederlage einer europäischen Macht gegen eine allein kämpfende „farbige" geführt — eine Erinnerung, die festgehalten zu werden verdient in einer Zeit, in der von japanisch-abessinischen Prinzenhochzeiten geredet wird; in einer Zeit, in der in einem von den Italienern ausgewählten Raum statt italienischer japanische Pflanzungen angelegt werden.) Nun ist Abessinien Mitglied des Völkerbundes, und hat selbst von einer britischen Humanitätskommission das Zeugnis ausgestellt bekommen, daß die

moderne Regierung des jetzigen Kaisers ehrlich und erfolgreich bemüht sei, den Sklavenhandel und die Sklaverei abzuschaffen. Einen Greuelfeldzug gegen Abessinien zu führen, begegnet also gewissen Schwierigkeiten; zumal die abessinische Regierung mit Recht der Meinung ist, daß unerwünschte soziale Zustände wie die Sklaverei nur von einer energischen und allenthalben anerkannten Regierung erfolgreich bekämpft werden können. Im Gefolge der abessinischen Neuordnung wurde im Kerngebiet der Feudalismus zurückgedrängt; in den letzten Jahren konnte man darangehen, eine geordnete Verwaltung auch in den mohammedanischen Außengebieten anzustreben. Dabei stieß man auf nicht definierte Grenzen, sowohl gegenüber Italien wie gegenüber England. Grenzfestlegung ist immer eine schwierige Frage, besonders aber dann, wenn erste Verträge mit unklaren Bestimmungen vorliegen, gedeutet, ergänzt oder umgangen werden müssen. In Räumen wie den abessinischen Außengebieten Grenzen zu setzen, hat außerdem die besondere Schwierigkeit, daß Geographie und Ethnographie in einem niemals vermessenen, von Nomaden durchzogenen Steppenland leicht durcheinander geraten. So bedarf es zur Definition einer wirksamen Grenze viel guten Willens. Der war auch zwischen England und Abessinien vorhanden; so zieht seit Monaten eine gemischte Kommission durch das Hinterland des britischen Somaligebietes; und diese Kommission stieß nun etwa 100 km westlich der zumeist auf den Atlanten angenommenen Dreiländer-Ecke auf einen italienischen Trupp, der ein beträchtliches Gebiet, das von den Abessiniern für Abessinien gehalten wurde, als Teil von Italienisch-Somaliland ansprach. Auf kleinerem Raum also ein Vorgang, der im 19. Jahrhundert zwischen europäischen Kolonialpionieren verschiedener Mächte mehr als einmal vorgekommen ist; deren weltgeschichtlich bedeutendster vielleicht der zwischen Marchand und Kitchener in Faschoda (1898) war. Aus einem solchen Konflikt kann man viel oder wenig machen. Was aus dem Zwischenfall von Ual-Ual gemacht wird — das wird entscheidend davon abhängen, ob Mussolini den französischen Außenminister empfängt oder nicht...

So gehen feine Fäden des weltpolitischen Zusammen- und Auseinanderspiels von Mitteleuropa nach Afrika und von Afrika wieder nach Mitteleuropa zurück! Bevor wir selbst aber wieder nach Mitteleuropa zurückwandern, sei nach dem Hochlandstaat Abessinien des Hochlandstaates Bolivien gedacht, der sich im ungeeigneten Zeitpunkt eine doppelte innere Umwälzung geleistet und darüber seinen Chaco-Krieg wohl endgültig verloren hat. Freilich ist Bolivien nicht an unfähigen Generalen und Präsidenten gescheitert, sondern letzten Endes an dem riesigen klimatischen Nachteil, gegen den seine berggewohnten Truppen im Tiefland des Chaco zu kämpfen hatten. Das Klima war mit den sowohl nach Menschenzahl wie nach der natürlichen Ausstattung ihres Raumes schwächeren Paraguayern, die jetzt in bisher unbestritten bolivianischen Bereich vordringen — dabei freilich vor der Schwierigkeit stehen, daß es wiederum außerhalb ihrer Kräfte liegt, die Bolivianer in die

Berge zu verfolgen und einen Frieden zu erzwingen. Aber des gewonnenen Chaco-Tieflandes fühlt sich Paraguay schon so sicher, daß es die begonnene Siedlungsarbeit nun in das bisher umkämpfte Gebiet lenkt; damit für künftige Schiedssprüche die beste Rechtsbasis schaffend, die man sich schaffen kann: die Arbeit am Boden, die Schaffung von Kulturland aus ödem Kampfgebiet nicht nur zwischen Völkern, sondern zwischen Mensch und Natur. Gelingt Paraguay die Besiedlung des Chaco, dann beweist es damit, daß es den Krieg gegen Bolivien historisch zu Recht gewonnen hat. Nordamerikanische Ölmächte werden dann ebenso das Nachsehen haben wie der auf sein Bergland zurückgeworfene bolivianische Staat, dessen Druck auf die westlichen Nachbarn, vor allem auf Chile sich verschärfen wird, sobald er die Aussichtslosigkeit weiterer Chaco-Kämpfe begriffen haben wird. (Der Ausweg zum schiffbaren oberen Madeira wird immer nur von fragwürdigem Werte sein.)

Bevor wir uns dem Bereich der angelsächsischen Großmächte zuwenden, müssen wir noch einmal auf den letzten Bericht des vorigen Jahres zurückkommen, und uns gegenüber Mexiko entschuldigen. Nicht wegen falscher Berichterstattung, sondern wegen eines ungewöhnlich sinnlosen Druckfehlers. Es hat uns natürlich ferngelegen, von einem „mystischen" Amtsantritt des neuen mexikanischen Präsidenten zu sprechen, der seine Regierung mit einem sachlich wohl durchdachten, im Sinne des mexikanischen Nationalismus freilich scharfen und aufrüttelnden Programm begonnen hatte. Wir hatten nicht etwas „Mystisches" loben oder tadeln, sondern die völlige Ruhe des Regierungswechsels — im Gegensatz zu den Vorgängen früherer mexikanischer Perioden — rühmend hervorheben wollen. Vergleicht man das Mexiko von heute mit dem Mexiko der Zeit Porfirio Diaz', so wird man sich klar über die große Wandlung, die der Weltkrieg für das Verhältnis „eingeborener" Rassen zur weißen Kolonisation nicht nur für Asien und Amerika, sondern auch für Amerika bedeutet hat. Eine Wandlung, die noch keineswegs vollendet ist — und bedingt ist durch die innere Wandlung der Vereinigten Staaten, die wachsende Unsicherheit des Nordamerikanertums, das Hin- und Herschwanken zwischen weltpolitisch-imperialistischer und kontinental-insularer Haltung in Washington und New York.

Das Jahr 1935 wird allerdings die Vereinigten Staaten zu einer entschiedenen Haltung in großen Existenzfragen zwingen; man wird sich in der großen pazifischen und ostasiatischen Politik auf Jahre hinaus festlegen müssen, sei es, daß Pakte mit Japan erneuert werden, sei es, daß man sich zu einer konsequenten Rüstungspolitik im pazifischen Bereich entschließt. Die Kündigung des bestehenden Abkommens durch Japan war so lang vorausgesehen, daß sie nicht überrascht hat. Daß Frankreich und Italien sich geweigert haben, eine vorübergehend wirksame Konferenzfront von 1922 wieder aufleben zu lassen und sich der japanischen Kündigung anzuschließen, wurde gleichfalls erwartet. Über den Verlauf dieser großen ozeanischen Auseinandersetzungen um die Zukunft Ostasiens und des westlichen Pazifik ist vom Standort Washington her noch weniger Sicheres vorauszusagen als

vom Standort Tokio (weil man in Washington weniger sicher ist in dem, was man für unentbehrlich hält). Nur mit einem kann man rechnen: mit größter Unwilligkeit der Amerikaner, sich von den Engländern in mehr als in taktischen Fragen zu entfernen (das gilt genau so umgekehrt, trotz freundlicher britischer Gesten gegenüber Japan, und australischen Ministerreisen). Denn für die gesamte angelsächsische Welt gilt im großen gegenüber Japan Ähnliches wie das, was wir über französisch-italienischen Ausgleich zu sagen hatten.

In Kanada bereitet sich ein starker innerpolitischer Umbau vor, der durch die Namen Bennet—Stevens (ausgeschiedener, sozial aufgeschlossener Konservativer) — Mackenzie King (kommender liberaler Ministerpräsident) gekennzeichnet ist. Australien und Neuseeland bereist weiter der dritte Sohn des englischen Königs. Zwischen Irland und England bereitet sich entgegenkommendes Zwischenspiel der Wirtschaft vor (Kohle — Vieh).

Die britische Reichspolitik selbst hat sich kurz vor Weihnachten — mit Baldwins großer Rede beginnend — einer früheren Aktivität erinnert, und steuert nun, der eigenen Rüstungshöhe vor allem in der Luft gewiß, im Wettlauf mit den französischen Pakten zu einer neuen europäischen „Pazifizierung". Gleichzeitig hat man das große indische Verfassungswerk durch das Parlament gebracht und mit dem Selbstbewußtsein einer großen Leistung imperialen Umbaus auch im Inneren verlorenen Boden gewonnen (wobei man der allgemeinen Wirtschaftbesserung und der erheblichen Zunahme des Welthandels 1934 gegenüber 1933 nicht vergessen darf).

Dieser plötzlichen Zunahme des Britischen Reichs an gewolltem Einsatz auch in der europäischen Politik steht im Sowjetbereich ein seltsames Knistern im Gefüge gegenüber — der Revolverschuß auf Kirow war die Einleitung dazu —, dessen Tragweite von Mitteleuropa her heute weniger denn je beurteilt werden kann.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

„Schranken in der Luft" — um nicht zu sagen: „Schlagbäume!" — (Barriers of the air): das ist die absurde Überschrift, die ein in der Sache ausgezeichneter Aufsatz im „Manch. Guardian" vom 23. 11. 34 trägt. Das Weltreichszentrum in seiner nordisch-mittelländischen Randlage beklagt sich darin über „verbotene Lufträume", z. B. den zehnmal größeren über Cherbourg, als über Portsmouth, die Flugverbote über Italiens und Südslawiens ganzer Landgrenze, über weiten Teilen Frankreichs, fast allen der Türkei, die sich wie Rußland bei Erteilung der Flugerlaubnis hinter unendliche Reibungen verschanze.

Dann folgt die Klage über zweckwidrig gelegte Luftkorridore, z. B. die sieben unter den neun Luftkorridoren Rumäniens, denen auf bulgarischer, südslawischer und ungarischer Seite (vermutlich höchst berechtigte!) Sperrzonen ent-

gegenstehen, so daß man nach Süden und Westen überhaupt nicht aus Rumänien herausfliegen kann und im Osten nur den Korso über dem Schwarzen Meer zur Wahl hat.

Aber: gibt es keinen Monsunländer-, keinen Afrika-, keinen Austral-Asia-Korridor?

Wohl vermöchten die großen Fluglinien — dank diplomatischem Druck dahinter — einige dieser Schwierigkeiten zu überwinden, nicht aber Private und „Air-Taxis"; und außerdem würden dadurch lächerliche Umwege erzwungen. Zu diesen gehört ja auch der Umweg der „British Airways" von Irak längs der arabischen Ostküste über Kuweit und Bahrein-Inseln, dann Maskat und den Arabischen Golf auf Beludschistan und Karachi zu, weil sich Persien den britischen Küstenflug verbeten hat, dessen bequemeren Luftweg Franzosen und Niederländer vorerst noch benützen dürfen.

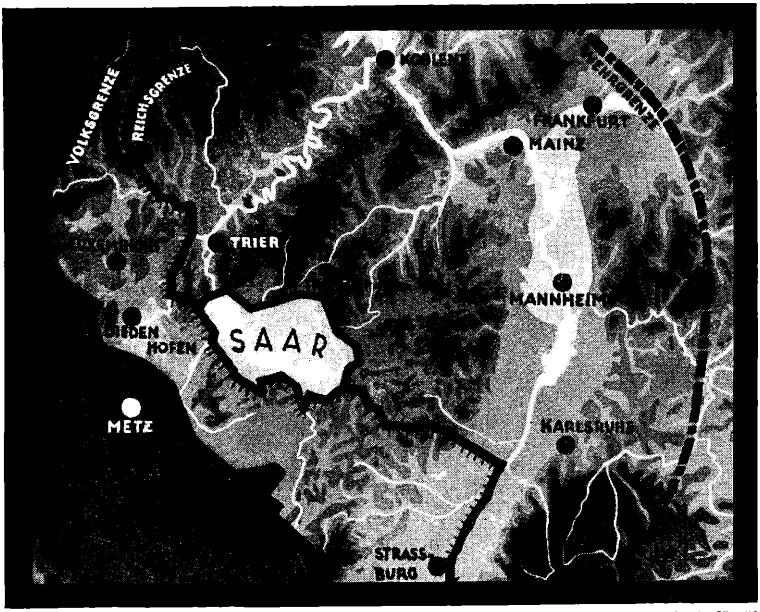
Aber auch befreundete und verbündete Nationen spielen den Weltfliegern solche Streiche: Frankreich drängt durch Erweiterung der Sperräume um Nizza seewärts um 9,6 km die Flugzeuge der Hauptstrecke auf 45 km meerwärts hinaus; Sperrzonen um die Straße von Messina erweitern den Überflug von 6½ km auf 128 km; an der Straße von Bonifacio zwischen Corsica und Sardinien (rund 12 km) muß das Flugzeug in 32 km Landabstand 80 km über See! Ein weiterer Umweg mit etwa 72 km entsteht für den Flug England—Kairo in Tunis.

Starrsten Widerstand leisten Russen und Türken, mäßigeren Ägypten, Bulgarien, Estland, Finnland, Griechenland, Lettland, Litauen, Spanien: nur Deutschland und die Schweiz seien großzügig, wenn sie natürlich auch Schadenersatz, Gewähr und Versicherung fordern.

Bei diesen Klagen tritt zunächst gewiß die Kleinräumigkeit Europas zutage. Aber wer hat in großräumigeren Weltteilen jahrelang beharrlichen Widerstand gegen den Weiterflug über Indien nach dem Osten und Südosten geleistet? Wer hat Weltflugmonopole anzustreben versucht, die dem russischen auf den Eurasiaflug wenig nachgaben? Wer hat zu Lande bei der Schöpfung der übelsten und widersinnigsten Korridorbildungen und Sperrzonen mitgetan? Wer hat der Fortführung der Zeppelinunternehmungen nach dem Kriege einen Prügel nach dem andern zwischen die Beine geworfen? Wer sperrte die Luft über Singapore?

Böse weltpolitische Beispiele verderben gute geopolitische Sitten! Wenn man, wie es Japan von den USA. aus widerfuhr, kaltblütig von Mukden aus über Japans sämtliche Sperrzonen und Seebefestigungen, über Chinghai-Bucht, Tsushima, Inland-See wegfliegt und sie filmtechnisch vorzüglich aufnimmt und dann noch die naive Unverfrorenheit besitzt, zu glauben, solche Kriegskonterbande werde einem bei der Zwischenlandung in Tokio nicht abgenommen, dann unterschätzt man das viertausendjährige kulturpolitische Training und das neue wehrpolitische Lernen asiatischer Weltvölker!

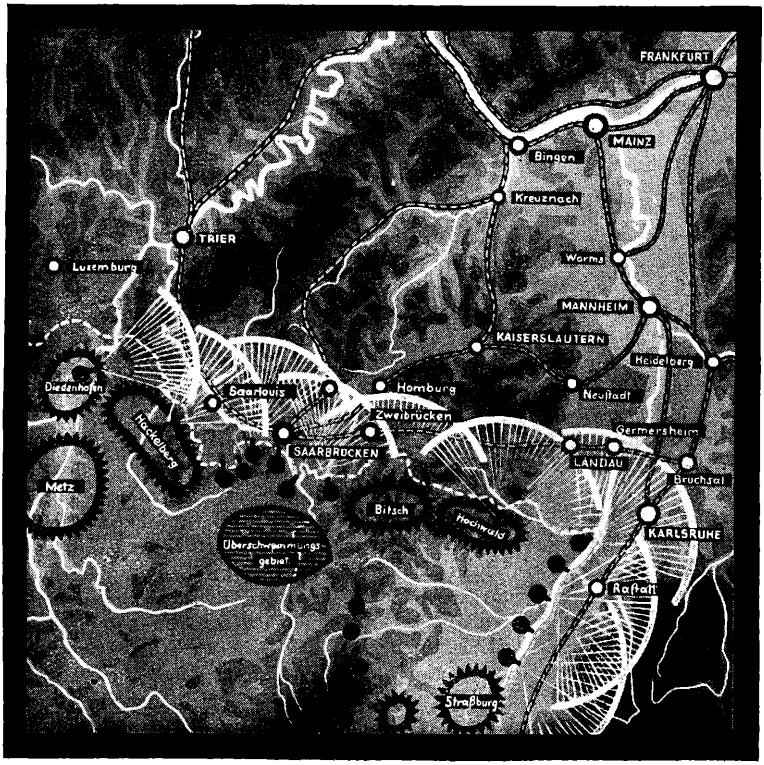
Das bringt uns zur wesentlichen geopolitischen Seite der Fluggeopolitik,



Aus dem Saarabstimmungskalender

Geopolitische Reliefkarte Nr. 53

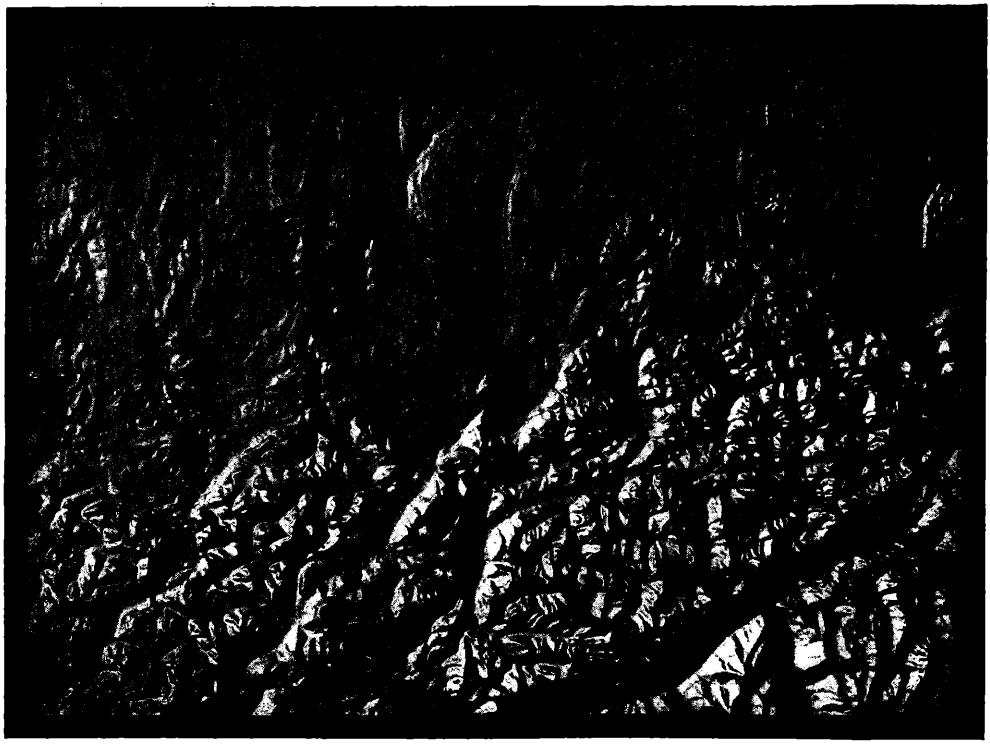
Der deutsche Volksboden in der mittleren Westmark: Volksgrenze, Reichsgrenze und Wehrgrenze



Die Saar und das französische Befestigungssystem

Aus dem Saarabstimmungskalender

Geopolitische Reliefkarte Nr. 67



KARL HAUSHOFER: Hochbild als Helfer der Geopolitik

(Dazu Hochbildkarte Südbayern nach Wänschow.)

In Saarfrage und Saarkalender ist Lesern der „Geopolitik" gewiß das Beschreiten neuer kartographischer Wege durch Verbindung von Hochbild und Suggestivkarte aufgefallen! Die neueste Glanzleistung der Hochbild-Gesellschaft, eine Hochbildkarte von Deutschland, aus der wir das östliche Südbayern bringen, geht einen Schritt weiter, darüber hinaus.

Aus dieser Hochbildkarte des nördlichen Alpenrandes und seines Vorlandes springen gerade dem Anfänger eine Reihe von geopolitischen Leitsätzen entgegen: die leichte Durchdringbarkeit und Zertalung der nördlichen Kalkalpen; die Austritts-Zungenbecken romanischer Kulturvorstöße; die natürliche Höhenscheide zwischen alemannischer und bayrischer Stammessiedlung; die Naturbedingtheit des zwischen Lech- und Isar-Begleithöhen eingebetteten Huosi-Gaues, die Lech-Bedingtheit des alten Bistums Augsburg; die geopolitischen Voraussetzungen des Miniatur-Paß-Staates Werdenfels-Mittenwald u. a.

Eine solche Fülle von Teillösungen — [der so viel nach der jüngsten Umfrage von unsern Lesern verlangten breiteren Heimatpflege dienend] — lassen ahnen, welche unerschöpfliche Fundgrube für die Verbindung von Heimatkunde und geopolitischer Weltbetrachtung die ganze Hochbildkarte von Deutschland, des weiteren deutschen Volksbodens werden muß, welche Beschleunigung und Belebung sie einem geopolitisch richtig geführten Reichssiedlungsgedanken erteilen kann.

Damit sie sich selbst darüber ein Urteil bilden können, unterbreiten wir das uns am lehrreichsten scheinende Teilstück im Lichtbild bei scharfer Schrägbeleuchtung von links oben (der gewohnten) unsern Lesern; wir betonen dabei, daß Beleuchtung von oben her das Hochbild wissenschaftlich noch ungleich wertvoller macht. Ergänzt man West- und Ostteilstück, so entsteht ein „Deutschland von Süden", mit dem ganzen Alpenrandproblem als Bild ohne Worte: eine propädeutische Vorstufe zur eigenständigen Geopolitik, wie sie selten erreichbar sind.

Stadt-Bibliothek Ebing

nachdem wir den Nachweis geliefert haben, wie sehr fast jede Flugstrecke nicht nur technisch (Häfen, Startplätze, Treibstofflager, Wegmarkierung, Peildienst, Nachtflugvorbereitung, Wetterdienst) vom Boden abhängig ist, sondern auch politisch. Wir beklagen, daß eben wegen der politischen Widerstände der Schwerpunkt des Zeppelinverkehrs auf die transatlantische, viel geringere Zeitabkürzung gelegt werden muß, statt auf die Überwindung der Eurasien- oder Pazifikstrecken, wo der Unterschied in der Zeitersparnis und im Komfort sich so viel mehr zugunsten der Zeppelinfahrt auswirken würde. Es ist ein Minderwertigkeitszeugnis für das europäische Raumüberwindungsbedürfnis, daß Europa nicht längst den transeurasiatischen Dienst über Persien, Afghanistan, China nach Shanghai und Japan durchgesetzt hat. Denn die Wahl zwischen der sibirischen Bahn und dem Luftschiff wird zu dessen Gunsten viel weniger schwer, als die zwischen „Europa", „Bremen" oder den sechs Tagen der Canadian-Liner und der Amerikaluftfahrt.

Vielleicht bricht der britisch-australische Rennrekord mit seinen zwei Tagen hier neue Bahnen; aber die transeurasiatische Luftbahn kürzt im Verhältnis noch mehr und nähert die größten Menschheitsverdichtungen der Erde auch kulturpolitisch! Freilich umgibt er sie auch mit neuen Gefahren! Von diesem Standpunkt gesehen begreift man, daß Japan sorgenvoll die rund 6000 Flugzeuge der Sowjetbünde und Vereinigten Staaten mit seinen höchstens 1000 frontreifen vergleicht, zumal sich viele Wissende längst darüber klar sind, daß die Pazifische Frage mindestens ebensosehr eine der Flug- als der Seestreitkräfte ist, durch reine Seemacht- und Flottentagungen im Stile von Washington 1922 und London 1930 oder der Vorverhandlungen 1934 nie gelöst werden kann und daß für China das Wiedererlangen geopolitischer Frontreife an seiner Entwicklung des Flugverkehrs und der Luftpolizei hängt (Dai Enki: „Five years of commercial aviation in China". People's Tribune, 16. 10. 34.). Alles andere kommt zu spät; auch der an einzelnen Enden aufgenommene Straßenbau (vgl. u. a. die Tätigkeit der Hungersnothilfsarbeiten, Heft XII/34!) und erst recht der in dem überfüllten Lande mit seinem Räuberunwesen und seinen Kommunistenheeren zu leicht störbare Eisenbahnbau, wenn auch die Mandschurei ein typisches Land des Eisenbahnkrieges ist.

Aus solchen Einsichten stammt der japanische Vorschlag durch Botschafter Hiroshi Saito in Washington, durch Matsudaira und Yamamoto in London mit dem Anerbieten einer großzügigen Streichung von Großkampfschiffen bei theoretischer Anerkennung der Rüstungsgleichberechtigung unter Kündigung der Washingtonverträge. Das würde London und Washington je rund 200000 Tonnen Großkampftonnage zum Alteisen werfen und die wirkliche Freiheit der Meere bedeuten, meinen die Japaner. An ehrlichen Zusammenschluß Englands und der Vereinigten Staaten mit so verschiedenen Interessen zu ihrer Unterdrückung glauben sie nicht, wenn man z. B. den Begleitchor Saitos im „Osaka Mainichi", im „Tokyo Nichi Nichi", in den großen Zeitschriften liest. Das könnte ein Irrtum sein.

Letzte Hintergründe des chinesischen Wirrwarrs und seiner einzigen Sanierungsmöglichkeit durch überlegene Luftwehrpolitik enthüllen etwa Gegenüberstellungen, wie die des Chiang Kai Shek-Interviews des „North China Herald" vom 17. 10. 34, S. 113 und des „bekehrten" Kommunistenfeldmarschalls Kung Woo-chung (ebenda, S. 114), letzteres etwa illustriert durch das verstiegene Salonkommunistenbuch über China von Frau Agnes Smedley, das zur Vermehrung der Wirrurteile über China jüngst in London erschien, und Litwinows jüngst geäußerten Abscheu vor Terrormethoden. Die kommunistische Lehre sei nicht „zu morden und zu brennen" („kill or burn"), meinte Kung Woo-chung, aber in der Praxis kam es in Kiangsi darauf hinaus, wo die Regierungstruppen allein in 2 Jahren 2900 km Straßen bauten, während der Kommunistensegen die Bevölkerung um 6 Millionen verminderte!

Das konnte Chiang Kai Shek mit seinen klugen und feinen, wenn auch stark gealterten Zügen mit manchem andern Rühmenswerten von seinen Truppen sagen. Er bestritt auch jede Absicht zur Diktatur, die doch China nötiger wäre als irgend etwas anderes. Gewiß: alte, praktische Britenphilosophie sagt uns: „All human progress resolves itself into the building of new roads" (aller menschliche Fortschritt liegt zuletzt im Bauen neuer Wege), aber das geht eben in China zu langsam.

Manchmal ist man versucht, die Ausführungen des Marschalls Chiang Kai Shek mit dem Stift des Spottzeichners zu begleiten; aber der persönlich sympathische und hochbegabte Mann hat eben keine leichte Aufgabe. „Im ganzen sei die Lage Chinas gut, und die Regierung werde wirksam geführt in Anbetracht der bescheidenen Geldmittel zu ihrer Verfügung." Fast im selben Atemzug hieß es: „Siebzig Hsien (Kreise, Bezirke) sind im Besitz der Kommunisten in Kiangsi gewesen, und nur sechs sind noch nicht zurückerobert." Inzwischen geht es im großen Szechuan los, wo Holung über etwa 20000 Mann verfügt; und auf der nächsten Seite liest man, daß die Kommunistenarmee in ihrer Blüte etwa 300000 Mann stark war und — trotz Blockade, Straßenbau und Blockhaussystem (wie seinerzeit in Südafrika!) — heute noch etwa 110000 Mann in Kiangsi und Fukien, 50000—60000 in Hunan und Szechuan betragen mag, ungerechnet die 20000 Mann Holungs. Dort war auch ein Bevölkerungsverlust von 33% als Folge der Segnungen kommunistischer Herrschaft zugegeben: Zahlen, die man sich beim Lesen des Buches von Agnes Smedley vor Augen halten mag, dem sogar der gewiß nicht autoritäre oder fascistische „Manchester Guardian" Fragezeichen anfügt. Aber schon 180000 Mann Rebellen sind eine peinliche Friedensstärke — selbst wenn man vom chinesischen Süden absieht.

Einen wesentlichen Anteil am Erfolg der um das sieben- bis zehnfache an Zahl überlegenen Regierungstruppen schob Chiang Kai Shek dem Straßenbau- und Blockhausprinzip und den Flugstreitkräften zu. Straßenbau — für den ja auch die Truppen vorgeschult werden und zahlreiche Hände bei einiger Bezahlung bereit sind —

und Flugverkehrsentwicklung sind auch die einzigen Möglichkeiten, China aus seinem hilflosen Zustand herauszuführen. Davon und von der Zukunft, und nicht vom Pressegeschrei von heute, meinte Chiang Kai Shek, hänge die Rückgewinnungsmöglichkeit der Mandschurei ab; sie heute anzustreben, sei Selbstmord (suicidal). Bürgerkrieg gäbe es zunächst keinen, höchstens einen in Worten oder Telegrammen, weil die Zentralregierung ihn nicht wolle und die Führer des Südens nicht könnten.

Neben der Frage: „Was will — oder vielmehr, was muß — Japan", auf die ein Mann der Presse aus New York, H. W. v. Dömming (bei Eugen Diederichs), eine etwas bündige, von Th. Strewe (D. A. Z., 2. 12. 34) scharf zerzauste Antwort zu geben suchte („Was will Japan?" — frei nach Kawakami), ist ja die andere nach der Strukturfestigkeit und Erneuerungsfähigkeit Chinas, die für das indo-pazifische Gesamtgebiet, nächst der indischen Konstitution, entscheidende an der Jahreswende.

Wertvolle Anhaltspunkte dafür gewähren zwei Aufsätze: Kan Nai-Kwang: „Problems of public administration in China" und „Life on the land: some remarkable figures" — beide in „The People's Tribune", Bd. 7; Oct. 16 1934, Nr. 8, S. 361 und 375. Der erste zeigt gerade in seiner Harmlosigkeit, wie unvollkommen die einst so wirksame Verwaltung des Riesenlandes durch das Aufgeben östlicher und das Nichtverstehen westlicher Verwaltungsmethoden geworden ist. Der zweite aber zeigt in einem Auszug aus den Beobachtungen an dem sorgfältig untersuchten Muster-hsien (Gau) Tinghsien in Hopei mit seiner Volkszahl von 398050 Köpfen (1931) auf 3715 Qu.Li höchst wertvolle Durchschnittsangaben, die auf etwa 90% der nordchinesischen Gaue anwendbar sein sollen. Ganz China hat in seiner alten Kulturlandschaft freilich 1800 höchst verschiedene Gaue. Wohl hausten 63½% der Bauern auf eigenem Land, aber in der überwältigenden Zahl der Familien (45—46000) auf Zwergbesitz, in schwerer Verschuldung (67%), mit unerschwinglichen Zinssätzen von 24% (60%). Noch lebten rund 40% in der Frühehe, in die sie häufig mit kaum erreichter Pubertät eintraten; 11% der Männer und 22% der Frauen waren beim Antritt zwischen 20 und 24 Jahren, 7% bzw. 1% zwischen 25 und 29, und 9% bzw. 1% waren 30 und darüber. Das ist die Auswirkung des Ahnendienstes und konfuzianischer Lehren. Die Unkenntnis des Lesens und Schreibens, im Blütenalter zwischen 14 und 25 Jahren noch auf 62% ausgedehnt, war in 61 Dörfern durch besondere Erziehungsarbeit bei den Männern auf 34% herabgedrückt, während sie beim Gesamtdurchschnitt der Frauen 91% betrug, allerdings bei der neuen Schulungsmethode der 1000 Zeichen auf 18% der Männer und 51% der Frauen sank. Damit würden freilich die bisherigen Durchschnittsschätzungen von 5—20% der Schriftkundigen auf etwa 40 gesteigert und sind in ständiger Hebung. Das sind Zahlen, die sich bei einiger Vorsicht auf den gesamten Altkulturraum durch Schätzungen anwenden lassen. Sie würden gegenüber der guten

Schätzung eines chinesischen Gelehrten vor etwa 10 Jahren auf rund 25 Millionen in bewußter nationaler Politik stehender Chinesen eine Vermehrung auf nahe an 120—160 Millionen im Volkskörper von heute, also eine schnelle und wesentliche Steigerung erkennen lassen.

Schwerer ist es, den Zahlen des Volksgifts Opium beizukommen, die von 0,40% gewohnheitsmäßiger Opiumraucher für Tinghsien bis zu 80% (Shansi) schwanken. Sicher bleibt die Angabe von nur 1075 Liebhabern des Opiumpfeifchens in Tinghsin weit hinter der Wirklichkeit unter fast 400000 Köpfen zurück; daß sich darunter 750 Bauern befanden, beweist nur, daß die Landleute ihre Angaben harmloser und mit weniger Vorbehalt machten. Zutreffender ist wohl, daß der größte Opiumverbrauch auf die Altersklassen zwischen 30 und 39 Jahren fiel, auf die Schwerarbeiter des Lebens, die bereits nahe an die erschreckend niedrige Durchschnittsdauer des Arbeiterlebens in China herankamen.

Das sind einige Querschnitte, die verraten, wie sehr das Riesenland noch unter Übergangszuständen leidet, ohne zunächst aus ihnen herauszufinden. Wenn General Huang Mou-Sung (vgl. Geopol. XII/34, Bild 7) den Lenkern des Priesterstaats Tibet in einem blühenden Panegyrikus verhieß, „wenn sie sich wieder der Familie der fünf Nationen anschlössen und auf die chinesische Regierung stützten, werde ihnen diese Komfort und Glückseligkeit (comfort and happiness) für immer gewährleisten", so wird das von der eifersüchtigen britischen Presse („Times" u. a.) wohl mit Recht unter Schönrednerei verbucht und „auf die Gefahr des Wiederauflebens chinesisch-tibetanischer Grenzkriege" hingewiesen. Das ist ein Wink mit dem Zaunpfahl!

Aber es war eben tatsächlich die chinesische Revolution, der Gestaltwandel zum Volksstaat der blühenden Mitte, die das Loslösen der Außenlandschaften ringsum zur Folge hatten. Allerdings ist es auch eine fatale Tatsache, daß tibetanische Trupps in Gyantse unter Britenschutz ausgebildet, andere Ausbilder von Tibet nach England geschickt wurden, daß England chinesischen Truppen den Eintritt in Tibet verbot und sich liebevoll des Waffenhandels dorthin annahm. Tibet an das Britenreich, Mongolei und Tannutuwa an die Sowjets, Manchukuo an Japan sind eben „im Abtriften" von China. Was für den einen Tunke ist, ist es für den andern auch — ob Völkerbundsbruder oder nicht! — —

„Japans Werben um das China von heute" überschreibt der „Manch. Guardian" einen Bericht über einen Vortrag des offenbar sehr sachkundigen chinesischen Lektors an der Hochschule von Manchester, E. W. Mead. Er scheidet in großen Zügen drei Hauptbewegungsrichtungen in China: I. Die, aus Verzweiflung am Westen wie an den Sowjets, einer Verständigung mit Japan geneigte Bewegung, da Japan als Ostmacht wenigstens den fernöstlichen Charakter der chinesischen Erneuerungsschwierigkeiten verstünde, wie ja auch bei den Kämpfen in Jehol 1932 die Flieger Flugblätter verstreut hätten, man möge die Japaner als

Blutsbrüder willkommen heißen, die China von der Herrschaft des weißen Mannes zu befreien kämen. Die Bedrohung Nordchinas durch Japan erleichtert dieser Richtung das Leben nicht. II. Eine starke Richtung, die kommunistische, hasse den Gedanken jeder Zusammenarbeit mit Japan, aber ebenso mit dem Westen und seinem kapitalistischen System und wolle nur von Rußland und seiner Propaganda etwas wissen, bei der die Sowjets ja jetzt neuerdings nach Litwinow „mit Ekel und Verachtung auf terroristische Methoden herabschauen", die sie dann wohl auch in Asien aufgeben müßten? III. Die dritte Bewegung endlich sei die der gegenwärtigen Regierung in Nanking, die immer noch die Lebenshaltung des Gesamtvolks heben möchte und dazu die Mitwirkung westlichen Kapitals und westlicher Technik anrufe. Sie verwerfe die Politik nationaler oder regionaler Abschließung. Zuletzt wurde behauptet, Weg und Richtung von Chinas künftiger Politik hänge „hauptsächlich von dem Verständnis, der Sympathie und Ermutigung durch das Britische Reich ab, das in der Vergangenheit immer bahnbrechend im Osten gewesen sei". Leider nur eben jetzt nicht mehr!

Die ungünstige Aufnahme der neuen indischen Verfassung durch die stärkste indische Partei läßt ebenfalls vermuten, daß England mit dieser „bahnbrechenden" Tätigkeit etwas ins Hintertreffen geraten sei: wie unsere Leser von früher her wissen, pflegen alle Zugeständnisse in Ostfragen von England aus neuerdings um einige Jahre zu spät zu kommen und der alten Sicherheit unbefangenen Herrschaftswillens ebenso zu entbehren, wie der Fähigkeit der Einfühlung in das, was die andere Seite erwartet. So findet man im Nahen, Mittleren und Fernen Osten zunehmend eine kühlere Aufnahme.

Was endlich die Westpazifische Spannung als Ganzes angeht, die mit der Schwelle zu 1935, wie vorhergesagt, durch Kündigung der Washington-Verträge von Japan aus in den tätigen und verschärften Zustand (aktives und akutes Stadium) übergetreten ist, so wissen Sowjetbünde, wie Vereinigte Staaten, was es auf sich hat, das im Verhältnis zu seinem Umfang wehrhafteste staatsbiologische Amphibium der Erde, Japan, in seinen Lagern anzugreifen. Selbst wird es aus seiner schwer angreifbaren Stellung — solange man es in der Nähe ruhig um sich greifen läßt — nicht zum Angriff ins Weite übergehen, ehe es das ganze Unrecht des Angriffs auf den oder die Gegner werfen kann. Niemand in den Vereinigten Staaten und in Rußland aber wird man überzeugen können, daß er von dort aus beim Überschreiten des Pazifischen Ozeans, von hier aus jenseits des Amur und der Japansee Lebensnotwendigkeiten von Amerikanern oder Russen verteidigt.

Japan aber verteidigt Lebensnotwendigkeiten rings um seinen Inselbogen.

Die Behauptungen über Südseebefestigungen sind geopolitischer Unsinn. Ein Stützpunkt von heute kann (wenn nur die Vermessungen, Kartenaufnahmen und Pläne vorbereitet sind, und daran fehlt es nicht) über Nacht ins Leben gerufen werden. Darüber braucht man sich nicht vorweg ins internationale Unrecht zu

setzen; das zu tun, fällt in Japan keinem Wissenden ein. Missionsbischöfe sind keine kompetenten Zeugen in solchen Dingen; auch Missionsberichte nicht; sie sollten sich besser mit der Überwindung der von Amerika und Europa aus eingeschleppten Laster in ihren Bereichen befassen und sich fragen, warum die Bevölkerung in Hawaii von 300 000 auf ihre Weise glücklichen Malaiopolynesiern auf weniger als 19 000 herabgesunken ist und ähnliche Entvölkerungswogen die pazifische Inselwelt überfluten, außer dort, wo sie unter rasseverwandter Führung steht. Statt dessen drohen die USA. mit Wehrburgen in Dutch- und Pearl Harbour, Pago-Pago und Manila. Da die Deutschen aus der Südsee längst entfernt worden sind, haben die übrigen Kolonialmächte alten und neuen Stils diese volkspolitische Fehlrechnung unter sich auszutragen, ganz ebenso, wie die Sowjets mit den Chinesen sich über das Glück auseinandersetzen mögen, das der Kommunismus bisher über China gebracht hat. Wenn man in Moskau die Einzelheiten der eigenen indopazifischen Arbeit über der neuen Freude am Völkerbund vergessen haben sollte, kann man sie bei Frau Agnes Smedley, Malroy, Jawaharlal Nehru und anderen nachlesen. Literaturberichte der „Geopolitik" stehen dafür zur Verfügung. Sie sehen großen und kleinen Räubern auf die Finger. Geopolitik beobachtet und denkt langfristig und behält fremde Gedächtnisfehler selbst bei geschickter phraseologischer Verschleierung im Auge; auch im indo-pazifischen Krisenjahr 1935!

KARL HAUSHOFER:
Deutschland vom Norden gesehen

„Es ist ganz gewiß kein geopolitisches Buch", schreibt Johannes Schmidt-Wodder von seinem „Deutschland, gestern und heute" (Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig 1934). Und doch hat es einen durch und durch wahrnehmbaren großen geopolitischen Zug! Denn daß gerade von dem skandinavischen Südende her das neue Deutschland so gesehen werden mußte, wie es Schmidt-Wodder sieht: das eben ist das geopolitisch Wertvollste an seinen auch sonst beherzigenswerten Eindrücken. Seit Rudolf Kjelléns Tod ist der Deutschland so nötige Posten eines weitblickenden, wohlwollenden weltpolitischen Beobachters von Skandinavien her von seinem Range verwaist, so treu manche seiner Schüler die Überlieferung ihres Meisters in Schweden bewahren. Aber es fehlt ihnen der starke übervölkische Widerhall des ersten Erzwingers der geopolitischen Forderung. Will Schmidt-Wodder nach diesem Kranze greifen?

Gerade die Warnung, die Beobachtung unserer Reichserneuerung von reinstem nordischen Rassenboden aus, wie Rudolf Kjellén in Schweden sie übte, muß uns unendlich wertvoll sein. Ein schmerzlicher Einschlag klingt dabei notwendig mit: die Erinnerung an einen Verzicht der Dänen, des Wickingerstaates Norwegen, der skandinavischen wie der baltischen Reichsidee Schwedens, dem der südliche Vorposten sich nicht unterwerfen will. Das gibt allen skandinavischen Äußerungen über Deutschland eine Ressentimentfarbe, bei manchen sogar einen Unterton des Neides, von dem wenige, wie Kjellén, dort völlig frei sind.

Dagegen steht der Mann deutschen Blutes im skandinavischen Machtbereich auf einer ermüdenden Wacht. Sogar Kjellén hat einmal von einem Schweden gesprochen, das sich als

Reich zwischen zwei gestrandeten Ideen abgesetzt habe. Darum wohl beginnt Schmidt-Wodder seine Betrachtungen mit einem Vergleiche zwischen Skandinaviens und Deutschlands Geschichte. Er wird verstehen, daß uns vom Bau der Geopolitik diese Seite seines Sehens vom Norden die wichtigste sein muß. „Ein grandioses Bild ausströmender Kraft": Englands Werden aus angelsächsischer, dänischer, normannischer Invasion, den Aufbau Rußlands, die strahlende Wirkung auf Sizilien und Neapel, wie Byzanz, die Erinnerung an die Namen der Angeln (England), Burgunder (Burgund), Franken (Frankreich), Langobarden (Lombardei), Hier ist nordische und deutsche Geschichte in ihrem heroischen Zug, in ihrem Heldengang, in ihren Wanderwegen und deren Erinnerungsspur nicht zu scheiden.

Warum vermögen Skandinavien wie Deutschland das alles mit gutem Grund in das Ruhmesbuch ihrer Volkskräfte einzuzeichnen, nicht aber in das Buch der engeren Geschichte? Warum wird dieses Einzeichnen nicht wenigstens zu einem einigenden Beweggrund für beide; warum aber auch führt die viel stärkere Unabhängigkeit Skandinaviens von äußeren Einflüssen nicht wenigstens dort starke politische Bildungen an Stelle kleinräumiger und volksträger Werdegänge herbei, während sich die riesige Spannkraft des mittelalterlichen Deutschland wenigstens mit der jahrhundertelangen Führung Europas an einem großen Gegenstand erschöpfte?

Diese Gegenüberstellung ist das geopolitisch entscheidende Problem von Schmidt-Wodders fesselndem Vergleich. Hier — südlich der Nord- und Ostsee — ist wenigstens volkspolitische Tragik größten Stils, das Ringen mit einem „gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt". Dem ist, bis auf die großen tragischen Gestalten eines Gustav Adolf, eines Karl XII., die skandinavische Wohlhäbigkeit bei sich zu Hause ausgewichen, soweit weltpolitische Dauerwirkung in Betracht kam. Daher kommt vielleicht die Verständnislosigkeit breiter skandinavischer Schichten für das Heroische an Deutschlands Erneuerung gerade dort, wo wir schon aus Rassengemeinsamkeiten Verständnis hoffen wollten. Diesen polaren Gegensatz immer vor Augen, werden wir mit einem geopolitisch begründeten Anteil die Folgerungen Schmidt-Wodders lesen, ob sie nun „Wurzelhafte und wandernde Deutsche" überschrieben sind, oder ob sein Werk den Stamm und Reichsgegensatz, den Familien- und Bundesgegensatz behandelt, und immer Lösungen der Spannungen in schöpferischen Gestaltungen sucht, und schließlich in die Tiefe der dem Verfasser ja wohlvertrauten grenz- und auslandsdeutschen Fragen steigt. Darum sagen wir, es ist d o c h ein geopolitisches Buch, zugleich das tapfere Bekenntnis eines redlichen Deutschlandsuchers vom Norden her, und in beiden Eigenschaften empfehlen wir es angelegentlich unseren Lesern.

Wulf Siewert:

Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens

Untersuchungen und Darstellungen

Herausgegeben von Professor Dr. Walter Geisler, Breslau

Unter diesem Titel ist im V e r l a g M a r k u s , B r e s l a u , eine Schriftenreihe entstanden, die in grundlegender Weise die geopolitischen Probleme Ostdeutschlands, im besonderen Schlesiens, untersucht. Uns liegen die Hefte 1, 2, 3 und 6 vor.

Heft 1. **Schlesien als Raumorganismus.** Von Walter Geisler.

Die Not Ostdeutschlands ist raumpolitisch. Daß Volk und Raum eine Einheit bilden, einen Raumorganismus, diese Erkenntnis setzt G. mit Recht an den Anfang seiner Untersuchungen. Er schildert die geopolitische Struktur Schlesiens: die naturgegebenen Grundlagen, auf denen sich die menschliche Tätigkeit abspielt. Die Wirtschaftsstruktur in ihrer Abhängigkeit von den politischen Bedingungen wird ebensogut gezeichnet wie die Einheitlichkeit des schlesischen Kulturraumes. Die furchtbare Grenzziehung des Versailler Diktats erhält durch das ausgezeichnete Kartenmaterial eine plastische Darstellung.

Heft 2. **Weichselkorridor und Ostoberschlesien** (der weltwirtschaftliche Zusammenhang beider Probleme). Von Landeskämmerer Werner.

Verfasser behandelt einleitend Entstehung und auffallende Einzelheiten der unhaltbaren

Grenzziehung im Osten. Der schwerste Eingriff war die Zerschneidung des einheitlichen oberschlesischen Industriegebietes derart, daß Polen 80—90% der Bodenschätze erhielt!

Ebenso schwerwiegend sind die Absatzverschiebungen in Auswirkung der Friedensverträge. Früher lag Oberschlesien zwischen drei großen Wirtschaftsräumen: Deutschland, Rußland und Österreich-Ungarn. Heute sind diese Märkte durch neue Staats- und Zollgrenzen unerreichbar. OS. verlor aber auch den ostdeutschen Markt (Posen-Westpreußen), mit dem es vor dem Krieg enge Verbindung hatte: es wurde zur Verlagerung seines Absatzes nach Mittel- und Süddeutschland gezwungen.

Die starke Kohlenzuteilung an Polen hatte noch eine Folge: Polen begann Kohlen zu exportieren; es macht heute der englischen Kohle auf den skandinavischen und baltischen Märkten Konkurrenz. Polen exportierte 1930 ca. 12 Millionen Tonnen Kohle, — ein Ergebnis, das die Engländer bei der Teilung OS. wohl kaum vorausgesehen hatten! — Sehr aufschlußreich sind die Karten über den Korridorverkehr. Polen begründet den Anspruch auf den Korridor bekanntlich mit der Notwendigkeit des Exports durch denselben; dieser Export beruht aber nahezu ausschließlich auf übermäßiger und ungerechter Zuteilung von Bodenschätzen in Ost-OS.

Heft 3. **Die polnische Minderheit in Oberschlesien.** Ihre zahlenmäßige Erfassung auf Grund der Ergebnisse der Landtagswahlen 1924, 1928 und 1932. Von Regierungsassessor Dr. Otto Ewers.

Die Abstimmung vom 21. März 1921 in OS. brachte Deutschland eine Mehrheit von 60%. In den letzten 100 Jahren waren zahlreiche Polen aus dem Osten eingewandert, um so mehr, als keine scheidende Naturgrenze zwischen Polen und Deutschland besteht. Damit wurde Ost-OS. zwar zu einem Völkermischgebiet; seine wirtschaftlichen und kulturellen Antriebe empfing es aber immer von deutscher Seite. Die polnischen Stimmen gingen bei den Wahlen ständig zurück, das beste Zeichen dafür, daß nur ein geringer Bruchteil (1932: 4%) der Bevölkerung polnisch gesinnt ist. Verfasser kommt zu dem Schluß: „Es gibt keine geschlossenen polnischen Gebiete in OS.!"

Heft 6. **Der Personen- und Güterverkehr Schlesiens** nach der Teilung Oberschlesiens. Von Dr. ing. Louis Jänecke.

Verfasser schildert die Verlagerung des Verkehrs seit der neuen Grenzziehung. Schlesien hat seinen Absatz nach Osten und nach Rußland fast vollkommen eingebüßt. Die tiefen Lohnsätze und Bahntarife Polens können von Deutschland nicht unterboten werden. Breiter Raum ist dem Mittellandkanal gewidmet. Berlin ist bestrittenes Gebiet zwischen der Ruhrkohle und der OS.-Kohle. Jänecke sieht im Mittellandkanal eine große Gefahr für das oberschlesische Industrierevier, da der Kanal die Ruhrkohle um 4 M. die Tonne verbilligt, ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Berliner Markt also begünstigt. Verfasser glaubt auch nicht, daß der OS.-Kohle durch den Bau des Oderkanals, der das Industriegebiet an die Oder bei Kosel anschließen soll, in ihrem scharfen Wettbewerb geholfen werden könnte. Trotzdem ist die Frage des Kanals Kosel—Gleiwitz für OS. von lebenswichtiger Bedeutung. Seit kurzem ist sie durch die Initiative des Reichskanzlers Hitler entschieden worden; die Bauarbeiten haben schon begonnen.

Zusammenfassend muß man sagen, daß diese Schriftenreihe ein lebenswahres Bild der politischen und wirtschaftlichen Faktoren Schlesiens gibt. Hervorgehoben sei das ausgezeichnete und reichhaltige, teilweise farbige Kartenmaterial.

KARL HAUSHOFER:

Geopolitik in Handbüchern des Wissens

Zwei neue Bände — kurz vor der Jahreswende erschienen — mögen uns ein Maßstab für das Vordringen geopolitischer Auffassung in diesen weitverbreiteten Helfern zur Formung eines Weltbildes sein:

Bd. 16 des Großen Brockhaus, Leipzig, Roc—Schq umfassend, und **Bd. 9 des „Großen Herder",** Freiburg, von Osman bis Reuchlin reichend.

Zwei unvergleichliche Gelegenheiten, großzügige geopolitische Lagenbilder einzufügen, sind leider im „Großen Brockhaus" bei „Rom" und „Römerreich" versäumt worden. Was hätte sich darüber bei Rom, etwa mit Fairgrieve, was über das Römerreich, etwa mit einem Seitenblick auf Herre und seine Geschichte des Mittelmeers sagen lassen! Zu Wort kommt Geopolitik beim „Ruhrgebiet", wo Männer wie Spethmann für ihre Geltung sorgen, und bei der Kartenausstattung für „Rumänien", in der Blatt 74 a und b besonders stark redende Karten sind, auch bei „Rußland" — wo der geopolitisch denkende Leser nur gewiß gern eine Karte im Stil eines Zusammenbaues von Blatt 76 a und b der Wehrindustrie-Wanderung über den ganzen Wirtschaftsraum der Sowjetbünde hinweg gefunden hätte. Das frühere europäische Rußland ist nur ein Bruchteil des Sowjetbereichs, den wir lernen müssen, als Ganzes zu sehen.

Auch beim „Saargebiet" hätte sich die geopolitische Eigenart, die Unnatur seiner Herausgrenzung günstig hervorheben lassen, wie eine Darstellung der Wanderung des „Sachsen"-Begriffs über die Karte des deutschen Volksbodens auch kartographisch eine dankbare Aufgabe geboten hätte. Stadthaus und Lageplan von „Saigon" zeigen den typischen französischen Kolonialstil, wie überhaupt in diesem Band viele gute Architekturbilder mit landschaftlicher Eigennote auch bei kleinem Format besonders überzeugend eingefügt sind. Dankbar begrüßt man das Kärtchen der viel umstrittenen Fischereistützpunkte „St. Pierre" und Miquelon. Das heikle Gebiet „Sao Paulo" in Brasilien ist mit Vorsicht behandelt. Ein Kabinettstück ist „San Gimiginano": hier spricht lebendige Stadtgeschichte durch eine einzige „heroische Miniatur". Bei „Shanghai" fehlt Erwähnung des ausgezeichneten Buchs von Richter Latham. Schöne Ausgestaltung erfuhr das „Schiff".

Wo aber blieb bei „Schlesien" die Arbeit von Partsch und Volz? So hätte die Geopolitik an die nächste Auflage noch manche Bitte zu stellen!

Einige solche erfüllt der „Große Herder" vorweg mit vorzüglichen Zwischenkärtchen, wie solchen zum Verständnis „Ostasiens" und der „Ostdeutschen Kolonisation", oder vorzüglichen Kleinbildern gewaltiger Landschaften, wie des „Osorno". „Österreichs" Entwicklung und Zersetzung hat mit Recht eine besonders liebevolle Darstellung und Kartenwiedergabe erfahren. „Oströmisches Reich" und „Ostsee"mächte sind kurz, aber geopolitisch gut gesehen. Auch das Diagramm des „„Panamakanals" leistet auf winzigem Raum das dafür Mögliche. Viel Gutes steckt unter den Schlagworten „Paris" (gutes Cité- und Champs-Elysées = Vogelschaubild); „Pflanzenverbreitung" (schöne, farbige Karte); „Philippinen" (Lagenkarte!); „Polen" (Wunderlichs Buch?). Bei „Politik" fehlt uns Roscher u. a. Dynamisch wirksam ist die farbige „Preußen"tafel. Begrüßenswert sind die „rechtsgeographischen" Darstellungen, packend dynamisch die „Reformationskarten"; der „Reichs"begriffserörterung hätte ein Tropfen aus Rudolf Kjelléns „Staat als Lebensform" gut getan! So raumbeschränkten Absätzen, wie „Rangun", ist durch die gutgewählte Abbildung des Rundgangs um die Shve Dagon Pagode ein Lokalkolorit gegeben, dessen auswählerische Einfügung überall kundige geographische Hände verrät, wo ihnen auch nur einigermaßen Raum zur Entfaltung gegeben wurde. Die stark nach rückwärts gewandte Einstellung vieler geschichtlicher Beiträge, die in großer Breite aus vergangenen Lebensbedürfnissen stehengeblieben sind, beschränkt fast in allen Handbüchern des Wissens das Weltbild von heute und morgen ungebührlich. Wenn also Raum gespart werden muß, sollte es eher auf Kosten retrospektiver Beiträge geschehen, zumal wenn man offenbar für kleinste Formate (vgl. z. B. Lindauer Hütte im „Rätikon") ausgezeichneten Bildstoff verfügbar hat. Auch der „Raum" hätte wohl etwas mehr Raum verdient! Allein die Glanzleistung Hassingers in der „Geschichte der führenden Völker" verrät, wieviel der Verlag sonst dafür Verständnis hat! — ganz abgesehen von dem eben immer wieder heranzuziehenden „Welt- und Wirtschaftsatlas", auf dessen ständigen Gebrauch der „Große Herder" eingerichtet ist. So vermögen wir stetiges Vordringen geopolitischer Betrachtungsweise auch in dem naturgemäß beharrlichen und vorsichtigen lexikalischen Arbeitsfeld festzustellen.

A. REINOLD:

Britische Geopolitik — Praxis statt Theorie

A Political Geography of the British Empire by C. W. Fawcett. University of London Press, London 1933. 409 S. sh. 18.—.

Der Professor der Wirtschaftsgeographie an der Universität London, C. B. Fawcett, beschäftigt sich mit der geopolitischen Tatsache des Britischen Weltreiches. Er beschäftigt sich damit als Gelehrter, als britischer Staatsbürger, als Weltbürger, und siehe — der eingeborene glückliche Instinkt der englischen Rasse, die Vorherrschaft der ratio, aber nicht des Rationalismus, läßt ein völlig einheitliches Bild erstehen.

Das Buch ist mehr gesehen als gedacht, mit dem praktischen Blick des echten Politikers. Das hauptsächliche Quellenmaterial sind Karten — wird in der Einleitung offen ausgesprochen. Zwei hervorstechende Züge der Weltentwicklung gaben für den Verfasser den Anstoß, die geopolitische Lage des Britischen Weltreiches zu überprüfen, einmal der immer stärkere Zusammenschluß der einzelnen Staaten zu „nationalen Wirtschaftskörpern", und dann die Verminderung der Geburten, eine Erscheinung, die nach seiner Ansicht immer mehr von Westen nach Osten weiterschreiten wird.

Wie sieht der Bürger des stolzen Weltreiches die Welt? Egozentrisch, d. h. sein Land als Mittelpunkt. Da sind Karten wie: Die zentrale Lage der Britischen Inseln (Weltkarte, um England gruppiert), Weltkarten mit den Mittelpunkten: London, Ottawa, Canberra, Südafrika, Indien, da sind Karten der See- und der Luftwege des Britischen Weltreiches. Von grundlegender Bedeutung für die weltpolitische Zielsetzung des Buches ist die Prägung des Begriffes „Englishry", vom Verfasser als Gesamtheit der englisch sprechenden Völker erklärt, durch die etwa mögliche deutsche Übersetzung „Angelsachsentum" nicht erfaßt. Hierüber wird noch zu handeln sein.

Das Britische Weltreich wird als Raum- und Bevölkerungsgröße unter die großen politischen Bildungen der Erde gestellt. Den eigentlichen Inhalt des Werkes machen die Untersuchungen über physische und Bevölkerungsstruktur der einzelnen Glieder aus unter dem alles beherrschenden Gesichtspunkt der geopolitischen Lagebeziehungen. Grundlegende Tatsachen werden gesehen und unterstrichen: der Mangel an räumlichem Zusammenhang dieses größten aller Weltreiche und die daraus folgende Bedeutung seiner See- und Luftwege; die Gruppierung der Ländermassen des Weltreiches in 2 Hauptgruppen, eine um den Atlantischen Ozean gelegene und eine den Indischen Ozean umfassende; die vorwiegende Lage der Glieder der Commonwealth, worunter Verfasser nur die Zusammenfassung der Dominions versteht, in der Neuen Welt, die Lage der kolonialen Besitzungen des Empire in der Alten Welt, und zwar in dem Südafrika ausschließenden Herzstück, das Mackinder „Das Welt-Eiland" nennt; der Zusammenklang von: Dominion-Status — weißer Bevölkerung — gemäßigtem Klima vorwiegend nördlicher Breite.

Dieses Buch will aber nicht nur eine wissenschaftliche Untersuchung sein, sondern auf ihrer Grundlage der Politik des Landes als Wegweiser dienen. Seine Parole heißt: Zusammengehen der beiden führenden Völker der „Englishry", Großbritanniens und der Vereinigten Staaten. Sie sind überall in der Welt zur See und zu Lande Nachbarn, Sprache, Sitte, Kultur, politische Einrichtungen sind in beiden Reichen die gleichen. Zusammen umfassen sie $^1/_3$ der Erdoberfläche, stellen $^1/_3$ der Bevölkerung der Erde dar, beherrschen mehr als $^1/_3$ ihres Reichtums. Nun ist Großbritanniens Lage in der Welt sehr viel gefährdeter als die der Vereinigten Staaten, deren Areal zusammenhängt, deren Bodenschätze Selbstgenügsamkeit ermöglichen. Das überindustrialisierte Land, das auf Zufuhr von außen angewiesen ist, dessen Geburtenzahl sich stetig vermindert, muß sich unmittelbarer mit den neuen Entwicklungen sozialer und wirtschaftlicher Statur der in „Unrast" verfallenen Welt auseinandersetzen. Werden die Vereinigten Staaten als die größte Weltmacht von heute (wie ernst sieht dieser Engländer die Lage seines Vaterlandes an, daß er diese ihm schmerzliche Erkenntnis offen ausspricht!) kleinliche Seegeltungseifersüchteleien fallen lassen und ihr ganzes Gewicht

mit in die Waagschale Englands werfen, um die Regierungsform „vom Volke ausgehend, durch das Volk, für das Volk" in das kommende Jahrhundert hinüberzuretten?

Der geopolitische Lagevorteil, die maritime Randlage zu der Ländermasse der Alten Welt Europa—Asien—Afrika, dem Großbritannien den großen Aufschwung der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts verdankt, ist aufgehoben durch die Vervollkommnung der Verkehrstechnik — Eisenbahnen, Telegraphen, Luftwege, Autostraßen —, die den Völkern und Staaten der Alten Welt die Gunst der inneren Linie zuwendet. Und diese Alte Welt birgt eine „Gefahrenzone" ersten Ranges — das kommunistische Rußland und Kontinental-Europa westlich davon. Großbritannien, diesem Gefahrenherde räumlich so nahe, nimmt an diesen Entwicklungen ein lebenswichtiges Interesse.

Die Stellung des Britischen Reiches zu Amerika, zu Europa, so überragend wichtig sie ist, stellt aber nach Ansicht des Verfassers nur Teilaufgaben für die britische Politik dar. Die große Zukunftsaufgabe, die Staatsmänner und Völker des Britischen Weltreiches zu lösen haben, sei die Organisation einer wirksamen Reichseinheit. Gelingt ihre Lösung, so werde nicht ein Weltreich einen neuen Stil gefunden haben, sondern die Welt eine neue Form politischer Organisation.

Der neue Deutsche, der sich anschickt, für sein Volk und Vaterland wieder Weltgeltung zu erringen, wird aus diesem Buche die Gesetze erdgebundener Realpolitik lernen können.

Hans Hummel und Rupert von Schumacher: Büchertafel

1. Staatswissenschaften

Franz Knieper: Geopolitik für die Unterrichtspraxis. 2. Aufl. Kamp, Bochum 1934. 157 S., viele Karten.

Die zweite Auflage dieses kleinen geopolitischen Büchleins für die Hand des Volksschullehrers ist erweitert und verbessert worden. Wir können es, wie schon die 1. Auflage, für Schulzwecke empfehlen.

Reinhold Horneffer: Die Entstehung des Staates. Beiträge zum öff. Recht der Gegenwart, H. 4. Mohr, Tübingen 1933. 255 S.

Im ersten Teil bringt H. eine Zusammenfassung der bisherigen rechtsphilosophischen Anschauung über die Entstehung des Staates, und zwar nur über die sekundäre Entstehung neuer Staaten in einer bereits bestehenden Staatenwelt. Er ergänzt fortlaufend die Theorie nach der normativen Seite, bleibt aber immer in den Grenzen der Rechtsphilosophie. Außerordentlich lehrreich sind die im zweiten Teil behandelten Beispiele aus der modernen Staatengründung. H. greift heraus: den Norddeutschen Bund, Belgien, die Schweiz, die USA., Italien, Südslawien, die Tschecho-Slowakei, Polen und Danzig.

Rudolf Stadelmann: Das geschichtliche Selbstbewußtsein der Nation. Philosophie u. Geschichte, H. 47. Mohr, Tübingen 1934. 24 S., 1,50 RM.

In einem kurzen Vortrag sprach St. über das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes im Lauf der Geschichte. Er negiert mit Recht die Schlaffheit des 19. Jahrhunderts und wirbt für eine neue lebendige Geschichte.

Wissenschaft und Volkstum. Sonderheft von „Nation und Staat". Februar 1934, Braumüller, Wien. 1,60 RM.

Fachleute beschäftigen sich in längeren Aufsätzen dieses ausgezeichneten Sonderheftes einer an sich schon ausgezeichneten Zeitschrift mit dem Verhältnis von deutscher und allgemeiner Volkskunde zu Geographie, Rechtswissenschaft, Statistik, Geschichte und Anthropologie.

Horst Becker: Was will Volkskunde? Frankhsche Verlagsbuchh., Stuttgart 1934, 32 S.

In der nützlichen Reihe „Wir in unserer Zeit" erschien eine kleine, einführende Broschüre über Volkskunde, die sich programmatisch mit einer neuen oder vergessenen Disziplin auseinandersetzt. Wiederum wird hier von einer anderen Seite der Lebendigkeitsanspruch der kulturkundlichen Wissenschaft erhoben, wenn auch nicht in dem biologisch-ganzheitlichen Sinn der Geopolitik.

G. H. L. F. Pitt-Rivers hrs.: Problems of Population. Allen & Unwin, London 1932. 378 S., 1 K. 15/-sh.

Die „Internationale Union zur wissenschaftlichen Erforschung der Bevölkerungsprobleme" veröffentlichte einen sehr interessanten Protokollband ihrer Konferenz 1931. Wissenschaftlich wertvolle Beiträge über Spezialfragen wurden von ersten Fachleuten der ganzen Welt über Großbritannien, Dänemark, USA., Schweden, Deutschland, Belgien, Holland und über theoretische Einzelfragen gesammelt. Ein wichtiges Vergleichswerk über

die bevölkerungspolitische Arbeit in anderen Staaten.

Arthur Dix: Raum und Rasse in Staat und Wirtschaft. E. Runge, Berlin 1934. 157 S., 15 Karten. 2,50 RM.

In klarer übersichtlicher Art entwickelt der Verfasser die Raumbedingtheit von Staat und Wirtschaft. Das Problem des rasserechten Raumes kommt zur Sprache, das Raumwachstum bis zum Weltreich wird untersucht. Sehr glücklich ist die Behandlung der raumpolitischen Gegenwartsfragen, die schon durch die Kapiteldreiteilung nach Großmachtgebilden, Reibungsflächen, rumpfeuropäischen Fragen auffällt. Gewissermaßen eine Einführung in die Geopolitik aus weltwirtschaftlichem Blick heraus, auf festem deutschem Boden stehend.

Max Bense: Raum und Ich. Luken & Luken. 88 S. 2,80 RM.

Ein philosophischer Beitrag zum Problem des Raumes, das von der subjektiven These der Identität zwischen Raum und Sein ausgeht.

Johann Thies: Die Staaten als völkische Lebensräume. Alwin Huhle, Dresden 1934. 17. Abb., 35 Tab., 84 S. 2,10 RM.

Eine etwas summarische Behandlung der Geopolitik. Mit der Unzulänglichkeit der meisten Karten haben wir uns schon an anderem Ort auseinandergesetzt.

R. Hennig u. **L. Körholz:** Einführung in die Geopolitik. B. G. Teubner, Leipzig 1934. 131 S., 53 Karten. 2,60 RM.

Die ergänzte 2. Auflage wird ebenso ihren Weg gehen wie die erfolgreiche erste. Besondere Sorgfalt ist auf die Karten verwandt.

H. M. Beheim-Schwarzbach: Der Kriegsschuldartikel — Artikel 231 des Versailler Vertrages — Entstehungsgeschichte und rechtliche Bedeutung. 107 S. 6 RM.

Erwin Riesch: Der Begriff Militärluftfahrzeug im Luftrecht. 100 S. 6 RM. Heft 41 und 42 der „Völkerrechtsfragen". Ferd. Dümmler, Berlin 1934.

Zwei zeitgemäße Themen, deren erschöpfende Behandlung viele notwendige Aufschlüsse gibt. Beheim erbringt den klaren Nachweis der Rechtsungültigkeit des Versailler Diktats und hat damit notwendigstes politisches Rüstzeug geschaffen. Riesch hat ein heikles Kapitel angeschnitten, das er nicht ganz eindeutig löst. (Fußnote 283: diese Argumentation steht rechtlich, aber vor allem faktisch auf sehr schwachen Füßen . . .!) Diese Begriffswaffen sind noch zu schärfen.

Eugen Diesel: Vom Verhängnis der Völker. Das Gegenteil einer Utopie. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart 1934. 269 S.

Diesels Buch sucht Urgründe, Wesen und Ziel der Politik auf, um aus der Erkenntnis der allgemeinen Faktoren die heutige europäische Entwicklung zu analysieren. Was Diesel da an Gedanken über das Wesen des Volkes, über die Soziologie der Nation, über die Widerkräfte der Politik zu sagen hat, ist außerordentlich durchdacht und wertvolle Grundlage zu neuer politischer Erkenntnis. Die Schlüsse aber, die Diesel zieht und als politische Notwendigkeiten hinstellt, bleiben wohl an der Mentalität jener Gedankenkreise haften, die der Verfasser sonst gerade verurteilt. Der europäische Gedanke Diesels erscheint uns zu wenig bluthaft, zu sehr Theorie, als daß er Wirklichkeit werden könnte. Diesel muß an seinen Voraussetzungen noch einmal anzuknüpfen trachten, um jenes Bild der politischen Zukunft malen zu können, das sowohl seinen eigenen Gedanken als auch den Realitäten entspricht.

2. Weltpolitik

Ulrich Thürauf hrs.: Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. 49. Jahrg. 1933. Beck, München 1934. 524 S., geh. 25 RM., geb. 28 RM.

Ein praktisches Sachverzeichnis erleichtert dem Benutzer die Handhabung des unentbehrlichen „Schultheß" ungemein. Die dickleibigen Zeitungsbände eines ganzen Jahres und einer ganzen Welt sind in diesem verhältnismäßig dünnen Bande ausgewählt zusammengefaßt. Ein besonders ereignisreiches Jahr in der deutschen und Weltgeschichte tut sich noch einmal auf, aber durch die Gründlichkeit des Schultheß ist es bereits historisches Archivmaterial geworden. Ob nun über die Tagesereignisse der deutschen Revolution oder über einen Ministerwechsel in Abessinien nachgelesen wird — über alles gibt das weltpolitisch weitsichtige Buch präzise Auskunft.

K. A. v. Müller u. **P. R. Rohden** hrs.: Knaurs Weltgeschichte. Knaur, Berlin 1935. 950 S., 520 Abb., 7 Tafeln, 52 K. Ln. 6,50 RM.

Knaur bringt wieder eine unerhörte Leistung des deutschen Verlagsbuchhandels heraus. Eine komprimierte, leicht lesbare Weltgeschichte auf 1000 Seiten ist von hervorragenden Historikern geschrieben worden. Karl Haushofer beginnt den Band mit einer raumpolitischen Einleitung, deren Geschichtsphilosophie das ganze Werk durchzieht. Nicht ein wahlloses Datendurcheinander, sondern sauber geordnete Geschichte, geordnet nach den Gesichtspunkten räumlicher Zusammenhänge wird dem Leser geboten. Eine Unzahl schöner und wichtiger Abbildungen und Karten macht das billige Werk zu einem Standardbuch für jede Hausbücherei. Von den weiteren Mitarbeitern möchten wir u. a.

die Professoren Frhr. v. Richthofen, Weber, Haller, Hampe, Stählin und Windelband nennen.

Annuaire statistique de la S. d. N. 1933/34. Genf 1934. 299 S.

Keine andere Arbeit des Genfer Rumpfparlamentes ist so fruchtbar wie seine statistischen Zusammenstellungen. Hier handelt es sich um feststehende Daten über Staat und Bevölkerung, Sozialstatistik, Produktion und Verbrauch, Verkehr und Finanzen, ein bequemes Nachschlagewerk.

Johannes Wütschke: Der Kampf um den Erdball. 2. Aufl. Oldenbourg, München-Berlin 1935, 172 S., 23 K. 3,20 RM.

W. konnte sein Werk ganz neugestaltet zum zweitenmal auflegen. Wir empfehlen das knappe Buch als ein hervorragendes Handbuch angewandter Geopolitik. Ein scharfer Überblick über die Weltpolitik, der sich von anderen Werken dieser Art vorteilhaft unterscheidet.

Hermann Großmann: Am Morgen einer neuen Zeit. Strecker & Schröder, Stuttgart 1932. 103 S.

Eine kurze sozialphilosophische Auseinandersetzung mit den Nöten der Zeit, mit oft eigenartigen Gedankensprüngen der Religionsphilosophie.

Hans Spethmann: Karthagos Untergang — auch unser Schicksal? Hobbing, Berlin 1933. 31 S.

2. Auflage einer bekannten Mahnschrift des westdeutschen Gelehrten, zu dessen Verdiensten eine schönsprachige Popularisierung weltpolitischer Geschehnisse gehört.

W. Hohmann: Die Abrüstungsfrage. Diesterweg, Frankfurt 1932. 24 S.

Ein einfaches Quellenheft für den Schulgebrauch, in dem die wichtigsten Abrüstungsbestimmungen und -forderungen enthalten sind.

Richard Schmidt u. **Adolf Grabowsky:** Deutschlands Kampf um Gleichberechtigung. Heymann, Berlin 1934. 298 S. 3 RM.

Eine durch die umfassende Bibliographie recht nützliche Vermehrung der im übrigen zu großen Abrüstungsliteratur. Im ersten Teil haben die bekannten deutschen Abrüstungsfachleute Schwendemann, Frhr. v. Rheinbaben, Soldan, Wilberg, Elster, Metzsch u. a. Aufsätze geschrieben. Auf 100 Seiten folgt zum Schluß eine Sammlung der Abrüstungsdokumente des letzten Jahres.

Walter Elze: Der strategische Aufbau des Weltkrieges 1914—1918. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1933, 24 S.

Der kriegsgeschichtliche Dozent an der Universität Berlin gibt einen knappen, außerordentlich schlagenden Abriß der Weltkriegsstrategie. Eine ungeheure Fülle von Anregungen steckt in dem schmalen Bändchen.

Giselher Wirsing: Deutschland in der Weltpolitik. Diederichs, Jena 1933, 204 S. Geh. 3 RM., kt. 3,80 RM., Ln. 4,80 RM.

Der bekannte Tat-Mitarbeiter hat eine Reihe von Zeitungsaufsätzen aus seiner Feder zu einem Buch zusammengestellt, das über einzelne Fragen der deutschen Außenpolitik berichtet.

3. Deutscher Raum

Gregor Heinrich: Wir Friesen! E. Runge, Berlin 1934. 118 S., 34 Abb. 2,80 RM.

Man kann zu diesem Büchlein, das eine ganze Reihe über die deutschen Stämme eröffnet, nur sagen: ausgezeichnet. Das ganze Leben des Friesentums, Brauchtum, Dichtung, Kunst, Geschichte, Freiheitsliebe, Kampf mit dem Meer steht vor uns zu einem lebendigen Bild zusammengefügt, das man in der deutschen Literatur nicht mehr missen möchte. Die Wahl der Bilder ist so vortrefflich, daß man einen abgerundeten Eindruck erhält. Nur mit Nadlers Charakteristik der Friesen wird der Verfasser nicht fertig, weil er sie nur negativ sieht, während sie dem Friesentum nicht nur keinen Abbruch tut, sondern sogar als Grundgedanke des vorliegenden Büchleins mit seinen hohen Wertungen gelten könnte.

Albert Kropp: Vom Werden des deutschen Volkes. Kleine Geschichtsfibel. Bearb. von A. Hillen-Ziegfeld. E. Runge, Berlin 1934. 32 S., 14 geopolitische Karten. 0,50 RM.

Das kleine Heftchen verdient größte Verbreitung. Es gibt auf wenigen Seiten einen übersichtlichen Aufriß durch die deutsche Geschichte, der durch vorbildliche geopolitische Geschichtskarten unterstrichen wird. Die Karten sollten die Grundlage zu einem neuen Geschichtsatlas bilden.

W. H. Riehl: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. In Auswahl herausgeg. von Prof. Dr. Hans Naumann und Dr. Rolf Haller. Philipp Reclam jun., Leipzig 1934. 408 S., 16 Bilder. 6,50 RM.

Eine gute Idee, die „Naturgeschichte des Volkes", die vor 80 Jahren geschrieben wurde, neu herauszugeben. Unheimlich lebendig steht dieses Buch in unserer Zeit, das gewissermaßen schon alle Probleme vorweg skizziert, die uns heute auf dem Gebiet der Volkstumspflege, der Pflege des Bauerntums, der Kulturpflege und Naturpflege bewegen.

Richard Suchenwirth: Zwölf Schicksalsgestalten der deutschen Geschichte. R. Voigtländer, Leipzig 1933. 80 S.

Der bekannte österreichische Kulturpoli-

tiker, der, wie so mancher andere, seine Heimat hat verlassen müssen, versucht hier einen kurzen Abriß gesamtdeutscher Geschichtsauffassung zu geben. Der Auffassung zustimmend, finden wir die Behandlung zu summarisch.

Grete Mecenseffy: Karls VI. Spanische Bündnispolitik 1725–1729. Univ.-Verl. Wagner, Innsbruck 1934. 140 S. 4,50 RM.

Die auf eingehende Archivstudien aufgebaute Arbeit ist ein bemerkenswerter Beitrag zu einem der lehrreichsten Kapitel deutscher Geschichte. Der Verfasserin ist besonders die Darstellung der Zerrungen der deutschen Politik jener Zeit geglückt, wobei die Hervorhebung der Spannungen zwischen Kontinental- und Seepolitik uns am bedeutsamsten erscheint.

Rudolf Mlaker: Wehrgeographie von Österreich. Carl Konegen, Wien 1934. 82 S., zahlreiche Karten.

Eine recht brauchbare Form geopolitischer Atlanten, die verdient, gepflegt zu werden. Mit Naivitäten, wie sie die Karte auf S. 69 zeigt, wollen wir uns nicht abgeben (Einzeichnung der Stammeseigenart: freundlich, liedfroh, pflichtbewußt, abgehärtet in die Karte). Als Wiener die Wiener als Konglomerat zu bezeichnen, ist schließlich Geschmackssache.

Johann Loserth: Innerösterreich und die militärischen Maßnahmen gegen die Türken im 16. Jahrhundert. Studien zur Geschichte der Landesdefension und der Rechtshilfe. Styria, Graz 1934. 224 S., 3. Abb. (Forsch. z. Verf.- u. Verw.-Gesch. der Stmk., XI. Bd., H. 1).

Das Quellenwerk zu der Geschichte der kroatischen und windischen Militärgrenze und der Hilfe des Reiches gegen die Türkeninvasion. Ein nicht unzeitgemäßes Buch vom Grenzkampf des Südostdeutschtums, das über den Rahmen wissenschaftlicher Kreise hinaus allgemeine Beachtung verdient.

Friedrich Morton: Wirtschaftsraum Hallstatt. Carl Heymann, Berlin u. Österr. Wirtschaftsverlag, Wien 1934. 72 S., zahlreiche Abb.

Die vorbildlich geopolitische Skizze beschäftigt sich mit einem Kleinstraum von größter Bedeutung: mit der Salzhandelszentrale in Oberösterreich. Raumbedingtheit der Wirtschaft, Raumwachstum, Raumdurchdringung und -überwindung werden an dem praktischen Beispiel so gut herausgearbeitet, daß man das Büchlein zweckmäßig für geopolitische Schulungszwecke verwenden kann.

Hermann Gollub: Stammbuch der ostpreußischen Salzburger. Verlag des Ostpreußischen Salzburgervereins, Gumbinnen 1934. 217 S. 6 RM.

Eine auf Grund sorgfältiger Quellenbearbeitung aufgestellte Liste der bei der großen Protestantenaustreibung aus Salzburg nach Ostpreußen ausgewanderten Salzburger. Eine kurze Einführung in die Geschichte der Emigration ist vorangestellt, und eine Einführung in das Quellenmaterial verrät die Schwierigkeiten, mit denen die Ahnenforschung häufig zu kämpfen hat. Ein schönes Zeugnis deutscher Heimattradition!

Vizeadmiral v. Mantey: Unsere Kriegsmarine. Vom Großen Kurfürsten bis zur Gegenwart. Offene Worte, Berlin 1934. 2. Aufl., 355 S., 16 Bildtafeln.

Der geschmackvoll ausgestattete Band bietet eine solche Fülle geschichtlichen und sonstigen, die Marine betreffenden Materials, daß ein Eingehen in Einzelheiten nicht möglich ist. Ganz seltsam berühren den Geopolitiker die Ausführungen zur Flottenkonzeption der Vorkriegszeit S. 253 ff., die ein erstaunlich unräumliches Denken der entscheidenden Kreise vor 1914 enthüllen. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verfasser diese Dinge zur Sprache bringt, enthalten sie auch ernste Lehren ...! Das einzige, was an dem schönen Band auszusetzen ist, ist das vollkommene Fehlen von Karten, die gerade hier am Platze wären.

Die südostdeutsche Volksgrenze. Der Grenzraum Wien–Preßburg–Radkersburg–Osttirol. Herausgeg. von Fr. Heiß u. Waldemar Wucher. Volk-und-Reich-Bücherei, Bd. 6, Volk und Reich, Berlin 1934. 300 S. und zahlreiche Photos und Karten von Dora Nadge. 6 RM.

Dieses Sammelwerk von Aufsätzen hervorragender Autoren ist sehr zu begrüßen. Klug gewählt ist die geographische Abgrenzung des Stoffes, wird doch dadurch ein Wetterwinkel europäischer Politik (dazu geworden dank der Diktate) besonders plastisch herausmodelliert. Größere politische Sorgfalt bei den Karten wäre manchmal geboten gewesen. An Stelle des nebensächlichen Kleinhöflein auf der Karte S. 137 wäre die Erwähnung Großhöfleins oder St. Georgens zweckmäßiger gewesen. S. 190 ist in der Signaturwahl verunglückt. Der Wert des Buches wird aber dadurch nicht beeinträchtigt.

Hellmuth Rößler: Der Soldat des Reiches, Prinz Eugen. G. Stalling, Oldenburg i. O. 1934. 280 S., 1 Abb.

Ein Buch, das sich endlich einmal die Aufgabe gestellt hat, dem Prinzen Eugen auch von der politischen, staatsmännischen und menschlichen Seite gerecht zu werden. Weniger die Siege als die Pläne und Ziele

Eugens und ihre Wirkung auf die deutsche Politik bis in die jüngste Zeit werden dargestellt. Es ist das Bild eines der größten deutschen Staatsmänner, das der Verfasser vor uns erstehen läßt.

Keineswegs überflüssig sind die Betrachtungen über das österreichische Offizierskorps und das Wesen des Wienertums, die als tiefsinnige Randbemerkungen zu der Biographie Eugens mehr zum Nachdenken anregen als manches dicke Werk. Dem Buch würde es zukommen, einem der Mehrer des Reiches die Erinnerung über den Rahmen eines Liedes hinaus zu sichern. Einzelne Quellenfehler vermögen den Wert um nichts zu vermindern.

Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholischen Auslanddeutschen 1933/34. Herausgeg. von Clemens Scherer. Buchverlag Germania A.-G., Berlin. XI, 334 S. 7,50 RM.

Von den zahlreichen Beiträgen scheinen uns besonders bemerkenswert die Aufsätze von Riedel und Juhász und die Auseinandersetzungen mit dem Reichsbegriff. Sehr viel Einzelmaterial über das Auslanddeutschtum.

Alfred Pudelko: Schlesien die Brücke zum Osten, E. Runge, Berlin 1934. 55 S., zahlreiche Karten und Bilder.

Eine vorbildliche kleine geopolitische Schrift, die auf knappestem Raum einen Überblick über das gesamte Grenzland Schlesien gibt. Für die Grenzkampfarbeit unbedingt notwendig und zu empfehlen.

4. Südostraum und Polen

Hans Kaser: Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums. Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1934. 196 S., 1 Karte, 5 Deckblätter, 17 Skizzen. 6 RM. (Schriften des Osteuropa-Instituts in Breslau, Bd. 2).

Der Verfasser geht an Hand der gesamten Literatur und eigener Untersuchungsergebnisse der Entwicklung eines inseldeutschen Volksteils nach, der im Binnendeutschtum fast vergessen ist. Die gründliche Arbeit ist im Augenblick deswegen besonders wertvoll, weil die Slawen neuerdings entdeckt haben wollen, daß die Deutschen zur Kolonisation völlig ungeeignet seien: Kaser beweist ausführlich das Gegenteil. — Das Slowakeideutschtum ist fast nur aus Rodungssiedlungen hervorgegangen. Bedeutsam sind auch die Hinweise auf die Zusammenhänge mit der germanischen Siedlung. Mehr Beachtung müßte u. a. noch der Untersuchung der für Herkunft und Wandlungen sehr aufschlußreichen Heiligennamen geschenkt werden.

Isolde Kurz: Wandertage in Hellas. R. Wunderlich, Tübingen 1934. 8. Aufl., 247 S., 47 Bilder. 6,80 RM.

Daß dieses Buch aus einer beschaulichen Zeit über ein schönes Land und eine große Vergangenheit bereits seine achte Auflage erleben konnte, ist erstaunlich und erfreulich zugleich. Eines der wenigen Bücher über den Südosten, das nicht mit ernster und drohender Rüstung einherschreitet, sondern lächelnd durch die Gegenwart in die Vergangenheit gleitet!

Gottfried Hobus: Wirtschaft und Staat im südosteuropäischen Raum 1908—1914. Eine Bearbeitung nach den amtlichen Akten des Wiener Außenministeriums. E. Reinhardt, München 1934. 208 S., 3 Karten. 4,80 RM. (Schriften der Deutschen Akad., Heft 20).

Der Verfasser geht bei der Bearbeitung des umfassenden Aktenmaterials durchwegs von raumpolitischen Gesichtspunkten aus, ein gewagter Versuch an so sprödem Stoff, der aber in jeder Hinsicht als geglückt zu bezeichnen ist. Vor allem ist die geopolitische Zwangsläufigkeit der österreichischen Vorkriegspolitik überzeugend herausgearbeitet und das Wesen des Südostraumes als Kreuzungspunkt und Durchgangsraum der Kraftlinien aller Großmächte richtig gekennzeichnet und gewissermaßen aktenmäßig belegt. Wir reihen das Buch unter die besten Neuerscheinungen der letzten Zeit über den Südostraum.

Gerhard Hiller: Die Entwicklung des österreichisch-serbischen Gegensatzes 1908 bis 1914. Akad. Verlag, Halle 1934. 93 S.

Eine fleißige Untersuchung des an sich nicht mehr neuen Titelthemas. Durch die Mitteilung von Privatinformationen geht das Büchlein stellenweise über den Rang einer kompilatorischen Arbeit hinaus.

J. F. Gellert u. **H. Lorenz:** Die Innenkolonisation Schwarzmeerbulgariens. F. Hirt, Breslau 1934. 148 S., 18 Abb. 5 RM.

Die Verfasser haben in diesem Buch ein erstaunlich genaues und aufschlußreiches Werk über ein Teilgebiet des Südostraumes geschaffen. Vor allem sind es die Bevölkerungs- und Nationalitätenverschiebungen, die die ihnen gebührende Beachtung finden. Darüber hinaus wird aber ein Bild der Gesamtverhältnisse des bulgarischen Küstengebietes gegeben. Zählt zu den besten Monographien über den Südostraum.

W. Kutschabsky: Die Westukraine im Kampfe mit Polen und dem Bolschewismus in den Jahren 1918—1923. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934. 439 S., 6 Kartenbeilagen. 16 RM.

Das umfangreiche und gut ausgestattete Werk beruht auf einer ganz umfassenden Kenntnis der Materie. Es behandelt ein Gebiet, über das noch sehr wenig bekannt ist, weshalb man es unter die wichtigeren Quel-

lenwerke über den Osten wird einreihen müssen. Die Aufschlüsse, die der Verfasser über die unendlich verwickelten Fäden der Politik um den ukrainischen Raum gibt, sind so gut und mit so zahlreichen Einzelheiten belegt, daß wir uns an dieser Stelle nur mit einer Gesamtwürdigung begnügen müssen. Man kann nicht umhin zu wünschen, daß dieses Buch das Seine zur Erweckung des Interesses für den Osten beiträgt und Nachfolger für die andern Ostgebiete erhält.

Walter Schinner: Polen. Heft 1 der Bibliogr. Vierteljahrshefte der Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1934. 80 S. 1,50 RM.

Das ganz ausgezeichnete Literaturverzeichnis über Polen, dem vierteljährlich weitere Hefte über andere Gebiete folgen sollen, ist ein unbedingt notwendiger Arbeitsbehelf.

J. Goldberg: Die Standorte der polnischen Textilindustrie und ihre Lokalisationsprobleme. 3. Heft der Schriftenreihe Wirtschaftsgeographie, herausgeg. von Prof. Dr. B. Dietrich. Carl Heymann und Österr. Wirtschaftsverlag. Berlin und Wien 1934. 42 S., 1 Karte. 2 RM.

Eine ausführliche Untersuchung der geschichtlichen und gegenwärtigen Verhältnisse der polnischen Textilindustrie. Als Ergebnis erscheint der Lodzer Rayon wirtschaftspolitisch, der Bielitzer verkehrspolitisch bedingt.

5. West- und Südeuropa

Alois Hudal: Die deutsche Kulturarbeit in Italien (Deutschtum und Ausland. Heft 55/56). Aschendorff, Münster 1934. XVI, 320 S., 24 Abb. 9,90 RM.

Der Verfasser geht den Spuren des Deutschtums in Italien bis ins einzelne nach. Ritterorden, Geistlichkeit, Kaufmannschaft, Studententum, Söldnerwesen usw. finden eingehende Erörterung. Katholizismus und Protestantismus, wissenschaftliche Institute und diplomatische Vertretungen werden auf ihre Kulturarbeit in Italien hin untersucht. Es ist ein sehr großes Stück europäischer Kulturarbeit, das hier geschildert wird — ein gutes Stück deutscher Leistung und Weltgeltung. Ein Buch, das zum Nachdenken anregt.

Hugo Schäfer: Kriegerisches Italien. Voggenreiter, Potsdam 1934. 80 S., 2 Karten. 1,80 RM.

Das kleine Bändchen gibt ausführlich Aufschluß über die eigenartige Organisation der italienischen Wehrmacht. Das präsumptive Kriegsziel wird aus der geopolitischen Lage abgeleitet und die Wehrorganisation daran verständlich gemacht. Die Revolutionierung auf dem Gebiet des Wehrwesens durch den Faschismus findet eingehende Beachtung. Leider fehlt eine Darstellung der Flottenverhältnisse, die besonders in Italien ein organisches Ganzes mit dem Land- und Luftheer bilden.

Wilhelm Eschmann: Die Außenpolitik des Faschismus. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934. 106 S. 3,60 RM.

Zeitlich bis zur Gegenwart heraufgeführt, gibt die Schrift über die Grundbedingungen und Charakterzüge der italienischen Außenpolitik in gedrängter Form Auskunft. Naturgemäß überwiegen Donauraum und Südosten. Sehr informativ.

Heinz Kossatz: Untersuchungen über den französisch-englischen Weltgegensatz im Faschodajahr (1898). (Histor. Untersuchungen, Heft 13.) M. u. H. Marcus, Breslau 1934. 88 S. 5,40 RM.

Eine auf den Quellen aufgebaute Betrachtung, die, in manchem lehrreich, Aufmerksamkeit verdient.

6. Sowjetunion

Peter Kleist: Die völkerrechtliche Anerkennung Sowjetrußlands (Osteuropäische Forschungen, Neue Folge, Bd. 15). Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.). 128 S. 5,50 RM.

Der Titel spricht für sich. Theorie und Praxis der Anerkennung der Sowjetunion sind, ergänzt durch einen Urkundenanhang, so erschöpfend behandelt, daß das Buch ein absolut unentbehrlicher Studien- und Nachschlagebehelf ist.

Erich Thiel: Verkehrsgeographie von Russisch-Asien. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.) 1934. 324 S., 7 Karten, 32 Abb. 12 RM. (Osteurop. Forsch., Neue Folge, Bd. 17.)

In einer sehr gründlichen Einleitung werden die geographischen Grundlagen des sibirischen Verkehrs untersucht. Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnisse finden besondere Beachtung. Im speziellen Teil behandelt der Verfasser jede einzelne wichtigere Wasserstraße, Bahnlinie, Straße und Fluglinie nach geographischen, geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten mit besonderer Berücksichtigung der technischen und organischen Momente. Karten, Bilder und ein 20 Seiten starkes Literaturverzeichnis ergänzen die Arbeit, die unseres Wissens überhaupt die erste über dieses Thema in dieser Ausführlichkeit ist. Der Geopolitiker findet in diesem Buch fast durchwegs brauchbares und höchst nötiges Material, wenn hie und da Einzelarbeiten auch schon tiefer schürften.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

COLIN ROSS:

Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika II

VI. Amerikas Rolle in der Weltkrise

Die Vereinigten Staaten befinden sich heute an einem Wendepunkt, — an einem viel bedeutsameren als es auf den ersten Blick scheint. Amerikas Entscheidung gilt nicht nur für seinen eigenen Bereich, sondern wird auf die ganze Welt zurückwirken, dazu ist sein materielles und moralisches Schwergewicht viel zu groß. Und so läßt sich die amerikanische Krise auch nur im Rahmen der gesamten Weltkrise richtig verstehen und würdigen.

Das Weltproblem besteht darin, daß die Erschließung der Erde wie der Naturkräfte in einem überstürzten Tempo erfolgte, daß die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit für ein wirkliches Weltreich, zum mindesten für eine Weltorganisation gegeben war, ehe auch nur die geistigen und gedanklichen Voraussetzungen dafür im mindesten erfüllt waren. Der technische Stoff ist seiner geistigen Bewältigung scheinbar uneinholbar weit vorausgeeilt. Und so erleben wir die Groteske, daß in einer Epoche der Welttechnik und des Weltverkehrs, die Raum und Zeit praktisch aufheben, die einzelnen Völker sich gegeneinander abschließen. Das Jahrhundert des Welthandels gebiert die Autarkie. Die großen internationalen Ideen, die in unaufhaltsamem Siegeszug über die Erde schienen, enden in Nationalismus, und zwar in Nationalismus auf allen Gebieten, in der Politik, in der Wirtschaft, im geistigen Schaffen und selbst in der Religion. An Stelle der Weltreligion treten die nationalen, an die Stelle des Gottes aller Menschen ohne Rücksicht auf Farbe und Rasse tritt der nationale Gott eines bestimmten Volkes.

Am klarsten läßt sich diese Entwicklung in dem Land verfolgen, das als Verkörperung einer internationalen Idee entstanden ist, in Sowjetrußland. Der internationale Marxismus ist vielleicht die ausgesprochenste Weltidee, die je auf der Erde entstanden ist. Infolge seines Totalitätsanspruches ist er noch umfassender als das Christentum, das ja auch als internationale, die Grenzen des Nationalismus überrennende Idee auftrat. Aber das Christentum legt doch nur Beschlag auf die Seele, während der Marxismus den ganzen Menschen verlangt, Leib und Seele, und alle nationalen, rassischen, sprachlichen und sonstigen Scheidungen einfach negiert.

Nun, aus dem Marxismus, aus dem internationalen Sozialismus wurde der Bolschewismus, eine rein russische, nationale Angelegenheit. Der heutige Sowjetstaat ist zwar peinlich auf eine internationale Fassade bedacht, im Innern aber richtet man sich immer nationaler ein. Der Leninismus ist längst dem Stalinismus gewichen. Und der Halbgott Lenin, lebte er noch, würde vielleicht das Schicksal des Internationalisten Trotzki teilen und in die Verbannung ziehen müssen. Das

heißt, die Wendung vom internationalen zum nationalen Glaubensbekenntnis hat ja bereits unter Lenin eingesetzt, aber vollendet wurde sie erst unter Stalin.

Natürlich ist die Sowjetunion kein Nationalstaat im Sinne etwa des deutschen oder des italienischen; sie ist kein Volk, sondern eine Völkergemeinschaft, die durch die nationale, sich aber international gebende Idee des herrschenden Volkes, — in diesem Falle des russischen — bestimmt und zusammengehalten wird. In dieser Hinsicht ähnelt die Sowjetunion dem arabischen Kalifat. Auch das Kalifat war eine Volksgemeinschaft, in der die internationale religiöse Idee des Islams vor der nationalen der verschiedenen unter dem Kalifen lebenden Völker und Rassen rangierte, und trotzdem bestimmte das arabische, später das türkische Element. Und nur so lange diese dominierten, bestand das Kalifat als politischer Machtfaktor.

Genau so verhält es sich mit Rußland. Auch das heutige Rußland ist eine Theokratie, so grotesk diese Bezeichnung auch für ein Land erscheinen mag, das Kirche und Priester verfolgt und die Gottheit, ja selbst die Seele leugnet. Aber wäre der Bolschewismus keine Weltreligion mit dem gleichen Anspruch auf alleinige Gültigkeit wie Christentum oder Islam, so brauchte er die andern Religionen ja nicht zu unterdrücken. Der dialektische Marxismus ist eine Offenbarungsreligion, mit der gleichen Intoleranz einer jeden geoffenbarten Religion, die ihrem ganzen Wesen nach ja gar nicht anders sein kann, als sich für die allein gültige zu halten. Wenn das russische Volk die ungeheuren Leistungen und Opfer der Revolution wie des Fünfjahresplanes so willig auf sich nahm und bis heute mit Enthusiasmus durchhält, so ist dies lediglich aus dem religiösen Untergrund des Bolschewismus zu erklären.

In dieser internationalen Fassung einer nationalen Idee liegt auch die Verwandtschaft der Sowjetunion mit der amerikanischen. Auch die Amerikaner haben ihre nationale Idee von Anfang an international verkleidet. Es ist kein Zweifel und auch keine Spielerei, daß die amerikanische Konstitution als erste Verfassung von den allgemeinen Menschenrechten spricht und von den gleichen Rechten aller Menschen. Wie der Amerikaner es glänzend versteht, seine privaten Interessen als die der Allgemeinheit auszugeben, und zwar in lauterem Glauben, so hat er es auch von je verstanden, seine nationalen Interessen als solche der ganzen Menschheit zu erklären. Auch dies geschieht aus ehrlicher Überzeugung. Es ist durchaus unrichtig, dem Amerikaner Heuchelei vorzuwerfen, wenn er von Weltdemokratie spricht und damit seine Geschäfte versteht. Beide sind ihm durchaus identisch, wie er es auch nicht verstehen kann, daß es eine bessere Verfassung geben könnte als seine eigene.

Damit sind wir wieder an dem entscheidenden Punkt: der Rolle Amerikas in der Weltkrise und der national-internationalen Form, die Amerika im Verlauf der gegenwärtigen amerikanischen Revolution annehmen wird. Die amerikanische Revolution wird erst langsam einer wachsenden Zahl als solche bewußt, genau wie es

heute noch Menschen gibt, die sich noch immer nicht vergegenwärtigt haben, daß das, was sich in Deutschland abspielte und abspielt, die größte Umwälzung ist, die das deutsche Volk je erlebte. Um die amerikanische Revolution zu verstehen, muß man sich bewußt sein, daß die nationale Revolution, so wie wir sie heute in den verschiedensten Ländern erleben, eine Flucht oder sagen wir besser, eine Konzentrierung aus dem Internationalen ins Nationale ist, aus dem allgemein Menschlichen ins Völkische.

Es ist klar, daß diese Bewegung, diese Umgruppierung am frühesten und am stärksten bei den Völkern einsetzen mußte, die durch die internationale Idee am stärksten bedroht waren, die in Gefahr standen, sich als Volk, ja sogar als Lebensgemeinschaft zu verlieren. Man darf ja nicht vergessen, daß die internationalen Ideen auf allen Gebieten versagt haben. Weder hat das Christentum einen alle Menschen erfüllenden Glauben bringen können, noch der Pazifismus den Weltfrieden. Die Demokratie hatte ebensowenig die allgemeine Gleichheit im Gefolge wie der Marxismus den Wohlstand aller. Die europäisch-amerikanische Zivilisation brachte durchaus nicht das größte Glück der größten Zahl, sondern zog im Gegenteil, je weiter sie sich über die Erde ausdehnte und je stärker sie sich mechanisierte, desto mehr Unruhe, Gefahr, Wirren und Leiden nach sich. Der Welthandel verbilligte zwar alle Produkte, aber er verbilligte sie in einem Maße, daß ganze Klassen von Produzenten und ganze Völker verelendeten. So ist es kein Wunder, daß einzelne Nationen, und zwar zunächst die unter den ungünstigsten Bedingungen lebenden, die am meisten Bedrückten, aus dem Kreis austraten, erklärten, nicht mehr mitzumachen und daß sie versuchten, eine Regierungs- wie eine Lebensform aufzubauen, die zum mindesten ihren eigenen Bedürfnissen genügte.

Aber ebenso klar ist es, daß ganze Nationen, die noch an die alte Weltidee glauben und im Geflecht von politischer und wirtschaftlicher Weltverbundenheit stehen, diese nationalen Revolutionen als eine Revolte, als einen Rückfall in überwundene mittelalterliche oder barbarische Zustände ansehen und ansehen müssen, und zwar in allererster Linie die Vereinigten Staaten von Amerika, die mit ihrer Unabhängigkeitserklärung und der Proklamierung der Menschenrechte am Anfang der modernen Demokratie als einer Weltidee stehen oder zum mindesten zu stehen glauben, und die um dieser Idee willen in den Weltkrieg zogen oder zum mindesten zu ziehen glaubten.

VII. Die Ahnengeister des amerikanischen Bodens

Die erste amerikanische Revolution war eine echte nationale. So verschieden auch die 13 Kolonien in ihren Regierungs-, Wirtschafts- und Lebensformen sein mochten, in ihren rassischen und völkischen Grundlagen waren sie gleich. Der Grundstock war angelsächsisch. Es waren zwar bereits fremde Elemente, insbeson-

dere irische und deutsche eingewandert, im Süden auch französische Hugenotten, und in den mittleren Kolonien waren Holländer und Schweden vor den Engländern dagewesen, aber diese Fremdrassigen waren zu gering an Zahl, und vor allem auch zu unorganisiert und zu bereit, im Angelsachsentum aufzugehen, als daß sie nicht ohne Schwierigkeiten hätten assimiliert werden können, genau wie die Schotten und Engländer, die sich unter den Franzosen in Quebec niederließen, in ein bis zwei Generationen französisch wurden.

Und genau so wie am St. Lorenz eine echte französisch-amerikanische Rasse entstand, so war zwischen der atlantischen Küste und den Apalachen eine echt englisch-amerikanische Rasse im Entstehen. Vor anderthalb Jahrhunderten, als sich die Kolonien von England losrissen und sich eine Verfassung gaben, gab es ein wirkliches amerikanisches Volk, oder ein solches war wenigstens drauf und dran zu entstehen, wären die jungen Staaten auf den Raum zwischen dem Gebirge und den Seen beschränkt geblieben, wie das französische auf das Strombecken des St. Lorenz. Die amerikanische Revolution machte das französische Kanada zum Volk, auf der andern Seite aber ist sie gleichzeitig schuld an der Völkergemeinschaft der englischen Amerikaner; denn infolge des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges verpflanzte England die Loyalisten, die ihnen treu gebliebenen amerikanischen Untertanen, — etwa ein Drittel der Bevölkerung — nach Kanada. Es siedelte sie in Ontario, im Rücken des französischen Kanada an, nahm diesen damit das Hinterland und riegelte sie von der unbegrenzten Weite der Prärie ab. Gleichzeitig aber gab dies der jungen Republik das ganze Hinterland bis an den Mississippi frei. Dadurch konnte der Zug nach dem Westen erfolgen, dadurch entstand das Vakuum in dem alten Gebiet an der Küste, das immer neue Massen ins Land lockte. Und indem immer neue Gebiete im Westen erschlossen wurden, war ein immer neuer Anreiz zu Einwanderung gegeben, dem schließlich so rassefremden Elemente wie Slawen, Italiener und Griechen in wachsendem Maße folgten.

Das englische Amerika ist den umgekehrten Weg gegangen wie das französische Kanada. In das letztere ist praktisch niemand mehr eingewandert, nachdem die Offiziere und Beamten König Ludwigs es verlassen hatten. So entstand aus dem Substrat von 70 000 im 16. und 17. Jahrhundert Eingewanderter ein kleines, aber erstaunlich einheitliches und geschlossenes Volk. Das angelsächsische Amerikanertum, das sich über die Apalachen bis an den Pazifik ergoß, schwoll zu einem 120-Millionen-Volk an, das heute lediglich dem Namen und der Sprache nach angelsächsisch ist, oder vielmehr überhaupt noch kein Volk ist, aber auch keine organische Völkergemeinschaft, keine nationale, sondern eine agglomorative, in der die alte angelsächsische Führerschicht verzweifelt darum kämpft, an der Spitze zu bleiben; ein Völkergemenge, das nur deshalb nicht auseinanderbrach, weil immer genügend Raum verfügbar war, unruhige und gefährliche Elemente abzuschieben.

Aus diesem weiten ungeheuren Raum heraus muß denn auch Amerika in seiner Idee wie in seinen Problemen verstanden werden. In diesem weiten Raum, der zwangsläufig zu weiten Ideen und weiträumigen Lösungen führt, liegt eine Verwandtschaft mit Rußland. Es ist durchaus kein Zufall, daß man in den Vereinigten Staaten von heute solche Interessen, ja solche Vorliebe für Sowjetrußland hegt und dem Italien Mussolinis wie dem Deutschland Hitlers so krasses Unverständnis entgegenbringt. Eine kleinräumige nationale Lösung ist für Amerika genau so unmöglich wie für Rußland, da das einheitliche Volk wie die einheitliche Kultur fehlt, auf der sie basieren könnte.

Amerika ist in der Gestaltung seiner Zukunft nicht frei, sondern es hat ein Schicksal zu erfüllen wie jedes andere Land oder Volk. Dieses Schicksal ist gegeben durch die bestimmenden Faktoren: Blut, Boden, Idee und Gestalt; deshalb läßt sich auch trotz aller Unsicherheit der Lage die amerikanische Zukunft wenigstens in ihren Umrissen voraussehen. Und aus diesen Faktoren heraus kann man der Entwicklung in den Vereinigten Staaten einen ähnlichen Ablauf prophezeien wie in Rußland.

Die Menschen, die heute auf den Farmen der Prärie und in den Wolkenkratzern und Massenquartieren der Millionenstädte leben, tragen die Erbmasse im Blut, die sie über den Ozean mit herüberbrachten. Aber sie sind gleichzeitig auch der Einwirkung der „Ahnenzeichen" ausgesetzt, die im Boden leben. Die indianische Urrasse ist praktisch so gut wie ausgerottet, aber sie lebt weiter in der Atmosphäre, in den Luftströmungen, in den elektrischen Spannungen, in und über dem Boden. Es ist bemerkenswert, wie einzelne Züge der Indianer im amerikanischen Charakter und in einzelnen Bräuchen und Sitten weiterleben. Die Indianer waren Menschen der Weite, auch darin den Russen und Mongolen verwandt.

Aus der Weite der asiatischen Steppe entstand das mongolische Weltreich, das die seßhafte, engräumige chinesische Kultur unterwarf und die europäische lebensgefährlich bedrohte. Die Reiche Dschingiskhans und Tamerlans waren echte Weltreiche, die auf einer übernationalen Idee basierten. Es ist das Erbe der Mongolen-Khane, das die Volkskommissare im Kreml angetreten haben. Und vielleicht war es nur der vorzeitige Einbruch der Weißen, der verhinderte, daß die Nomadenvölker der amerikanischen Ebenen eine ähnliche Entwicklung nahmen wie die asiatischen. Auch die mongolischen Stämme lagen in erbitterter Fehde miteinander, ehe Dschingis Khan sie einte, genau wie die amerikanischen. Vielleicht wäre einmal die Zeit für einen amerikanischen Dschingis Khan reif geworden, der seine Stämme gegen die alten statischen Kulturen der Azteken, Majas und Inkas geführt hätte. Der Geist der Weite, die großzügige, übernationale Idee lebte in all den schweifenden Stämmen, den Apachen wie den Sioux, den Irokesen wie den Schwarzfußindianern. Von ihnen lernten ihn die Trapper und Fallensteller, die Pioniere und Settler, die aus dem engräumigen Europa kamen

und in den kleinen Städten und Dörfern um die atlantische Küste und den waldigen Hügeln sich zunächst noch ein kleines eigenes Europa aufgebaut hatten. Und sie sogen ihn aus dem Boden auf, als sie erst die Barriere der Apalachen überschritten hatten und über die grenzenlose Ebene wanderten. Sie atmeten ihn mit der Luft ein, er umwehte sie mit den Winden, die von Kanada herunter über den ganzen Kontinent brausen.

Dieser Geist der Weite prägte sich aus in der Grenzenlosigkeit des amerikanischen Wollens und Planens. Er überwand die beschränkten Anschauungen, die die Puritaner mit herübergebracht hatten. Er weitete die ursprüngliche Enge des kalvinistischen Bekenntnisses. Idee und Tradition der amerikanischen Völkerfamilien gingen den Weg, den ihnen die Ahnengeister des amerikanischen Bodens wiesen.

VIII. Die Idee „Amerika" stirbt

Die amerikanische Völkerfamilie, oder sagen wir richtiger, die unter dem Namen amerikanische Nation über die ungeheure Weite eines Kontinentes mehr oder weniger wahllos verstreuten oder zusammengedrängten Menschenmassen fast aller europäischen und etlicher nichteuropäischer Rassen wurden durch eine Fiktion, eine Hypothese, zusammengehalten und werden es heute noch. Ich sage „noch", und dieses noch schließt in sich, daß es nicht immer sein muß. Ob dieser Fall eintritt, wird wesentlich davon abhängen, ob die alte, abgebrauchte Hypothese Amerika rechtzeitig durch eine neue tragkräftige ersetzt wird.

Die alte Idee Amerika war weniger als die Idee eines anerkannten Volkes gewesen und mehr. Um ein Volk zu repräsentieren, dazu hatte man zu wahllos Menschen aller Art ins Land gelassen und die Aufgabe ihrer Assimilierung zu oberflächlich genommen. Man war zufrieden, wenn die Einwanderer englisch sprachen und amerikanische Bürger wurden. Aber die „Idee Amerika" war noch mehr als ein Volk. Sie bedeutete tatsächlich eine neue und bessere Welt. Und die Suggestionskraft, die von ihr ausging, war so stark, daß selbst jene Schichten, denen es ganz und gar nicht gut ging, doch glaubten, in einer besseren Welt zu leben, wenigstens blieb die Hoffnung in ihnen lebendig, daß diese bessere Welt einmal zu ihnen kommen müßte.

Und so waren es auch alle diese nichtangelsächsischen Volkselemente zufrieden, eine untergeordnete Rolle zu spielen und dem alten angelsächsischen Grundstock auf allen Gebieten die Führung zu überlassen. Solange die Idee Amerika unerschüttert galt, solange hatten die alten herrschenden Familien noch die Führung, und solange wurden sie nicht umstritten, da man ja allgemein anerkannte, daß die Idee Amerika am reinsten im angelsächsischen Amerika verkörpert wurde, ja, daß nur dieses eigentlich Amerika darstellte, dem nachzustreben höchstes Ziel und von dem als gleichwertig aufgenommen zu werden höchster Ehrgeiz war.

Diese Gleichung, Amerika gleich Angelsachsentum, war natürlich nur möglich,

weil die Idee Amerika nicht nur national, sondern gleichzeitig auch übernational gefaßt war. „Amerika", das bedeutete gleichzeitig „Freiheit, Fortschritt und gleiche Chance für jeden", und für jeden die Anwartschaft auf Wohlstand, Reichtum und höchste Ehre. Natürlich war das immer nur Hypothese, aber da doch eine erkleckliche Anzahl Menschen aus den untersten Schichten an die Spitze kamen und deren Schicksal in das volle Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit und Erziehung gestellt wurde, während die Millionen im Dunkeln blieben, die nie über eine dürftige Existenz hinauskamen, so wirkte die Hypothese, und sie wirkte vor allem auch in der Richtung, eine wirksame Organisierung und Vertretung des Proletariats zu verhindern. Außerdem gab es die „Grenze", das freie Land, und eine Einwandererwelle nach der andern spülte an die Küste, die jeweils die unterste härteste und schmutzigste Arbeit übernahm und die Schicht, die sie bisher geleistet hatte, davon entlastete und eine Stufe höher hob.

Der Fortschrittsglaube war auch in Europa die eigentliche Religion des neunzehnten Jahrhunderts, aber seine uneingeschränkteste und restloseste Anbetung fand er doch in Amerika. Amerika war die Freiheit und der Fortschritt, und zwar für die ganze Welt. Auf diesem Glauben beruhte Amerika, und er trug den Amerikaner und machte ihn zum selbstzufriedenen und unbekümmerten Optimisten.

Dieser Glaube ist heute erschüttert. Unmerklich fing er bereits vor dem Weltkrieg an abzubrechen. Der Krieg, die Nachkriegszeit und vor allem die Depression und Inflation gaben ihm dann den entscheidenden Stoß. Der Weltkrieg bedeutete den Höhepunkt der Idee des alten ursprünglichen Amerika, Amerikas als des Hortes und des berufenen Hüters von Freiheit und Demokratie. Die Masse des amerikanischen Volkes zog tatsächlich im festen Glauben in den Krieg, für die Sache der Freiheit zu fechten und den Frieden der Welt zu sichern. Die Suggestion war so stark, daß selbst die Masse der Deutschstämmigen ihr unterlag. Die Zahl der Deutschamerikaner, die in Frankreich gegen Deutschland gefochten hat, war erschreckend groß. Viele von ihnen taten es in ehrlicher Überzeugung, ja Begeisterung. Jedenfalls war die Glaubenswelle, die das Land durchwehte, so stark, daß das Deutschtum Amerikas, das doch ganze Städte und Distrikte beherrscht, nirgends auch nur den geringsten Widerstand, ja auch nur Kritik wagte. Es ereignete sich im Weltkrieg das gleiche wie im Unabhängigkeitskrieg. Beide wurden von einer energischen Minorität gemacht, die die Majorität einschüchterte. Es stellte sich nach dem Bürgerkrieg heraus, daß etwa ein Drittel der Bevölkerung „Loyalisten" waren, d. h. loyale Untertanen des englischen Königs. Mindestens ein Drittel muß man als gleichgültig rechnen, so daß höchstens ein Drittel revolutionärer Kolonisten die Empörung gegen England entfachte.

Aber man mißbraucht nicht ungestraft eine Idee. Die Revolutionäre von 1775 zogen für die amerikanische Freiheit ins Feld. Das war richtig. 1917 zog das amerikanische Volk für die Freiheit der Welt in den Krieg. Das war nicht nur

falsch, sondern die Drahtzieher, die den Kriegseintritt erschlichen und erzwangen, wußten dies auch. Die Folgen dieser Lügenkonstruktion ließen nicht auf sich warten. Der amerikanische Kreuzzug zur Sicherung der „Weltdemokratie" führte in Wahrheit deren Sturz herbei, schlimmer noch, er erschütterte unheilbar die Idee Amerika, als des Trägers der Freiheit. Dazu war die Unterdrückung und Unfreiheit während des Krieges zu groß gewesen und dazu die Folgen eines angeblichen Friedens ohne Sieger und Besiegte zu stark. Die Erschütterung der Idee Amerika als des Trägers des Fortschrittes aber folgte alsbald, als der in der Massenproduktion versinnbildlichte Fortschritt nicht den allgemeinen Wohlstand, sondern die allgemeine Verelendung im Gefolge hatte.

Die Idee Amerika, wie sie für anderthalb Jahrhunderte die Welt überstrahlte, ist tot. Das New Deal bedeutet ein Interregnum. Das Schicksal Amerikas wird davon abhängen, ob sich dieses Interregnum solange hält, bis eine neue Idee Amerika geboren ist.

IX. Die übernationale Idee in Amerika

Wie wird die neue „Idee Amerika" aussehen? Wie wird sich das Schicksal Amerikas gestalten? Welche Rolle wird Amerika in der neuen, eben in den ersten Geburtswehen liegenden Erde spielen?

Alle diese Fragen ließen sich nur aus den Gegebenheiten Amerikas beantworten, in Verbindung mit der allgemeinen Weltsituation oder präziser der das neue Weltbild modellierenden Ideen.

Die nationale Revolution ist der Rückzug aus einer unübersichtlich und unerträglich gewordenen Lage in die Begrenzung des nationalen Raumes und die freiwillige Beschränkung des heimischen Volkstumes. Es liegt im Wesen der nationalen Revolution, daß sie im Gegensatz zur internationalen nicht nach einer gemeinsamen Leitidee erfolgt, sondern daß diese national verschieden ist. So legte die faschistische Revolution Italiens den Nachdruck auf die Idee der Wiederbelebung des alten Rom, seiner Macht wie seiner Kultur, während die deutsche, nationalsozialistische, in der Gedankenwelt von Raum und Rasse wurzelt, und die japanische hinwiederum in dem heiligen heimischen Boden als dem Sitz der Götter.

Es ist klar, daß eine derartige nationale Revolution für die Vereinigten Staaten nicht in Frage kommt, ja, daß selbst der Versuch dazu Selbstzerstörung bedeuten würde. Die USA. haben weder eine gemeinsame Rasse, auf die sie sich besinnen könnten, noch einen Boden, der als heilige, göttliche Heimaterde empfunden wird, noch eine Geschichte, alt und stark genug, um als gemeinsame Basis genommen zu werden.

Aber auf der andern Seite empfindet auch Amerika, daß irgend etwas geschehen muß. Die Idee der nationalen Revolution ist eine allgemeine, die ganze Erde umspannende, der sich auf die Dauer kein Volk entziehen kann. Außerdem

hat die liberale Wirtschaft mit ihrer unbegrenzten Freiheit des Einzelindividuums tatsächlich abgewirtschaftet. Sie hat sich weder dem Problem der Massenproduktion gewachsen gezeigt, noch den Aufstand der Massen, die sie selber erst ins Leben gerufen hat, zu bändigen verstanden. Geschäftskrise, Arbeitslosigkeit, Währungsproblem und der Rückgang des Welthandels sind auch in Amerika Probleme, die nach grundsätzlicher Lösung rufen.

Wie aber kann Amerika diese Lösungen finden? Eine nationale Revolution im Sinne des „hundertprozentigen", d. h. angelsächsischen Amerikanertums, wie es sich im Kriege und nach dem Kriege durchzusetzen versuchte, ist heute nicht mehr möglich. Die Gleichung, Amerikanertum gleich Angelsachsentum, ging auf, solange neben ihr die zweite stand, Amerikanertum gleich Menschentum, oder vielmehr Elite der Menschheit. Heute bleibt ein Rest, und dieser Rest sind die Massen nicht assimilierter Amerikaner nicht angelsächsischer Herkunft, die sich heute nicht mehr majorisieren lassen.

So wird Amerika auf den Weg Rußlands gedrängt, d. h. einer national-übernationalen Lösung. Die Schwierigkeit ist nur die, daß die Vereinigten Staaten das kommunistische Rezept nicht einfach übernehmen können. Die bolschewistische Lösung ist eben nicht nur eine internationale, sondern gleichzeitig auch eine nationale, d. h. eine spezifisch russische, die nur in Rußland möglich ist und nur für dieses Land Gültigkeit hat.

Außerdem ist die kommunistische Idee als Weltidee abgebraucht. Sie hat weder den Glanz noch die Stoßkraft mehr, die ihr zur Zeit Lenins und Trotzkis innewohnte. Dazu kommt noch, daß sowohl die Macht des Kapitals viel zu stark und der kapitalistische Gedanke viel zu tief verwurzelt sind, als daß sie selbst in Notzeiten so ohne weiteres überrannt werden könnten. Natürlich ist der Einfluß des Sowjetgedankens sehr erheblich, und desgleichen die Einwirkung des Sowjetstaates, sowohl in der Regierung wie in bestimmten Volkskreisen, aber von hier bis zur einfachen Nachahmung des russischen Beispiels ist ein weiter Weg.

Und so dauert einstweilen das Intermezzo des New Deal noch an; es läßt sich heute noch nicht absehen, ob sich aus ihm heraus die neue Idee Amerika entwickeln wird, oder ob es nur ein Zwischenstadium bleiben wird. Ganz augenscheinlich formt sich im Kopfe Roosevelts und in den Hirnen seines „Braintrust" (Gehirntrust) etwas grundsätzlich Neues, aber ob und wie er dieses in die Wirklichkeit umsetzen kann, ist eine andere Frage; denn dazu sind die Widerstände noch zu stark, und dafür fehlt dem Präsidenten einstweilen auch noch die Organisation, über die ein Hitler, Stalin oder Mussolini verfügt.

Woran es aber Amerika in erster Linie noch fehlt, ist die Erkenntnis von dem fast kosmischen Zwange des Weltwandels. Man lebt hier noch allzusehr in der alten Ordnung, und die von ihr profitierenden Kreise und Klassen suchen sie daher mit allen Mitteln zu halten und zu stützen. Mit

bloßer Defensive ist aber noch nie ein Krieg gewonnen worden, und so nützt es nichts, Faschismus und Nationalsozialismus immer nur herabzusetzen, solange man nichts Besseres dafür hat, und die Massen unter der eigenen Demokratie nicht besser dran sind als die in den Ländern, deren Regierungs- und Wirtschafts- und Lebensform man dauernd herabsetzt.

Das Problem Amerika ist heute nicht, wie es sich vor dem Eindringen des Faschismus schützt, sondern es ist das gleiche, das es seit dem Augenblick gewesen ist, als die neuenglischen Siedler über die Apalachen in den Westen des Kontinentes vorstießen und damit aufhörten, Engländer, ja selbst Neuengländer zu sein! Es ist das Problem der Einheit in der Vielheit. Es ist das Weltproblem, für das die verschiedenen nationalen Revolutionen lediglich Teillösungen sind; denn das Problem bleibt, diese Teillösungen zu einer Gesamtlösung zu verbinden. Das Problem bleibt: in einer Epoche, die Zeit und Raum verwischt und die Völker gefährlich nahe aneinander hat rücken lassen, Organisationsformen auszubilden, die diese Völker nebeneinander leben lassen, ohne allzu oft zur Ultima Ratio greifen zu müssen.

In dieser Hinsicht haben die amerikanischen Demokraten schon recht, die mit banger, ehrlicher Sorge das Anwachsen des nationalen Geistes allüberall auf der Erde verfolgen. Sie irren jedoch in dem Glauben, „die Gefahr des Nationalismus" mittels einer internationalen Idee wirksam bekämpfen zu können. Gegen diese Gefahr hilft heute keine internationale Idee, weder eine religiöse wie das Christentum, noch eine politische wie der Pazifismus, noch eine ökonomische wie der Marxismus, sondern lediglich eine übernationale, das heißt eine, die alle nationalen Formen als gleichwertig anerkennt, ihnen allen Lebensraum gewährt und sich darauf beschränkt, sie sich möglichst ohne Reibung nebeneinander entfalten zu lassen.

X. Amerika vom Pol bis Panama

Die Vereinigten Staaten müssen ihr Schicksal erfüllen, ob sie wollen oder nicht, und der Grund zu diesem Schicksal wurde gelegt, als die Männer, die die amerikanische Verfassung aufsetzten, dem jungen Staat den Namen „Vereinigte Staaten von Amerika" gaben. Erst schreckten sie selber ein wenig vor dem anmaßenden Namen zurück und wählten den bescheideneren, wenn auch immer noch reichlich anspruchsvollen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aber nach zweimonatiger Debatte setzte sich der Name durch, der die Hand auf einen ganzen Kontinent legte, obgleich man eben erst sich an dessen Rande festgesetzt hatte.

Die Vereinigten Staaten haben sich vom ersten Anfang ihrer Existenz fort und fort ausgebreitet unter einem Banner, das vorgab, das der Menschheit zu sein. Heute flattert es nicht mehr. Heute stößt Amerika am andern Ende des Pazifik auf einen Gegner, den es nicht so leicht überrennen kann. Heißt das, daß sein

Expansionsdrang nun mit einem Male abstoppt oder daß er lediglich seine Richtung ändert? Die Vereinigten Staaten haben bisher jede Krise — auch ihre Geschichte ist reich an Krisen — durch eine neue Expansion überkommen, durch einen Zuwachs an Neuland, in das ihre abenteuerlustigen wie die schwierigen Elemente abströmten, in dem das expandierende Kapital neue Anlagemöglichkeiten fand.

Soll die bisherige bis in unsere Tage reichende Expansion nun mit einem Male abstoppen, so bedeutet das, daß Amerika sich auf den gegebenen Raum einrichten muß. Die europäischen Staaten müssen das zwar auch bereits seit langem und noch dazu auf Räumen, die wesentlich enger und beschränkter sind als der amerikanische. Aber Amerika ist dieses Einrichten und diese Beschränkung fremd, und so kann es zu ernsten Stockungen und Reibungen kommen, falls man nicht rechtzeitig grundsätzlich neue Lösungen und neue Lebens- und Wirtschaftsformen findet.

Aber die weitere Expansion auf amerikanischem Boden ist auch nicht so einfach, jedenfalls unvergleichlich schwieriger als zur Zeit, als die Union den ganzen Nordwesten einsteckte. Die Neigung, in den großen Schwesternstaaten im Süden aufzugehen, die wenigstens zeitweise in einzelnen kanadischen Provinzen vorherrschte, ist augenblicklich mehr als gering; die Mexikaner wie das übrige Mittelamerika wehren sich natürlich bereits gegen den bloßen Gedanken, von der Union verschluckt zu werden. Und trotzdem glaube ich, daß es in der Schicksalslinie der Vereinigten Staaten liegt, einmal vom Pol bis Panama zu reichen.

Dieses Ziel wird freilich niemals durch eine imperialistische Politik im bisherigen Sinne erreicht werden, sondern im Gegenteil durch eine Auflockerung, ja Umkehrung der imperialistischen Politik, durch die Entwicklung einer neuen übernationalen Idee Amerikas, die allein die Vereinigten Staaten im Zeitalter der nationalen Revolutionen lebensfähig erhalten kann.

Die drei Grenzlinien zwischen Alaska und Kanada, zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten und zwischen letzteren und Mexiko, trennen schnurgerade, mit dem Lineal gezogen, sinn- und verstandlos Gebiete, die blut- wie bodenmäßig zusammengehören. Im nordwestlichen Kanada ist ein großes, zukunftsreiches Nordreich im Entstehen. Zu diesem Nordreich gehört Alaska. Die jetzige Grenzziehung nimmt dem nordwestlichen Kanada seine Küste. Der gleiche Menschenschlag lebt diesseits und jenseits der Grenze. Die Männer und Frauen von Klondyke und vom Yukon gehören zusammen, einerlei ob das Sternenbanner oder der Union Jack über ihnen weht; jedenfalls haben sie viel mehr miteinander gemein als mit ihren Landsleuten in Montreal, beziehungsweise New Orleans. Die Kanadier in Britisch-Kolumbien sind die gleichen Menschen wie die Amerikaner südlich der Grenze in den Staaten Washington und Oregon. Die Prärie dehnt sich ohne Grenze von Minnesota und Dakota nach Manitoba und Saskatchewan aus. Es ist kein Zufll, daß hier in der amerikanischen wie der kanadischen Prärie der gleiche Farmerschlag lebt, mit einer besonders starken Beimischung von deutschem und skandinavi-

schem Blute. Die Präriebewohner sind alles andere als angelsächsische Amerikaner, während es die an der pazifischen Küste ausgesprochen sind, genau wie an der atlantischen. Hier sind Massachusetts, New Hampshire and Maine auf der einen Seite, New Brunswick, New Shotland und Prince Edward Island auf der andern eine geographische Einheit, obgleich die ersteren zu den Vereinigten Staaten gehören, die letzteren zu Kanada.

Was von den kanadischen Grenzgebieten gilt, trifft in gleicher Weise auf die mexikanischen zu. Der ehemals mexikanische Nordwesten der Union anglisiert sich, was Sprache und Äußerlichkeiten anbetrifft, aber das tun die unter mexikanischer Herrschaft verbliebenen Nordprovinzen Mexikos auch. Auf der andern Seite nehmen die Amerikaner im Südwesten, vor allem in Kalifornien spanisch-mexikanisches Wesen an. Sie mexikanisieren sich, wie sich die Amerikaner in Alaska kanadisieren. Es ist kein Zufall, daß sich in ganz Südkalifornien der altspanische Baustil allgemein durchsetzt.

Ein Amerika, das die im Grunde heute bereits erledigte Idee vom angelsächsischen Amerikanertum als dem hundertprozentigen endgültig und offiziell aufgibt, das wirklich eine neue Idee Amerika zu gestalten vermag, nicht als eine halb angelsächsische, halb vage Menschheitsidee, sondern wirklich als das Leitmotiv der Menschen, die auf diesem Kontinent der grenzenlosen Weite leben, wird eine ganz andere Anziehungskraft auf Kanada wie auf Mexiko ausüben. Die Prärie nördlich wie südlich der heutigen Grenzlinie wird die heute bereits bestehende gemeinsame Bevölkerungsart bewußt ausbilden als eine angelsächsisch-deutsch-skandinavische Mischrasse mit erheblichem russischen und ukrainischen Einschlag. Der Südwesten wird in seinem Wesen spanisch werden, während ganz Mexiko englisch als zweite Umgangssprache annehmen mag. Die Franzosen Kanadas könnten ihren bisherigen erbitterten Widerstand gegen den bloßen Gedanken einer Annexion aufgeben, sobald sie sehen, daß Neu-Amerika ihre nationale Autonomie nicht antastet. Ja, die Provinz Quebek könnte Sitz und Zentrum nicht nur einer französischen, sondern einer lateinischen Kultur in Amerika werden, indem sie sich mit dem starken italienischen Element in den Staaten kulturell zusammenschließt.

Bleibt freilich immer noch das „unlösbare Problem" der Negerfrage. Aber auch dies könnte in einem neuen, einem wirklichen Amerika einer Lösung entgegengeführt werden, indem man die Neger langsam wieder nach dem Süden zurückdrängt, ihnen dort vielleicht ein oder zwei Staaten überläßt und im übrigen das Schwergewicht der Schwarzen nach Westindien verschiebt, wo sich eine Mischlingskultur im Rahmen einer gesamtamerikanischen entwickeln kann.

(Schluß in Heft 3)

HANSJULIUS SCHEPERS:

Was will Rußland im Völkerbund? I

Rückblick und Ausblick über Moskaus Weg nach Genf

Am dritten Jahrestag (18. Sept. 1934) der Eröffnung des japanischen Mandschureifeldzuges wurde die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken in das von ihr einst bitter befehdete „Instrument kapitalistischer Mächte zur Unterdrückung schwacher Staaten", in den Genfer Völkerbund, aufgenommen. „Sicherheitspsychose" und „Interventionskomplexe" der französischen und russischen Diplomatie haben damit einen Sieg errungen, der nicht nur zu einer Lebensfrage der Genfer Institution, sondern auch von schwerwiegendem Einfluß auf die künftige weltpolitische Entwicklung sein kann!

Der Sowjetbund, dessen Raum ein Sechstel der Landoberfläche der Erde und dessen Bevölkerung ein Zwölftel der Menschheit ausmacht, stellt heute vielleicht das größte geopolitische Problem unserer Erde dar. Die weltpolitische Wirkung eines wirklich durchgegliederten und organisch beherrschten Rußland müßte ungeheuer sein, weit größer noch als die folgenschwere Wirkung des anderen Landkolosses, der Vereinigten Staaten, die wir zu unserem Leidwesen bereits zu spüren bekamen. Es sei darum versucht, die räumliche, völkische, kulturelle und politische Entwicklung Rußlands in Umrissen aufzuzeigen, um dadurch vielleicht zu einer möglichen Zukunftsschau zu gelangen.

Der russische Raum wurde von Moskau, dem naturgegebenen Zentralgebiet, bewältigt und durchdrungen. Dank des von Moskau ausgehenden radialen Flußnetzes konnte diese Raumbewältigung eine organische sein. Die Waräger und Peter der Große drangen erobernd in den Flußtälern und Senken vor und legten so gewissermaßen Jahresring um Jahresring um den Zentralraum des Moskauer Beckens. Vor 1600 stand Rußland bereits an den Gestaden des Kaspischen Meeres und des Eismeeres und weit jenseits des Ural. Um 1700, lange bevor die späteren Schicksalstore an der Ostsee und am Schwarzen Meer erreicht wurden, setzten russische Vorposten sich an den Grenzen der Mongolei, Mandschurei und am Pazifischen Ozean (Ochotsk) fest. Zögernd nur waren die Vorstöße der Moskowiter dieser Zeit nach Westen, raumgreifend und kühn die Vorstöße nach Osten, von wo einst die Mongolenherrscher kamen und wo in den endlos weiten Ebenen die psychologischen Voraussetzungen für ein Eroberervolk gegeben waren. Rußland war damals ein asiatisches Reich. Seine Hauptstadt war als Nachfolgerin von Byzanz das dritte Rom. Der übermächtige byzantinische Einfluß (und die mongolische Überschwemmung des 13. Jahrhunderts) hatte das nordisch-germanische Erbgut der schwedischen Besiedelung des 9. Jahrhunderts überwuchert und vernichtet. Religion und Kultur und die der ostisch-slawischen Volksseele besonders verwandten Tugenden der dienstbereiten Unterwerfung und des leidenden Gehorsams kamen von der Stadt

Konstantins des Großen nach Rußland. Auch die Staatsverfassung mit ihrem Gegensatz einer despotisch herrschenden Herrenschicht und einer in fatalistisch sklavischer Unterwürfigkeit dienenden Volksmasse war asiatisch-byzantinisch. Der byzantische Doppeladler wurde russisches Wappenzeichen, und das Verlangen nach dem religiösen Mittelpunkt der russischen Kirche, der Hagia Sofia in Konstantinopel formte sich zur ältesten außenpolitischen Richtlinie Rußlands, zum Mittelmeerprogramm.

In dem Augenblick, in dem Rußland im Fernen Osten die Grenzen erreicht hatte, über die es auch heute noch nicht wesentlich vorgedrungen ist, kam Peter der Große zur Regierung, und mit ihm der erste große Umschwung in der außenpolitischen Orientierung. Zar Peter stieß das Fenster nach Europa auf. Im Kampfe mit Karl XII. trat Rußland die Vorherrschaft Schwedens im Baltischen Raume an. 1704 wurde Petersburg gegründet. Diese „Reformierung" und völlige Umstellung des Russischen Reiches, von Asien auf Europa in Verwaltung, Heer und Flotte, in Wirtschaft, Technik, Religion und Kultur war eines großen Mannes Leistung. Unter seiner Regierung holte Rußland den Vorsprung des Westens auf und schlug ihn als gelehriger Schüler bei Poltawa mit seinen eigenen Waffen. Wie ein seltsames Spiel der Geschichte mutet es an, daß 1905 bei Port Arthur das aufstrebende Japan dem wieder asiatisch gewordenen Rußland dasselbe Schicksal bereitete.

Aber das Werk des großen Zaren mußte endlich — wenn auch erst nach 150 Jahren — doch an seinem Volke scheitern. Die Seele Rußlands hing an Moskau, nicht am „westlichen" Petersburg; der Russe konnte auf die Dauer nicht in westliche Lebensformen gepreßt werden. Unter den Nachfolgern Peters, vor allem unter Katharina II. und Alexander I. und ihren deutschstämmigen Beratern hielt die Westorientierung an. Das Zarenreich suchte und fand immer stärkere Verankerung im europäischen Staatensystem. Die Stellung im Baltischen Raum wurde ausgebaut (Verträge mit Schweden), und Rußland bekam den Löwenanteil an den Polnischen Teilungen. Hand in Hand mit diesen verstärkten Durchführungsbestrebungen des atlantischen Programms ging ein verstärkter Druck im Südwesten, wo die erneute Anmeldung der Ansprüche auf Konstantinopel den Russen das Tor zum Mittelmeer und damit zum Welthandel öffnen sollte. Die Krönung der Bemühungen nach Westen war die „Heilige Alianz", die zum Garanten der Metternichschen Weltordnung wurde und 100 Jahre, nachdem Peter der Große das Steuer des russischen Staatsschiffes mit harter Hand nach Westen herumwarf, den Herrscher des Zarenreiches zum Schiedsrichter Europas berief. Noch 1848 konnte Rußland ernsthaft sein Einschreiten gegen die deutsche Nationalbewegung androhen, und erst der Gegensatz Österreich—Rußland auf dem Balkan und der Krimkrieg warfen Rußlands europäischen Einfluß zurück. Zu den wesentlichsten Vorbedingungen der Großmachtwerdung Deutschlands gehörte, daß Bismarck ein Zusammenkommen Rußlands mit der Rheinpolitik Napoleons III. verhindern und Rußland während der deutschen Einigungskriege unbeteiligt halten

konnte. Während der Zeit enger Verbindung Rußlands mit Europa drang viel westliches Ideengut in das Zarenreich ein. Entsprechend der Zerrissenheit des Westen lösten die Ideen des Liberalismus, des Konservativismus, Sozialismus usw. die verschiedensten Wirkungen aus. Neben diesen „europäischen" gewannen immer mehr an Einfluß bodengewachsene, völkisch-slawische Ideen, die Rußland vom westlichen Einfluß frei machen, ja sogar selbst ihrerseits, sich als Sendboten wahren Glaubens betrachtend, den Westen von den „Irrlehren", in denen er befangen war, befreien wollten. Panslawismus und Welterlösungsideen besaßen aber sehr realen, imperialistischen Hintergrund. Ihr erstes Großziel war die Zusammenfassung und Befreiung aller Slawen von der Adria bis zum Stillen Ozean, oder anders ausgedrückt: Vorherrschaft auf dem Balkan und freien Meerausgang durch die Dardanellen. Als Ausdruck dieses Imperialismus hat das gefälschte (!) „Testament Peters des Großen" in der damaligen Weltöffentlichkeit ähnliche Wirkung gehabt wie in unseren Tagen die berühmte, ebenfalls gefälschte „Tanaka-Denkschrift" über Japans Fernost- und Weltpolitik. Die freien (politisch freien und eissperrenfreien) Meerausgänge sind das Kernproblem des russischen Landkolosses in Jahrzehnten gewesen und z. T. noch heute. Rußland besitzt die längsten nassen Grenzen, und dennoch hat es kaum Anteil am Weltmeer, der „Quelle der Völkergröße".

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hatte sich Rußlands Antlitz immer mehr nach Osten gewandt, wo der kulturelle Gegendruck weniger stark war. Der Kosakenkordon, der sich schon im 17. Jahrhundert vom Ural bis zum Ochotskischen Meere spannte, wurde gegen Kernasien vorgetrieben. Jedoch die Brücke zum amerikanischen Kontinent (1785 bereits geschlagen) in richtiger geopolitischer Erkenntnis abgebrochen, und Alaska an die mächtig erstarkten und zur pazifischen Macht gewordenen Vereinigten Staaten abgetreten, und damit auch die Nordumrandung des Pazifik an USA., Kanada und später Japan verloren. Um so stärker wurde Rußlands Druck auf dem asiatischen Festland.

Die Hauptkraft galt zunächst im Süden dem indischen Programm (mit zwei Zielen!). Eine Angriffsstellung gegen Indien sollte erreicht und im Persischen Golf ein eisfreier Meerausgang gewonnen werden. Zum erstenmal stehen sich England und Rußland im Zweikampf gegenüber um ein Ziel, das England zu allen Zeiten des höchsten Einsatzes wert schien, um Indien (und um die Ölschätze Persiens!). Als jedoch das Zarenreich in Kaukasien, Transkaukasien und im Pamir starke Ausgangsstellungen zur Durchführung seines Programms erreicht hatte, schwenkte es (offenbar unter französischem Einfluß) in den 90iger Jahren wieder ab und setzte seine Kraft weiter nördlich, gegen die Mandschurei, im pazifischen Programm ein. Die sibirische Bahn wird gebaut (ihr letztes Stück, die Ostchina-Bahn, als geopolitische Torheit durch gefährliches Fremdgebiet). Wladiwostok ist an das zaristische Stammland angeschlossen, aber es liegt an einem leicht abzuriegelnden Nebenmeer und leidet unter vielwöchiger Eissperre. Um das viel umkämpfte Ziel eines völlig eisfreien

Meerausganges zu erreichen, unternahm Rußland das gewagte Spiel, eine nur an einem schmalen, allzeit gefährdeten Eisenbahnstrang (dem südmandschurischen) hängende Wachstumsspitze in fremdes Kulturland nach Dalny an der Südspitze der Mandschurei vorzutreiben.

In Europa hatte sich mittlerweile der alte gallische Haß und die Revancheidee von 1871 mit der Angst vor dem neuen Weltmarktrivalen verbündet. Den englisch-französischen Einkreisungswünschen gegen Deutschland fehlte nur noch Rußland, das zu diesem Zweck aus Asien zurückgerufen werden mußte und damit zugleich als asiatischer Störenfried der Raubpolitik der weißen Kolonialmächte weitgehend ausgeschaltet werden würde. Allein mit einer Schürung des alten Panslawen- und Balkanhasses gegen Deutschlands Verbündeten Österreich-Ungarn war es nicht getan, Rußland mußte in Asien eine schwere Niederlage erleiden. Dieses Geschäft ließ man am besten Japan besorgen, das 1898 durch Rußland um die Früchte seines Krieges gegen China (Port Arthur—Dalny) betrogen worden war und sorgenvoll den seine Existenz bedrohenden Ausbau der mandschurischen Stellung durch Rußland zusah. England steifte darum in einem Freundschaftsvertrag von 1902 (dem als stiller Teilhaber die USA. beitraten) Japan moralisch den Nacken und trug so zum Siege von Port Arthur bei. Mit dem Siege Japans gegen Rußland hatte England seine beiden außenpolitischen Hochziele erreicht:

1. Rußland hatte in Asien einen ganz empfindlichen Prestigeverlust erlitten und war als Rivale gewaltig zurückgeworfen worden, wenn es auch seine Asienpläne noch keineswegs aufgegeben hatte;

2. England besaß nun alle Trümpfe in der Hand, um Rußland zu einer Westorientierung zu „zwingen" und damit die Einkreisung Deutschlands zu vollenden.

Als Rußland den Frieden von Portsmouth 1905 unterzeichnete, war es wieder das, als was es angefangen hatte, „das Land auf der Rückseite zweier Kontinente", „der Rock mit den zugenähten Ärmeln". Es hatte fast den Anschein, als ob das Meer den Russen nicht haben wolle. Rußland aber brauchte das Meer, wenn es seinen Anspruch auf Großmachtstellung nicht aufgeben wollte. Nach 1905 sah Rußlands Meereslage und damit weltpolitische Stellung so aus: Im Norden von Archangelsk über die Beringstraße nach Ochotsk, ja sogar Wladiwostok eine halb- bis ganzjährige Eissperre (wozu noch im Osten die Blockierung durch Japan kam), die diese Riesenküste zur wirtschaftlichen Wertlosigkeit verurteilte. Im Westen lag der Ausgang Petersburg (auch unter Eisbehinderung!) im Nebenmeer eines Nebenmeeres, dessen Weltmeeröffnungen einmal von Deutschland, zum andern von England beherrscht und verschlossen werden konnten. Der durch den Golfstrom eisfreie Notausgang zur Murmanküste (1916 Bahnbau) konnte dafür keinen Ersatz bieten. Ähnlich war die Lage im Orient, wo die Bagdadbahnpläne Deutschlands und die mit ihr verbundene militärische Garantie Konstantinopels sich als Schlagbaum quer vor Rußlands Dardanellenausgang legte, auf den Rußland verstärkt

drückte (Balkankrieg 1910), seit ihm Japan das Pazifikfenster zugeschlagen hatte. Das Mittelmeer wurde zudem von England (Cypern, Malta, Gibraltar) beherrscht und abgeriegelt. England saß außerdem am Persischen Golf (Koweit, Bahrein, Maskat) als Torwächter der russischen Orientpläne und baute Indien als Festungswall aus.

Der Niederlage im Fernen Osten folgte kurz darauf eine Revolution in Rußland, welche eine erneute „friedliche Westorientierung" des noch immer im europäischen Staatensystem stark verankerten Zarenreiches beschleunigte. Der innere Ring seiner westlichen Meerausgänge wurde von Deutschland gebildet (Kiel, Konstantinopel). Da die deutsche Vorkriegsdiplomatie einen Rückversicherungsvertrag entbehren zu können glaubte, mußte Rußland wohl die Freundschaft des Beherrschers des äußeren Ringes (Maskat, Gibraltar, Ärmelkanal, Orkney-Shetland) suchen. So landete Rußland folgerichtig in der Entente. Der Ring um Deutschland war geschlossen. Zunächst (1907) ließ Rußland England zuliebe sein indisches Programm weitgehend fallen und nahm auch seinem atlantischen Programm durch Teilnahme am Norwegen- und am Ostseevertrag (1907/08) seine Angriffsschärfe. Kaum aber glaubte das Zarentum die Klippen der Revolution endgültig überwunden, da wurde es auch im Osten wieder aktiv. 1911 besetzte Rußland seine persische Interessensphäre und benutzte die Revolution in China zur Errichtung einer Schutzherrschaft über die äußere Mongolei. Trotz dieser bedrohlichen Fortsetzung der russischen Asienpolitik aus der Zeit vor 1905 hielt jedoch die Entente. Die Beseitigung der „deutschen Gefahr" erschien den beiden Westmächten wohl als vordringlichere Sorge, vielleicht ahnten sie auch in richtiger Einschätzung der unterirdischen Wühlarbeit der Anarchisten in Rußland das Schicksal des Zarentums voraus[1]). Außerdem zeigte als Ausgleich der russisch beeinflußte Balkanbund von 1912 eine ebenso deutliche Spitze gegen Österreich—Deutschland, wie die Stärkung der russischen Macht in Finnland letztlich gegen Deutschland gerichtet war. Die alte Bismarcksche Freundschaft hatte sich endgültig in bittere Feindschaft verkehrt. Die starke Hinwendung nach Westen hat Rußland keinen Segen gebracht, im Weltkrieg brach es zusammen, und die Kugeln der Sowjets löschten die russische Oberschicht aus, die durch rassische und kulturelle Verbundenheit vor allem Träger des Gedankens einer Westorientierung gewesen war.

Die Wurzeln der Sowjetidee, die heute in der Komintern ihren starken Ausdruck findet, gehen weit zurück. Daß das Eindringen westlichen Ideengutes nach Rußland im 19. Jahrhundert in diesem ausgesprochenen Bauernland ohne ein mächtiges Industrieproletariat zum Siege der marxistischen Theorie führen würde, war von Anfang an dem Nichtkenner des russischen Volkes keineswegs völlig klar. In eigenartiger Weise verbinden sich hier Morgenland und Abendland. Panslawismus

1) Wieweit die französische Diplomatie an der russischen Revolution von 1917 sogar beteiligt war, läßt sich heute noch nicht feststellen!

und Slawophilentum fanden sich in einer aggressiven kosmopolitischen Welterlösungsidee, zu deren geistigen Vätern auch Dostojewski zählte. „Mit der Aufdringlichkeit des slawisch-orthodoxen Dienstwillens und der Bereitschaft, für das große Ziel zu leiden und zu dulden, beanspruchte das slawophile Rußland die Führung der Welt" (Zechlin). Unter dem Eindruck des Zusammenbruches des Zarenreiches und der gewaltigen kommunistischen Umwälzung mündete dann diese Weltmissionsidee sozusagen mit umgekehrtem Vorzeichen in die Weltrevolutionspolitik Moskaus ein. In Überschätzung ihrer Macht und der Stärke ihrer Parole „Weltrevolution und Befreiung der unterdrückten Völker vom Joch des Kapitalismus" war der junge Sowjetstaat zunächst nach allen Seiten aktiv. Der für das Zarenreich geprägte Vergleich mit dem riesigen Inlandgletscher, der sich nach allen Seiten ausbreitet und in vier Zungen das Meer sucht, paßte auch für den Sowjetstaat. Nach seiner Niederlage vor den Toren Warschaus mußte Moskau jedoch erkennen, daß Europa für seine Ideen noch nicht reif sei. Frankreich hielt seinen Vasallen Polen für stark genug, die östliche Zange in seiner Einkreisungspolitik gegen Deutschland zu sein und errichtete deshalb an Polens Ostgrenze eine starke Antisowjetfront. Die Interventionsperiode hatte eingesetzt nach dem Vertrag von Brest-Litowsk, den die Entente als Verrat an ihren Bündniseiden betrachtete. Mit der Unterstützung Denikins, Koltschaks, Pilsudskis und Wrangels stand Frankreich in der ersten Reihe der Sowjetfeinde, rettete aber ungewollt damit den Bolschewiken das Leben. Durch Rußlands Kampf gegen seine ehemaligen Verbündeten, die in sein Gebiet einfielen, erstarkte eine nationale Unabhängigkeitsidee, die sich hinter die Sowjets als derzeitige Verteidiger der russischen Heimaterde stellte. Polen und die Randgebiete gingen wohl verloren, aber diese Zurückschneidung Rußlands auf sein Stammgebiet bedeutete nicht eigentlich eine Schwächung, wenn auch der neue Staat durch Frankreich von Europa abgesperrt war, und England weiterhin sämtliche Meerausgänge beherrschte, von denen Rußlands Aufschwung und Machtstellung abhing. Zudem versagte man den neuen Machthabern im Kreml die völkerrechtliche Anerkennung. Diese äußeren Umstände, verstärkt durch den sich mehrenden mongolisch-asiatischen Einfluß in der Komintern, waren der Grund für einen abermaligen Frontenwechsel Rußlands. Sein Antlitz war wieder — und dieses Mal stärker denn je — nach Osten gerichtet, wo in China und seinen Grenzländern die Sowjetideen zunächst (um 1921) eine beinahe faszinierende Kraft ausstrahlten. Die Verlegung der Hauptstadt von Petersburg nach Moskau entsprang nicht allein der geopolitischen Erkenntnis, daß die Hauptstadt vom gefährdeten Rand weg in den natürlichen Zentralraum gehört (vgl. Ankara), sondern sie war auch ein Zeichen für den inneren Gestaltwandel Rußlands. Nur ein Faden ging noch über die Antisowjetfront nach Europa, nach Deutschland (Vertrag von Rapollo), das Moskau als wichtigsten Faktor seiner europäischen Abwehrstellung gegen die im Vertrag von Versailles verankerte Hegemonie der Ententemächte erkannte.

(Fortsetzung in Heft 3)

HEINRICH ECK:

Die Verkehrserschließung der russischen Arktis

Als 1909 der berühmte amerikanische Polarforscher Peary dem damaligen Präsidenten der amerikanischen Union die Entdeckung des Nordpols mit den Worten „Der Nordpol steht zur Verfügung des amerikanischen Volkes" mitteilte, antwortete der Präsident halb ironisch: „er wüßte nicht, was er mit solch einem interessanten und reichen Geschenk anfangen solle". Wie gründlich haben sich aber in den letzten zwei Dezennien die Ansichten über die Bewertung der arktischen Länder geändert! Die Arktis verwandelte sich seitdem in einen Tummelplatz politischer und wirtschaftlicher Aspirationen, in einen Schauplatz vorläufig noch friedlichen Bewerbes unter den der arktischen Zone anliegenden Staaten. Die Einbeziehung des russischen Sektors der polaren Räume in die Sphäre der hohen Politik hat schon ihre Geschichte. So hat 1923 England den Versuch unternommen, von der auf russischem Gebiet befindlichen Insel Wrangel Besitz zu ergreifen; dort wurde die englische Flagge gehißt und eine Kolonie von 14 kanadischen Pelztierjägern gegründet. Und nur auf energische Vorstellungen der Sowjetregierung entschloß sich England, von dieser Maßnahme Abstand zu nehmen. Auch Amerika meldet seine Rechte auf diese Insel an; der Streit ist rechtlich noch nicht entschieden. Dasselbe gilt von der Insel Herald. Kanada glaubt aus seiner geographischen Lage das Souveränitätsrecht auf den ganzen Archipel ableiten zu können, welcher zwischen seiner nördlichen Küste und dem Nordpol gelegen ist. Auch die im Jahre 1928 von Nobile unter der Ägide der italienischen Regierung durchgeführte Expedition hatte als Endziel die Besitzergreifung einiger der Sowjetunion gehörender Inseln des Franz-Josephs-Landes und der Sewernaja Semlja. Denselben Zweck territorialer Erweiterung verfolgen die von den Amerikanern ausgerüsteten und unter wissenschaftlicher Flagge segelnden Arktisexpeditionen, welche nicht nur von der Regierung, sondern auch von Privatinstitutionen, Universitäten, Stadtverwaltungen und einzelnen Finanzgrößen wie Ford, Rockfeller, Astor usw. subventioniert werden. Auch Rußland hat mehrmals in diesen Wettbewerb eingegriffen, um seine Rechte geltend zu machen. Die Proklamierung der Hoheitsrechte auf das Franz-Josephs-Land seitens der Russen drohte seinerzeit einen Konflikt mit Norwegen heraufzubeschwören, weil die Norweger, die diesen Archipel entdeckten, auch die einzigen Ansiedler waren, welche seine Naturschätze ausbeuteten.

Man muß schon auf das 15. und 16. Jahrhundert, die Epoche der großen Entdeckungen, zurückgreifen, um eine Parallele zu der Intensität dieses Kampfes um die Machtstellung in den arktischen und antarktischen Gebieten zu finden. Das Reich des ewigen Schnees und Eises, das noch unlängst als Ziel kühner Forschungs-

reisen mit einem Hauch von Romantik umwoben war, hat sich im Laufe der Zeit zu einem ganz bestimmten realpolitischen Faktor entwickelt. Um diesen politischen Rivalitäten vorläufig ein Ende zu bereiten, wurde im letzten Dezennium so etwas wie eine „Aufteilung" der arktischen Gebiete unter die interessierten Staaten vorgenommen. Das erste Signal dazu gab England, welches 1923 verkündete, daß das ganze Polargebiet zwischen 160° östl. und 15° westl. Länge sowie dasjenige von 60° südl. Breite ab zum Staatensystem des britischen Imperiums gehöre. Dem Beispiel Englands folgte dann die kanadische Regierung, welche ihre Souveränität auf alle an der kanadischen Küste gelegenen Inseln ausdehnte. Ausgehend von dieser internationalen Rechtspraxis erließ auch das Zentralexekutivkomitee der Räteunion am 18. April 1926 eine Bestimmung, auf Grund deren alle bereits bekannten und noch zu entdeckenden Ländern und Inseln, welche in dem Sektor zwischen Spitzbergen im Westen, dem Beringmeer im Osten und dem Nordpol im Norden gelegen sind, in den Bestand der UdSSR. aufgenommen werden. Die Grenzen dieses Sektors liegen zwischen 32° 04′ östl. Länge im Westen von 168° 49′ westl. Länge im Osten.

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, den Fragenkomplex zu erläutern, welchen sowohl die jetzt beginnende Entwicklung, wie auch die Zukunft der russischen Polargebiete in geopolitischer und weltwirtschaftlicher Beziehung aufwirft.

Es sei gleich vorweggenommen, daß im Bereich der zirkumpolaren Regionen der russische Sektor die weitaus größte Ausdehnung von über 10 000 km hat.

Dieses ungeheure Gebiet wird von dem Vorhof der Arktis, dem nördlichen Eismeer, beherrscht, in welches die Systeme des Ob- und Jenissejflusses ihre Wässer senden; diese Systeme bilden zusammen ein Wirtschaftsgebiet, das so groß wie Kanada und um die Hälfte größer als die Vereinigten Staaten von Amerika ist. Die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung dieser mächtigen Wasserstraßen erhellt daraus, daß die Oberläufe der Flüsse im Obsystem, Irtisch, Ob und Tom, durch die reichsten Kohlen- und Erzvorkommen der Erde fließen. Das Eismeer und die beiden Flußsysteme schließen sich organisch in die Weltverkehrsstraße ein, welche der Russe „sewerny put" (der nordische Weg) nennt, und die von London mitten in das Herz Asiens durch das nördliche Eismeer und die sibirischen Ströme führt. Die aus China ausgeführten Waren erreichen die sibirischen Häfen über London und den nordischen Weg in vier Monaten, während der früher übliche Weg durch die Mongolei bis zu zwei Jahren in Anspruch nahm; außerdem verbilligt sich die Fracht erheblich über den Seeweg. Zwar dauert die Navigationsperiode auf dem Eismeer etwa 2½ bis 3 Monate, ist aber lang genug, um soviel Ware heranzuschaffen, wie die Eisenbahn in einem ganzen Jahr. Im oberen Lauf der sibirischen Ströme bildet sich eine Kornkammer heraus, entstehen Industriezellen, erstrecken sich unermeßliche Holzreserven der Taiga; im Verein mit dem von der Sowjet-

regierung durchgeführten Ausbau der sibirischen Wasserstraßen bedingen diese Faktoren eine wirtschaftlich und politisch selbständige Rolle Sibiriens. Das System der großen sibirischen Ströme in Verbindung mit dem Eismeer bildet das Einfallstor in den Weltozean. Dieses Tor öffnet sich auf die Weltwasserstraßen, da das Eismeer einen Teil des Atlantischen Ozeans darstellt, welch letzterer durch eine Meerenge mit dem Stillen Ozean verbunden ist. Aus einem asiatischen „Hinterhaus" verwandelt sich Sibirien so in das nördliche Vorderhaus und wendet sein Gesicht nach Europa.

Die russische Regierung ist sich über die künftige Bedeutung ihrer Polargebiete vollständig im klaren. Die vorbereitenden Arbeiten für die Erschließung der Arktis sind im vollen Gange. Eine riesige Eisenbahnmagistrale, von der einzelne Strecken bereits fertiggestellt sind, soll die Ufer des Stillen Ozeans mit dem Schwarzen Meer und der Ostsee in einer Länge von etwa 12 000 km verbinden. Durch diesen Schienenweg können die sibirischen Produkte über den eisfreien Hafen Murmansk auf den Weltmarkt geworfen werden. Murmansk, welches 1920 eine Siedlung von 2687 Menschen war, zählt gegenwärtig über 10 000 Einwohner. Schon jetzt hat sich dieser Vorposten des hohen Nordens zu einer wichtigen maritimen Basis herausgebildet. Die hier stationierten Schiffe versehen den Schutzdienst an den maritimen Grenzen, und die Wachtschiffe haben die Aufgabe, die ausländischen Fangschiffe abzuwehren. Der Erkundungsdienst am Eismeer und am Karischen Meer wird systematisch verbessert. Zu diesem Zweck ist das Netz der Radiostationen fortwährend erweitert worden. Bis heute arbeiten in den Polargebieten 34 Radiostationen; bis zum Jahre 1937, dem letzten des zweiten Fünfjahresplanes, soll diese Zahl auf 63 erhöht werden. In den Dienst der Handelsschiffahrt stellte man Eisbrecher, welche mit Hilfe von Flugzeugen die Schiffe über die Eisverhältnisse informieren und für sie die Bahn frei machen. Zur Zeit werden nicht weniger als drei große Eisbrecher für Rußland gebaut, von denen einer mit 175 00 PS und 10 000 t Wasserverdrängung der größte Eisbrecher der Welt ist. Er ist für die Beobachtung der Eisverhältnisse im Eismeer mit einem besonderen Katapult versehen, von welchem zwei auf ihm befindliche Wasserflugzeuge in die Luft ausgesandt werden können.

Daß sich diese Maßnahmen auf den Schiffsverkehr im arktischen Meer günstig auswirken mußten, ist klar. Zugleich sanken auch die Fracht- und Versicherungskosten. Während 1928 nur 30 Schiffe dort verkehrten, stieg diese Zahl 1930 auf 52. Eine besonders ersprießliche Tätigkeit in bezug auf die Erforschung und Erschließung der russischen Polargebiete entfaltet das Institut für arktische Forschung. Es ist besonders reich von der Regierung dotiert und besitzt 4 Eisbrecher, versehen mit Radiotelegraphie modernster Art, Flugmaschinen, Radiofeuer und allem sonstigen Zubehör. Durch dieses Institut sind bisher 30 Forschungsstationen im Eismeergebiet errichtet worden, davon allein im letzten Jahr über 10.

Im Verkehrssystem der Arktis ist der Luftfahrt eine ganz besondere Rolle zugewiesen. Ist in den Kulturländern das Flugzeug ein zusätzliches Transportmittel zu den schon vorhandenen Kommunikationsmöglichkeiten, so bekommt es in den arktischen Ländern den Charakter eines Transportmittels schlechtweg. Das rauhe Klima und die Eis- und Schneedecke bilden ein unüberwindliches Hindernis für die üblichen Verbindungsmittel im Innern des Landes. Der erste planmäßige fernnördliche Luftverkehr war 1928 auf der Linie Irkutsk—Jakutsk, den Lauf des Lenaflusses entlang, auf einer Strecke von 2700 km eingerichtet worden. Gegenwärtig übersteigt das gesamte Fluggebiet im russischen Sektor der Polarzone 10 000 qkm.

Über die wirtschaftliche Bedeutung der Eroberung der Luft in der Arktis darf nicht die politisch-strategische Seite übersehen werden, denn gerade in diesen Gebieten, wie wir weiter sehen werden, liegen die Hauptknotenpunkte der künftigen Luftverkehrslinien der nördlichen Halbkugel. Aus diesem Grund ist das Luftfahrtwesen im hohen Norden ein überaus wichtiges Moment im Sinn der Verteidigung der nördlichen Grenzen des Reiches, welche die ungeheure Entfernung von 30 000 km von Finnland bis zum Beringmeer haben. Bisher herrschte die Überzeugung von der Unverwundbarkeit der Küstengebiete des nördlichen Eismeeres in militärischer Hinsicht vor. In Anbetracht des Umstandes jedoch, daß die Eiswüste schon gegenwärtig für eine Luftflotte kein entscheidendes Hindernis mehr bietet, und daß die gewaltig fortschreitende Aviatik die Entfernungen immer mehr zusammenschrumpfen läßt, wird die oben angedeutete Ansicht seitens der russischen Militärverwaltung einer Revision unterzogen.

In geopolitischer und politisch-ökonomischer Beziehung wird die Lage der russischen Polarregionen von zwei Faktoren von Weltbedeutung beherrscht: von der Herstellung einer transarktischen Verbindung zwischen Europa und Amerika und von der Notwendigkeit für jeden an das Polargebiet anstoßenden Staat, seine Grenzen strategisch zu sichern. Für Rußland speziell kommt noch die Erschließung des nördlichen Handelsweges durch das Eismeer sowie die Entwicklung der Nordostpassage in Betracht. Diese lebenswichtigen Fragen sind untrennbar mit den Fortschritten der Aviatik in den Polargegenden verbunden. An verschiedenen Punkten des hohen Nordens werden Flugzeugbasen eingerichtet, um den Kontakt zwischen dem Lande und den Eismeerschiffen zu verbessern. Längs der Fluglinien erheben sich Stützpunkte, Landeplätze auf den Inseln und, wo es angeht, auch auf den Eismassiven. Die bei den Luftschiffexpeditionen gesammelten Erfahrungen ergaben die Vorzüge der Luftschiffe gegenüber dem Flugzeug, welche in dem großen Aktionsradius, in der bedeutenden Tragfähigkeit, der Unabhängigkeit von schädlichen meteorologischen Einflüssen, insbesondere vom Nebel, bestehen. Es ist deshalb erklärlich, daß dem Problem des Luftschiffbaues seitens der russischen Verwaltung der Luftflotte viel Aufmerksamkeit zuteil wird. Bis zum Jahr 1932 be-

trugen die freiwilligen Spenden für den Luftschiffbau 50 Mill. Rubel. Von den 140 Luftverkehrslinien, welche der zweite Fünfjahresplan vorsieht, und welche 1937 ein Streckennetz von 130 000 km aufweisen sollen, entfällt ein großer Teil auf Nordrußland und den Nordosten des Reiches.

Auf Grund mehrjähriger Erfahrungen errechneten die russischen amtlichen Stellen, daß die Kosten der Warenbeförderung von den Polargebieten nach Moskau auf dem Luftwege etwa das zweieinhalbfache der gewöhnlichen Transportmittel ausmachen. Bedenkt man jedoch, daß die Sowjetunion jährlich Pelzwerk im Wert von 5 Mill. Goldrubeln ausführt, und daß der Abtransport dieser Ware aus dem hohen Norden nach Moskau fast zwei Jahre beansprucht, während die Beförderung durch Luftschiffe bloß einige Tage dauert, so fällt der Unterschied in den Transportkosten kaum ins Gewicht. Gerade für den Umsatz in Pelzwaren spielen die Transportverhältnisse in den Polarregionen eine enorme Rolle. Unter den jetzigen Verhältnissen gehen die Investitionen in die Vorräte an Rauchwaren erst nach zwei bis drei Jahren wieder ein. Im Winter 1926 waren mehrmals erfolgreiche Flüge nach der Stadt Obdorsk längs des Obflusses zum Zweck des Pelztransportes unternommen worden.

Überhaupt ist die Luftfahrt dazu berufen, die wirtschaftlichen und kulturellen Existenzbedingungen der arktischen Bevölkerung von Grund aus umzugestalten. Es ist unlängst der Versuch unternommen worden, den russischen hohen Norden mit Zeitungsmaterial auf dem Luftwege zu beliefern. Diese Versuche scheiterten zuerst an den hohen Selbstkosten des Transportes und folglich auch der Zeitungen. Man beschloß daher, anstatt der Zeitungen die Matrizen zu befördern. Obwohl diese Beförderung bisher nur in den Sommermonaten geschah, gestattet die moderne Entwicklung der Flugtechnik die Versorgung der Polargebiete mit den Erzeugnissen der Moskauer und Leningrader Presse in regulären Flügen während des ganzen Jahres. Zu diesem Zweck sollen Schnellflugzeuge, welche eine Stundengeschwindigkeit von 250 bis 300 km entwickeln, in Dienst gestellt werden. Die ganze Bedeutung dieser friedlichen Kulturrevolution wird klar, wenn man bedenkt, daß der Bewohner der Polargebiete gegenwärtig die Weltereignisse 2 bis 3 Tage nach dem Erscheinen der Zeitungen in Moskau verfolgen kann, während diese vorher erst nach ebensoviel Monaten den Leser erreichten.

In der letzten Zeit traten die Begriffe von der Nordost- und Nordwestpassage in den Kreis der weltbewegenden Idee. Das Küstengebiet des Eismeeres mit den zahlreichen anliegenden Inseln bildet den Ausgangspunkt des kürzesten Seeweges, welcher Westeuropa mit dem Fernen Osten — China und Japan — verbindet[1]).

Der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der russischen Arktis würde auch die projektierte transarktische Luftverkehrslinie dienen, welche Westeuropa mit

1) Vgl. den Aufsatz Saller: „Der große Nordmeerweg um Sibirien" in diesem Heft, S. 89. Die Schriftleitung.

dem Fernen Osten einerseits und mit Amerika andererseits verbinden soll. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der kürzeste Weg entweder über den Nordpol, oder durch den Eismeerarchipel führt. Murmansk, die Inseln Nowaja Semlja, Sewernaja Semlja, die Neusibirischen Inseln sowie die Wrangelinsel bilden die natürlichen Etappen eines künftigen großen arktischen Luftverkehrsnetzes. Speziell die Lage der Wrangelinsel bestimmt diese zu einem Knotenpunkt, an welchem sich die Linie China (oder Japan)—New York und die Luftroute aus Europa nach San Franzisko kreuzen. Auf dem Luftweg kann die Strecke Leningrad—Wladiwostok in drei Tagen überflogen werden, während gegenwärtig die Eisenbahnfahrt 11 Tage dauert.

Für die Trassierung des künftigen transarktischen Luftweges werden zwei Varianten ausgearbeitet: der eine Weg, der seinen Ausgangspunkt in Westeuropa hat, berührt Leningrad und Murmansk und strebt über das Franz-Josephs-Land und die Inseln des Eismeeres seinem Endpunkt, der Insel Ugimak, einer der Aleuten-Inseln, zu. Hier kreuzt diese Linie die Verbindungslinie Tokio—San Franzisko. Der andere große polare Luftweg, welcher dem regelmäßigen Verkehr zwischen China und New York dienen soll, würde über Jakutsk und die Neusibirischen Inseln führen.

Die Hauptidee der großen transarktischen Luftverbindungen basiert auf der Tatsache, daß angesichts des ungeheuren Territoriums der russischen Arktis ein Eisenbahnbau längs der Küsten zu hohe Unkosten verursachen und keine schnelle Verbindung zwischen einzelnen Punkten gewährleisten würde. Es ist errechnet worden, daß eine Verkürzung der Fahrtdauer um drei Tage (anstatt 11 nur 8 Tage) auf der transsibirischen Route Leningrad—Wladiwostok mit Unkosten verbunden wäre, die in keinem Verhältnis zu den erzielten Resultaten stehen würden. Dagegen kann das Luftschiff die Entfernung von Berlin über die Arktis nach Japan in 70 Stunden zurücklegen. Zudem ist dieser Weg von 6000 km um 3400 km kürzer als derjenige der Transibirischen Eisenbahn.

Die Hauptziele, welche die Russen bei der Verwirklichung des großen transarktischen Luftverkehrs verfolgen, lassen sich in folgendem zusammenfassen:

1. In bezug auf die Topographie und ihre natürliche Beschaffenheit bildet die russische Arktis ein ideales Verbindungsglied für den Luftverkehr zwischen den beiden Kontinenten.

2. Die aerogeodetischen Aufnahmen und Rekognoszierungen bilden ein wirksames Mittel bei der Erforschung noch unentdeckter Polargebiete.

3. Die Kolonisierung der Polargebiete läßt sich am besten mit Hilfe von Luftschiffen durchführen.

4. Bei der Errichtung von Forschungsstätten und Radiostationen leistet das Flugzeug und besonders das Luftschiff unersetzbare Dienste, da es imstande ist, auf eine Entfernung von 1000 km bis zu 30000 kg zu transportieren.

H. SALLER:

Der große Nordmeerweg um Sibirien

Die Versuche, um den Norden Sibiriens von der Kolahalbinsel bis zur Beringstraße auf 12 000 km einen Meerweg zu eröffnen, gehen bis auf das 16. Jahrhundert zurück, wo die Engländer Willoughby und Chancellor 1553/54 mit zwei Schiffen den Versuch machen wollten, um den Norden Sibiriens herum nach Indien mit seinen sagenhaften Schätzen zu gelangen. Sie gingen schon an der Murmanküste zugrunde. Ein Versuch 1596/97 von Barents scheiterte bei Nowaja Semlja. 1734—1743 bereiste eine von der russischen Regierung ausgerüstete Expedition unter Leitung von Bering teils auf Schiffen, teils unter Zuhilfenahme von Renntier- und Hundeschlitten die Nordküste Sibiriens zu deren Erforschung und Kartenaufnahme. Nach einer erst dieser Tage gefundenen Handschrift des Arztes Jakob Frieß in Ustjug Welikij fuhren 1758 zwei Utsjuger Bürger Bachow und Schelaurow ab, um das Tschukotskische Kap zu erreichen, überwinterten zweimal an der Ianamündung und fuhren dann 1760 zur Indigirka weiter, von da zur Kolimamündung, wo wieder zweimal überwintert wurde. Im Juli 1762 wurde Kap Schelagskij erreicht, aber weiter kamen sie nicht und Bachow starb schon auf dieser Reise. 1764 wiederholte Schelaurow nochmals das Unternehmen und ging nordöstlich Kap Schelagskij zugrunde. Es handelte sich also, wie der Karte zu entnehmen, um ganz erkleckliche Leistungen, die erst jetzt der Vergessenheit entrissen wurden. Erst 1878/79 gelingt es dem Schweden Nordenskjöld, auf seiner „Vega" in zwei Schiffahrtsperioden, also mit einer Überwinterung, vom Barentsmeer bis in den Stillen Ozean durchzudringen.

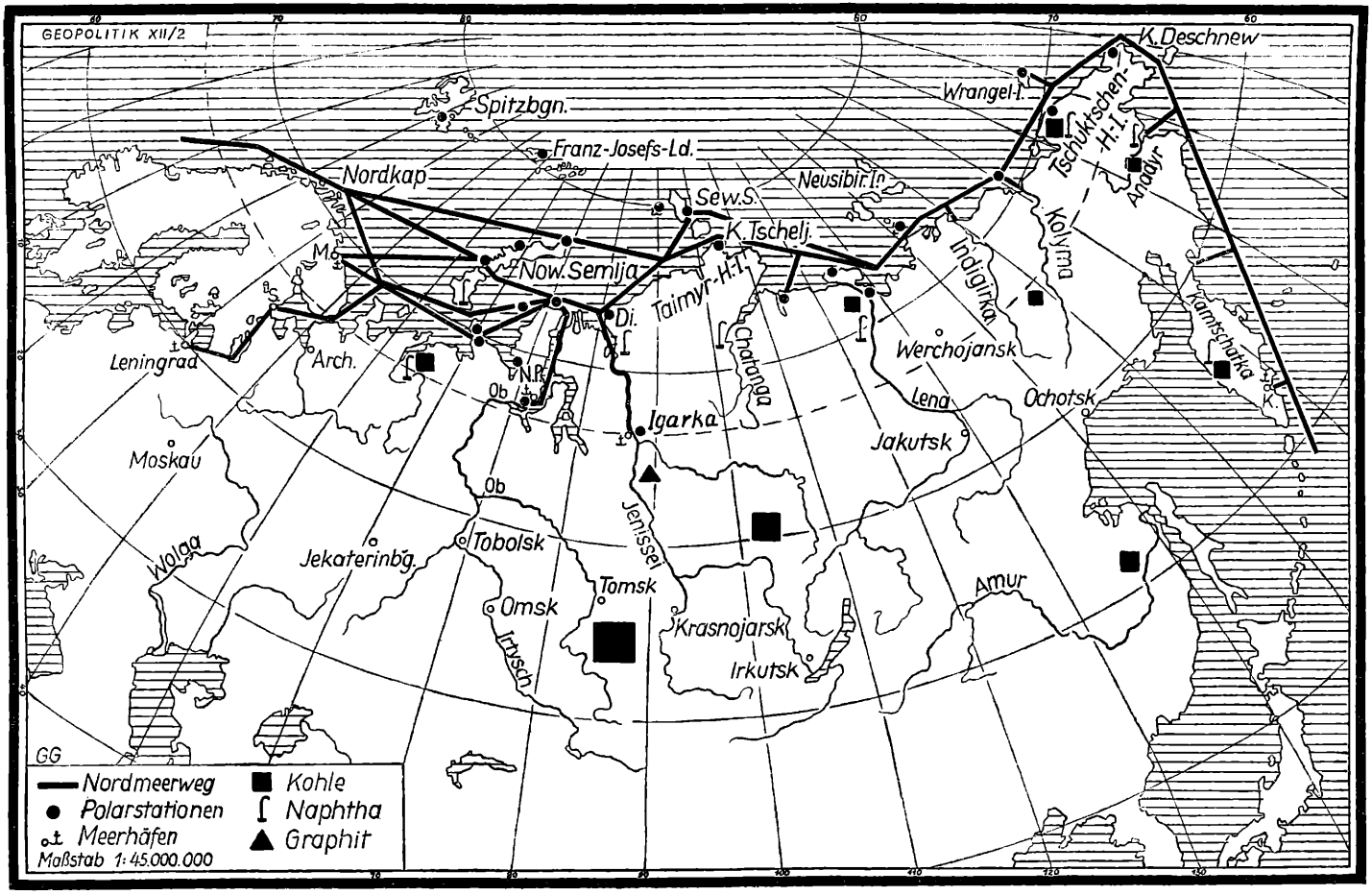
1893 umschifft Nansen auf seinem „Fram" das Vorgebirge Tscheljuskin, die Nordspitze Asiens, von Westen nach Osten, 1901 tut Toll auf seiner „Sarja" das gleiche und 1914/15 in umgekehrter Richtung Wilkitskij auf seinen Eisbrechern „Taimyr" und „Waigatsch" mit Überwinterung auf der Taimyrhalbinsel. 1918—1921 wiederholt Amundsen auf der „Maud" mit dreimaliger Überwinterung die Reise Nordenskjölds. Endlich 1932 gelang es dem Eisbrecherdampfer „Sibirjakow" unter Schmidt, Wiese u. a. in einer einzigen Schiffahrtsperiode von Archangelsk bis Wladiwostok den großen Nordmeerweg zurückzulegen. 1934 gelingt die gleiche Fahrt, aber in umgekehrter Richtung, dem Eisbrecher „Lütke" in 83 Tagen. Im Jahr 1933 wollte der Eisbrecherdampfer „Tscheljuskin" unter Leitung des schon genannten Prof. Schmidt die Durchfahrt von Leningrad bis Wladiwostok erzwingen. Bis zur Insel Wrangel durch den Eisbrecher Krassin begleitet, wurde das Schiff nach glücklicher Erreichung der Beringstraße zurückgeschlagen, zwischen Eis eingeklemmt und am 13. 2. 1934 zerdrückt. Die Teilnehmer der Expedition, die also eine unfreiwillige Überwinterung durchgemacht

hatten, wurden mit vieler Mühe von einer im Meer treibenden Eisscholle weg mit Flugzeugen gerettet.

Diese Versuche hatten schon bald eine sehr praktische Wirkung, indem sie auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten der wenigstens teilweisen Aufschließung des ganzen nördlichen Sibiriens für den Handel und für die Ausfuhr der reichen Naturschätze des sibirischen Nordens an Getreide, Holz und vielem anderen,, insbesondere aus den Mündungen der großen Flußsysteme des Ob und Jenissej ins nördliche Eismeer aufmerksam machten. Sibirjakow war Ende des vorigen und Anfang des laufenden Jahrhunderts der erste, der von Europa aus mit privaten Mitteln Handelsverkehr zu den Mündungen des Ob und Jenissej anzuknüpfen versuchte.

Der ganze Norden Sibiriens ist förmlich ein fast noch nicht erforschter, offenbar mit Naturschätzen reich gesegneter Weltteil, bisher derart schwer zugänglich und verschlossen, daß bekanntlich vor einigen Jahrzehnten, als dort ein großes Meteor fiel, erst Expeditionen ausgerüstet werden mußten, um überhaupt nur den Ort des Falles herauszubringen. Nansen schreibt in seinem kurz vor Beginn des Weltkrieges erschienenen „Sibirien ein Zukunftsland": Er habe mit eigenen Augen gesehen, wie viel Raum noch die Erde birgt für Millionen Heimwesen glücklicher Menschen. Er stellt dazu in ergreifenden Gegensatz die unselige Verschwendung edler Kräfte, mit der sich die Völker im Weltkrieg zerfleischten. „Sibiriens Wälder, die endlose Taiga mit ihren mächtigen Strömen und wogenden Steppen warten der Menschen." Das nördliche Sibirien hat Gold, vor allem in Tschuchotka, Platin auf weite Ausdehnung an der Jenissejmündung, Nichteisenmetalle (Waigatsch), Steinkohle und Naphtha an zahlreichen mächtigen Fundstellen (Spitzbergen, Franz-Josephs-Land, Taimyr, Tunguska, Nordvik- und Tschaunbucht, Lena, Anadyr u. a.), Baustoffe, chemische Rohstoffe, Eisenerz und wieviel mag dort oben noch unter Eis und Schnee unerforscht begraben liegen! Freilich scheint der Verlauf der Isothermen im fernöstlichen Sibirien hier für alle Zeiten nur eine dünne Bevölkerung zuzulassen. Von geradezu unerhörter Bedeutung werden bei der kommenden Erschöpfung der Holzvorräte der Erde die unermeßlichen Wälder des sibirischen Nordens werden, die der Nordmeerweg erst zugänglich macht. Allein diese Aussicht schon begründet in fast elementarer Weise die Bemühungen um die Schaffung eines Nordmeerweges. Freilich gehen die Schätzungen dieser Wälder weit auseinander, da man nicht sicher ist, inwieweit der Bestand nutzbar ist.

Eine natürliche Fortsetzung findet dieser an Naturschätzen überreich gesegnete Weltteil jenseits der Beringstraße in Alaska, das die Zarenregierung 1867 um den Spottpreis von 7,2 Millionen Dollar, geringer als allein das jährliche Lachsfangergebnis, an die USA. verkaufte, mit seinen den sibirischen völlig ähnlichen Naturschätzen an Gold, Platin, Silber, Kupfer, Zink, Zinn, Eisen, Kohle, Graphit und anderen wertvollen Mineralien. Neuerdings scheint Alaska die begehrlichen Augen der Japaner auf sich zu ziehen.


GEOPOLITIK XII/2
K. Deschnew
Wrangel-I.
Spitzbgn.
Franz-Josefs-Ld.
Nordkap
Sew.S.
Neusibir.In.
Tschuktschen-H.I.
Anadyr
K. Tschelj.
Kolyma
Indigirka
Now. Semlja
Taimyr-H.T.
Di.
Kamtschatka
Leningrad
Arch.
N.P.
Ob
Chatanga
Werchojansk
Lena
Ochotsk
Igarka
Jakutsk
Moskau
Ob
Jenissei
Wolga
Jekaterinbg.
Tobolsk
Tomsk
Omsk
Irtysch
Krasnojarsk
Irkutsk
Amur
GG
Nordmeerweg
Polarstationen
Meerhäfen
Maßstab 1: 45.000.000
Kohle
Naphtha
Graphit

Die im südlichen Sibirien dem Breitengrad nach seit 1900 durchgeführte große sibirische Eisenbahn konnte der Aufgabe der Erschließung Sibiriens nicht entfernt gerecht werden. Die Bahnbeförderung ist bei den gegebenen Entfernungen und Frachtsätzen zu teuer, als daß sich auf diesem Wege eine Ausfuhr im großen ermöglichen ließe. 1917 versuchte eine ausländische Dampfschiff-A.-G. für Industrie und Handel unter der Führung des Norwegers Lied Handelsbeziehungen auf dem Nordmeerweg mit dem nördlichen Sibirien anzuknüpfen, vor allem um Butter und Holz auf diesem Wege herauszubringen. Die Versuche dieser A.-G. setzten sich auch unter der Sowjetregierung fort, doch scheiterten die Bemühungen, Konzessionen auf den Nordweg und auf die Ausnützung der Naturschätze Sibiriens zu erhalten, an dem Widerstande der Sowjets, die zur Verfolgung der gleichen Ziele eine besondere Industrie- und Transportvereinigung „Komsewerput" schufen.

Die Entwicklung eines gewissen Handelsverkehres vom europäischen Rußland aus auf dem Nordmeerweg mit Sibirien wird eine immer mehr gewöhnliche, nur selten mehr durch Mißlingen gestörte Einrichtung. Seit einigen Jahren scheint zudem eine eigentümliche Erscheinung, eine bedeutende Anwärmung der Wasser des Polarbeckens, eine größere Wärme und Geschwindigkeit der atlantischen Zuflüsse zu spielen, die den Verkehr im Polarbecken erleichtert. Man will gewisse gesetzmäßige periodische Schwankungen in der Vereisung des nördlichen Eismeeres festgestellt haben. Es fällt auf, daß das Karische Meer im ganzen 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts leicht zugänglich war und von russischen Kaufleuten in einfachen „Kotschen" (zweimastigen Seeschiffen) befahren werden konnte, während im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Fahrten mißglückte. Auch will man Schwankungen kurzer Periodenzahl (4,8 Jahre) daneben gefunden haben. Nach bisherigen Beobachtungen scheint auch festzustehen, daß die Befahrbarkeit des Karischen Meeres i. a. immer günstig ist, wenn die Strecke östlich der Kolima ungünstig ist und umgekehrt. Auch strategisch wird dem Nordmeerweg bei der ungeheuren politischen Bedeutung, die eine Verbindung des europäischen Mutterlandes mit dem Fernen Osten und Wladiwostok im Falle kriegerischer Verwicklungen hat, trotz der mit diesem Wege verbundenen großen Schwierigkeiten eine durchschlagende Bedeutung zugesprochen. Von den Karskje Worota bis zur Amurmündung weicht das Eis fast das ganze Jahr nicht von der Küste. Erst der Norden der Kolahalbinsel und Murmansküste sind frei, da sich hier die Wirkungen des Golfstromes bemerkbar machen.

Anknüpfungspunkte für den Handel mit Sibirien auf dem Nordmeerweg bilden der Hafen Nowij Port an der Obbucht und der Hafen Igarka am Jenissej. Dorthin richtet sich auch der Binnenverkehr der sibirischen Flüsse, für den Irtysch ausgehend von Omsk, Tara, Ust-Ischimsk, für den Ob von Nowosibirsk und Mogotschino, für den Jenissej von Krasnojarsk aus. An Nowij Port und Igarka knüpft sich auch der Hauptumsatz, den ein gewisser Küstenverkehr liefert. Glawsew-

morput, wie die vor zwei Jahren von Stalin zur Überwachung des Nordmeerweges mit allen damit zusammenhängenden, weitgreifenden Belangen der Industrie, des Handels, der Wissenschaft und Forschung als mächtiges Kombinat errichtete Sowjetstelle heißt, hat sich auch schon einen neuzeitlichen Schiffsbestand an Dieselmotorschiffen, elektrischen Leichtern, Dampfschiffen und antrieblosen Lastschiffen beigelegt. Die Schiffahrt durch das hier die Hauptschwierigkeit bildende Karische Meer bedient sich der Meerengen von Nowaja Semlja: Jugorskij Schar, Karskje Worota und Matotschkin Schar. Die Schiffahrtsmöglichkeit durch das Karische Meer beschränkt sich infolge der klimatischen Verhältnisse jährlich auf $2\frac{1}{2}$ Monate: August, September und erste Hälfte Oktober. Das Karische Meer wird immer erst Anfang August soweit eisfrei, daß es für Schiffe befahrbar ist, also auf 75 Tage. Jugorskij Schar ist nur etwa 100 Tage, die Petschoramündung 120 Tage, Archangelsk im Mittel 177 Tage jährlich eisfrei. Die Lena hat jährlich 130—135 Schiffahrtstage und die Meerenge von Sewernaja Semlja ist gar nur einen Monat frei. Aber auch in dieser eisfreien Zeit ist die Schiffahrt Schwierigkeiten ausgesetzt und von den Winden und den Störungen durch versprengte Eisberge abhängig. Mitte Oktober müssen die Schiffe das Karische Meer durch die gleichen Meerengen Nowaja Semljas wieder verlassen, wenn sie nicht überwintern wollen.

Der Verkehr im Karischen Meer ist durch Erforschung der hydographischen, hydrologischen und der Eisverhältnisse, durch Einrichtung von Schiffahrtzeichen und Leuchttürmen, Anwendung aller neuzeitlichen Hilfsmittel wie Eisbrecher, die den aus 4—5 Schiffen bestehenden Karawanen, wenn nötig, die Wege öffnen, durch Radioeinrichtungen, mechanische Umladung u. a. geregelt und soweit nur möglich gesichert. Diese Einrichtungen immer mehr auszudehnen und auszubauen, so allmählich den ganzen Nordmeerweg dem regelrechten Verkehr aufzumachen, stellt sich als immer aussichtsreicher heraus. Hauptbeobachtungsstationen sollen dabei werden: das Wunschkap (Now. Seml.), Kap Tscheljuskin, Kap Otto Schmidt, Kap der Vorsehung u. a. Zunächst soll der regelmäßige Verkehr über das Karische Meer in einer Schiffahrtsperiode bis zur Lenamündung ausgedehnt werden. Wenn der Verkehr von Osten her weiter Schwierigkeiten macht, soll der Verkehr vom Westen her sogar bis zur Kolima ausgedehnt werden, wobei man an der Lenamündung auf besondere, für die Weiterführung zur Kolima geeignete Schiffe umladen wird. Abgesehen von diesem Verkehr auf große Entfernungen sorgt die Kleinküstenschiffahrt für den Anschluß der Mündungen kleinerer (nach sibirischen Begriffen) Flüsse wie Pjasina, Chatanga, Anabar, Olenek, Lana, Indigirka u. a. Der ganze, bisher fast völlig vereinsamte und vernachlässigte sibirische Norden wird damit allmählich industrieller und wirtschaftlicher Erschließung zugeführt. Renntierzucht, Pelzhandel, Fischfang bekommen wirtschaftlichen Aufschwung. Der neuerbaute, in den (allerdings nicht eisfreien) Hafen Soroka mündende, unmittelbar

an die Nordmeerstraße anknüpfende Weißmeer-baltische Kanal gibt dem Handel nach beiden Richtungen, der Ab- und Zufuhr von Waren eine kurze und schnelle Verbindung in das Innere von Rußland mit seinem im Entstehen begriffenen, ungeheuren Wasserstraßennetz und vor allem mit Leningrad. Außerdem bieten sich auch Anknüpfungspunkte an Eisenbahnen in dem eisfreien Hafen von Murmansk und dem nicht eisfreien in Archangelsk.

Die im Verkehr des Nordmeerweges verwendeten Eisbrecher Krassin (9000 t, 11000 PS), Lenin, Ermak u. a. und die Eisbrecherdampfer Maligin, Russanow u. a. werden ja in Zeitungsnachrichten viel genannt. Zwei weitere Eisbrecher, die 2000 Ps stärker, nach anderen Nachrichten doppelt so stark sind wie Krassin, sind auf russischen Werften im Bau.

Man fährt jetzt von London nach Nowij Port in 16, nach Igarka in 18 Tagen. In beiden Häfen stehen die Schiffe 5—16 Tage, um aus- und einzuladen und mit neuer Fracht die Rückfahrt anzutreten. Der Hafen von Nowij Port ist für Flußschiffe geeignet, aber für Meerschiffe zu seicht. Es lassen sich nur Meerschiffe geringen Tiefganges verwenden, da eine Barre den Eintritt in den Ob versperrt. An der südwestlichen Küste der Halbinsel Juribei Jalmal soll die Anlage eines einigermaßen eisfreien Umschlaghafens möglich sein, wodurch die Verschiffung längere Zeit aufrechterhalten werden könnte. Es machen sich hier noch die Ausläufer des Golfstromes geltend. Man könnte vom Ob über einige Seen und den Fluß Juribei ohne große topographische Schwierigkeiten einen Kanal bauen. wenn man nicht auf eine Bahnverbindung übergehen will. Günstig ist dagegen nach jeder Richtung der 1928 durch Komsewerput ausgewählte Hafen Igarka am Jenissej. Dieser überflügelt auch immer mehr Nowij Port. Er liegt am rechten Jenissejufer, 673 km von der Mündung. Die Eisenbahnstation am Jenissej ist Krasnojarsk, 1773 km oberhalb Igarka. Im Sommer besteht zwischen beiden Schiffs- und Flugverbindung, im Winter Pferdeverkehr. Igarka hat starke Holzzufuhr vom Jenissej und seinen Nebenflüssen Angara, Untere und Steinige Tunguska u. a. Es wird auch eine große Kohlenzufuhr erfahren aus dem großen, bis jetzt zum kleinsten Teil erforschten Tungusker Kohlevorkommen, das nach Hunderten von Millionen Tonnen berechnet wird. Das gleiche Tungbaß liefert auch noch Holz, Fische, Felle, Graphit, isländischen Spat u. a. In Igarka befinden sich auch drei teilweise neuzeitlich eingerichtete Sägereien. Ende 1937 sollen sie mit 140 Rahmen arbeiten. Dann ist eine Graphitanreicherungsfabrik vorhanden, die mit Graphit der Kureisker und Noginsker (untere Tunguska) Fundstätten versorgt wird und für den Bedarf des europäischen Rußland wie auch für Ausfuhr arbeitet. Igarka, das „sibirische Archangelsk", ist schon zu einer Stadt herangewachsen, die Anfang 1932 schon über 12000 Einwohner hatte und schnell anwächst. Auf Grund landwirtschaftlichen kooperativen Großbetriebs hofft man selbst in Igarka, das über dem nördlichen Polarkreis liegt,

Kartoffel und anderes Gemüse in den kurzen Sommerzeiten im Freien ziehen zu können und an Stelle bisheriger Einfuhr ausschließlich Selbstversorgung treten lassen zu können. Gleiche Erfahrungen will man auch in der Polargegend Chibinogorsk auf Halbinsel Kola gemacht haben.

Die Landwirtschaft und die Industrie des Urals, Kasakstans, des westlichen Sibiriens bedient sich der Ausfuhr über Nowij Port, die Ausfuhr Ostsibiriens dagegen über Igarka. Auch eine Kanalverbindung zwischen Ob und Jenissej etwa unter Verwendung der Nebenflüsse Ket und Kass kommt in Frage. Vor allem sibirisches Holz, das wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften vom Ausland gesucht ist, strebt zum Nordmeerweg besonders aus Ostsibirien. An Mineralien kommt zunächst Asbest aus dem Ural, Graphit und isländischer Spat u. a. aus Ostsibirien in Frage. Die gleichen Wege wie die Ausfuhr nimmt auch die Einfuhr und hier betätigt sich der Innenhandel und Warenaustausch von Leningrad, Archangelsk, Murmansk aus. Vor allem werden auf diesem Wege der sibirischen Landwirtschaft die seit 1926 verschlossenen Chibinsker Apatite und fertigen Superphosphate von der Halbinsel Kola als Düngemittel zugeführt werden. Für Fischerei, Jagd, Felle, Meerfischfang usw. ist der Nordmeerweg wesentlich von Belang. An nützlichen Mineralien sind Gold, Nickel, Zinn, Molybdän, Kupfer, Bernstein, isländischer Spat, Marmor, feuerfeste Tone vorhanden und harren mit Ausnahme des Goldes, das bereits gewonnen wird, der Erschließung.

Im großen ganzen ist der Verkehr über den Nordmeerweg vorderhand natürlich noch sehr wechselnd und bescheiden. Er betrug 1930: 147000 t, 1932: 90000 t, 1934: 80000 t. Weitaus den Löwenanteil bestritt die Ausfuhr von Holz, und zwar in stark zunehmendem Maße in schon verarbeitetem Zustande.

Ungleich schwerer entwickelt sich der Verkehr auf dem Nordmeerweg von Osten her. Die Fahrten von Wilkitskij 1910—1915 im Bering-, Nordost- und Nordenskjöldmeer brachten hier die ersten Erhebungen, auf Grund deren 1911 dem Dampfer „Kolima" die erste Fahrt mit Last zur Kolimamündung gelang. Diese Fahrten wurden fortgesetzt und 1913 gelang der „Kolima" die Fahrt von Wladiwostok bis zur Lenamündung. Aber die Eisverhältnisse des Bering- und Nordostmeeres sind ungünstiger als die des Karischen, und es gelingt den Schiffen nicht immer, in einer Schiffahrtperiode hin und zurück zu kommen. Nicht selten treffen sie auf schweres Eis und müssen überwintern. Besonders schwierig ist der Abschnitt zwischen Kap Deschnew und der Kolimamündung und noch mehr von der Lenamündung bis zur Insel Dickson an der Jenissejmündung in der Nordenskjöld-See (russ. Laptewmeer) mit seiner Umschiffung des Kap Tscheljuskin, der Nordspitze Asiens, in der Meerenge Wilkitskij und Schokalskij und im Inselmeer Nordenskjöld. Es fehlt eben hier noch größtenteils die ganze Forschungs- und Kontrolleinrichtung, ohne die ein gedeihlicher Verkehr in diesen Gegenden nicht denkbar ist. Daß ein solcher aber im Bereich der Möglichkeit liegt, haben die bisherigen Fahrten erwiesen. Man glaubt annehmen zu dürfen, daß die Befahrbarkeit der Strecke östlich Taimyr sich schließlich nicht viel unterscheidet von der des Karischen Meeres, wenn auch die Uferbildungs-, Wind- und auch die Eisverhältnisse, letztere infolge des nahen (81° 51′ N und 160° W) „Eispoles", in ersterer Strecke andere sind. Es fehlt zunächst an Leuten, Landesaufnahmen, Karten, Häfen für Fluß- und Meerzwecke.

Daß bei der kurzen jährlichen Schiffahrtzeit mit sehr gespanntem Betrieb ge-

rechnet werden muß, bleibt unvermeidlich. Wie es da oft auf Stunden ankommt, zeigt ein Bericht von Nordenskjöld von seiner Reise mit der Vega. „Wenn wir in die Koljutschinsker Bucht nur 6 Stunden früher gekommen wären, so wären wir um eine erzwungene Überwinterung herumgekommen." Auch für den anschließenden Flußverkehr muß gesorgt werden, vor allem durch Schaffung einer entsprechenden Flußflotte. An Flüssen wie der Lena, Kolima usw. fehlt es da noch weit. Doch ist an der Lenamündung schon der Bau eines großen Hafens eingeleitet.

Die Jakutenrepublik im Osten, die am weitesten von der bestehenden sibirischen Bahn entfernt ist, ist der an Verkehrsverhältnissen rückständigste Teil der Sowjetunion. Die Lena, die 70% Jakutiens einnimmt, ist noch wenig für Schiffahrtsverkehr eingerichtet und die Lenabahn ist noch nicht gebaut. Die Möglichkeiten, die sich hier eröffnen, wenn dieses weite, unerforschte Gebiet einmal der Industrie und dem Handel sich erschließt, sind gar nicht abzusehen und gehen weit über die zunächst bestehende Aussicht hinaus, den Verkehr mit den vorhandenen Naturschätzen an Holz, Gold, an dem die Lena so reich ist, großzuziehen. An der Syrianka (Kolimanebenfluß) sind Kohlenfunde gemacht. Auch Metalle, Silber, Blei sind da und an Salz, an dem der Fischfang längs der ganzen Küste großen Bedarf hat (Kempendeisker Salzquellen, Steinsalz in der Nordvikbucht), ist Jakutien besonders reich.

Eine Reihe von Forschungsexpeditionen war schon 1933 auf allen Gebieten tätig, auch im Karischen Meer und auf Nowaja Semlja zur Erforschung der Meerenge Karskje Worota. Eine Lena-Chatangaexpedition ist am Werk. Kartenaufnahmen sind überall im Entstehen. Bis 1937 soll die Kartierung des nördlichen Meerweges samt anschließenden Flußmündungen fertiggestellt sein. Eine große Anzahl metereologischer Polarstationen mit Radioeinrichtungen überwacht teilweise unter Beihilfe von Flugzeugen die Eisverhältnisse. Allerdings hat die Flugzeugforschung in diesen Regionen bei den gegebenen, oft rasch wechselnden Nebeln ihre Schwierigkeiten. Lotsendienst, Häfen, Werften werden eingerichtet. Der Bestand an Radiostationen, Eisbrechern, Baggern, Flugzeugen wird erhöht. Zu den früheren 22 Radiostationen werden im Jahre 1934 noch 17 hinzugefügt. Im September 1934 waren es schon 34. Erst dieser Tage ist wieder eine große Radiostation in der Nordvikbucht an der Chatangbai errichtet worden. Gleitboote, Auto- und Aëroschlitten, neugeartete Flugzeuge: „Amphibien" mit während des Flugs abnehmbaren Untergestellen, die von der Erde aufsteigen und auf Wasser, Eis oder Schnee landen können. Das Neueste sind sog. „Gleitbootamphibien", die zugleich auch Aëroschlitten sind. Sie können das ganze Jahr hindurch arbeiten, dann sog. Wesdjechodi, d. s. Fahrzeuge, die sich vorn auf Rädern oder Skjern bewegen und am Hinterteil einen Raupenschlepper haben, sind neuzeitliche Einrichtungen, die hier Verwendung finden.

Die Insel Dickson an der Jenissejmündung soll zu einem großen arktischen Mit-

telpunkt ausgebildet und mit allen Einrichtungen einer Kohlen- und Lebensmittelbasis und eines kräftigen Radiozentrums ausgestattet werden. In Jakutien soll ebenfalls eine große Radiostation errichtet werden.

Günstig scheint die Frage der Versorgung dieses Nordmeerweges mit den nötigen Brennstoffen für alle Verkehrseinrichtungen zu liegen. Fundstätten an Kohle und Naphtha sind am Nordmeerwege selbst an zahlreichen Stellen schon entdeckt. Weitere Funde sind sehr wahrscheinlich. Wo örtliche Funde fehlen, ist ein Herbeischaffen von anderen Stellen zur Küste möglich. In Murmansk wird Kohle von Spitzbergen und vom Petschorabecken eintreffen. Auf Nowja Semlja ist in Juschar (Insel Waigatsch) Kohle des Petschorabeckens (Hafen Narjan-Mar an der Petschoramündung) erreichbar. An der Petschora und in neuester Zeit auch auf Nowaja Semlja ist Naphtha gefunden worden. Nach Nowij Port am Ob kann die Kohle des Kußbas, nach Insel Dickson und nach Igarka am Jenissej die Kohle des Tungusker Beckens gelangen. An der Jenissejmündung ist auch Naphtha. In der Nordvikbucht (Insel Begitschew) steht Naphtha an, ebenso nach neuesten Nachrichten an der Lenamündung. An letzterer ist auch Kohle (Bulun) vorhanden. In der Tschaunsker Bucht und in Anadyr ist Kohle und nach neuesten Nachrichten auch Naphtha da, ebenso auf Kamtschatka. Der Nordweg wird von Brennstoffzufuhr vom Ausland künftig völlig unabhängig sein.

Man hat auch den Gedanken, ob sich der Nordmeerweg nicht mit Vorteil mehr nach Norden, nördlich um Franz-Josephs-Land und Sewernaja Semlja herum verlegen ließe, also etwa in der Höhe 82—84° nördl. Breite. Man erwartet dort infolge Einwirkung des wärmeren Golfstroms größere Eisfreiheit als an der durch den Zufluß großer Ströme stark mit Süßwasser versetzten Küste und hält es auch nicht für ausgeschlossen, auf diesem noch nicht befahrenen Wege neue Landentdeckungen zu machen. Ein Schiff Knipowitsch ist zu diesem Zwecke heuer unterwegs. Im Tschuchotschkischen Meer wurden in der Meerenge zum Nordostmeer warme Strömungen festgestellt, ebenso bei den Inseln Wrangel und Gerald.

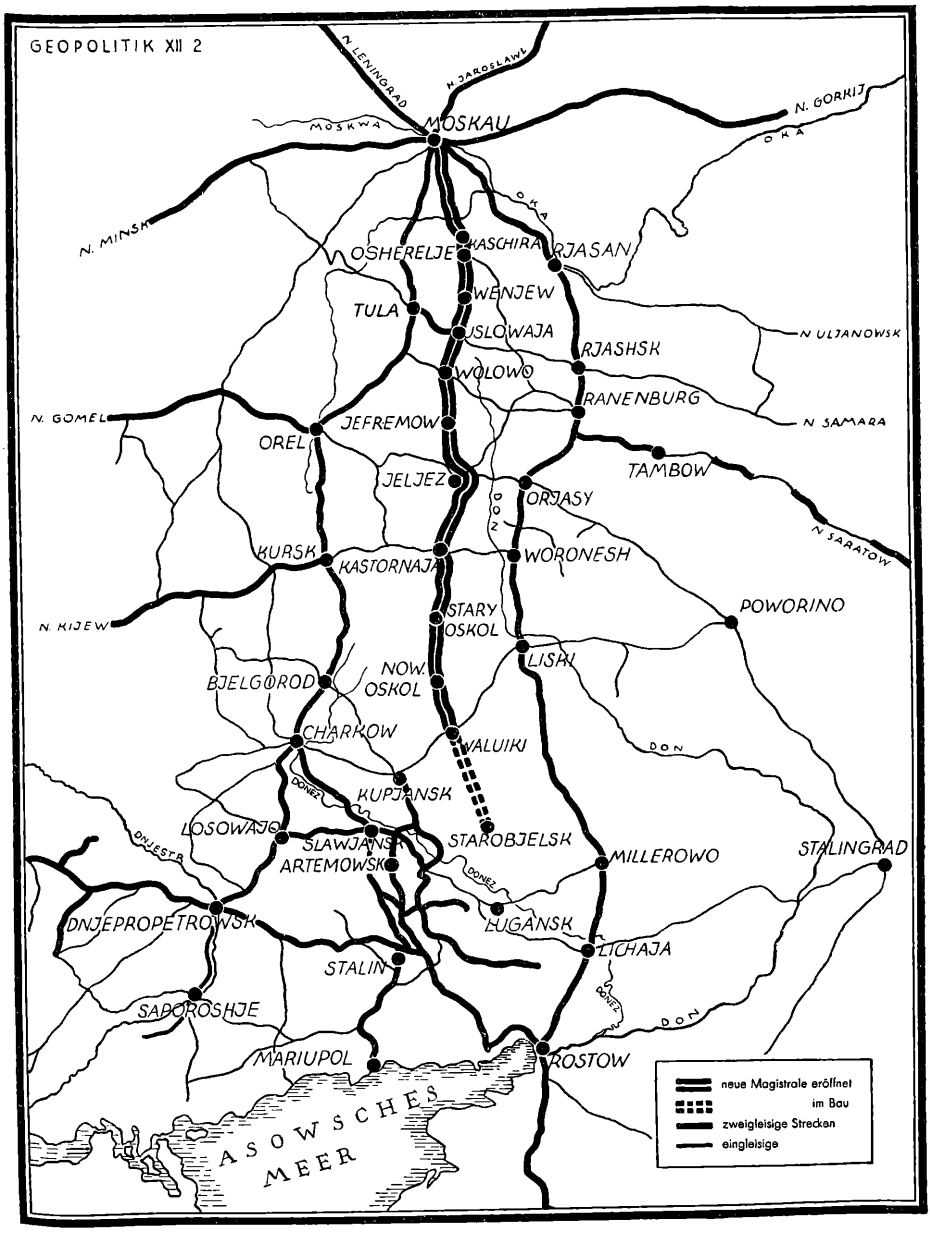
Selbstverständlich ist der Nordmeerweg allein nicht imstande, die Erschließung des ganzen nördlichen asiatischen Festlandes zu ermöglichen. Auch der Flußverkehr wird entwickelt werden müssen, ebenso der Eisenbahnverkehr, für welch letzteren die Durchführung einer allerdings umstrittenen sibirischen Nordbahn (Ztg. d. Vereins mitteleurop. E. V. 1931, Nr. 45, mit Kärtchen) in Frage steht. Aber der Nordmeerweg wird in der wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung des großen sibirischen Nordens eine sehr wichtige Rolle spielen.

G. FÜRBRINGER:
Moskau — Donbass

Die Qualität als Hauptstadt des Landes verdankt Moskau seiner Lage am Rande des nördlichen Waldgebietes, das ihm Schutz gegen die Horden der großen südlich gelegenen Steppen bot. Zugleich damit befand es sich auch nahezu im Zentrum des europäischen Rußlands, allerdings in bezug auf Ernährungsmöglichkeit und Rohstoffversorgung in Abhängigkeit von den entfernteren Landesteilen. Daß es auch während der Petersburger Zeit nie aufgehört hat, der geistige und ökonomische Mittelpunkt echten Russentums zu sein, zeigt ein Blick auf die Eisenbahnkarte des Reiches. Die Hauptlinien des europäischen Netzes bilden ein großes Spinnengewebe, in dessen Mitte die Hauptstadt liegt. Zwar zeigen diese Linien nach allen Strichen der Rose, aber es heben sich doch zwei bevorzugt mit Verkehrsmitteln bedachte Richtungen hervor: der Süden und Osten. Das war schon früher der Fall, die Verkehrspolitik des Sowjetstaates hat diese Tendenz noch verstärkt. Nach Osten, weil sich das wirtschaftliche und politische Schwergewicht der Union nach dorthin verlagert hat und noch weiterhin verlagert. Drei Linien, über Wjatka, Kasan und Samara, führen nach Ural und Asien, eine vierte, die kürzeste Verbindung nach Osten, über Gorjki (Nishni-Nowgorod), Kasan und Ufa, ist im Bau, gleichzeitig das neue Ölfeld von Ischimbajewo und das gewaltige Eisenwerk von Magnitogorsk näher an die Hauptstadt heranbringend und Kräfte, die im Osten benötigt werden, von ihr abziehend.

Die innigste Verkehrsverbindung jedoch wird von der Hauptstadt mit dem Süden gesucht und benötigt. Denn einmal sind die großen Getreideüberschüsse, zum andern die Kohlenzufuhren aus dem Donbassin für sie unentbehrlich; vor allem werden letztere es immer mehr, da mit der sprunghaften Fortentwicklung der Industriezentren von Moskau, Jaroslawl, Iwanowo-Wosnessensk usw. in diesem steinkohlenarmen Bezirk der Brennstoff des immer noch größten Kohlenproduzenten der Union in steigendem Maße Lebensnotwendigkeit wird, besonders nachdem vorläufig der Plan einer Ölrohrleitung von einem der nordkaukasischen Ölfelder wieder aufgegeben worden ist. Eine nahezu ebenso wichtige Rolle spielen für das zentrale Industriegebiet naturgemäß auch Eisen und Stahl der Hüttenwerke und die Manganerze von Nikolajew.

Nun bestehen bereits zwei zweigleisige Magistrallinien zwischen Moskau und dem Süden: die westliche über Kursk und Charkow, die östliche über Woronesh nach Rostow/Don. Beide aber sind an und für sich schon stark belastet. Sie sind es um so mehr, als ihre nördlichen Abschnitte noch einen großen Teil des Verkehrs nach dem Westen bzw. Osten zu bewältigen haben. Ganz besonders würde das im Falle kriegerischer Verwicklungen nach West oder Ost, für den auch die aus dem


GEOPOLITIK XII 2
N. LENINGRAD
N. JAROSLAWL
MOSKWA
MOSKAU
N. GORKIJ
OKA
N. MINSK
OSHERELJE
KASCHIRA
RJASAN
WENJEW
TULA
SLOWAJA
N. ULJANOWSK
RJASHSK
WOLOWO
RANENBURG
N. GOMEL
JEFREMOW
N. SAMARA
OREL
TAMBOW
JELJEZ
ORJASY
DON
N. SARATOW
KURSK
KASTORNAJA
WORONESH
N. KIJEW
STARY OSKOL
POWORINO
LISKI
BJELGOROD
NOW. OSKOL
CHARKOW
WALUIKI
DON
DONEZ
KUPJANSK
LOSOWAJA
ONJESTR
SLAWJANSK
ARTEMOWSK
STAROBJELSK
MILLEROWO
STALINGRAD
DONEZ
DNJEPROPETROWSK
LUGANSK
LICHAJA
STALIN
SAPOROSHJE
DONEZ
DON
MARIUPOL
ROSTOW
ASOWSCHES MEER
neue Magistrale eröffnet
im Bau
zweigleisige Strecken
eingleisige

Industriegebiet des Donbass führenden Abschnitte zur Versorgung der Fronten mit Material (und Getreide) herangezogen werden müssen, in Erscheinung treten. Die Hauptstadt würde dann in gefährlicher Weise von ihren Blutquellen abgeschnitten werden.

Daher ist schon im ersten Fünfjahresplan der Bau einer weiteren zweigleisigen Magistrale zwischen Moskau und Donbass beschlossen und in Angriff genommen, die also ganz speziell der Versorgung der Hauptstadt vorbehalten sein soll. Man kann allerdings nicht von einem völligen Neubau sprechen, da sich ein großer Teil der Arbeiten nur auf den Ausbau vorhandener Strecken zur Klasse der „Magistralen" erstreckt. Ursprünglich war beabsichtigt, die gesamte Magistrale bereits am 1. November in Betrieb zu nehmen. Erhebliche Verzögerungen aber bei der Materialversorgung haben den Verkehrskommissar bestimmt, anzuordnen, daß nur die umgebauten Abschnitte von Moskau bis Waluiki am 1. Dezember den Betrieb organisatorisch eingerichtet haben sollen, womit aber noch nicht gesagt ist, daß der Zugverkehr im vollen Umfang zugleich aufgenommen werden wird. Die Hemmungen für den Baubetrieb lagen natürlich meist wieder an der nicht rechtzeitigen Lieferung seitens der Werke und aber auch seitens der verschiedenen Eisenbahndirektionen, die letzten Endes aber wieder der nicht zweckentsprechender Planung zugeschrieben werden müssen. Was soll man dazu sagen, wenn gemeldet wird, daß am 10. Oktober das Werk Kusnetzk mit 3500 t Schienen rückständig war; wenn also ein Werk mit wichtigen Lieferungen betraut wird, das vielleicht 2500 km von der Baustelle entfernt liegt. Solches Disponieren könnte nur verstanden werden, wenn es sich um sofortige Fertigstellung von Bahnen handelt, welche die Landesverteidigung dringend benötigt. Dabei sind in diesem Jahr in der ganzen Union etwa 9500 km Bahnstrecken im Bau, es müßte sich also ein Ausgleich, der wirtschaftlich besser vertretbar wäre, unschwer finden lassen. Große Not bereitet weiterhin die Heranschaffung des Ballastes für den Unterbau, der ebenfalls aus großer Entfernung herbeigeholt werden muß, da das gesamte Steppen- und Schwarzerdegebiet nahezu steinlos ist. Es braucht hier nicht weiter auf die übrigen Schwierigkeiten, die im wesentlichen in rückständigen Lieferungen, ungeeignetem, von den anderen Bahnverwaltungen abgegebenem Personal und mangelnden Vorbereitungen für die Unterbringung des neuen Stabes der Bahn bestehen, eingegangen zu werden; sie liegen zutage und mögen dem Beobachter, weil sie eben in der Presse mit großer Offenheit behandelt werden, leicht vergrößert erscheinen; man wird jedenfalls damit rechnen können, daß etwa zum Jahresbeginn der Betrieb aufgenommen werden wird, wenn auch vielleicht aus Mangel an rollendem Material noch nicht mit der vollen vorgesehenen Belastung von 25 bis 30 Zugpaaren am Tage.

Die jetzt in Betrieb kommende Strecke führt von Moskau über Osherelje, Uslowaja, Jelez, Kastornaja bis Waluiki, verläuft also in der Mitte zwischen den beiden

anderen Magistralen, so nahezu ausschließlich der Verbindung Moskau—Donbass dienend, mit insgesamt 630 km Schienen. Davon stellt eigentlichen Neubau nur die vor zwei Jahren fertiggewordene Strecke Osherelje—Uslowaja dar, die aber auch jetzt erst, wie die ganze übrige Linie mit dem zweiten Gleise ausgerüstet worden ist, oft unter großen Schwierigkeiten in dem verhältnismäßig sumpfigen Gebiet, das z. B. im Sektor Wenjew auf je 1½ km eine Brücke verlangte. Sonst allerdings muß der Bau als technisch unschwer durchführbar bezeichnet werden, da keinerlei ins Gewicht fallende Steigungen oder große Flußläufe zu überwinden gewesen sind. Der Wenjewsektor hat zur Überquerung von Flüssen drei neue Stahlbrücken von 80 m (Osjetr), 64 m (Schat) und 45 m (Shatez) erhalten. Von Moskau bis Kaschira, dem großen Torfkraftwerk an der Oka, wird noch ein drittes Geleise verlegt.

Von Waluiki nach Süden in das eigentliche Kohlen-Eisenrevier wird der Verkehr zunächst noch die eingleisige Strecke nach Kupjansk benutzen müssen, um dann auf der zweigleisigen Linie von dort bis in das Herz des Reviers hineinzugelangen. Für die Kohlenversorgung Moskaus sind aber die Zechen von Schterowka in Aussicht genommen, die ihr Produkt zunächst auf der Bahn über Kolpakowo—Semeikino abtransportieren. Die Fortsetzung der neuen Magistrale von Waluiki aus führt daher weiter östlich über Starobjelsk. Dieser Abschnitt sollte ursprünglich auch am 1. November im Oberbau fertig sein. Das ist aber nicht erreicht worden aus den angeführten Gründen, obwohl man den Bau der gesamten Magistrale einem in Rekordbauten so erfahrenen Manne, wie es der Erbauer der Turksib, Schatow, ist, anvertraut hat. Mitte Oktober fehlten hier noch 120 km Schienen. Von Starobjelsk aus verläuft die im Bau befindliche Fahrbahn über Kondraschewka in südöstlicher Richtung nach Neswjetaj und von da ebenfalls nach Rostow/Don, schneidet also die verschiedenen, aus dem Revier nach der Rjasan-Magistrale führenden Linien und gleichzeitig wichtigen Flammkohlen- und Anthrazitbezirke. Wann die neue Magistrale in ihrer Gesamtlänge fertiggestellt sein wird, läßt sich noch nicht genau übersehen. Da die ganze Neubaustrecke Waluiki—Neswetaj aber 365 km lang ist, und die Bauarbeiten im Winter wohl zum Teil zum Erliegen kommen werden, wird an die Vollendung des Projektes vor dem nächsten Herbst kaum zu denken sein. Wie dem aber auch sei, die beiden anderen Magistralen werden auch von der jetzt in Betrieb kommenden eine wesentliche Entlastung erfahren, wenn es im Netz des Donbass selbst gelingt, die gesteigerten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit organisatorisch zu bewältigen.

GUSTAV FOCHLER-HAUKE:

Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien II

Die Mandschurei

Noch ist dieser Pufferstaat von den Großmächten nicht anerkannt worden; niemand täuscht sich darüber hinweg, daß er ein Gebilde Japans gewappneter Faust ist, eine militärische Aufmarschstellung der Inselsoldaten gegen den Kontinent hin, eine Macht- und Kraftstelle des Reiches der aufgehenden Sonne. Aber die Mandschurei ist ethnisch chinesisch; den 30 Millionen Chinesen stehen hier nur 1½ Millionen nahezu verchinester Mandschus, ungefähr ebensoviel Koreaner und neben einigen zahlenmäßig unbedeutenden anderen Volksgruppen — Golden, Dauren — und 100—200000 Russen („Weißrussen") nur etwa 450000 Japaner gegenüber. Bei den Japanern handelt es sich jedoch fast durchwegs um Soldaten, Kaufleute, Beamte, Angestellte, weniger schon um Arbeiter; von Bauern sind noch nicht einmal 10000 hier ansässig geworden! Die japanische Durchdringung der Mandschurei ist heute machtpolitisch eine lineare — vor allem längs der Bahnen — und eine punktförmige in den Städten. Volkspolitisch wird Japan die Mandschurei niemals durchdringen können; dieses Inselvolk ist aus Lebensgewohnheiten heraus und besonders aus klimatischen Gründen nicht imstande, das mandschurische Steppenland mit seinen bitterharten Wintern sich bäuerlich zu erobern. Die Japaner, an ein mildes Klima gewöhnt, haben ja bis heute nicht einmal die nördlichen Teile ihrer Inselwelt siedlerisch durchdrungen. Man versucht nun, immer mehr Koreaner in der Mandschurei anzusiedeln, die in feuchteren Teilen — den Nordchinesen meist ungewohnten — Sumpfreisbau pflegen; an Stelle der aus Korea verdrängten Koreaner hofft man in diesen, den Japanern noch eher zusagenden Gebieten, japanische Bauern anzusiedeln. Aber das ist ein langwieriger und nicht allzu erfolgreicher Vorgang. Mit der Ansiedlung von Koreanern hofft man auch die Machtstellung in der Mandschurei zu stärken, aber einerseits sind die Koreaner den Japanern keineswegs hold gesinnt und andererseits geraten sie fast stets wirtschaftlich in kurzer Zeit unter völligen Einfluß der härteren, emsigeren, geschäftstüchtigeren Chinesen. Japan versucht die Verwaltung in der Mandschurei zu ordnen, das Verkehrsnetz auszubauen; die Steuern sollen gegenüber jenen der chinesischen Machthaber erträglicher, der Notenumlauf geordnet werden. Man möchte die Verhältnisse so gestalten, daß sich die chinesische Siedlerbevölkerung zufrieden gebe, sich mit Japans wirtschaftlicher und militärischer Stellung doch aussöhne und im Falle eines Krieges mit Rußland neutral bleibe. Aber Übergriffe japanischer Beamter, herausfordernde Haltung japanischer Soldaten, die wenig erfolgreiche Unterdrückung des Räuberunwesens, sowie das schwer zu unterwerfende Freischärlertum,

alle diese Tatsachen sind einer Befriedung der Mandschurei noch lange im Wege. Die Japaner schließen die Mandschurei immer mehr nach außen ab, um sie ganz an Japan zu ketten. Um militärisch sicher zu gehen, müssen dabei oft wirtschaftliche Erwägungen zurückstehen; man schätzt die Ausgaben der Japaner — unter besonderer Beteiligung der japanischen südmandschurischen Eisenbahngesellschaft — für den Bau von meist strategischen Bahnen und für die militärischen Operationen allein in den letzten Jahren auf eine Milliarde Yen. Schon 1931 hatte Japan in Industrie und Bahnen der Mandschurei 1½ Milliarden Yen angelegt. Der nichtjapanische Handel wird in Mandschukuo immer mehr zurückgedrängt, ausländische Firmen werden bei Staatsaufträgen nicht einmal mehr förmlich um Lieferungsanträge angegangen; durch Einführung des mandschurischen Ölmonopols werden England und Amerika empfindlich getroffen; Frachtsätze und Unterbietung machen auch in allen anderen Waren, besonders in Baumwollgeweben, Eisenbahnmaterialien usw. Nichtjapaner wettbewerbsunfähig, und das Ziel ist eine vollkommene Alleinherrschaft des japanischen Handels in Mandschukuo. So sieht die von Japan oft zugesicherte „offene Tür" hier aus.

Die chinesische Bevölkerung der Mandschurei, die von der Propaganda der Nankinger Nationalregierung durchaus nicht unbeeinflußt ist, wird gerne die Vorteile einer geordneten Verwaltung genießen, wenn Japan eine solche restlos durchzuführen vermag, aber die Beziehungen zur einstigen Heimat reißen nicht ab. Einst mag die Mandschurei 100 Millionen Menschen ernähren, aber von diesen wird die überwältigende Mehrheit chinesisch sein und chinesisch fühlen. Die Mandschus als Stamm werden unerbittlich aufgesogen, und die Japaner können sich den Boden zwar vorläufig mit der Waffe, nie aber mit dem Pflug unterwerfen. Japans wirtschaftliche, technische und militärische Mitarbeit wird vielleicht die Mandschurei wirklich zu einem Staat ausbauen helfen. Aber aus dieser fortgeschrittenen Mandschurei der Zukunft wird vielleicht einmal — und das muß durchaus nicht im Gegensatz zu Nanking sein — gegen Japans Absicht ein mächtiger nordchinesischer Staat entstehen, dessen Sympathien auf die Dauer keineswegs einer japanischen Vormacht gehören werden.

Amerika und die Kolonialmächte im Fernen Osten

Der Zusammenarbeit zwischen den Sowjets und USA. wurde bereits Erwähnung getan; ob aber auch in einem Kriege zwischen Japan und Rußland Amerika aktiv auf Seite der Sowjets teilnehmen würde, ist zweifelhaft; Waffenlieferung und wirtschaftliche Unterstützung wären den Russen wohl mehr oder weniger offen sicher. Zahlenmäßig und technisch ist heute die amerikanische Flotte — vielleicht mit Ausnahme der Schiffsartillerie — der japanischen weit überlegen und wird diese Überlegenheit noch steigern können. Vor allem an wichtigen Flugzeugmutterschiffen hat Amerika große Überlegenheit, die durch Anlage von Stützpunkten im

Westpazifik noch verstärkt wird. Die Seetüchtigkeit der Japaner ist aber zweifellos weit größer als die der Amerikaner, so daß ein Kampf der Flotten den Amerikanern trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit gefährlich werden könnte. Die Vereinigten Staaten wünschen unbedingt die vielgenannte „offene Tür" zum chinesischen Markt. Die Vorstöße Japans in den letzten Jahren und seine Pläne, Ostasien zu seiner alleinigen wirtschaftlichen Domäne zu machen, mußten zu einem Gegensatz zwischen den beiden mächtigen Anrainern des Pazifik führen. Wenn auch Japan durch einen wirtschaftlichen Boykott seitens Amerika dem finanziellen Zusammenbruche nahe kommen würde, so darf nicht vergessen werden, daß auch die Vereinigten Staaten dadurch — wie die gegenseitigen Handelsziffern zeigen — empfindlichst leiden würden. Die Stimmung in den USA. ist heute für Japan recht ungünstig, besonders im Westen, wo erst kürzlich wieder die japanischen Farmer Kaliforniens heftigen Angriffen ausgesetzt waren. Die Flottendemonstrationen im Pazifik sind ein Zeichen dafür, daß Amerika der Entwicklung in Ostasien rege Aufmerksamkeit schenkt, wenn man auch durchaus, wenigstens für die Gegenwart, ernstere Konflikte mit dem Inselvolke vermeiden möchte. Immerhin baut man die Stellung am Pazifik aus, macht Alaska zu einem wichtigen strategischen Vorwerk und trägt sich insgeheim mit Plänen, für den Fall von Verwicklungen im Pazifik, mit Kanada bezüglich Benutzung des „kanadischen Korridors" zwischen USA. und Alaska für strategische Zwecke, Vereinbarungen zu treffen. Auch die als „unabhängig" erklärten Philippinen befestigt man insgeheim, wie man auch auf Hawai Pearl-Harbour besonders ausgebaut hat. Außerdem sollen die USA. die Absicht haben, die neuen Hebriden und Samoa sowie Neukaledonien zu erwerben, um gegebenenfalls gegen die Karolinen vorzustoßen und ein japanisches Pazifikreich zu verhindern.

Frankreichs Politik im Fernen Osten schwankt; erweckte es in den letzten Jahren den Anschein, als unterstütze es die japanischen Pläne, so mußten sich mit Japans Austritt aus dem Völkerbund die Beziehungen etwas lockern und seit der neuen russisch-französischen „Freundschaft" merklich abkühlen. Vielleicht glaubt Frankreich mit russischer Hilfe seinen hinterindischen Besitz besser vor Japans Zugriff schützen zu können, als durch enge Freundschaft mit dem Inselvolke.

Holland, das sein großes Kolonialreich im austral-asiatischen Mittelmeer nur durch die Duldung und den indirekten Schutz Englands und Frankreichs halten kann, ist gezwungen, sich zu letzterer Politik zu bekennen. Aber es verstärkte neuerdings die niederländisch-indische Flotte, um seine Kolonien und besonders den Anteil an Neuguinea — als Siedlungsland den japanischen Hunger stark anreizend —, der am meisten gefährdet ist, nicht ganz ohne Schutz zu lassen. In der Verwaltung zeichnen sich die Holländer, auch in letzter Zeit, durch besonderes Geschick aus. Die Japaner haben allerdings mit Holland Verhandlungen über einen Nichtangriffspakt geführt und dafür bereits Ölkonzessionen auf Borneo und in Guinea erhalten. Es

wird aber behauptet, daß die meisten Angestellten auf den japanischen Gummiplantagen auf Borneo und Sumatra ehemalige Offiziere sein sollen!

Auch die britische Ostasienpolitik ist seit der Schwächung der Stellung in China recht undurchsichtig. Man ist bestrebt, die britischen Interessen zu wahren, den Besitz in Indien, auf der Malayenhalbinsel und im Pazifik zu sichern, und kann sich offenbar schwer entscheiden, ob dies in einer engeren Zusammenarbeit mit Japan eher zu erreichen ist, als bei Teilnahme an einer Machtgruppe, die Japans weitere Erstarkung hindern könnte. Es steht Großes für England auf dem Spiele; das Zögern im Handeln ist verständlich, aber es kann gefährlich werden. Immerhin hat man den Ausbau Singapurs letztlich doch durchgeführt. Neben Singapur, wo bereits heute 150 Flugzeuge stationiert sein sollen und dessen Ausbau schon 1937 als beendet erwartet wird, wertet man ganz Malaya zu Stützpunkten aus. Auch Hongkong soll einer der größten Flugzeugstützpunkte werden und Pt. Darwin in Nordaustralien wird stark befestigt. Neben Japan soll auch England mit Holland und Portugal wegen des Verkaufs von Timor, dieser wichtigen Insel zwischen Java und Australien verhandeln. Ceylon, Indien, Malaya und Australien wünschen die Einfuhr der billigen japanischen Waren, und England sah sich genötigt, diese Wünsche kürzlich zwangsweise zu dämpfen. Besonders Australien ist einem regen Wirtschaftsaustausch mit Japan sehr geneigt, braucht aber andererseits den Schutz der britischen Flotte gegen etwaige japanische Zugriffe. Neuerdings verneint Australien sogar die Ungunst seiner tropischen Gebiete für weiße Siedler, um ein japanisches Argument zu entkräften. Es sollen die Geburtenziffern der Weißen in den tropischen Gebieten, mit Ausnahme des Nordterritoriums, höher sein als in den anderen Teilen; eine dichtere Besiedlung des Nordterritoriums durch „andere Rassen", gemeint sind Japaner, hält man heute in Australien schon aus wirtschaftlichen Gründen für nicht möglich. Die Entsendung einer englischen Industriekommission nach der Mandschurei wird mancherorts als engl.-japan. Wiederannäherung aufgefaßt. Aber ein Bündnis mit Japan müßte England in Gegensatz zu den Vereinigten Staaten bringen, würde seine Stellung im Völkerbund schädigen, während die etwa daraus sich ergebenden wirtschaftlichen Vorteile im Fernen Osten sicher nur vorübergehend wären und die Sicherheit des indisch-australischen Besitzes keineswegs gewährleistet sein würde.

(Schluß folgt in Heft 3)

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die beiden großen Fragen, die unserem letzten Bericht den Stempel gaben, die Saar-Frage und die Frage des französisch-italienischen Abkommens, sind in den ersten Wochen dieses Jahres gelöst worden: die Frage nach dem Schicksal der Saar auf lange Frist und mit jenem Höchstmaß von Sicherheit, das in historischen Entscheidungen überhaupt erreicht werden kann; die französisch-italienische Frage mit sehr viel geringerer Aussicht auf dauernde Wirkung, aber doch mit einem Ergebnis, das für die Gegenwart greifbar genug ist.

Mag das Ergebnis der Saar-Abstimmung jedem Deutschen noch so selbstverständlich erschienen sein, so bleibt darum doch die Freude gleich, daß ein in allen seinen Wurzeln deutsches Land die Möglichkeit hatte, ein Bekenntnis zum deutschen Gesamtvolk und zum deutschen Gesamtstaat abzulegen; die Anwesenheit neutraler Truppen bei der Abstimmung ist gewiß nicht dazu angetan gewesen, den Wert dieses Bekenntnisses zu verringern. Während es vor der Abstimmung noch keineswegs sicher war, ob nicht der Versuch gemacht werden würde, auf Kosten des Deutschen Reiches eine Teillösung anzustreben — die eindeutige und über das ganze Saargebiet gleichmäßig verteilte Mehrheit hat allen solchen Plänen den Boden entzogen. Der Völkerbund hatte keine Wahl: am 1. März soll sich die Rückgliederung des Saargebietes in das Deutsche Reich vollziehen.

Das französisch-italienische Abkommen hält sich in dem, was es bringt, und in dem, was es nicht bringt, ziemlich genau an das Erwartete. Das „kleine Kolonialprogramm" hat sich tatsächlich als Kaufpreis bewährt. Daß es wirklich nur ein kleines Kolonialprogramm ist, möge daran ermessen werden, wie weit es in der Stoßrichtung Tibesti—Tschadsee, wie weit es in der Tunis-Frage und im Roten Meer hinter den italienischen Wünschen zurückbleibt. (Daß insbesondere die französische Kolonialpresse die französischen Opfer recht erheblich findet, ist nur begreiflich. Erstens erhöht man damit den Wert der Gaben für italienische Augen, zweitens gehört es sich, daß bei jeder territorialen Abtretung solche Klagen erhoben werden; man müßte sie auch vernehmen, wenn nur ein einziges Dorf mit ein paar Quadratkilometern Sandwüste abgetreten worden wäre. Tatsächlich sind die französischen Abtretungen an Fläche ganz stattlich, an Siedlungswert höchst gering.) Auf der Landkarte gibt das französisch-italienische Abkommen zwei größere Veränderungen. Die Süd- und Südwestgrenze Libyens wird um einen Streifen von wechselnder Breite vorgeschoben; die neue Grenze verbindet den bisherigen westlichsten Vorsprung Tripolitaniens im Gebiet der Ghadames-Oasen mit dem südlichsten Punkt der letzten englisch-italienischen Grenzfestsetzung im nordwestlichen Sudan durch eine gerade Linie, die bewirkt, daß der größere nordöstliche

Teil des Tibestigebietes aus französischer in italienische Herrschaft übergeht. Aber zwischen Tibesti und dem Tschadsee bleibt ein breites Gebiet französischer Herrschaft. Wir haben kein Recht, davon überrascht zu sein. Es war nie zu erwarten, daß die Franzosen die Verbindung zwischen ihrem Sahararеich und ihrem äquatorialafrikanischen Besitzungen preisgeben würden. (Ein Rückschluß auf die französische Bereitwilligkeit, sich etwa von dem Kameruner Mandat zu trennen, ergibt sich daraus von selbst.)

In der Frage der Staatsangehörigkeit der Italiener in Tunis ist eine langfristige Regelung gefunden, die zunächst auf ein Menschenalter wenig an dem bestehenden Zustand ändert. Für die Zeit ab 1965 eröffnet sich allerdings die Möglichkeit zu ernsthaften Auseinandersetzungen um die Optionsrechte der bis dahin geborenen Tunis-Italiener. Sorgen für die Staatsmänner einer kommenden Generation. Zunächst ist die Tunis-Frage „kaltgestellt".

Am Roten Meer ist den Italienern der Nordosten von Französisch-Somaliland abgetreten worden: eine verhältnismäßig kleine Fläche, aber an geopolitisch wichtiger Stelle gelegen. Es handelt sich um das französische Küstenstück der Bab-el-Mandeb-Straße gegenüber von Perim bis zu dem Punkt, wo die Küste zum Golf von Tadjura westwärts zurückbiegt. Die Küsten des Golfes selbst, auch der Hafen Obok, bleiben französisch. Außerdem ist den Italienern ein Anteil an der Bahn von Djibuti nach der abessinischen Hauptstadt gewährt worden, der groß genug ist, um bei gutem Willen Einfluß zu gewähren, aber nicht groß genug, um die Behauptung zu erlauben, daß die Kontrolle der Bahn aus französischen in italienische Hände gelangt sei. So weit die veröffentlichten Teile des kolonialen Abkommens. Es fragt sich, ob man auch einen nichtveröffentlichten Teil vermuten darf. Beweise dafür oder Beweise dagegen werden im Laufe des kommenden Jahres am besten dadurch gewonnen, daß man den Ablauf der italienischen Abessinien-Politik nachdrücklich verfolgt. Einstweilen hat ein französisch-abessinischer Grenzzwischenfall willkommenes französisches Wasser auf italienische Mühlen getrieben. In England verfolgt man den italienisch-abessinischen Gegensatz mit einiger Sorge. Man strebt danach, größere Verwicklungen zu vermeiden, und hielte eine „friedliche" Grenzregulierung für wünschenswert. Eine solche würde unter den gegebenen Verhältnissen sicherlich eine Erweiterung des Hinterlandes von Italienisch-Somali bedeuten.

Damit sind wir an den indopazifischen Grenzbereich gerückt und verzeichnen einige Verkehrstatsachen von geopolitischer Bedeutung. Im Norden, wo gleichzeitig ungeregelte Grenzverhältnisse zwischen Persien und dem Irak und ägyptische Verfassungswandlung zu melden sind, ist es die feierliche Eröffnung der mit einer Linie nach Syrien und einer Linie nach Palästina gegabelten großen Ölleitung aus dem Irak, die für die westliche Verknüpfung des Zweistromlandes an Euphrat und Tigris zeugt. Im südlichen Afrika bedeutet das Überspannen des unteren Sambesi

mit einer gleichfalls feierlich eröffneten Brücke die weitere Durchdringung Portugiesisch-Ostafrikas (wesentlich in seinem südlichen Teil) mit englischen Einflüssen; zugleich das Heranrücken der wichtigen Minengebiete Rhodesiens in eine Stellung der Wahl zwischen indischem und atlantischem Verkehrsziel. Das Heranwachsen eines eigenen mittelafrikanischen Schwergewichts im Bereich der Kupferminen Rhodesiens vollzieht sich schnell; die Zeiten einer möglichen Nordausdehnung der Südafrikanischen Union bis an den Njassa-See sind wohl endgültig vorbei. Kennzeichnend dafür sind auch hier zwei gleichzeitige Vorgänge: der Protest des Negerfürsten Tschekedi gegen den Plan einer Einbeziehung sogar der territorial von der Union umschlossenen Protektorate in das Dominion (ein Plan, der zwar von der südafrikanischen Regierung gewünscht, von der britischen keineswegs gefördert wird); zugleich die Errichtung einer ostafrikanischen Verkehrskonferenz als einer ständigen staatlichen Einrichtung, durch die Rhodesien mit dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika und den britischen Kolonien Kenya und Uganda in einer der wichtigsten Entwicklungsfragen verwaltungstechnisch verbunden wird. Auch dieser Vorgang ist für den, der zu deuten versteht, ein Hinweis darauf, wie wenig man in England bereit ist, Ostafrika als ein Mandat zu betrachten, das man gelegentlich auch wieder hergeben könnte.

Im Zusammenhang damit sei uns verstattet, auf eine Möglichkeit hinzuweisen, die zu reizvoll im Geist besitzender Kolonialmächte wäre, als daß man nicht damit rechnen müßte, daß sie sich zu gelegener Zeit auch zu einem „diplomatischen" Vorschlag verdichten könnte: Falls es nicht gelingt, sich mit Japan in der Flottenfrage zu einigen, und falls etwa zu gleicher Zeit die Frage der Kolonialmandate besprochen werden sollte, wird gewiß der geniale Vorschlag auftauchen, daß Japan die ehemals deutschen Besitzungen im Pazifik, die es ja nur als Mandate verwalte, herausgeben solle, um damit das Kolonialbedürfnis anderer Mächte zu befriedigen. Wie ein solcher Vorschlag geopolitisch zu bewerten wäre, bedarf keines weiteren Kommentars.

Inzwischen aber findet sich der Völkerbund damit ab, daß seine Vorschläge zur Schlichtung des Chaco-Krieges nun von den siegreichen Paraguayern abgelehnt werden, die sich von allen Seiten der bolivianischen Basis am Gebirgsrand nähern. Gelingt es Paraguay, Villa Montes zu besetzen (vor allem auch die benachbarten Ölgebiete), dann sind die Bolivianer ins Gebirg zurückgeworfen; jedes Wiederaufnehmen des Kampfes wird ihnen damit äußerst erschwert. Bei der Unwegsamkeit der Randzone und dem Mangel an Transportmitteln, sobald einmal das für die Motorisierung unentbehrliche Villa-Montes-Erdöl verloren wäre, könnte Paraguay den weiteren Ereignissen mit Ruhe gegenübertreten. Auch die Frage, ob das Ergebnis des Krieges durch einen formalen Frieden, womöglich international, gesichert werden kann, wird zu einer geringeren Sorge, sobald einmal die Randlinie der Anden den Bolivianern nicht mehr zur Basis dienen kann.

(Zwischen der Niederschrift und der Korrektur dieses Berichtes kommt eine Meldung, die besagt, daß es den Paraguayern bereits gelungen ist, die Nordverbindung längs des Gebirgsrandes von Villa Montes nach Santa Cruz zu unterbrechen.)

Seltsamer Vorgänge in Nordamerika dürfen wir nicht vergessen. Dort vollzieht sich in der Rechtsprechung des Obersten Gerichtes gegenüber der Wirtschaftsgesetzgebung des Präsidenten Roosevelt ein ähnlich merkwürdiges Verfahren, wie es sich im Herbst 1932 aus der Rechtsprechung des Reichsgerichts gegenüber der Regierung Papen in Deutschland ergeben hat: das höchste Gericht zieht der Politik des Präsidenten gerade in ihren wohltätigsten Reformen juristisch den verfassungsmäßigen Boden weg. Zu welchen Folgerungen Präsident und Kongreß danach kommen, wird sich in den nächsten Monaten zeigen. Wie wenig sicher die inneren Verhältnisse in manchen Teilen der Vereinigten Staaten sind, mag aus dem Kommunistenaufmarsch gegen Sacramento und aus dem Konflikt um das Koloradowasser geschlossen werden. Besondere Beachtung darüber hinaus verdient der Senator Huey Long von Louisiana, den wir schon einmal unseren Lesern vorgestellt haben. Unter Benutzung, aber mit souveräner Verachtung aller demokratischen Formen beherrscht er diktatorisch den Staat Louisiana an der Mündung des Mississippi in den Golf von Mexiko; freundliche Mahnungen, sich etwas mehr an den Geist der amerikanischen Verfassung zu halten, beantwortet er mit der Drohung, sich auch in benachbarten Staaten in gleicher Weise betätigen zu wollen. Hier wächst im Zucker- und Baumwollegebiet des amerikanischen Südens ein stattliches Problem für die Bundesregierung in Washington empor. Daß man bei solchen Verhältnissen im eigenen Land keinerlei Bedürfnis hat, im Stil des älteren Imperialismus Politik in Westindien, Mittelamerika oder gar Mexiko zu treiben, versteht sich von selbst. Daß auch die Neigung zu einem unbeschränkten Wettrüsten auf hoher See nicht gerade groß ist, läßt sich vermuten. Damit aber ist noch längst nicht gesagt, daß es nicht eintreten wird — trotzdem keine der daran beteiligten Mächte sich daran freut. Fragen der materiellen Gleichberechtigung sind im pazifischen Bereich nicht leichter zu lösen als im atlantischen. Sicherheit, Prestige und Furcht vermischen sich hier wie dort zu einer unheiligen Dreieinigkeit.

Bevor wir jedoch zu dem Hauptthema diplomatischer Gespräche des beginnenden Jahres über den Atlantik zurückkehren, sei der kanadischen Unruhe gedacht, die sich in einem verzweifelten Programmwechsel des bisher starr konservativen kanadischen Ministerpräsidenten spiegelt. Daß Bennett mit seiner plötzlichen Bekehrung zum Verfechter eines „new deal" seine Aussichten für die kommenden Wahlen stärkt, wird ihm selbst nicht wahrscheinlich sein. Aber im ganzen Britischen Reich scheint es im Augenblick zu einem „Wettbieten" gefährdeter Staatsmänner zu kommen. In England selbst schwingt Lloyd George das Banner einer zielbewußten Wirtschaftspolitik und schreckt damit die nationale Regierung MacDonald-Baldwin-Chamberlain aus freundlicher Betrachtung des Erreichten auf. Es bereitet

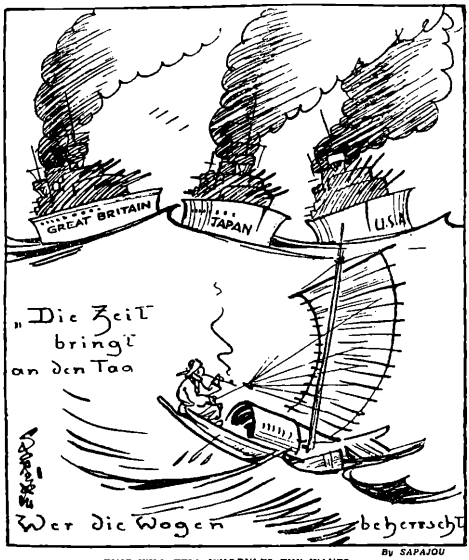
sich in England eine Zeit wirtschaftspolitischer Versuche vor, die alle um das nicht unbekannte Problem kreisen, wie weit man durch staatliche Steuerung der Wirtschaft im ganzen, oder auch nur wichtiger Teile, gleichzeitig den Nöten der Produktion und den Nöten der Verteilung zuleibe rücken kann. Das vollzieht sich in England ruhiger als anderwärts; es vollzieht sich auch dort. Der von kontinentalen Verhältnissen stark abweichenden Grundbedingungen sollte man freilich eingedenk bleiben: So hat England die Möglichkeit ausgedehnter landwirtschaftlicher Siedlung unter Ausnutzung bisher ungenutzten (meist seit einem Jahrhundert brachliegenden) Bodens in einem sehr viel höheren Maße als die anderen west- und mitteleuropäischen Länder.

Einer vorläufigen Einigung zwischen England und dem Irischen Freistaat wenigstens im Bereich der Wirtschaftspolitik haben wir schon im letzten Bericht gedacht. Es ist bei den obwaltenden Gefühlen bemerkenswert, daß die Iren doch wieder bereit sind, englische Kohle zu kaufen, wenn die Engländer dafür mit irischem Vieh vorliebnehmen.

An europäischen Einzelvorgängen ist wenig zu verzeichnen. Nur eines halben Staatsstreiches in Bulgarien ist zu gedenken. Dort hat ein dem König ergebener Kriegsminister eine Regierung jüngerer Offiziere gestürzt, denen die Einschränkung königlicher Machtfülle zweckmäßig schien. Daß mit dem Regierungswechsel ein Wechsel der allgemeinen Haltung verbunden sein sollte, ist unwahrscheinlich. Die Zeiten der mazedonischen Organisation sind wohl endgültig vorüber; an dem Versuch nachbarlichen Ausgleichs sowohl mit Südslawien wie mit der Türkei dürfte festgehalten werden. Die Aktivität der türkischen Regierung ist bis weit in den Donauraum hinein zu spüren. Damit aber kehren wir zum Beginn unseres Berichtes zurück: in den Nordflügel des französisch-italienischen Paktbereiches in Mitteleuropa. Die nächsten Monate werden intensive Verhandlungen im gesamteuropäischen Bereich zu verzeichnen haben. Eine Fülle von Pakt- und Konventionsentwürfen wird durch die Luft unseres kleinen Erdteils wirbeln. Die Verschiedenheit der Ziele wird dabei mehr verhüllt, als mitgeteilt werden; aber die Stichworte der einzelnen Mächte in dem kommenden Gespräch lassen sich schon heute andeutend aussprechen. Das englische Wort heißt Frieden, das französische Sicherheit, das italienische Einfluß. Das deutsche wird Gleichberechtigung heißen. Das russische wird hinüberweisen in den pazifischen Raum.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum



Unbehagen der Welt über den See-Abrüstungs-Fehlschlag.

Drei geopolitische Hilfslinienaufbauten machen uns das Einreihen der jäh wechselnden Tageseindrücke aus dem indopazifischen Raum in ein klares großzügiges Bewegungsbild möglich:

1. die ozeanisch vorbestimmte Spannung der drei großen pazifischen Seemächte nach der Kündigung der Seemacht-Einschränkungsabkommen durch Japan Ende 1934. (Nordpazifische Flottenübungen der USA.);

2. die auf dem ozeanisch-kontinentalen Gegensatz beruhende Einstellung der großbritannischen Reichszentrale und der indischen Empfänger zu dem kühnsten und folgenschwersten Ausgleichsversuch zwischen West und Ost für lange Zeit, dem indischen Verfassungsentwurf: „Wenn Ihr Indien diese Möglichkeit weigert, werdet Ihr es in längstens zwei Geschlechtsfolgen verloren haben", mahnt Baldwin, der konservative Führer Englands. Ernster läßt sich dieser zweite geopolitische Hilfslinienbau nicht kennzeichnen;

3. die nur durch weitsichtige Kontinentalpolitik lösbare Frage der Überwindung der kommunistischen Bewegung im chinesischen Binnen- und Außenländerbereich. Denn Festlandpolitik allein entscheidet, ob Chinas Weiterentwicklung durch eine langsam sich stärkende chinesische Zentralregierung ohne weiteren

Außenländerverlust (Innere Mongolei/Japan; Sinkiang/Sowjets) erfolgt, oder ihre Umwandlung durch ein zwangsläufiges, dann auf das japanische Festlandgebiet, Stammchina und vielleicht auch Indien (Jawaharlal Nehru) überspringendes Ausgreifen der Sowjets. (Wichtig dafür eine Aussprache zwischen Chiang-Kai-shek und Tachibana [Osaka Mainichi], Nanking, 27. 11. 1934 — in „North China Herald" v. 5. 12. 1934, S. 362.)

Alles andere, was sich an Bewegungen im indopazifischen Bereich abspielt, sind Neben- oder Begleiterscheinungen, die zwanglos in Zusammenhang mit diesen drei Hauptkomplexen gebracht werden können, so die Philippinen- und Sundafrage (zu 1), die mandschurisch-mongolische (zu 1 und 3), die Singaporeübungen (zu 1 und 2), (Bild 3), die USA.-Flottenmanöver (zu 1 und 3).

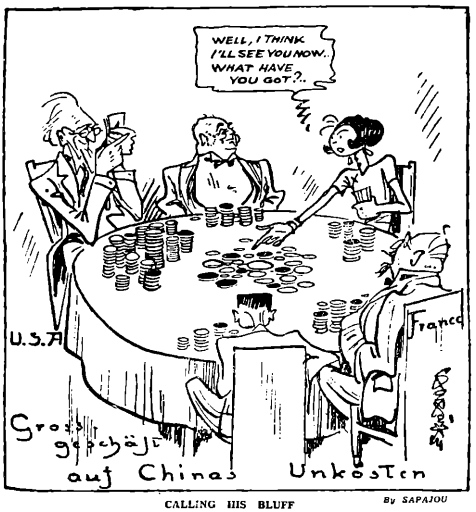
Natürlich bedeuten Flottenübungen mit fast 200 (bis jetzt 171) Kriegsschiffen und fast 400 (bis jetzt 377) Flugzeugen neuester Kampftypen, also rund 550 Kampfeinheiten in sofort schlagfertigem Zustand, mit Ausgangsstellungen um Pearl-Harbour und das an sich schon genügend widerstandsfähige Dutch-Harbour in den Aljuten, auf den hochempfindlichen Fugenstoß zwischen Japanischem Reich und Sowjetgebiet mit seinem Roten-Armee-Aufmarsch zu gerichtet, eine kombinierte pazifisch-nordasiatische Drohung. Japan antwortet im gleichen Stil.

Angesichts ihrer möglichen Wirkungen auf die Völkerseelen Asiens wird England 1935 und 1936 erhebliche Schwierigkeiten haben, „die britische Doppelfreundschaft zu Amerika und Japan standfest aufrecht zu erhalten („steadily maintain"), (Wortlaut d. North China Daily News v. 21. 11. 1934, überschrieben kennzeichnenderweise deutsch „Schwärmerei", in bezug auf die Gerüchte eines Wiederauflebens des britisch-japanischen Bündnisses angewandt). Die Überwindungsmöglichkeit vorherzusehen, muß der großen Ausgleichskunst des Foreign Office vorbehalten bleiben. Bismarcks Spiel zwischen Dreibund und russischer Rückversicherung war jedenfalls harmlos und einfach gegen die Jongleurkünste, die Sir John Simon zwischen der Freundschaft zu U.S.Amerika und Japan zugleich, bei der französisch-russischen Extratour anwenden muß, um ein indisches Verfassungswerk trocken unter Dach zu bringen.

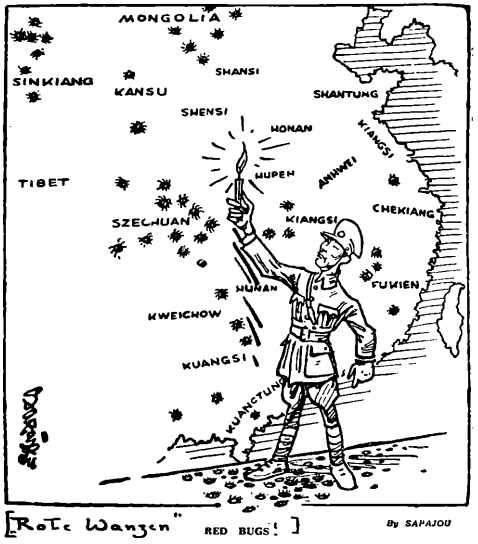
Aber viele kleineuropäische Nachgiebigkeiten Englands erklären sich eben aus dieser Notwendigkeit, so viel zerbrechliches Porzellan gleichzeitig mit nur zwei Händen und unterlegenen Luftstreitkräften weltüber unzerbrochen schwebend zu erhalten. Auch in Amadan, dem persischen Ölgrenzhafen am Schatel-Arab des Irak klirrt Porzellan. Von dieser Gelegenheit macht Italien an einer gefahrgeladenen Ecke des indopazifischen Bereichs gegenüber Äthiopien Gebrauch; es überschreitet eine bisher in seinen eigenen Karten festgehaltene Grenze um Hunderte von km und wird sich mindestens eine gehörige Flurbereinigung auf farbige Unkosten zu verschaffen wissen, die man wieder im panasiatischen Interesse von Japan wie den Sowjets aus weiter verwerten kann.

Immerhin geht das italienische Spiel mit einem Feuer, in dem Italien sich die Finger schon einmal verbrannt hat, allen Anliegern der Straße von Bab el mandeb (Tor der Tränen!) auf die Nerven, und — wenn nicht die Rückwirkung auf die farbigen Rassen wäre — würden ihm manche Anlieger ein zweites Adua gönnen.

Was die Stellung Italiens in der Weltpolitik überhaupt, wie örtlich am Indik-Horn von Afrika, inmitten eines britischen und französischen, japanischen und U.S.-amerikanischen Wettbewerbs um Wasserkräfte, Bodenschätze, Siedlungsraum des Hochlandstaates um den Tanasee erleichtert, das ist seine Stimme in der Flotten-



Jung-China am Spieltisch der Rüstungs-Industrie.



Chiang-Kai-Shek als Ordnungs-Kraft in China.

frage, in der es durch die Ankündigung der 35 000-Tonnen-Schiffe eine Baupanik angeregt hat.

Wie sehr aber der nicht nur auf den Wellen, sondern auch über ihnen in der Luft bevorstehende Kampf um Seegewalt (Coming struggle for sea power) in Wahrheit alle mit ozeanischen Problemen bemengten Mächte in der innersten Seele durchrüttelt, das verrät uns dankenswerterweise der in dieser Richtung als Aufwecker schon oft nützlich hervorgetretene Britenadmiral Hector C. Bywater. In ernsthaften wehrpolitischen Büchern, in Zukunftsromanen, in Zeitungen und Zeitschriften (London Daily Telegraph; Current History; Far Eastern Review, Bd. XXX, Nr. 11; Shanghai, Nov. 1934, S. 481—489) wandelt er das Flottenausgleichsproblem der fünf leitenden Seemächte ab. Wenige kennen so in den Einzelheiten alle Umwertungen in dieser Frage. Wertvoll ist uns vor allem das Geständnis, daß bei der Fehltagung in Genf 1927 „die Rüstungsindustrie die

Staatsmannschaft fest in der Schlinge (clove-hitch) gehalten habe". Allerjüngste Spottzeichnungen aus dem Fernen Osten (Bild 3), verraten uns, daß sich diese Machtstellung zum mindesten für China nicht wesentlich geändert hat.

Was sich aber wesentlich geändert hat, seit 1921—1922, die erste Festlegung von Seemachtverhältniszahlen zu Washington gelang, das ist die Weltlage, wobei uns einige Feststellungen von Bywater besonders lehrreich scheinen, weil sie für die Rückgewinnung unserer eigenen deutschen Weltgeltung am Vorbild Italiens bedeutsam sind. „1922 stellte die faschistische Revolution Italien als Großmacht wieder her und gab seiner Seepolitik neuen Auftrieb." Bis dahin also zählte das Nachkriegs-Italien für seine Verbündeten und Gegner nicht mehr ernsthaft mit! Italien war es, das 1930 die unbedingte Parität mit Frankreich verlangte und Japan das Beispiel gab.

So hat — [nach Admiral Bywater, der in Flottenrüstungsfragen gerade des Pazifik einer der besten Sachkenner ist] — Italien mehrmals in entscheidenden Wendungen richtunggebende Keile getrieben (obwohl es nur im äußersten N.-W.-Eck des indopozifischen Raumes unmittelbare Interessen besaß und räumlich verankert war): 1922, 1927 und 1930 in London! Freilich lagen dazwischen auch das 1924 begonnene Rennen mit den sogenannten Washingtonkreuzern, von denen Japan 6, England 5 auf Stapel gelegt hatte; und die amerikanisch-japanischen Asiaten-Einwanderungsreibungen verschärften die transpazifische Seemachtspannung unmittelbar und steigerten die Flottenbauanstrengungen Japans.

„Die politischen Bedingungen liegen zur Zeit so, daß das Legen eines Kriegsschiffkiels fast überall Erschütterungen von China bis Peru herbeiführen kann" — „So starrt der Weg der Flottentagungen 1935 von Gefahrsignalen, die nicht übersehen werden dürfen, wenn man nicht Unheil herausfordern will" — „Japan, Frankreich und Italien sind in einer argwöhnischen und hochempfindlichen Stimmung in Rüstungsfragen; diesmal werden die ‚Daumen-drauf-Methoden' von Washington 1921/22 und London 1930 erfolglos sein!" Damit schließt der Sachverständige seinen warnenden Aufsatz, den Yosuke Matsuoka mit einem andern über „Japan and Manchukuo", und Professor Uyeda mit einem weiteren über das unverändert drückende japanische Bevölkerungsproblem [heute über 68,2 Mill. auf dem Stamminselbogen] an der gleichen Stelle flankieren.

„Die Abschaffung des anglo-japanischen Bündnisses vor zehn Jahren vermerkte den Beginn einer Herrschaft von Chaos und Konfusion auf dem asiatischen Festland", ist das erste Leitmotiv von Matsuoka; „Der mandschurische Zwischenfall diente dazu, die japanische Nation wie einen Mann zu einigen", ist das zweite; „Strategisch wird der neue Pufferstaat die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Japan und Sowjets auf das Mindestmaß zurückführen" — so lautet ein wohl viele überraschender dritter Unterton. Darin würde eine Täuschung verhängnisvoll sein.

Um zu wissen, wie es in China wirklich aussieht, darf man nicht nur die Berichte des Marschall Chiang Kai Shek — [der nicht überall sein kann] — über seine Erfolge gegen die Kommunisten am mittleren Yangtse oder die Zeitschriften der jungchinesischen Hornbrillendoktoren lesen, sondern muß sich auch überzeugen, wie es im Bereich der Kommunistenheere in Szechuan, der Überflutungsgebiete am Hwangho zugeht. (Vgl. Bild 4.)

Konfrontiert man das Buch von Agnes Smedley über die von Edelmut triefenden Edelkommunisten aber etwa mit den Zeugenaussagen der nach Shanghai entkommenen Missionärinnen Ethel Wright und Ellen Dix (North China Herald, 21. 11. 1934, S. 293), so hat man den Tatsachen ins Gesicht zu sehen (to face facts!): Gräber, in die bei einem einzigen Gemetzel in Pachow 30 bis 40 Kinder von Wohlhabenden hineingeworfen wurden, nachdem man sie abgeschlachtet hatte, nur, weil man annahm, daß sie wegen des Grundbesitzes ihrer Eltern doch keine guten Kommunisten werden würden; Panik und Plünderung landauf, landab; elendbedeckte Flüchtlingsstraßen, gegen deren Anblick der Rückzug der Großen Armee von Moskau bis zur Beresina ein menschenfreundlicher Eindruck gewesen sein muß!

Im selben Blatt steht ein paar Seiten weiter rückwärts das fesselnde Lebensbild des chinesischen Sozialreformers Wang An-shih (1021—1086, leitender Minister von 1069—1074 und 1076—1085), des Vollenders und Zerstörers der Sungdynastie, der edelstes Gedankengut und zugleich namenloses Elend über das China seiner Zeit verbreitete und kennzeichnenderweise von Jung-China seit 1898 wieder ausgegraben wurde. 800 Jahre hatte die Schutzimpfung vorgehalten, die mit der Bildung abwehrender Kräfte innerhalb des riesigen, menschenüberfüllten Volkskörpers begonnen hatte und mit der schweren, lebensgefährlichen Krise des Mongoleneinfalls und der Ta-Yüan-Dynastie bezahlt worden war, weil die sozialistische Binnenpolitik alle Kräfte des Staatswesens nach Innen aufzehrte und für die nationale Abwehr nach Außen nichts mehr übriggeblieben war.

Darin liegt eine ernste Mahnung aus den Erfahrungen des chinesischen Volks- und Rassenkörpers heraus für den indischen, der jetzt seine Feuerprobe auf Selbstbestimmungsfähigkeit bestehen soll.

Damit stehen wir vor der Abwägung der geopolitischen Leitzüge im indischen Verfassungsentwurf, mit dessen Verleihung England eine ungeheure Verantwortung auf sich nimmt, mit dessen Verwerfung ohne praktischen Anwendungsversuch Indien aber eine noch größere auf sich laden würde: die für ein Chaos, das entstehen könnte, wenn Indien auch nur ähnliche Wege zu beschreiten versuchen würde, wie das China Wang-An-shihs und das China Sun-Yat-Sens. Wir sehen dabei ganz ab von der verschiedenen Binnenstandfähigkeit der drei großen Kulturvölker der Monsunländer. Sie ist für Japan als Staat, für China als Zusammenbau von achtzehn, für sich allein standfähigen Ländern, viel höher

als für Indien: mit seiner labilen Einteilung in britisch regierte Konglomerate und Fürstenländer von ganz ungleicher Größe und Zusammensetzung und seiner unheimlichen Fähigkeit, alle kulturpolitischen, machtmäßigen und wirtschaftlichen Spannungen ins religiöse Gebiet zu transponieren und von dorther in erbitterten Kämpfen unmögliche Lösungen anzustreben.

Daher auch in Indien die größten Widerstände gegen Anwendung westlicher Formen der Staatsgestaltung.

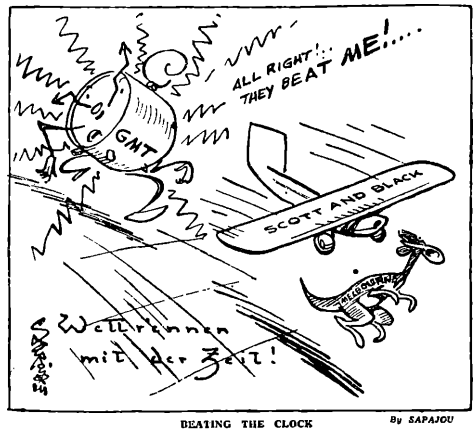
Der Verfassungsentwurf — in wesentlichen Dingen sehr verschieden von dem im gleichen Heft sachkundiger, indischer Kritik [Dr. Taraknath Das] unterworfenen „White Paper", — scheint uns als geopolitisch anwendbares Ganze das Höchstmaß von dem zu sein, was der britischen regierenden Schicht in ihrer Gegenwartsstimmung von weit in die Zukunft schauenden Führern abgerungen werden kann. Angesichts eines so ernsten Wortes, wie der Mahnung von Baldwin: „Wenn Ihr Indien diese Möglichkeit verweigert, werdet Ihr es binnen zweier Geschlechtsfolgen verloren haben", täuscht man sich im Indien der Gandhi, Malaviya und Jawaharlal Nehru über die Möglichkeit, der britischen Heimatfront und den Mehrheiten der großen weißen Dominien auch nur einen Fußbreit mehr abzuringen.

Daß Australien eine Wehrverfassung im Sinne der Weisungen Kitcheners revidieren will, auch seine Bahnen auf eine Spur bringen, mit einem Wehrumbauprogramm auf 10 Jahre, das ist gewiß nicht nur gegen Japan, sondern auch gegen Indien als vorbeugende Maßregel für Geschlechter gedacht.

Es liegt an sich schon im Wesen des großräumigen indopazifischen Kraftfeldes, daß wir darin überall Maßregeln auf lange Sicht mit geopolitischer Vorausschau begegnen. Zu ihnen gehört auch der Bau des zweiten mittelamerikanischen Kanals (Nicaragua — v. Greytown am Atlantik über San Juanfluß, durch den Nicaraguasee und Descadofluß nach Brito am Pazifik rund 287—290 km zu rund 2900 Mill. RM. schätzungsweise), der den Vorsitzenden des Flottenausschusses des USA.Repräsentantenhauses zur Mehrheitsbildung jetzt beschäftigt, und die japanische „Rengo"-Nachrichtenstelle als Kühnheit von drüben ärgert! In solchem Lichte müssen wir auch den indischen Verfassungsentwurf auf seine langfristige, seine geopolitische Bedeutung prüfen.

Versuchen wir das aus einigen Dutzenden besonders ausgewählten Zeitungs- und Zeitschriftausschnitten, so fällt Indien und uns am meisten die sorgfältige Vermeidung des Dominiumbegriffes und des Heranreifens zu ihm für Indien ins Auge, an deren Erwähnung und Hinstellung als Ziel frühere Berichte und Vorschläge, auch Macdonalds so reich waren. Damit erklären sich die scharfen Schlagzeilen, wie „Zerschmetterte Hoffnungen" (Amrika Bazar Patrika, 1. 12. 1934); „Düstere Zukunft"; „Todesstoß" (letztere beiden auf die Zukunft der Inder in Birma angewandt); „Unerhebliches Zwischenspiel"; „Lockspeise für Fürstenstaaten"; „Höchst unweise Disqualifikation"; „Farce von Provinzialautonomie"; „Grober Scherz"

(auf die Dreipartnerschaft von Großbritannien, Indien und Birma angewandt). Was die irische Presse zur Indienfrage über „Camouflage of Homerule" u. a. schreibt, findet in Indien unerwarteten Widerhall. „Irish Times", „Irish Press" und „Irish Independent" werden mit ihrem Hohn über die „eingebauten Sicherungen", die „Dreiviertelkontrolle der eigenen Geschicke Indiens", über das „einzig mögliche Entweder-Oder zwischen vollem Dominumzustand und „fester Hand" und „die halben Maßregeln der Verfassung" zitiert, die weder ein Zeichen von Vertrauen,



Ein Drei-Tage-Weltflug, der Zeit und Rundfunk überholt!

Nebenstehend: Am wichtigsten Welt-Flug-Weg des Britenreichs auf Posten.

noch von Festigkeit sei, sondern eines jener berühmten Britenkompromisse — mit denen allerdings bisher das „Empire" zusammengehalten wurde.

Man hält — von Irland aus gesehen — den Entwurf für praktisch ganz undurchführbar, weil für Indien kein Dominiumzustand und keine Form von Home Rule (Autonomie), sondern nur mehr Unabhängigkeit möglich sei. Habe man das „White Paper" überschreiben können: „Home Rule für den Vizekönig", so sei der Titel des Berichts des Vereinigten Ausschusses am besten: „Home Rule für das Indienamt in London".

Das aber ist geopolitisch das Entscheidende, ob überhaupt der Versuch gemacht werden kann, die Verfassung zum Arbeiten zu bringen oder nicht — nicht die Güte der einzelnen, dynamisch teilweise schon wieder überholten Anordnungen und Sicherungen, mit denen sich ein Land angelsächsischen Typs sicher eine Weile, und wahrscheinlich sogar gut, vielleicht besser als manches andere Dominium (Australien! Neufundland!) regieren ließe, nicht aber ein wie Indien in seinen

intelligenten Schichten in letzte Tiefen leidenschaftlich aufgewühltes. Die kraftvollste indische Partei hat am 6. 12. 1934 in Patna von einer „herabwürdigenden und unerträglichen (humiliating and intolerable) Konstitution" gesprochen und sie „schlechter als die des White Paper" genannt. Sie „verewige die Beherrschung und Ausbeutung des Landes durch ein fremdes Volk unter einer kostspieligen Maske". „Einen zufriedenen Partner mit Großbritannien zusammen", wie Sir Samuel Hoare meinte, „im britischen Reich" wird „britische Weisheit, britische Vorhersicht und britischer Gemeinverstand" an Indien durch diese Verfassung nicht gewinnen, so gut viele Einzelheiten durchdacht sind. Vor allem vermißt C. R. Attlee darin Wege zu weiterer Entwicklung, während allerhand Hemmungen, wie die Notwendigkeit der Zustimmung von mehr als der Hälfte der Fürsten, wirtschaftliche Schutzbestimmungen das Inkrafttreten verzögern. „Es scheint, daß man mehr auf die Austüftelung der Sicherungen bedacht war, als darauf, die Regierungsmaschine durch die volle Lebenskraft der Nation zu durchstrahlen". Was die Hindu- wie die Islamkritik dem Entwurf am meisten vorwirft, ist seine Engherzigkeit im Vergleich mit den Vorschlägen von Curtis, von Montagu-Chelmsford, von Simon, ja selbst des „White Paper".

„Du sprichst vergeblich viel, um zu versagen: der andre hört von allem nur das Nein!" Im Heraushören dieses Nein gegenüber jeder Form von wirklicher Selbständigkeit und Fortentwicklung sind sich die meisten indischen Kritiker einig: Sir Abdur Rahim: „ein Fünftel der Menschheit im Sattelzwang einer Regierungsform so grotesk unnatürlich, so verkünstelt, verzopft mit allen erdenklichen Hemmungen..."; S. A. Brelvi: „Nach Satyamurthi nur eine unerhebliche Unterbrechung auf dem Vormarsch zu Swaraj („Selbstherrschaft"), mit Entschlossenheit und Mut"; Begum Shah Nawaz: „rückschrittliche Zumutungen..."; Krishnakant Malaviya: „Nur durch unsern Fehlschlag konnte uns das ins Gesicht geworfen werden..."; Jamnadas Mehta: „Alle Hoffnungen auf Versöhnung zwischen Indien und den Briten auf eine Generation zerschmettert"; „Sieben Jahre zum Narren gehalten"; so ließen sich Seiten und Seiten anführen.

Die Verstärkung der Exekutive der Gouverneure, an sich in der raumweiteren indischen Geopolitik begründbar, wird (W. C. Bannerjee) nur als „Verklammerung der Fremdmacht" aufgefaßt, als „aufgezwungenes Recht". Zentrifugale, Indien horizontal und vertikal zerreißende Neigungen werden in der losen Einfügung der Fürstenstaaten gesehen. Die Gefahr der Verselbständigung des mohammedanischen Sind, von Orissa wird von den Indern durchschaut.

Der Mohammedaner Dr. R. Ahmed (14. 12. 1934) vermißt 11 von den 14 Punkten, die seinerzeit Jinnah gefordert hatte, und behauptet, daß der Islam bei einem unmittelbaren Paktieren mit den Hindu besser gefahren wäre; er bemängelt die willkürliche Ministerwahl der Gouverneure im Verfassungsentwurf und seine weitgehende Dienstgewalt über Polizei und „Sonderfälle", wobei man fast immer

Gefährdung des britischen Handels, von Minderheiten herauskonstruieren könne. „Der Dämon der Furcht und des Mißtrauens habe die Oberhand gewonnen, wo nur Vertrauen zum Ziel hätte führen können" — als das aber der Kongreß eben zu laut und deutlich die Unabhängigkeit proklamiert hatte.

Dennoch scheinen die Mohammedaner in ihren wesentlichsten Teilen an dem Ins-Werksetzen der Verfassung mitarbeiten zu wollen. Damit würde ein Fünftel der indischen Bevölkerung aus dem Widerstand herausgenommen sein, auch wenn sie nach Gandhi, der z. B. nicht an die Nordwestgrenze reisen darf, nur „einen Schatten von Selbstverwaltung gewinnen. Aber sie halten „die künftige dyarchische Zentralgewalt für reaktionärer, als die bisherige", wegen der ernannten und nicht gewählten Staatsvertreter, der gesteigerten Macht des Generalgouverneurs — [wenn er den Mut hat, von seinen Prärogativen Gebrauch zu machen!] — wegen der verkehrten Auswahl der Volksvertreter, die mit der indirekten Wahl durch die Provinzlegislaturen verbunden sein werde — gerade wegen der indischen Neigung zu Korruption.

Daß Auswärtiges und Wehrfragen noch geraume Zeit in straffen Händen behalten werden, versteht man gerade in Islamkreisen, wo man auf Herrschaftsformen besser vorbereitet ist. Aber man hätte gern Fristen z. B. für die Indisierung des Heeres gesehen (25 oder 30 Jahre!), und man vermißt vor allem die Möglichkeit des Hineinwachsens in den Dominiumzustand, der — im Gegensatz zu Lord Irwins berühmter Erklärung —, nirgends erwähnt wird. Wenn aber einmal ein leuchtendes Fernziel von einem hervorragenden Vertreter der Herrenrasse aufgestellt ist, dann verliert alles dazwischengeworfene staatsrechtliche Gestrüpp auf die Dauer seine hemmende Kraft! Auch Indien sucht seine Grundrechte; es vermißt die „Hoffnung auf Leben, Freiheit und Glück, die es unter der neuen Verfassung nicht gewährleistet sieht". Daß diese Verfassung daneben freilich die auseinanderstrebenden Parteien des Britenparlaments auf ihren Wortlaut einigermaßen zu einigen wußte, das ist gewiß für den Atlantischen Bereich ein großes, staatsmännisches Kunststück; im indopazifischen Raum aber wiegt es den Fluch des Unzulänglichen bei einer der größten Aufgaben des bisher erfolgreichsten Herrenvolks der weißen Rasse in der entscheidenden Ausgleichsaufgabe des 20. Jahrhunderts leider nicht auf!

Nachtrag

Pazifik-Einzelflugleistung Honolulu-Kalifornien einer Frau

Frau Amelia Earhart (im Privatleben Frau des USA.Verlegers Georg Putnam) hat als erste im Alleinflug die rund 3856 km von Hawai, der Mitte des Pazifischen Ozeans nach Oakland (Kalifornien) in 18 Stunden 16 Min. überflogen, wie früher den Atlantischen Ozean. Der Flug, gegen die Warnungen der U.S.amerikanischen See-

und Luftbehörden unternommen, nachdem bei ähnlichen Versuchen zehn Unfälle vorausgegangen waren, führte trotz Hemmungen durch Nebel bei der Landung zu vollem Erfolg.

Das Flugzeug besaß besondere Vorrichtungen zum Leerspritzen der Öltanks und ihrer Verwandlung, wie anderer Teile, in luftdichte Traggerüste; es führte außerdem einen farbigen Ballon von einigen 30 m Steighöhe mit, um allenfalls bei einem Unfall ein leichteres Auffinden der in einen aufblasbaren Schwimmanzug gekleideten Fliegerin zu ermöglichen.

Auch wenn vorerst gewiß eine außergewöhnliche Einzelleistung einer wagemutigen Frau nicht verallgemeinert werden darf, hat doch der größte Ozean nun endgültig seine geopolitische Scheidekraft für kühne Flugtaten verloren, nachdem ja die klimatisch günstigere, wenn auch weitere Flugstrecke zur Südsee ebenfalls überwunden ist, und Geschwaderflüge Kalifornien—Hawaii—Samoa—Guam—Manila zu den normalen Dienstanforderungen der USA. gehören.

TARAKNATH DAS:
Das Weißbuch über Indien
Ein Markstein der verfassungsrechtlichen Geschichte in Indien

Wie der Herausgeber im vorstehenden Bericht ausführt, ist das im folgenden besprochene „Weißbuch" (White Paper) ein Vorläufer, und zwar ein in wesentlichen Dingen sehr verschiedener, des Verfassungsentwurfs von Indien.
Die Schriftleitung.

Indien steht wieder im Vordergrunde der britischen Politik. Diesmal bekämpft nicht Mahatma Gandhi, sondern Winston Churchill die britische Regierung, damit das britische Volk nicht infolge eines schweren Fehlers der „nationalen Regierung" Indien verliere. Wie kürzlich berichtet wurde, sind in einer Vollversammlung der britischen konservativen Partei die Streitkräfte Mr. Churchills, des Führers der extremen Konservativen, von den gemäßigten Konservativen unter Stanley Baldwin geschlagen worden. Der Kampf ging darum, daß Churchill und seine Anhänger von der konservativen Partei erreichen wollten, die Grundgedanken und Vorschläge des Weißbuches, welches das Fundament der vorgeschlagenen Verfassung für Indien bildet, abzulehnen. Selbstverständlich bedeutet der Sieg der Anhänger Baldwins über die Churchills nichts anderes als den Sieg des gesunden Menschenverstandes und britischer Regierungsweisheit. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß England in der nahen Zukunft Indien verlieren werde oder daß das indische Volk in seinem Kampf um die Freiheit gesiegt habe. Die folgenden Darlegungen sind nichts weiter als eine Analyse der gegenwärtigen Lage.

I

Welches sind die wichtigsten Punkte des Weißbuches über den neuen Verfassungsvorschlag für Indien? Sein Hauptmerkmal ist die Übernahme des ameri-

kanischen Ideals eines demokratischen Regierungssystems, verkörpert in dem Gedanken eines „Föderalismus" mit „Staatsrechten". Die britische Regierung hat grundsätzlich zugestanden, daß die künftige Verfassung von Indien ein geeintes und föderalistisches Indien begründen soll, in dem die Provinzen von Britisch-Indien und die von indischen Fürsten regierten Fürstentümer eine einheitliche Regierung des indischen Volkes bilden sollen. Dies ist vom Standpunkt der indischen Einheit aus betrachtet ein Erfolg.

Dieser Erfolg ist mehr ein Verdienst der indischen Fürsten als der britischen Regierung. Während der ersten Rundtischkonferenz, die in London vor etwa fünf Jahren abgehalten wurde, wurden die fortschrittlichen indischen Fürsten von Sir Tej Bahadur Sapru, einem begeisterten, weitsichtigen und gemäßigten Nationalisten, dazu gebracht, den Gedanken eines föderativen Indiens mit dem Ziele eines „Full Dominion Status" anzunehmen. Der Gaekwar von Baroda, der Maharaja von Mysore, der zwar ein Hindu, aber fortschrittlich genug ist, um einen Moslem, Sir Mirza Ismail, zu seinem ersten Minister zu haben, der Maharaja von Kashmir, der Maharaja von Bikanir, der Nawab von Bhopal und nicht zuletzt der Nizam von Hyderabad, der Herrscher über den wichtigsten der Fürstenstaaten, der von seinen Ministern, namentlich von dem hervorragenden indischen Staatsmann Sir Akbar Haidari, klug beraten wurde, haben dabei wichtige Rollen gespielt. Diese indischen Fürsten und andere, die Mitglieder der Kammer der Fürsten sind, waren bereit, einem Bund beizutreten, vorausgesetzt, daß die Rechte der Staaten entsprechend gesichert würden. Sie wußten sehr wohl, daß bei der Bildung einer föderativen Regierung die einzelnen Partner einen Teil ihrer Rechte aufgeben müßten, und waren bereit, auf einen Teil ihrer Vorrechte zum Wohle Indiens zu verzichten. Diese Fürsten wollten, daß Indien, ihr Vaterland, den ihm gebührenden Platz unter den Nationen einnehmen sollte. Aber sie waren infolge ihrer Traditionen konservativ und glaubten an die besonderen Privilegien ihrer Klasse; sie strebten daher eine konservative Verfassung an, die für die anwachsenden demokratischen nationalistischen Kräfte wie ein Hemmschuh wirken sollte. Hier wurden die Fürsten von den britischen Behörden als ihre „treuen Verbündeten" angesehen.

Wohl gemerkt, die englische Regierung wollte Indien keine wirklich demokratische Verfassung geben; denn sie fürchtete, daß eine solche die britischen finanziellen, wirtschaftlichen, politischen und anderen Interessen schädigen könnte. Sie hatte Angst, daß im Falle einer vollen Kontrolle des indischen Volkes über die inneren und äußeren Angelegenheiten England seine politische, wirtschaftliche und kommerzielle Vorherrschaft über das weite indische Reich, das mit Recht als der wertvollste Edelstein in der Krone des britischen Imperiums bezeichnet worden ist, verlieren könnte.

Die Verfassung Indiens, wie sie im Weißbuch entworfen wird, ist ein äußerst interessantes Dokument. Man findet darin Spuren einiger grundlegender Ideen,

die die Schöpfer der amerikanischen Konstitution vertreten haben. Der indische Verfassungsentwurf entspricht allerdings weniger den Idealen eines Jefferson, als denen Hamiltons, der glaubte, daß dem gemeinen Volk nicht die Selbstregierung anvertraut werden dürfe. Der gleichen Ansicht ist die britische Regierung, denn sie glaubt, daß dadurch die angestammten Interessen der britischen und indischen Kapitalisten und Großgrundbesitzer geschädigt würden. Nach dem Muster amerikanischer und anderer Vorbilder seit den Tagen des Aristoteles haben die britischen Gewalthaber bei der Formulierung der indischen Konstitution gewisse hemmende und ausgleichende Maßnahmen gegen die Möglichkeit einer Volksregierung getroffen. Bei der Durchführung dieses Programmes hat sich die britische Regierung neben der Unterstützung der indischen Fürsten auch die der indischen Großgrundbesitzer und Kapitalisten gesichert: Indien soll grundsätzlich eine Verfassung erhalten, die das indische Volk auf gesetzlichem Wege hindert, sich wirklich selbst zu regieren. Die Verfassung soll die Fortdauer des entscheidenden Einflusses der bestehenden Interessen der Engländer in Indien schützen. Wenn ich diese Behauptungen aufstelle, die durch einzelne Abschnitte und Paragraphen des Verfassungsentwurfes bewiesen werden können, so mache ich weder der herrschenden englischen Klasse, noch den indischen Großgrundbesitzern und Kapitalisten einen Vorwurf. Ich stelle nur fest, daß sie bestrebt sind, ihre Interessen zu schützen und — wenn möglich — ihre Oberherrschaft zu bewahren; sie machen Konzessionen, die einen gewissen Teil der indischen Nationalisten beruhigen und gleichzeitig als Köder dienen sollen, um neue Anhänger für die Aufrechterhaltung der britischen Herrschaft in Indien zu gewinnen. Wenn auch das Weißbuch im Laufe weniger Jahre veraltet sein und beiseitegelegt werden wird, so ist dennoch dieser Verfassungsentwurf für Indien ein Markstein in der Geschichte des konstitutionellen Fortschrittes dieses Landes, obwohl er nicht endgültig das Versprechen erfüllt, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes einen „full Dominion Status" zu geben (wie dies im Statut von Westminster niedergelegt war). Er ist keineswegs so liberal, wie die Verfassung des irischen Freistaates, welche auf Grund eines Übereinkommens zwischen den irischen Führern und der britischen Regierung unter Leitung Lloyd Georges zustande kam. Auch nicht so liberal, wie das Unabhängigkeitsgesetz der Philippinen, das bei der letzten Sitzung des Kongresses der Vereinigten Staaten angenommen wurde. Ja, er atmet nicht einmal denselben Geist, der den Gesetzesvorschlag von Jones für die Regierung der Philippinen erfüllte. Trotzdem ist allein die Tatsache, daß die Prinzipien des Föderalismus und der Provinzautonomie angenommen wurden, schon ein Fortschritt.

II

Welches sind nun die Vorbehalte des Verfassungsentwurfes? Es gibt deren sehr ernste, weil diese Verfassung nicht das Recht der Kontrolle über

Finanzen, nationale Verteidigung und auswärtige Angelegenheiten des Landes auf die gewählten Vertreter des Volkes überträgt. Andererseits gibt es besondere Bestimmungen („Sicherheitsmaßnahmen"), nach denen britische finanzielle und kommerzielle Interessen nicht bevorzugt werden können; doch wird ihre privilegierte Stellung gesichert. Bei der nationalen Verteidigung wird dem indischen Volk nicht die volle, ja nicht einmal eine beschränkte Gelegenheit gegeben, die Verantwortung zu übernehmen. Denn diese wird mehr oder weniger, wenn nicht ausschließlich, unter der Kontrolle der kaiserlichen Regierung und ihrer Vertreter stehen, da die Verteidigung Indiens für die Existenz des britischen Imperiums von ausschlaggebender Bedeutung ist. Ferner kann sich die britische Regierung nicht entschließen, einer Maßnahme ihre Zustimmung zu geben, die dem indischen Volk die Möglichkeit böte, seine unabhängige Stellung in internationalen Angelegenheiten und in der Weltpolitik zu wahren. Im Zusammenhang damit mag erwähnt werden, daß eines der Mittel, welche von der britischen Regierung seit den Tagen der ostindischen Kompanie am erfolgreichsten gebraucht wurde, um die indischen Fürsten zu unterjochen, die vollständige Isolierung Indiens in der Weltpolitik war. Für einen Amerikaner oder Engländer, der die Freiheit liebt, ist eine Verfassung, die die Kontrolle über Finanzen, nationale Verteidigung und auswärtige Angelegenheiten einschränkt, ein ernstes Hindernis der Ausübung der Exekutivgewalt durch die Vertreter des Volkes. Eine solche Verfassung kann nicht als Verbriefung der Freiheit betrachtet werden, sondern schränkt diese absichtlich ein.

Die Organisation der gesetzgebenden Körperschaft ist, wenn sie nach den Vorschlägen des indischen Verfassungsentwurfes verwirklicht wird, nicht nur reaktionär, sondern ihr Hauptbestreben scheint in der Beschränkung eines zunehmenden Einflusses der Volksregierung zu liegen. Dies ist eine ernste Anklage, zu deren Begründung ich folgende Punkte anführe:

1. Die Forderung des Wahlrechts ist die wichtigste Grundlage für die Verwirklichung einer Volksregierung und wahren Demokratie. Der Verfassungsentwurf für Indien sieht das allgemeine Wahlrecht, wie es in anderen Ländern der Fall ist, nicht vor. Er führt im Gegenteil eine höchst verwerfliche Form von kommunaler Vertretung ein, die in schlimmstem Widerspruch zu wahrem Nationalismus und zu wahrer Demokratie steht. Er schlägt verschiedene Wahlarten für verschiedene Gemeinschaften vor. Die Moslems, die Sikhs und andere Gemeinschaften werden demnach auf Grund ihrer verschiedenartigen religiösen Anschauungen verschiedene Wahlrechte haben! Man wird sich dieses verderbliche System so recht vor Augen führen können, wenn man sich z. B. vorstellt, daß zur Erziehung des amerikanischen Volkes zu einer idealen neuen Demokratie eine neue Verfassung vorgeschlagen würde, nach der die Katholiken, die Protestanten, die Juden und die Neger getrennt wählen würden, wobei Minderheiten in den gesetzgebenden Körperschaften des

Staates stärker vertreten wären als die Mehrheiten. Es ist daher das Prinzip, welches dem im Weißbuch vorgeschlagenen System zugrunde liegt, absichtlich so formuliert, daß es die verschiedenen Gemeinschaften bei ihrer politischen Betätigung auseinanderhält.

2. In der Ersten Kammer der gesetzgebenden Vertretung oder dem Senat der indischen Regierung werden die indischen Fürsten und die britischen und indischen finanziellen Interessen stärker vertreten sein als die des Volkes. Das System der Unterdrückung völkischen Einflusses in der Regierung hat seinen Höhepunkt in der Bestimmung gefunden, daß die Vertreter des Volkes im Senat nicht in direkter Volksabstimmung, sondern in indirekter Wahl durch die Mitglieder verschiedener provinzialer Körperschaften gewählt werden. Die Verfassung der Vereinigten Staaten wurde verändert, um direkte Wahlen in den Senat zu sichern, während der Gesetzentwurf für Indien diesen Gedanken offenbar deshalb zurückweist, weil der Vormarsch der Demokratie aufgehalten werden soll.

3. Die Exekutive — der Generalgouverneur oder Vizekönig und die Gouverneure der verschiedenen Provinzen von Britisch-Indien — wird praktisch ein unbeschränktes Vetorecht bei der Gesetzgebung ausüben. Das sind nur einige der Beschränkungen aus dem Verfassungsentwurf. Dennoch bedeutet der Entwurf einen Fortschritt in der Geschichte der verfassungsrechtlichen Entwicklung Indiens, weil seine Zugeständnisse den widerstrebenden herrschenden Klassen vom Volke abgerungen wurden und nicht nur durch politische Agitation und direkte Angriffe, sondern auch durch das Leiden von Hunderttausenden sogenannter politischer Verbrecher, von denen Hunderte ihr Leben für ihre Sache — die Sache der menschlichen Freiheit — gegeben haben.

III

Wird diese Verfassung wirksam werden? Sie wird es und gleichzeitig wird sie es nicht. Sie wird von allen Kräften der britischen Regierung in Indien, den Fürsten, den indischen Kapitalisten und Großgrundbesitzern unterstützt werden, sie wird auch Unterstützung finden von seiten des rechten Flügels der indischen Nationalisten, die erst versuchen werden, das Weißbuch in einem mehr liberalen Sinne abzuändern und sich dann zur Zusammenarbeit mit der Regierung bereit erklären werden. Das Zentrum der indischen Nationalisten unter dem Banner des Allindischen Nationalkongresses wird gegen die Verfassung sowohl innerhalb als auch außerhalb der gesetzgebenden Körperschaften Widerstand leisten, um die öffentliche Meinung für die Erkämpfung weiterer Konzessionen zu gewinnen, die Indien einen vollen Dominionstatus gewähren. Aber der linke Flügel der indischen Nationalisten ist schon organisiert, um sein Wirken für die Unabhängigkeit Indiens mit dem Ziele einer Bundesrepublik der Vereinigten Staaten von Indien fortzusetzen. Die indischen Radikalen sind überglücklich über die Mängel des Verfas-

sungsentwurfes, weil sie davon überzeugt sind, daß viele indische Nationalisten, sogar die Anhänger Mahatma Gandhis, sich ihrem radikaleren Programm für die zukünftige Regierung Indiens anschließen werden. Die allindische sozialistische Partei wurde vor einiger Zeit gegründet und hat die politische Arena unter der Leitung einer Gruppe sehr ehrlicher, tüchtiger junger Führer betreten. Sie wollen auf die Errichtung einer sozialistischen Republik in Indien hinarbeiten. Ihre radikalsten Mitglieder — der linke Flügel der indischen Sozialisten — sind für den Kommunismus. Sie predigen Klassenkampf und Herrschaft der Vertreter der Masse. Auf ihrem Programm steht die Errichtung einer Sowjetrepublik in Indien. Ihre Führer befinden sich unter der Anklage des Hochverrates im Kerker.

IV

Mit dem Rücktritt Mahatma Gandhis vom Allindischen Nationalkongreß (was als dessen politisches Ende angesehen werden kann) und der Veröffentlichung des indischen Weißbuches beginnt für den indischen Nationalismus ein neuer Abschnitt in seinem Kampf für Freiheit und Demokratie. Man darf nicht vergessen, daß die innere Lage Indiens und die mit Sprengstoff geladene weltpolitische Lage England gezwungen haben, zögernd gewisse Konzessionen an die indischen Nationalisten zu machen. Jedermann sieht, daß England sich für einen möglichen Konflikt im Fernen Osten oder in Europa vorbereitet, in den es mit oder gegen seinen Willen verwickelt werden kann. Die britischen Staatsmänner wissen genau, daß sie ohne die Unterstützung Indiens niemals den Kampf gegen eine Großmacht wie Japan oder Rußland aufnehmen können.

Indien ist das Rückgrat der englischen Macht. Gewisse Konzessionen in der Form einer allerdings reaktionären Verfassung kann man als ein Lockmittel für eine gewisse Klasse von Indern ansehen, die sich gegen ihre radikal nationalistischen Landsleute und andere Gegner der britischen Vorherrschaft in Indien benützen lassen. Der Verfassungsentwurf ist eine halbe Maßnahme. Mit dem Anwachsen der Volksmacht in Indien und den anderen Veränderungen der internationalen Lage wird England gezwungen sein, weitere Zugeständnisse zu machen. Dies wird schließlich zu dem Siege des Ideals von Freiheit und Demokratie führen — der Unabhängigkeit Indiens von fremdem Joche. Es gibt gewisse Kräfte, die durch Unterdrückung nicht niedergehalten werden können. In der Vergangenheit haben in vielen Ländern die vereinigten Kräfte des Nationalismus und des Kampfes um Freiheit so manche schier unüberwindlichen Hindernisse beseitigt. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß im Laufe der Zeit die Geschichte des indischen Nationalismus ein weiteres Beispiel zur Bekräftigung dieses Satzes liefern wird.

Dem Siebziger Sven von Hedin!
19. 2. 1865—1935

Zehn Tage nach Erich v. Drygalski ist in Stockholm Sven Hedin in ein Dasein getreten, das — vor allem von Richthofen und Kirchhoff darauf gelenkt — mit dämonischer Macht von Zentralasien angezogen worden und ihm geweiht ist. 1886 und 1890/91 begann der Zauber Innerasiens in Persien und Turan zu wirken; dann zog ihn der Wirbel auf den Spuren von Prschewalski in das Tarimbecken und nach Tibet, zu den Seen von Pamir, an den Mustagata, den Lop Nor und in die Takla-Makan-Wüste.

Bändereiche Werke bahnten wieder neuen Fahrten in Karawanen und kühnen Einzelritten den Weg, treu gefördert von seinem deutschen Verleger Brockhaus, vom glühenden Anteil seines schwedischen Vaterlandes, das in diesem kühnsten, wagemutigsten Sohn alten Weltruhm seines Abenteuerdranges erneut sah. Leuchtende Eindrücke, wie den der heiligen tibetanischen Hochlandseen, des ragenden, von ihm entdeckten Transhimalaja, wußte der Reisekünstler — in die rechten, überzeugenden Farben getaucht — in ihrer ganzen fremdartigen Schönheit wiederzugeben. Als echter Künstler hat er die Menschen seinem Willen geformt, denen seine Untersuchungen galten, wie jene andern zu vollendeten Helfern, die ihm dabei zur Hand gingen. Und über allem war er nicht nur warmherziger Sohn des eigenen, nordischen Heimatlandes, sondern auch ein treuer Vorkämpfer des umdrängten deutschen Volksbodens, dessen Erdkundemeistern er so viel verdankt, aber auch im Weltkrieg eine seltene, von den Gegnern schwer bekämpfte Treue hielt.

Diese vorbildliche Rassen- und Werktreue dankt dem großen schwedischen Innerasienerschließer das deutsche Volk und die Asienkunde, und weit darüber hinaus die Jugend, wo immer sie sich an grenzenloser Kühnheit, an Jägern um Ideale ohne Menschenfurcht und Weltangst Vorbilder sucht. K. Haushofer.

Dem Siebziger Erich von Drygalski!
9. 2. 1865—1935

„Wer in schwankender Zeit auch selber schwankend gesinnt ist, der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter; aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der formet die Welt sich..." Seine Welt formend, ist Erich v. Drygalski unentwegt durch sie geschritten, und wandelte so, wie es ihm einst Banse prophezeite, nach und nach sämtliche Einzelgebiete der gewaltigen Erdkunde aus. Am 9. 2. 1865 zu Königsberg geboren, Mathematiker und Physiker, hergekommen von der strengsten Geophysik, ihrem praktischen Dienst von 1891—1893 an der Westküste Grönlands lebend, immer mit einer leisen Vorliebe für die Eiswelt, kehrte er von 1901 bis 1903 auf der „Gauß" südpolwärts in sie zurück, durchwanderte später, mehr

und mehr den Menschen über dem Unbelebten als Gestalter alles Belebten suchend, Nordamerika und Eurasien und überläßt nun der „Geopolitik" die Ehre, zu überschauen, was er seit dem sechzigsten Geburtstag weiter den damals verzeichneten Werken hinzugefügt hat.

So monumental die Grönlandexpedition, das bändereiche Werk der deutschen Südpolexpedition in seinem Leben steht: ganz unzulänglich wäre dessen Wirkungsbild, wenn man es einseitig beherrscht durch die Fülle wissenschaftlicher Entdeckungen über die antarktische Natur, über die beiden lebensfeindlichen Welten des ewigen Eises hielte. Denn dazwischen rankt sich bei dem glühend nationalen, Tiefstes in sich bergenden Mann reiche kulturpolitische Macht- und Wirtschaftserfahrung, in Fülle denen gespendet, die den Schlüssel zu ihr zu finden wußten, die erkannten, daß oft von ihm gerade geschätzten Bestrebungen Hindernisse entgegengestellt wurden, um ihre Echtheit, ihre Kraft, ihr inneres Eigenrecht bei der Überwindung zu erproben.

So hatte auch die Geopolitik ihre Probe bei ihm zu bestehen, ehe er willig zugab, wie sehr sie der Volkserziehung zur Schaffung eines Weltbildes dienen könne, dessen das Volk der europäischen Mitte mehr bedurfte als irgendein anderes, dem Drygalski selbst, der in sich gefestigte Ostpreuße, eine Reichsklammer im deutschen Süden war. Als solche vor allem grüßt ihn die Geopolitik und verzeichnet zum Dank die Arbeiten eines biblisch gesegneten Alters!

K. Haushofer.

Die Schriften Erich von Drygalskis 1925—1934

Die nachfolgende Zusammenstellung bildet die Fortsetzung des Schriftenverzeichnisses 1885—1924, welches in „Freie Wege vergleichender Erdkunde", Festgabe Erich von Drygalski zum 60. Geburtstag (München u. Berlin 1925, Verlag R. Oldenbourg), S. 374—386, in fast gleicher Anordnung erschienen ist.

Abkürzungen.

„D. S. P. E." = Deutsche Süd-Polar-Expedition.
G. Z. = Geographische Zeitschrift (Leipzig).
M. G. G. = Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft.
P. M. = Petermanns Geographische Mitteilungen (Gotha).
V. D. G. T. = Verhandlungen des Deutschen Geographen-Tages.
Z. G. E. = Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde.

Nachträge

Der Leipziger Geographentag. München-Augsburger Abendztg. Mai 1921.

Zum Semesterbeginn. Bayer. Hochschulzeitung. München 1922.

W. Brenneckes Werk über die ozeanographischen Arbeiten der deutschen antarktischen Expedition 1911—1912. Annalen der Hydrogr. (Berlin), 51. Bd., 1923, S. 138—142.

Siegmund Günther, Nachruf. Jahrb. der Bayer. Akad. d. Wissenschaften 1922/23. München 1924, S. 79—83.

1925

Der Kerguelen-Gaußbergrücken, eine submarine vulkanische Höhenzone im indisch-antarktischen Gebiet. Sitz.-Ber. der Bayer. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Abt., Jahrg. 1924, S. 157—164, mit Karte. München 1925.

Estland, Kulturgeographische Skizze. „Zeitwende". (München), 1. Jahrg., S. 206—210.

Ozean und Antarktis. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 13. Jahrg., S. 701 bis 704.

Gletscher und Inlandeis. Festnummer der München-Augsb. Ztg. zur Hauptversammlg. d. D. u. ÖAV. in Innsbruck, Nr. 237 (29. 8.), S. 11.

Besprechungen in P.M., 71. Bd.:

H. R. Mill: The life of Sir Ernest Shackleton. S. 75.

F. Debenham: The Future of Polar Exploration. S. 87.

British (Terra Nova) Antarctic Expedition 1910—1913:

F. Debenham: Report on the maps and surveys. S. 89.

F. Debenham: The Physiography of the Ross Archipelago. S. 90.

R. E. Priestley: Physiography (Robertson Bay and Terra Nova Bay Regions). S. 90.

G. Taylor: The physiography of the McMurdo Sound and Granite Harbour Region. S. 90.

C. S. Wright: Physiography of the Beardmore Glacier Region. S. 91.

C. S. Wright u. R. E. Priestley: Glaciology. S. 91.

A. K. Nielsen: Durch die Tropen zum Südpolarmeer. S. 93.

G. J. van Oordt: In het ijsfjordgebied op Spitsbergen. S. 226.

Stielers Handatlas: Zur Vollendung der Hundertjahrausgabe. Münchn. Neueste Nachr., 78. Jahrg., Nr. 328.

Mitterholzer: Im Flugzeug dem Nordpol entgegen. Deutsche Literat.-Ztg., 3. Jahrg., S. 115.

A. Born: Isostasie und Schweremessung. G.Z., 31. Jahrg., S. 244.

C. G. S. Sandberg: Isostasie und die ursächliche Einheit von Gebirgsbildung und Vulkanismus. G.Z., 31. Jahrg., S. 51.

1926

Ozean und Antarktis. „D.S.P.E." 1901—1903, Bd. VII (Berlin), S. 387 bis 556.

Bemerkungen über die Tiefenströme der Ozeane und ihre Beziehungen zur Antarktis. Sitz.-Ber. der Bayer. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Abt., 26. Jahrg., S. 279—286.

Die Natur der Polarwelt. Z.G.E. Berlin, S. 145—155.

„Auf zum Südpol". Erinnerungen an G. v. Neumayer zu seinem hundertsten Geburtstag. Sonderabdr. aus „Pfälz. Museum" (Kaiserslautern), 43. Jahrg., 12 S.

Ozean und Antarktis. V.D.G.T. zu Breslau, S. 129—137.

Westpreußen. „Zeitwende". (München), 2. Jahrg., S. 206.

Die neuen Staatsgrenzen Europas. „Zeitwende". (München), 2. Jahrg., S. 337—345.

O. v. Niedermayers Expedition nach Afghanistan. Münch. Neueste Nachr., Nr. 94, S. 17.

Das Geographische Institut (der Univ. München). Festschr. zur Jahrhundertfeier. (München), S. 221—223.

Besprechungen:

British (Terra Nova) Antarctic Expedition 1910—1913: Miscellaneous data compiled by G. H. Lyons. P.M. 72. Jahrg., S. 189.

L. Mecking: Die Polarländer. P.M. 72. Jahrg., S. 237; Deutsche Lit.-Ztg., S. 1468; M.G.G. München, 19. Bd., S. 238.

R. A. Daly: The geology of Ascension island. P.M. 72. Jahrg., S. 237.

W. Heiskanen: Schwerkraft und Isostasie. G.Z., 32. Jahrg., S. 378.

B. Gutenberg: Aufbau der Erde. G.Z., 32. Jahrg., S. 387.

C. G. S. Sandberg: Geodynamische Probleme II. G.Z., 32. Jahrg., S. 435.

S. Arrhenius: Erde und Weltall. G.Z., 32. Jahrg., S. 488.

A. J. Villiers: Whaling in the frozer South. Literar. Wochenschrift 31. VII.

L. Kohl: Zur großen Eismauer des Südpols. Literar. Wochenschrift, S. 1435.

H. Lautensach: Ein Handbuch zum Stieler. M.G.G. München, 19. Bd., S. 99.

J. Fairgrieve: Geographie und Weltmacht. M.G.G. München, 19. Bd., S. 228.

O. Nordenskjöld: Nord- und Südpolarländer. M.G.G. München, 19. Bd., S. 238.

1927

Besprechungen:

G. Schott: Geographie des Atlantischen Ozeans. G.Z., S. 163—165.

Aeroarctic. P.M., 73. Jahrg., S. 246; M.G.G. München, 20. Bd., S. 141.

W. Volz: Ostdeutscher Volksboden. M.G.G. München, 20. Bd., S. 140.

K. Rasmussen: Thulefahrt. M.G.G. München, 20. Bd., S. 141.

K. Sapper: Vulkankunde. M.G.G., 20. Bd., S. 302.

H. Lautensach: Ein Handbuch zum Stieler. Münchn. Neueste Nachr., Februar.

1928

The oceanographical Problems of the Antarctic. Americ. Geogr. Soc., New York, Spec. Publication No. 7, S. 269—283.

Der Albertina zum Gruß! Ostpreuß. Ztg., Königsberg i. Pr., 30. 1.

Otto Nordenskjöld †. P.M., 74. Jahrg., S. 231—232.

Die Gleichgewichtslage der Erdkruste und ihre Bewegungen. Sitz.-Ber. der Bayer. Akad. d. Wiss., math.-phys. Abt., H. 3.

Die Meteor-Fahrt. „Tag" (Berlin), 19. 12.

Besprechungen:

Arktis, Heft 1, 2. P.M., 74. Jahrg., S. 181; M.G.G. München, 21. Bd., S. 179.

P. G. Zeidler: Polarfahrten. M.G.G. München, 21. Bd., S. 170.

1929

Raum und Glieder des Reiches. Rede bei der Reichsfeier der Universität am 19. 1. 1929. Sonderabdr. aus „Zeitwende". (München), 5. Jahrg., 14 S.

Dynamische Länderkunde. M.G.G. München, 22. Bd. 1929, S. 155—156.

Die geographischen Grundlagen der Gliederung Deutschlands. Verband Bayer. Philologen, pädagog. Reihe, Nr. 8 (München), R. Oldenbourg), S. 1 bis 14.

Die Gleichgewichtslage der Erdkruste und ihre Bewegungen. „Forschungen und Fortschritte". (Berlin), 5. Jahrg., S. 125—126.

Besprechungen:

N. Krebs: Deutschland und Deutschlands Grenzen. M. G. G. München, 22. Bd., 1929, S. 169.

V. Stefansson: Neuland im Norden. M. G. G. München, 22. Bd. 1929, S. 163.

1930

Erinnerungen an Wilhelm Wien in „Wilhelm Wien, aus dem Leben und Wirken eines Physikers". Leipzig 1930.

Die Gliederung der Eisformen. P. M. Erg.-Heft Nr. 209, S. 157—165.

Das Eiszeitalter nach Paul Wolstedt. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 18. Jahrg., S. 377—380.

Die Discovery-Forschungen im Südatlantik. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 18. Jahrg., S. 537—539.

Ansprache zum 60jährigen Jubiläum der Geographischen Gesellschaft in München. M. G. G. München, Bd. 23, S. 25—32.

Antarktis. Handbuch der geogr. Wissenschaft, Bd. Australien, S. 316—355 (Potsdam, Athenaion Verlag).

Kommodore Hans Ruser †. P. M., 76. Jahrg., S. 118.

Fridtjof Nansen †. M. G. G. München, Bd. 23, S. 219—220.

Die Jahrhundertfeier der Royal Geogr. Society in London. M. G. G. München, Bd. 23, S. 221—224.

Besprechungen:

Supan-Obst: Grundzüge der physischen Erdkunde. M. G. G. München. 23. Bd., S. 90/94.

Richard E. Byrd: Himmelwärts. M. G. G. München, 23. Bd., S. 106.

Berson u. Breitfuß: Aeroarctic. P. M., 76. Jahrg., S. 325.

J. G. Hayes: Antarctica. P. M., 76. Jahrg., S. 327.

1931

Vorwort zu J. Ponten: Zwischen Rhone und Wolga. (Leipzig, Ph. Reclam), S. 3—6.

Geographie des Deutschtums. „Zeitwende". (München), 7. Jahrg., S. 441.

Internationale Polarforschung. „Inter Nationes". (Berlin), S. 38—40.

Alfred Wegener †. Mitt. Ges. d. Naturf. u. Ärzte, 7. Jahrg., Nr. 2, S. 5—6.

Zum Abschluß des Deutschen Südpolarwerkes. „D. S. P. E.", Bd. 20, S. III—VII.

Über die Gliederung des Russischen Sowjetreiches und ihre Zusammenhänge mit der Landesnatur. Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., math.-naturwiss. Abtlg., Sitzung vom 5. 12.

Vorwort zum Ortsnamenverzeichnis der Deutschen Akademie. (Berlin, Deutsche Verlagsgesellsch.), S. 7—9.

Besprechungen:

Banses „Buch der Länder". P.M., 77. Jahrg., S. 30/31.

H. R. Mill: The Record of the R. Geogr. Society 1830/1930. P.M., 77. Jahrg., S. 38.

Discovery Reports. P.M., 77. Jahrg., S. 48; „Die Naturwissenschaften". Berlin. 19. Jahrg., S. 899.

Holtedahl: On the geology and physiography of some antarct. and subarct. islands. P.M., 77. Jahrg., S. 49.

Polar Research. P.M., 77. Jahrg., S. 54.

Two Polar Maps. P.M., 77. Jahrg., S. 55.

Hermann Wagner-Gedächtnisschrift. M.G.G. München, 24. Bd., S. 232.

H. Zöller: Als Journalist und Forscher in Deutschlands großer Kolonialzeit. M.G.G. München, 24. Bd., S. 233.

R. Lewin: Bevölkerung Ostpreußens. M.G.G. München, 24. Bd., S. 234.

O. Maull: Das politische Erdbild der Gegenwart. M.G.G. München, 24. Bd., S. 247.

Ergänzungen des Namenverzeichnisses zu Stielers Handatlas. M.G.G. München, 24. Bd., S. 253.

H. Spethmann: Das länderkundliche Schema ... M.G.G. München, 24. Bd., S. 325.

1932

F. Ratzel: Deutschland. 6. Aufl. Berlin, W. de Gruyter & Co.

Das länderkundliche Schema. P.M., 78. Jahrg., S. 617.

Deutsche Südpolar-Expedition. „Forschungen und Fortschritte". (Berlin), 8. Jahrg., 20. 4.

Vorträge der Bayer. Akad. d. Wissenschaften: K. Sapper, Über Akklimatisation in den Tropen. Münch. Neueste Nachr. 9. 5.

Das deutsche Südpolarwerk. Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Abtlg., 32. Jahrg. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 20. Jahrg., S. 511 bis 514.

Neue Strömungen in der Erdkunde. Sonderabdr. a. d. „Pädagog. Warte". Heft 15, 5 S.

Jehol, die Kaiserstadt. Sven Hedins neues Werk. Münch. Neueste Nachr. 4. 7.

A. Wegener †. V.D.G.T. zu Danzig, S. 203—205.

Das Meteor-Werk. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 20. Jahrg., Art. 457.

Besprechungen:

E. Banse: Deutsche Landeskunde. P.M., 78 Jahrg., S. 159.

F. Wartenweiler: Fridtjof Nansen. P.M., 78. Jahrg., S. 264.

B. Aagaard: Fangst og forskning i Sydishavet. Bd. 1 u. 2. P.M., 78. Jahrg., S. 275.

R. E. Byrd: Little Amerika. Aerial exploration in the Antarchie and the flight to the South Pole. P.M., 78. Jahrg., S. 275/76.

R. E. Byrd: Flieger über dem sechsten Erdteil. P.M., 78. Jahrg., S. 275/76; M.G.G. München, 25. Bd., S. 121.

St. Kemp, A. Nelson u. G. W. Tyrell: The South Sandwich Islands. P.M., 78. Jahrg., S. 326.

L. Kohl-Larsen: An den Toren der Antarktis. P.M., 78. Jahrg., S. 327.

F. Spiess: Wiss. Ergebn. d. Deutschen Atlant. Exped. auf dem Forschungsschiff „Meteor", Bd. 1. P.M., 78. Jahrg., S. 328.
G. Wolfram u. W. Gley: Elsaß-Lothringischer Atlas. M.G.G. München, 25. Bd., S. 111.
W. Vogel: Deutsche Reichsgliederung und Reichsreform in Vergangenheit und Gegenwart. M.G.G. München, 25. Bd., S. 111.
Der Raum Westfalen. Bd. 1. M.G.G. München, 25. Bd., S. 112.
S. A. Andree: Dem Pol entgegen. M.G.G. München, 25. Bd., S. 122.
R. Samoilovitch: Der Weg nach dem Pol. M.G.G. München, 25. Bd., S. 122.
Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt. M.G.G. München, 25. Bd., S. 122/23.
Discovery Reports Vol. 3: „Die Naturwissenschaften". Berlin. 20. Jahrg., S. 732.

1933

Aus Rußland und Sibirien. Geogr. Anzeiger. (Gotha), S. 65—72.

Hugo Zöller †. Augsburg. Postztg. 2. 4.

Das Europäische Rußland. „Osteuropa". (Stuttgart), Bd. 5, S. 33—40.

Zwei Ansprachen beim Jahresfest der R. Geogr. Soc. London. 19. 6. Geogr. Journ. Vol. 82, S. 179—180 u. S. 188—189.

Die Entwicklung der Geographie seit der Gründung des Reiches. Sonderabdr. a. d. M. G. G. Hamburg, 43. Bd., 11 S.

Ferdinand Richthofen und die deutsche Geographie. Z. G. E. Berlin, S. 88—97.

Das erdgeschichtliche Wirken der Polargebiete. „Forschungen und Fortschritte". (Berlin), 9. Jahrg., 1. 10., S. 411—412.

Otto Baschin †. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 21. Jahrg., S. 794; M. G. G. München, 26. Bd., S. 222.

Besprechungen:

Der 2. deutsche Angriff auf den Kangchendzönga. Münchn. Neueste Nachr., 24. III.
Discovery Reports: „Die Naturwissenschaften". Berlin. 21. Jahrg., S. 548.
J. Gordon Hayes: The conquest of the South Pole. P.M., 79. Jahrg., S. 323.
H. F. P. Herdman: Discovery Reports, Bd. VI. P.M., 79. Jahrg., S. 323.
F. Heiss u. A. Hillen Ziegfeld: Deutschland und der Korridor. M.G.G. München, 26. Bd., S. 57.
Sven Hedin: Meister und Schüler. M.G.G. München, 26. Bd., S. 226.
Das Taraknath: Indien in der Weltpolitik. M.G.G. München, 26. Bd., S. 232.

1934

Die neuen Walforschungen in den südlichen Meeren. „Die Naturwissenschaften". (Berlin), 22. Jahrg., S. 637—639.

Landschaftskunde, Dynamische und Neue Geographie. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. (Leipzig), 10. Jahrg., S. 63—73.

Besprechungen:

Handbuch der Geophysik. Bd. 7, Lief. 1. P.M., 80. Jahrg., S. 27.
J. M. Chaplin: Narrative of Hydrographic Survey Operations in South Georgia P.M., 80. Jahrg., S. 194.
Knud Rasmussen: Heldenbuch der Arktis. M.G.G. München, 27. Bd., S. 138.
O. Maull: Deutschland. M.G.G. München, 27. Bd., S. 271.
Der Raum Westfalen. Bd. II, 2. M.G.G. München, 27. Bd., S. 272.
C. Ross: Zwischen U.S.A. und dem Pol. M.G.G. München, 27. Bd., S. 284.
Ch. Darwins Diary: „Die Naturwissenschaften". Berlin. 21. Jahrg., S. 120/21.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

Beilage zu Heft 2 / XII. Jahrgang 1935
der Zeitschrift für Geopolitik

Übersicht über die Wirtschaftslage der Welt

mit freundlicher Genehmigung
der Reichskreditgesellschaft
entnommen deren Jahresbericht:
Deutschlands wirtschaftliche Lage
an der Jahreswende 1934 / 35

Anhang 2

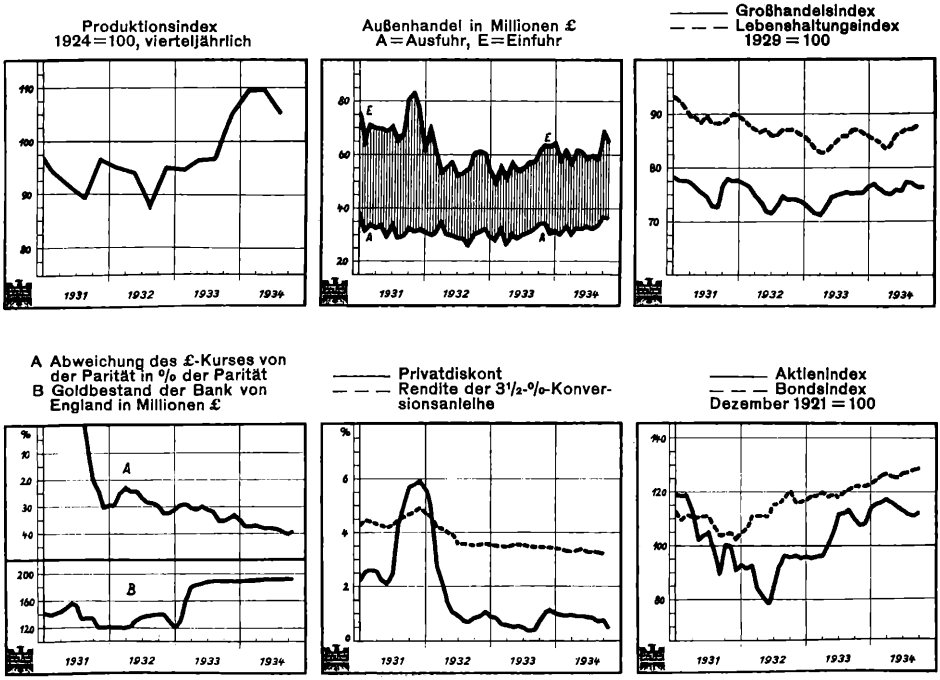
SCHAUBILDER
ZUR INTERNATIONALEN WIRTSCHAFTSLAGE

Vorbemerkung: Als zusammenfassenden Überblick über die Konjunkturlage in den wichtigsten Ländern bringen wir im folgenden für etwa 30 Länder einige symptomatische Wirtschaftskurven in ausgewählten Schaubildern. In einem kurzen erläuternden Text werden die Haupttendenzen der Wirtschaftsentwicklung dieser Länder gekennzeichnet.

I. EUROPA

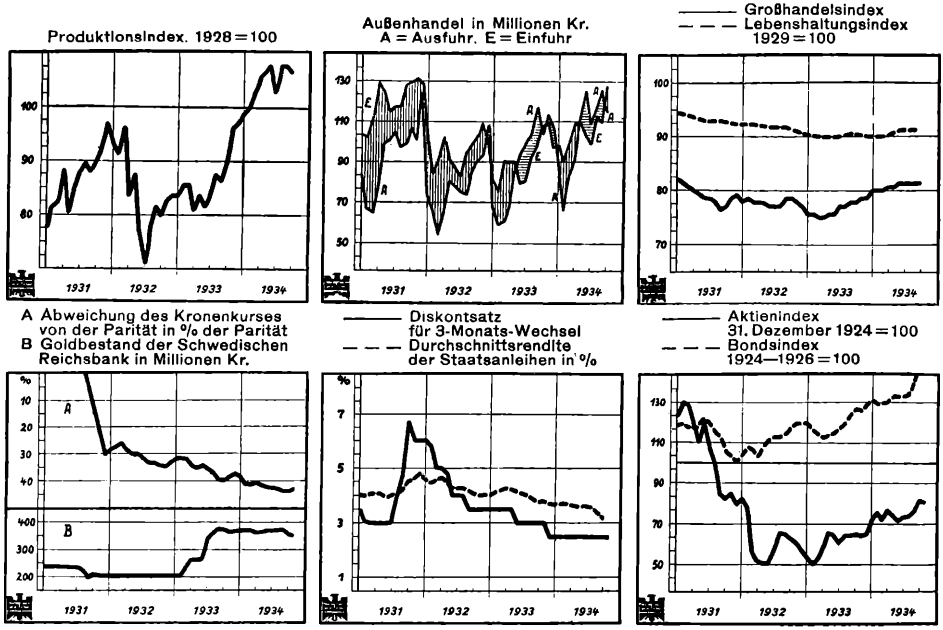
LÄNDER DER STERLING-GRUPPE

GROSSBRITANNIEN



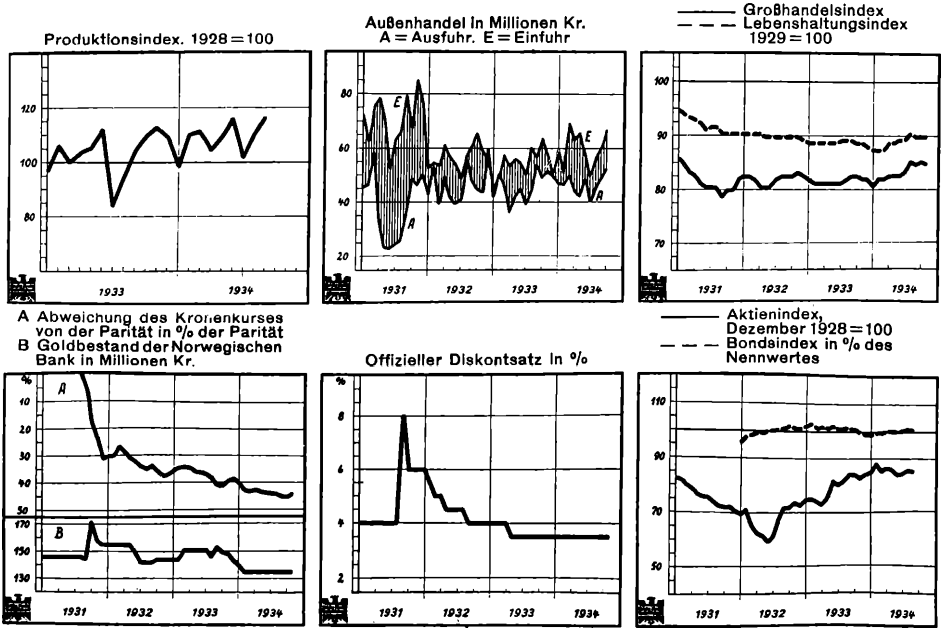
Anhalten des von freier Unternehmerinitiative getragenen Wirtschaftsaufschwungs. Im Sommer trat eine leichte Verlangsamung der Aufstiegskurven ein; der Spätherbst brachte aber eine erneute Fortsetzung des Aufstiegs des industriellen Beschäftigungsgrades. Hohe private Investitionstätigkeit, verbesserte Unternehmungserträge, stetige Zunahme der Einzelhandelsumsätze, flüssige und aufnahmefähige Kreditmärkte. Dank Pfund-Entwertung erhöhter Anteil am Welthandel und an der Weltschiffahrt.

SCHWEDEN



Fortsetzung des umfassenden Konjunkturaufschwungs. Hochstand der industriellen Produktion, die den Stand der letzten Hochkonjunktur übersteigt. Erhöhtes Außenhandelsvolumen; der um rd. 43% abgewertete Währungskurs verläuft parallel mit dem englischen Pfund. Äußerst flüssige Kreditmärkte mit erfolgreichen Neuemissionen.

NORWEGEN

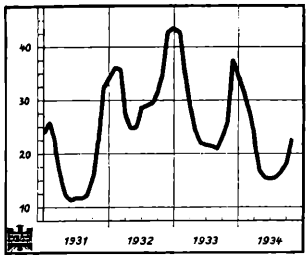


Gesamtwirtschaft im Zeichen konjunktureller Belebung. Günstige Lage der Seeschiffahrt, gehaltenes Außenhandelsvolumen, flüssige Kreditmärkte. Krone um 45% abgewertet, in der Kursbewegung völlig gleichgerichtet mit den übrigen Ländern des Sterlingblocks.

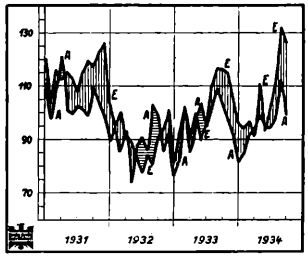
Stadt-Bibliothek Elbing

DÄNEMARK

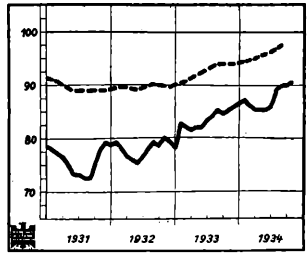
Arbeitslosigkeit in % der versicherten Gewerkschaftsmitglieder



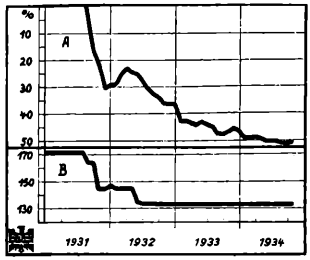
Außenhandel in Millionen Kr.
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



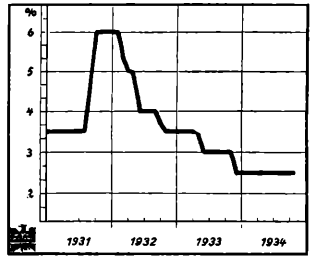
——— Großhandelsindex
— — — Lebenshaltungsindex
1929 = 100



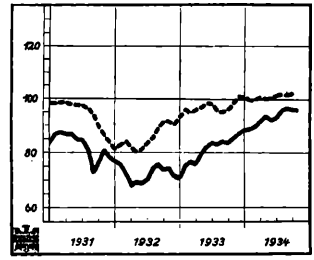
A Abweichung des Kronenkurses von der Parität in % der Parität
B Goldbestand der Nationalbank in Millionen Kr.



Bankdiskontsatz in %



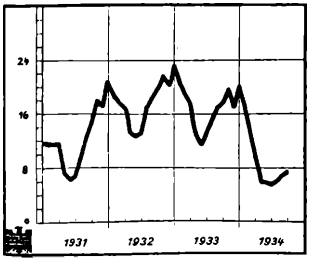
——— Aktienindex, Juli 1914 = 100
— — — Bondsindex, 1. Juli 1914 = 100



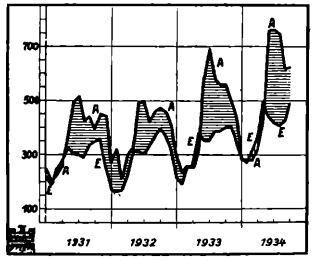
Infolge günstiger Ernte und vermehrter Absatzmöglichkeiten Lage der Landwirtschaft gebessert. Vollbeschäftigung der Handelsschiffahrt; Außenhandelsumsätze erhöht, vergrößerter Einfuhrüberschuß. Währungskurs bei Abwertung um rd. 50% gleichlaufend mit Bewegung des englischen Pfundes.

FINNLAND

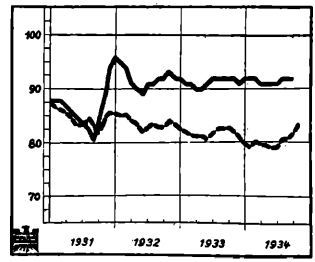
Versicherte Arbeitslose in 1000



Außenhandel in Millionen finn. M.
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



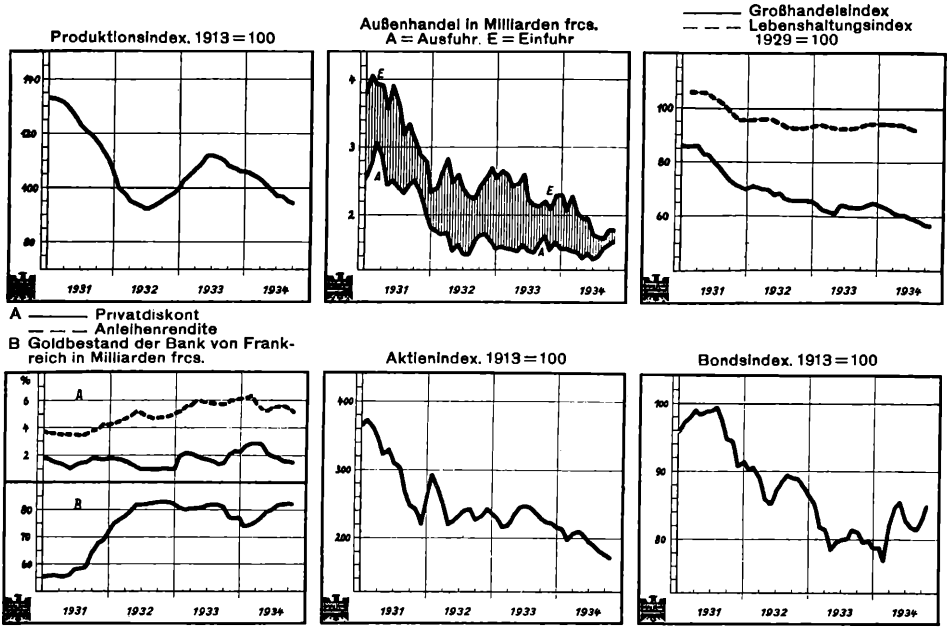
——— Großhandelsindex
— — — Lebenshaltungsindex
1929 = 100



Kräftiger, anhaltender Aufschwung. Außenhandelsumsätze steigend, Ausfuhrüberschuß erhöht. Günstige Lage der Land- und Holzwirtschaft; rege Investitionstätigkeit. Funktionsfähige Kreditmärkte. Valutakurs unter 48%iger Abwertung der Bewegung des englischen Pfundes angeglichen.

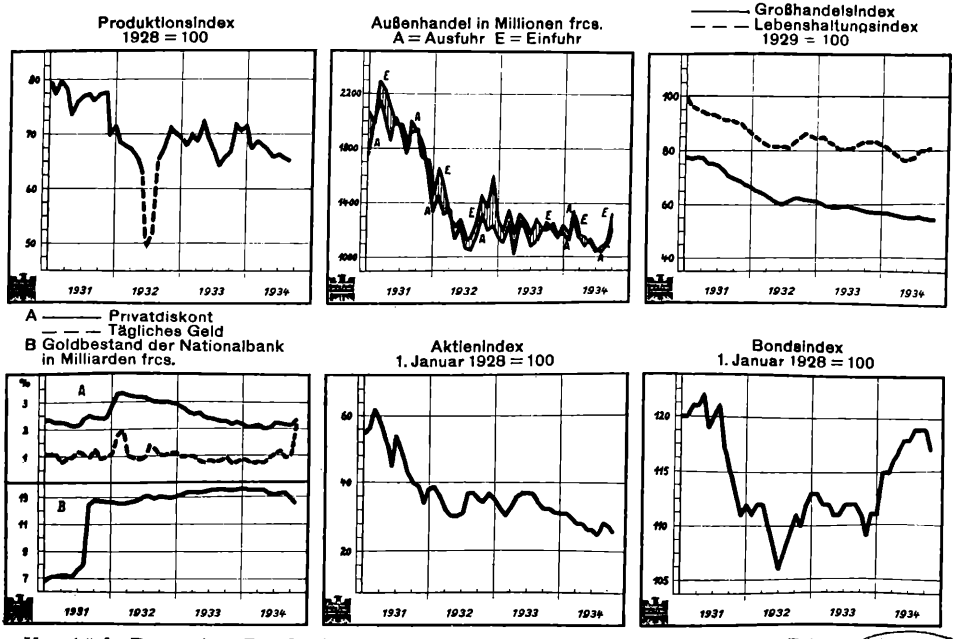
LÄNDER DES GOLDBLOCKS

FRANKREICH



Durch Deflationsdruck erhöhte Wirtschaftsspannungen. Produktion und Umsätze gehen zurück, Arbeitslosigkeit steigt. Stabile Goldwährung; weiter verschlechterte Konkurrenzlage gegenüber dem großen Kreis der Abwertungsländer; durch Einfuhrbeschränkung verbesserte Handelsbilanz.

BELGIEN

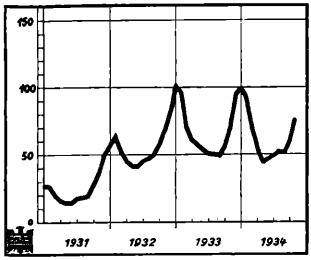


Verschärfte Depression. Der Goldwährungsdruck zwingt im Interesse der gefährdeten Zahlungsbilanz zu deflationistischen Kostensenkungsmaßnahmen. Erhöhte Arbeitslosigkeit. Schwierige Bankenlage. Zwangs[illegible]zinssenkung. Zur Währungsstützung mußte internationaler Kredit in Anspruch genommen werden.

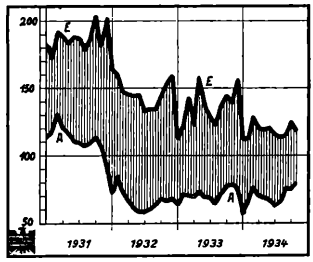
Bibliothek Elbing

SCHWEIZ

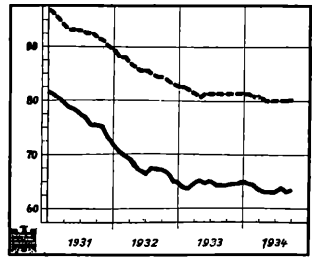
Arbeitslosigkeit in 1000



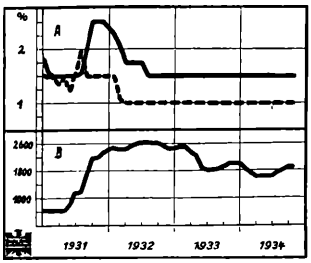
Außenhandel in Millionen frcs.
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



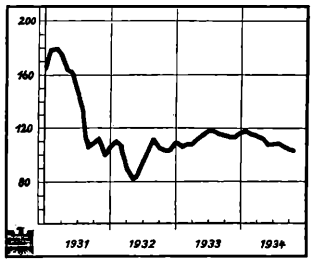
——— Großhandelsindex
– – – Lebenshaltungsindex
1929 = 100



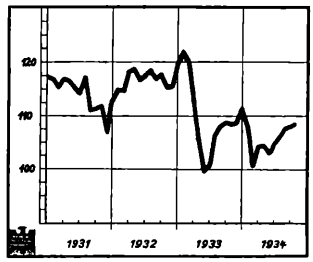
A ——— Privatdiskont
– – – Tägliches Geld
B Goldbestand der National-bank in Millionen frcs.



Aktienindex in % des Nennwertes



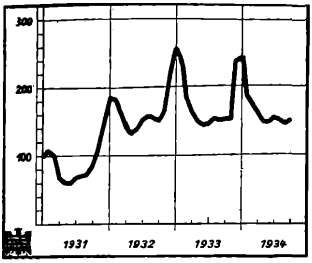
Bondsindex in % des Nennwertes



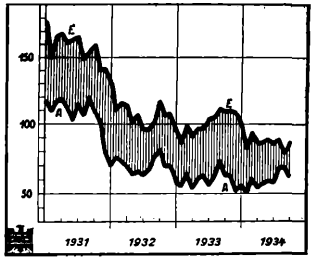
Schrumpfung der gesamten Wirtschaftstätigkeit. Rückgängige Investitionen und Einzelhandelsumsätze. Bei stabiler Goldwährung verstärkte Zahlungsbilanzspannungen.

NIEDERLANDE

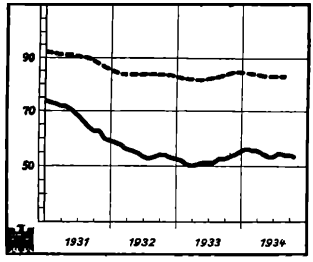
Versicherte Arbeitslose in 1000



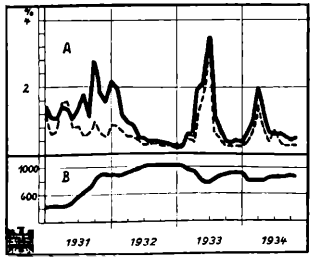
Außenhandel in Millionen Gulden
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



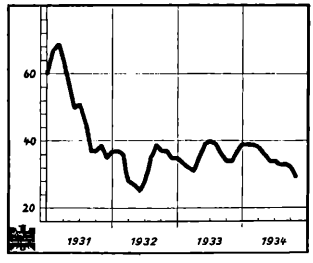
——— Großhandelsindex
– – – Lebenshaltungsindex
1929 = 100



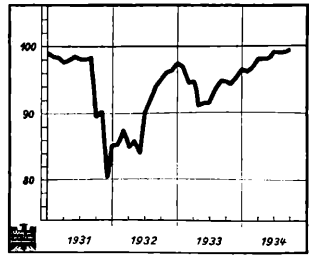
A ——— Privatdiskont
– – – Tägliches Geld
B Goldbestand der Niederländischen Bank in Millionen Gulden



Aktienindex, 1921—1925 = 100

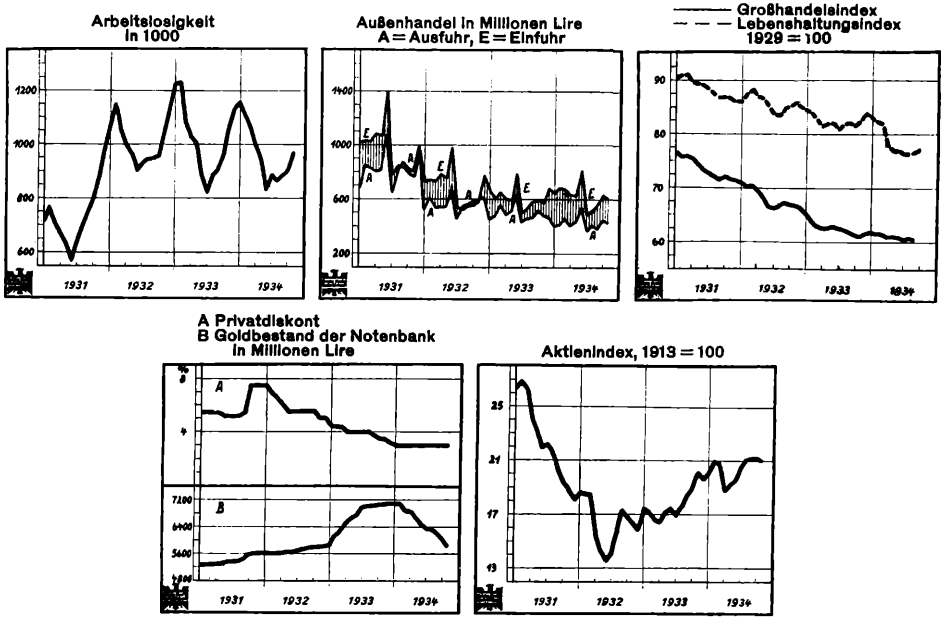


Bondsindex, 1924—1926 = 100



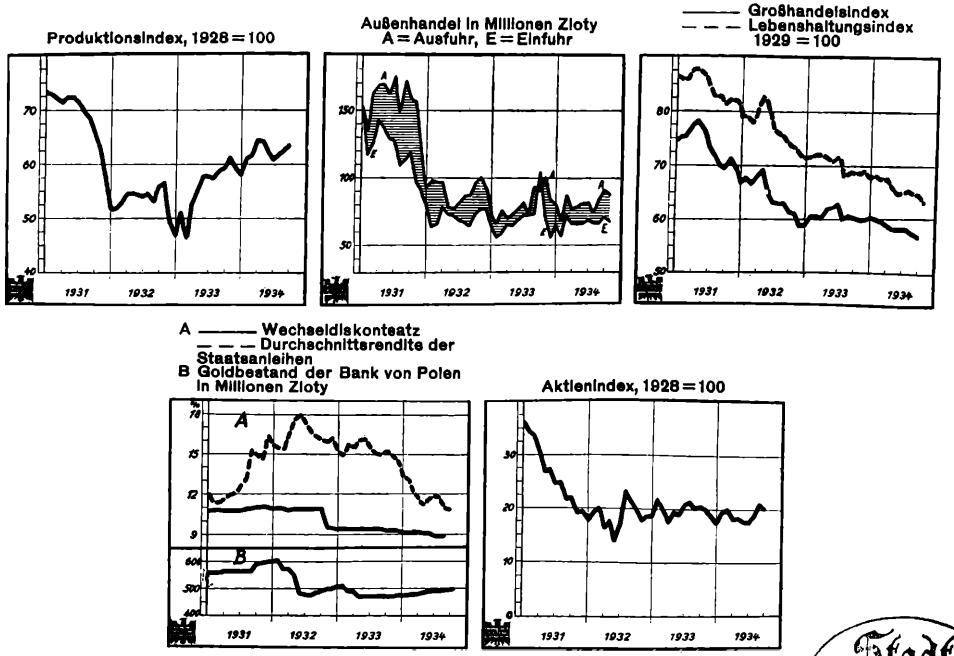
Die gesamte Binnen- und Außenwirtschaft auch dieses Goldblocklandes steht nach wie vor im Zeichen der Stagnation. Verminderte Investitionen; flüssige Kreditmärkte.

ITALIEN



Erhöhte Spannungen im gesamten Wirtschaftsgefüge als Folge einer widerspruchsvollen Wirtschaftspolitik: auf der einen Seite Deflationsmaßnahmen und Devisenzwangswirtschaft mit dem Bestreben, die Goldwährung aufrechtzuerhalten, auf der anderen Seite binnenwirtschaftliche Ankurbelung und staatliche Arbeitsbeschaffung, um der Arbeitslosigkeit entgegenzutreten. Einführung der 40-Stunden-Woche in allen Industrien. Verschlechterte Außenhandels- und Zahlungsbilanz, Goldverluste. Kreditmärkte verknappt.

POLEN

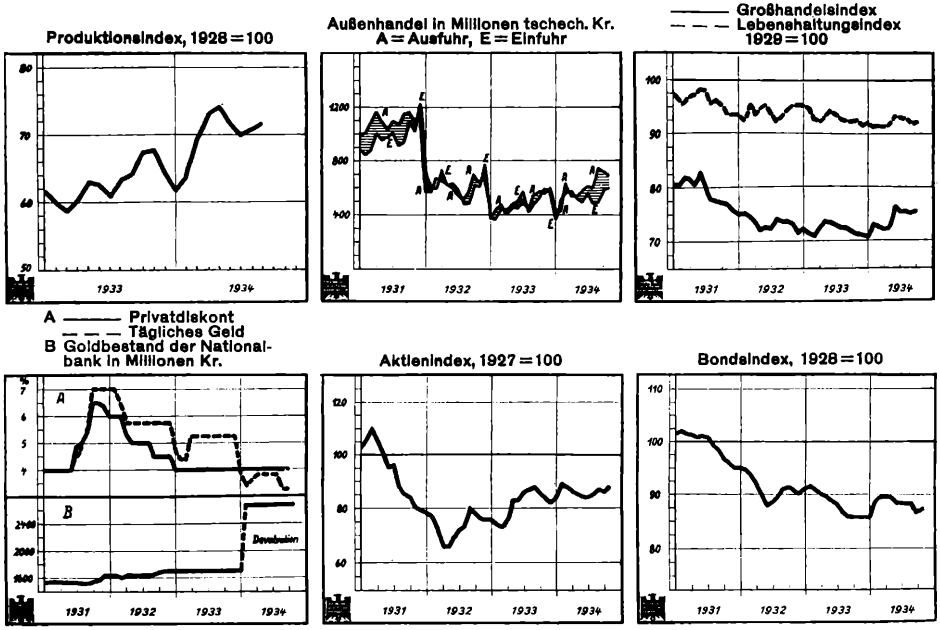


Anhaltend ungünstiger Stand der Wirtschaftstätigkeit. Landwirtschaft steht unter starkem Verschuldungsdruck. Niedrige Außenhandelsumsätze; stabile Goldwährung. Steigende Etatdefizite.

Stadt-Bibliothek Elbing

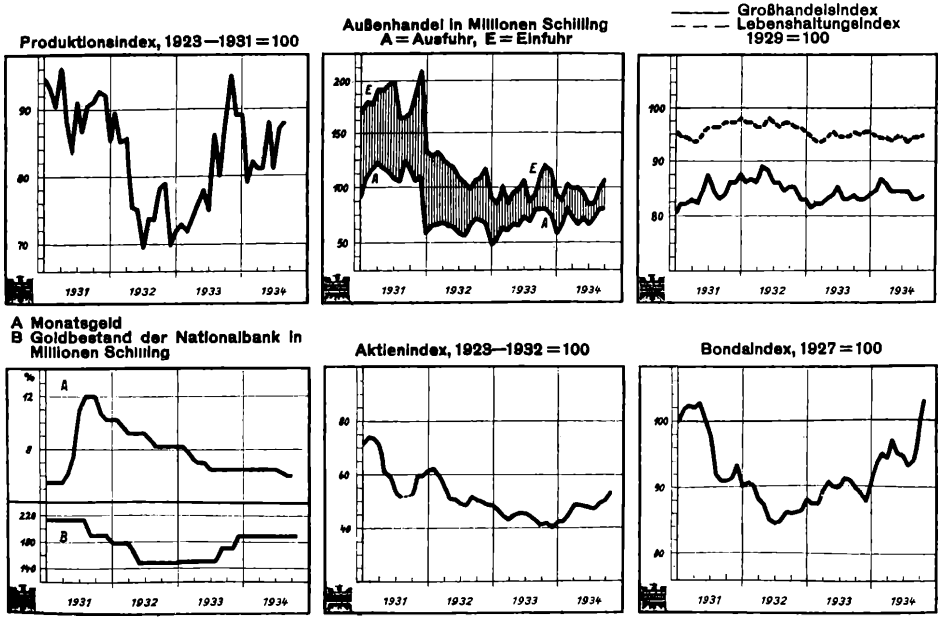
OST- UND SÜDEUROPÄISCHE ABWERTUNGSLÄNDER

TSCHECHOSLOWAKEI



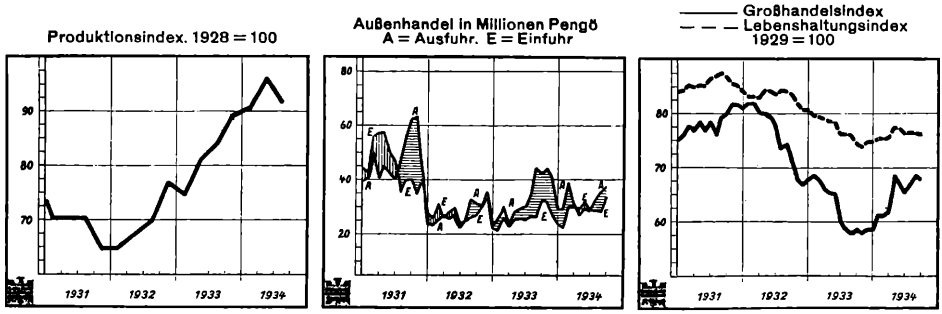
Allmählich leichte Belebung der Wirtschaftstätigkeit unter Führung der Ausfuhrindustrien, die durch die 12½%ige Währungsabwertung etwas gefördert worden sind. Beträchtliche Erhöhung des Ausfuhrüberschusses, Goldzuflüsse. Gebesserte Kreditmarktlage.

ÖSTERREICH



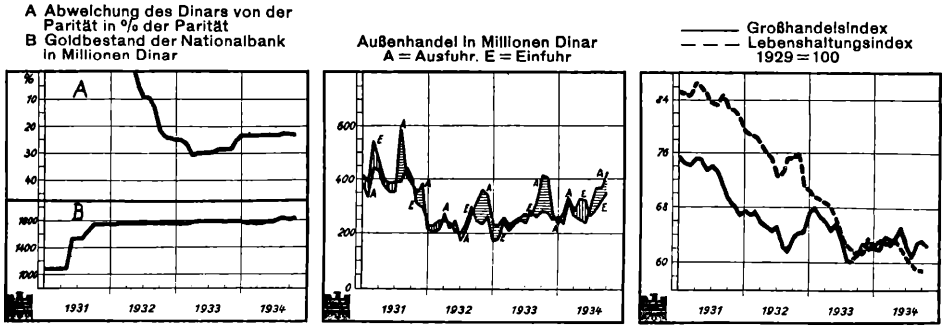
Leichte Wirtschaftsbelebung. Gegenüber dem Vorjahr etwas verringerte Arbeitslosigkeit. Relativ günstiger Außenhandel. Währungskurs bei rd. 22%iger Abwertung im ganzen stabil.

UNGARN



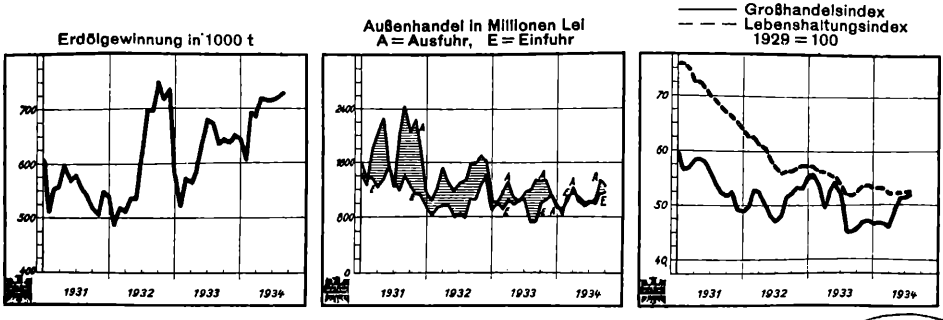
Ungünstige Getreideernte, jedoch erhöhte Agrarpreise und verbesserte Ausfuhrmöglichkeiten für Vieh. Verhältnismäßig günstige Beschäftigungslage der Industrie. Verringerter Ausfuhrüberschuß. Währung bei rd. 35%iger Abwertung annähernd stabil.

JUGOSLAWIEN



Seit Frühjahr allgemeine Geschäftsbelebung. Getreideernte infolge Dürre schlecht, dagegen sehr gute Maisernte; gebesserte Preise der Landwirtschaft. Allmähliche Entspannung der Kreditmärkte. Dinar-Kurs bei 23%igem Disagio gehalten. Günstige Etatentwicklung.

RUMÄNIEN



Ungünstige Getreideernte, deshalb verminderte Ausfuhrmöglichkeiten. Gedrückte Lage der Industrie wegen schlechter Erdölpreise. Etatdefizit.

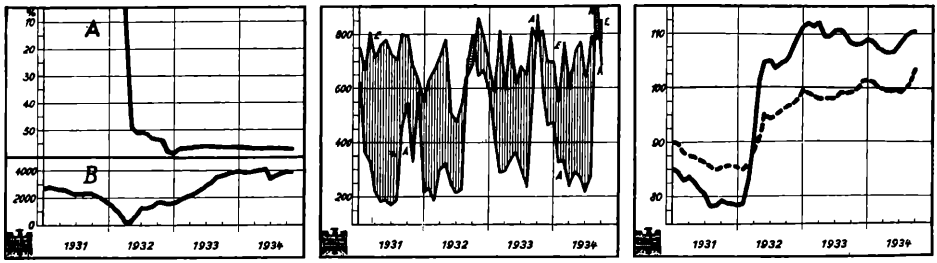
Stadt-Bibliothek Elbing

GRIECHENLAND

A Abweichung der Drachme von der Parität in % der Parität
B Gold- und Devisenbestand in Millionen Drachmen

Außenhandel in Millionen Drachmen
A = Ausfuhr, E = Einfuhr

——— Großhandelsindex
– – – Lebenshaltungsindex
1929 = 100



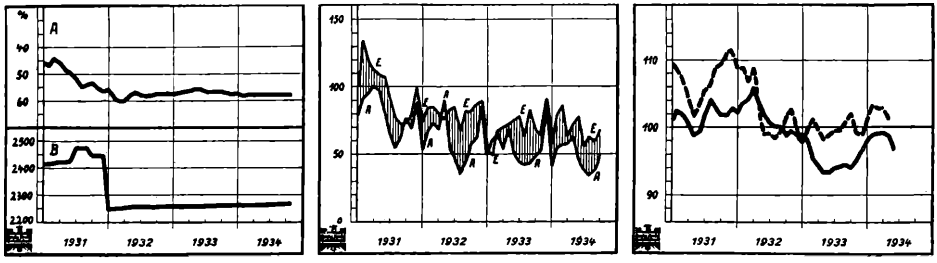
Relativ günstige Ernte. Belebung der industriellen Produktion. Währung bei rd. 57%iger Abwertung unter Devisenzwangswirtschaft stabil.

SPANIEN

A Abweichung der Peseta von der Parität in % der Parität
B Goldbestand der Bank von Spanien in Millionen Pesetas

Außenhandel in Millionen Pesetas
A = Ausfuhr, E = Einfuhr

——— Großhandelsindex
– – – Lebenshaltungsindex
1929 = 100

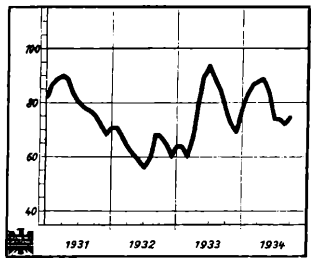


Infolge guter Ernte gebesserte Lage der Landwirtschaft. Gesamtwirtschaft, insbesondere Industrie, durch politische Unruhen beeinträchtigt, Tiefstand der Investitionstätigkeit. Rd. 58%ige Disparität der Währung.

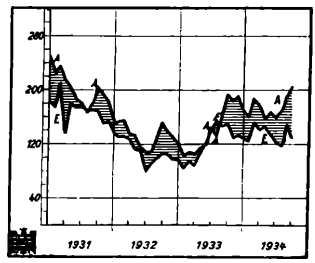
II. AMERIKA

VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA

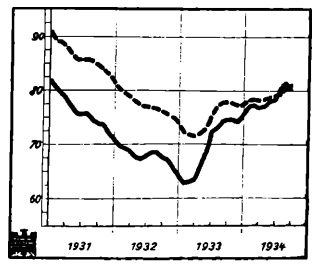
Produktionsindex, 1923—1925 = 100



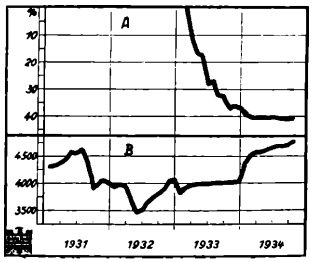
Außenhandel in Millionen Dollar
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



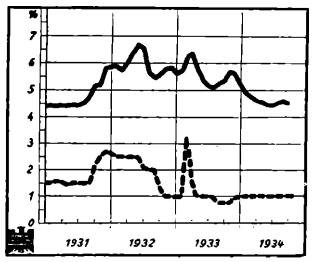
Großhandelsindex
Lebenshaltungsindex
1929 = 100



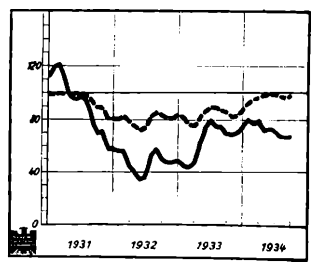
A Abweichung des Dollars von der Parität in % der Parität
B Goldbestand (Total Gold Reserves) in Millionen Golddollars alter Parität



Anleihenrendite
Tägliches Geld



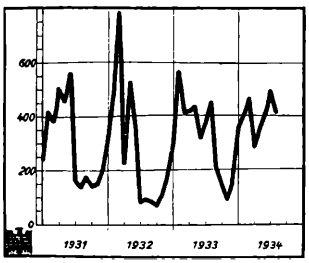
Aktienindex, 1926 = 100
Bondsindex in % des Nennwertes



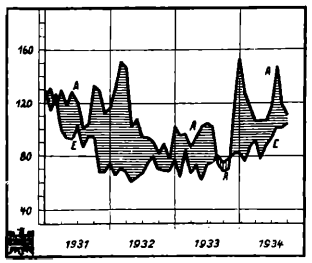
Nach starkem Konjunkturrückschlag im Sommer setzte sich im Spätherbst 1934 wieder eine allmähliche Wirtschaftsbelebung durch. Spannungen im Industriesektor durch Änderung der Nirapolitik verringert; infolge großen Wahlerfolges Roosevelts steigendes Vertrauen zur politischen Stabilität. Erhöhtes Ausfuhrvolumen mit steigendem Außenhandelsüberschuß, Goldzustrom. Sehr flüssige Kreditmärkte; hohe Kreditkapazität des wieder voll funktionsfähigen Bankensystems.

ARGENTINIEN

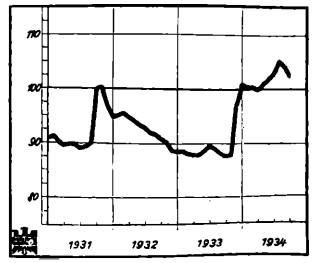
Weizenausfuhr in 1000 t



Außenhandel in Millionen Papierpesos
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



Großhandelsindex, 1929 = 100

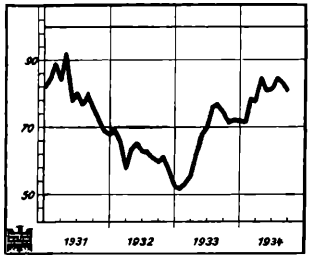


Anhaltender kräftiger Wirtschaftsaufschwung. Günstige Aussichten für Dezemberernte; starke Besserung der landwirtschaftlichen Lage durch erhöhte Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte zu steigenden Preisen. Industrielle Beschäftigung anhaltend gut. Erhöhtes Außenhandelsvolumen unter beträchtlicher Steigerung des Aktivsaldos. Staatshaushalt ausgeglichen. Währung bei rd. 64%igem Disagio unter Schwankungen stabil. Verbesserte Transferlage.

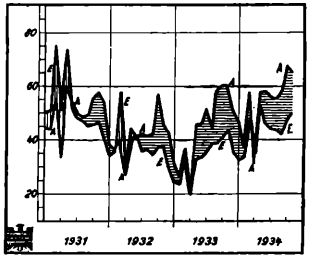
Bibliothek Elbing

KANADA

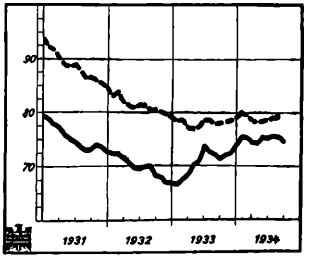
Produktionsindex, 1928 = 100



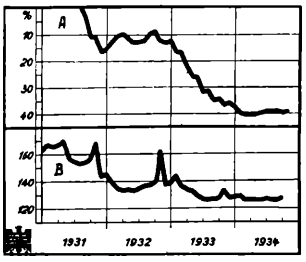
Außenhandel in Millionen Dollar
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



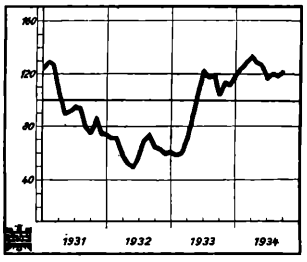
——— Großhandelsindex
– – – Lebenshaltungsindex
1929 = 100



A Abweichung des Dollars von der Parität in % der Parität
B Goldbestand in Millionen Dollar



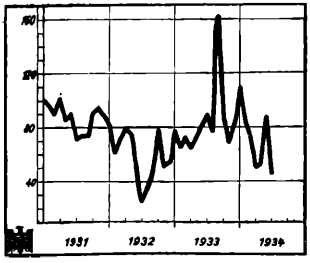
Aktienindex, 1928 = 100



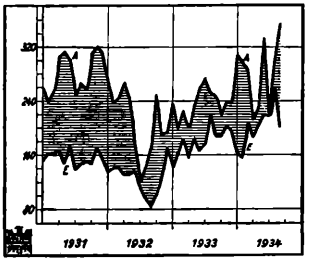
Durch Dürre beeinträchtigte Ernte, jedoch infolge Preissteigerung günstigere Lage der Landwirtschaft. Gestiegene Außenhandelsumsätze mit erhöhtem Aktivsaldo. Flüssige Kreditmärkte, Währungskurs in Übereinstimmung mit USA.-Dollar.

BRASILIEN

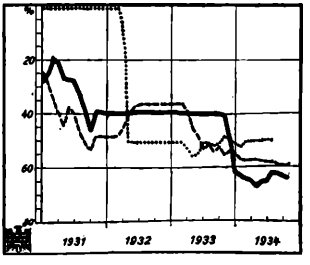
Kaffeeausfuhr in 1000 t



Außenhandel in Millionen Milreis
A = Ausfuhr, E = Einfuhr

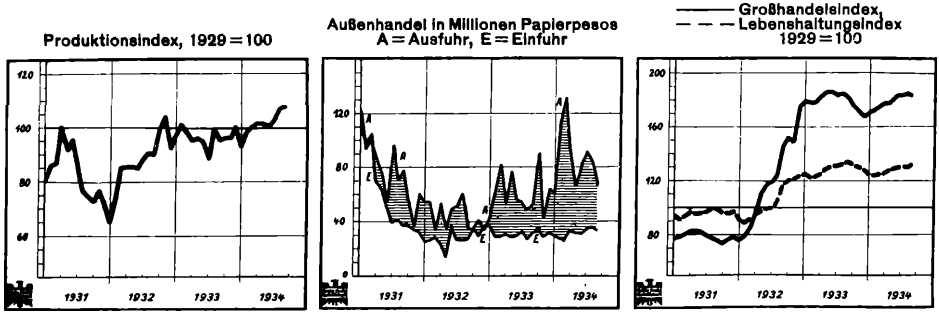


Währungsbewegung in den ABC-Staaten
Abweichung
– – – des Milreis
——— des argentinischen Pesos
····· des chilenischen Pesos
von der Parität in % der Parität



Fortschreitende Wirtschaftserholung. Lage der Landwirtschaft infolge guter Baumwollernte und steigender Kaffeeausfuhr bedeutend gebessert; erhöhte Preise für die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Ausfuhrüberschuß etwas erhöht. Staatsfinanzen angespannt. 59%iges Währungsdisagio. Lockerung der Devisenbewirtschaftung.

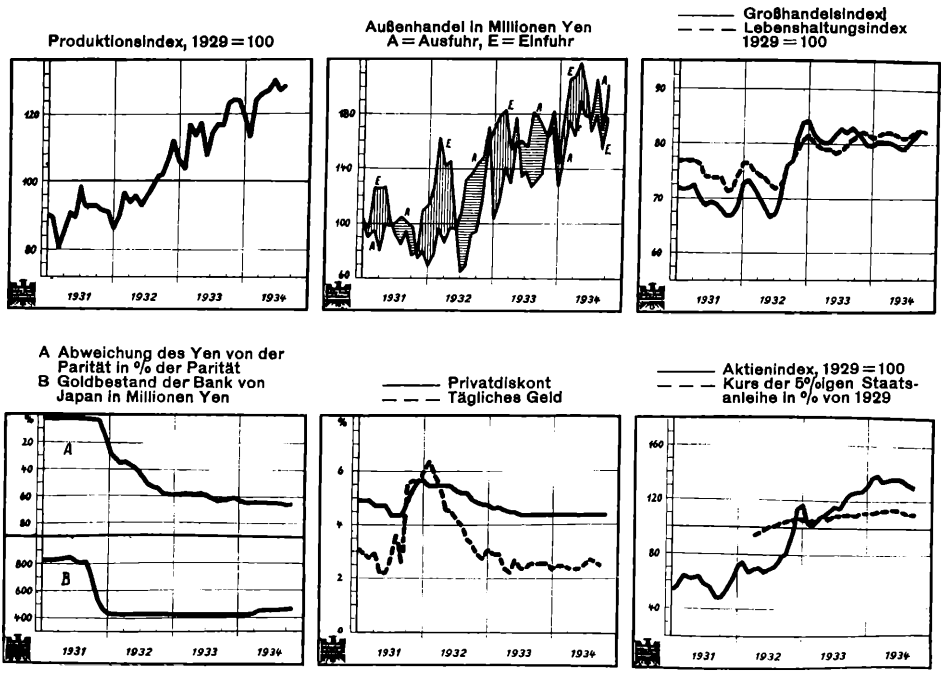
CHILE



Stetiger Konjunkturaufschwung. Kupfer-, Salpeter- und Kohleproduktion steigt; Arbeitslosigkeit vermindert. Ausfuhrüberschuß unter Zunahme der gesamten Umsätze erhöht. Staatshaushalt ausgeglichen. Wiederaufnahme des äußeren Schuldendienstes bevorstehend. 50%iges Währungsdisagio.

III. ASIEN

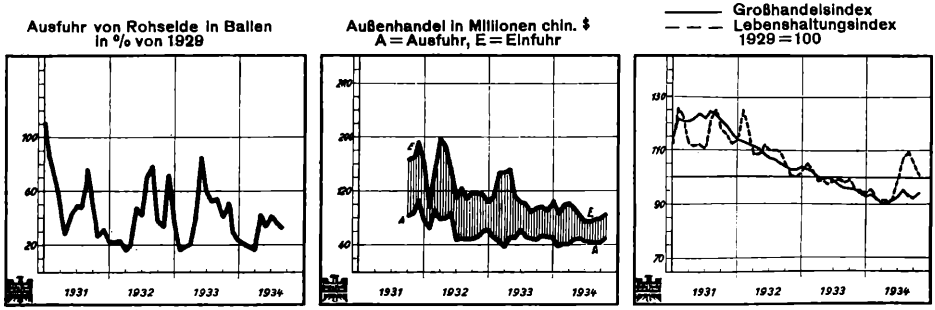
JAPAN



Fortgang des industriellen Aufstiegs. Hochstand der Investitionstätigkeit. Dagegen wegen tiefstehender Seiden- und Reispreise gedrückte Lage der Landwirtschaft. Weitere starke Erhöhung des gesamten Außenhandelsvolumens. Versteifte Kreditmärkte. Yen-Kurs im Laufe des Jahres 1934 erneut etwas rückgängig. Disagio betrug im Dezember 1934 rd. 65,5%. Angespannte Staatsfinanzen.

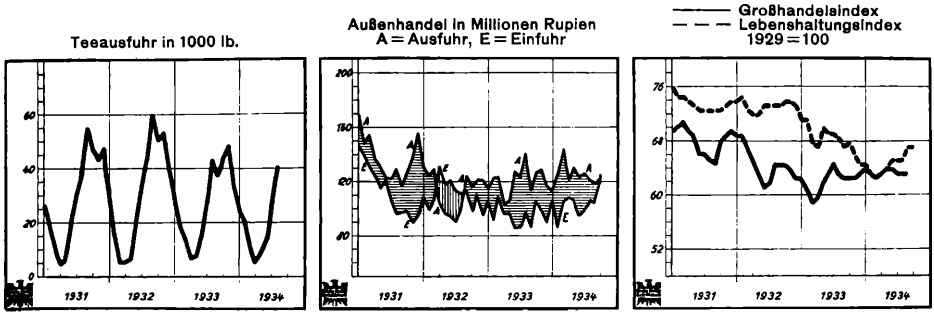
Stadt-Bibliothek Elbing

CHINA



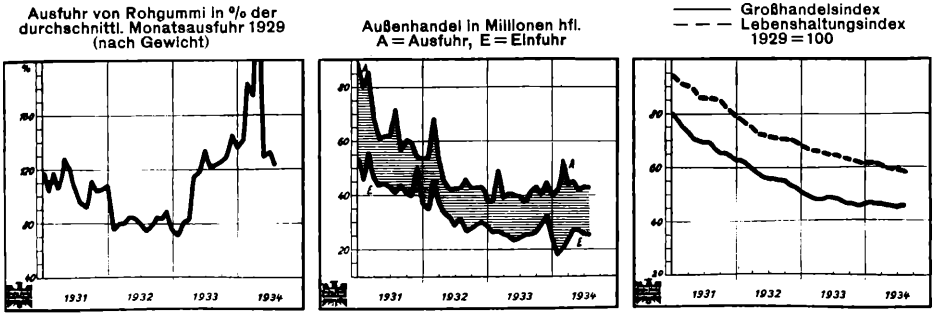
Schwierige Lage der chinesischen Landwirtschaft wegen Preisdrucks in Seide und Reis. Der im Vergleich zu den Binnenumsätzen niedrige Außenhandel weiter rückgängig. Starker Einfluß der durch die amerikanische Politik hervorgerufenen Silberpreissteigerung am Weltmarkt auf die chinesische Silberwährung; zwecks Verhinderung des den inländischen Geldumlauf gefährdenden Silberabflusses Einführung einer 10%igen Silberausfuhrabgabe.

BRITISCH-INDIEN



Agrarlage durch Preiserhöhungen für Baumwolle und Tee etwas gebessert. Beachtliche Neuinvestitionen in der indischen Textilindustrie. Steigender Außenhandel mit vergrößertem Ausfuhrüberschuß. Wechselkurs der Rupie bei rd. 39%igem Disagio gleichlaufend mit der Bewegung des englischen Pfundes.

NIEDERLÄNDISCH-INDIEN

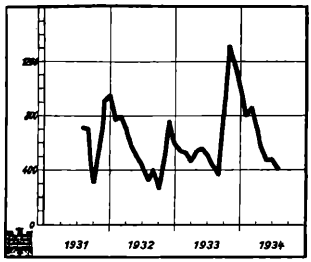


Leichte Besserung der Landwirtschaft infolge allmählicher Sanierung des Kautschukmarktes und steigender Teepreise. Ausfuhrüberschuß etwas erhöht. Dagegen in der Binnenwirtschaft deflationistischer Lohn- und Steuerdruck. Stabile Goldwährung in Übereinstimmung mit dem Mutterland, mit dem größerer Warenaustausch angestrebt wird.

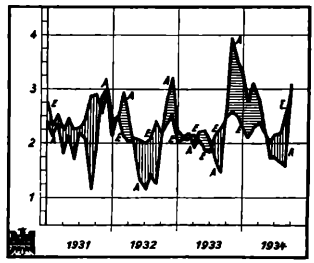
IV. AFRIKA

ÄGYPTEN

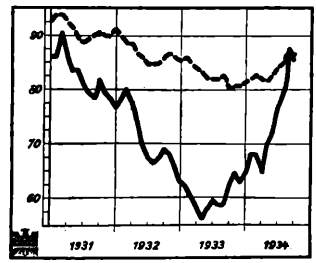
Baumwollausfuhr in 1000 Kantar



Außenhandel in Millionen ägyptischen £
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



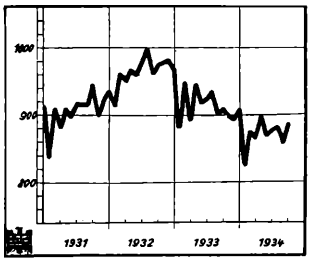
Großhandelsindex
Lebenshaltungsindex
1929 = 100



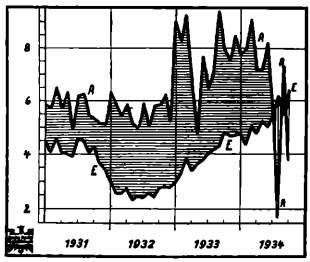
Umstellungsbestrebungen in der Landwirtschaft durch Erweiterung der Anbauflächen für Ölfrüchte; Agrarlage durch erhöhte Baumwollpreise etwas erleichtert. Erhebliche Investitionstätigkeit in zollgeschützten Industrien. Währungskurs mit 39% Disagio parallel zum englischen Pfund.

SÜDAFRIKANISCHE UNION

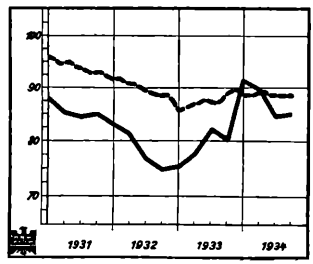
Goldproduktion in Transvaal
in 1000 Unzen Feingold



Außenhandel in Millionen £
A = Ausfuhr (einschl. Gold)
E = Einfuhr



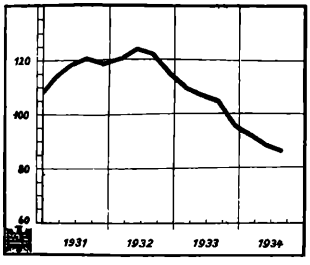
Großhandelsindex
Lebenshaltungsindex
1929 = 100



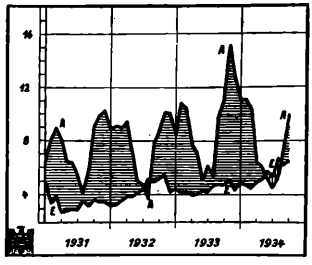
Fortschreitend starker Konjunkturaufschwung. Hochstand der industriellen Unternehmertätigkeit; besonders hohe Gewinne der Goldproduktion. Günstige Lage auch der Landwirtschaft. Beträchtliche Einfuhrsteigerung. Flüssige Kreditmärkte; Etatüberschüsse. Währungskurs mit rd. 40%iger Entwertung gleichlaufend mit dem englischen Pfund.

V. AUSTRALIEN

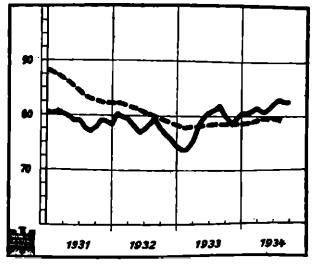
Arbeitslose in 1000



Außenhandel in Millionen £
A = Ausfuhr, E = Einfuhr



Großhandelsindex
Lebenshaltungsindex
1929 = 100



Anhaltender Konjunkturhochschwung; hohe Bautätigkeit und große Gewinne im Goldbergbau. Weizenernte infolge der Dürre um 20% geringer; Absatzschwierigkeiten in Wolle am Weltmarkt infolge verringerter Bezüge der Goldblockländer und Deutschlands. Günstige Konversionen von Auslandsanleihen in London. Valuta mit 51,5%igem Disagio in Übereinstimmung mit dem englischen Pfund.

Stadt-Bibliothek Elbing

COLIN ROSS:

Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika III

Mit dieser Fortsetzung schließt Colin Ross seine grundlegenden Ausführungen über den diesmaligen Eindruck von USAmerika ab. Im Frühjahr gibt er einen Gesamtbericht in Buchform unter dem Titel: „Amerika, — die Insel zwischen Europa und Asien" heraus. Die Schriftleitung.

XI. Amerika wird nervös

Es ist ein Fremder, ein Ausländer, der die Idee eines Amerika vom Pol bis Panama formt und ausspricht. Wenige Amerikaner werden ihm darin beistimmen, ja die meisten werden sie empört zurückweisen und ihm mit guten Gründen beweisen, daß die Erwerbung mexikanischen und kanadischen Territoriums weder im Wollen noch im Vermögen der Vereinigten Staaten läge. Und an diese Begründung werden sich noch einige schöne Sätze gegen den Imperialismus schließen und etliche noch schönere über allgemeine Menschheitswerdung, Weltfrieden und Abrüstung mit ein paar Seitenhieben gegen das „böse Hitler-Deutschland", das all diese wünschenswerten Dinge sabotiere.

Diese Einstellung des Durchschnittsamerikaners zu der Zukunft seines Kontinentes ist nicht verwunderlich. Das heutige Amerika ist müde und alt, erstaunlich alt. Kommt man aus dem von tausend neuen Ideen durchpulsten und vor Zukunftsglauben fiebernden Europa auf diese Seite des Atlant, so hat man in gar keiner Weise mehr das Empfinden, in eine „Neue Welt" versetzt zu sein, wie es einen beim Auftauchen Manhattans aus dem Nebel noch vor dem Kriege und selbst kurz nach dem Kriege so stark durchpulste. Nein, das ist keine neue Welt, sondern eine alte, eine durch und durch altmodische. Gewiß, da stehen die Wolkenkratzer vor einem, gewaltig und eindrucksvoll. Aber das sind gar nicht Symbole des Amerika von heute, sondern des von gestern, eines Amerika, das noch glaubte und seinen Glauben in den Himmel baute. Heute sehen selbst die stolzen Wolkenkratzer ein wenig überlebt und abgegriffen aus. Man macht sich klar, daß sie halb leer stehen, daß sie eine geschäftliche Aktivität vorspiegeln, die erledigt ist, die es nicht mehr gibt. Und so blickt man weniger hinauf nach ihren strahlenden Zinnen als hinunter auf all den Schmutz zu ihren Füßen, auf die im Winde wirbelnden Papierhosen alter Zeitungen, die Fülle stinkender Abfälle und die Men-

schen, die in unglaublich schmutzigen Löchern vegetieren. Dieser Schmutz, diese durch die Straßen wirbelnden alten Zeitungen, diese Menschen im Elend hat es von je gegeben in diesem Lande; allein solange es selber und mit ihm die ganze Welt unter der Suggestion stand, das Land Gottes zu sein, das jedem schließlich Wohlstand und Glück versprach, nahm man das Elend Amerikas für eine Durchgangserscheinung, für ein Übergangsstadium, für eine Art Fegefeuer, das der Einwanderer passieren mußte, ehe er in den Himmel Amerikas eingehen konnte. —

Nein, es ist durchaus nicht verwunderlich, daß der Amerikaner von heute erschrocken die Idee abwehrt, sein Land könne sich einmal vom Pol bis an den Panamakanal erstrecken. Das Volk, das einmal fieberte vor Expansionsdrang, dessen Vorväter aus sicheren Verhältnissen in eine unbekannte Wüste zogen, bloß weil ihr Drang in die Welt sie forttrieb, ist heute begrenzt und ängstlich. Amerika, das einmal stolz und selbstbewußt seine Interessen, seine Gedanken mit denen der ganzen Menschheit identifizierte und sie mit einer fast törichten Kühnheit über einen Kontinent, über den größten Ozean, über die gesamte Erde hinwegtrug, ist heute auf der ganzen Linie in der Verteidigung. Es sieht nicht, daß die Ideen, die einst neu und glänzend waren, die einst der Welt voranleuchteten, allen Glanz und alle Anziehungskraft verloren haben. Die Vereinigten Staaten sind ein Revolutionär, der bei den einst umstürzlerischen Ideen seiner Jugendjahre stehenblieb, der sie als Greis noch als „revolutionär" proklamiert und nicht merkt, daß sie das Reaktionärste vom Reaktionären geworden sind, weil die Welt inzwischen weiterging. Es gibt in Amerika eine exklusive Frauenvereinigung, die sich die „Töchter der Revolution" nennt und die das Konservativste und Reaktionärste darstellt, was es gibt. Nichts symbolisiert besser als sie, was sich der Amerikaner unter Revolution vorstellt.

Aber es wäre falsch, das Unverständnis, das Amerika Europa und insbesondere Deutschland entgegenbringt, mit dem gleichen Unverständnis zu erwidern. Der Amerikaner hat niemals, auch vor dem Kriege nicht, eine richtige Vorstellung von Europa gehabt. Seit der Zeit des Unabhängigkeitskrieges war er von frühester Kindheit an in der Anschauung erzogen worden, daß monarchische Staatsform Tyrannei bedeute, daß die europäischen Völker in einer Art feudaler Leibeigenschaft schmachteten, die sich vom Mittelalter her noch erhalten habe, insbesondere die Deutschen natürlich! Unter diesen Umständen war es ganz klar, daß man einfach nicht sah, wie unfrei man zum Teil selber lebte. Der Durchschnittsamerikaner hat von jeher in einer erstaunlichen Naivität seine Anschauungen als Maßstab von Verhältnissen und Sitten fremder Länder angelegt. Wie kann er da verstehen, was heute in Deutschland vorgeht? Die SA. muß ihm selbstverständlich als Kriegsdrohung erscheinen, die Hitlerjugend als Militarisierung der Kinder, der Arbeitsdienst als Zwangsarbeit. Der Amerikaner, dem es so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß die Demokratie den Frieden bedeutet, muß in der Diktatur selbstverständlich den Krieg sehen.

Aber daß der Amerikaner so heftig und so ablehnend auf die Vorgänge in Deutschland reagiert, hat nicht so sehr seine Ursache in diesen selbst als vielmehr in seiner eigenen Unruhe. Er fühlt, daß etwas vorgeht, daß die Welt sich wandelt, und diese Wandlung faßt er durchaus als Bedrohung auf. Er hat eine atemraubende Entwicklung hinter sich, er hat sich, weiß Gott, abgeschuftet und abgerackert. Um die Jahrhundertwende glaubte er sich am Ziel. Da kam der Weltkrieg. Die verdammten Deutschen bedrohten den Weltfrieden wie die Weltdemokratie. Da hieß es zu den Waffen greifen, für die Menschheit, für den Frieden, für die Demokratie! Aber als der Frieden endlich geschlossen war, fing es erst recht an. Man flüchtete sich in eine künstliche Prosperity, die auf Betrug und Schwindel beruhte. Dann kam der unvermittelte Krach. Man stand vor dem Chaos, man rettete sich in das „New Deal", man erlebte eine Ära sinnverwirrender, nie für möglich gehaltener Neuerungen. Man hielt still, weil man die unangenehmen Neuerungen für ein Zwischenspiel ansah. Aber als sie andauerten und die gute alte Zeit unbeschränkten Profites nicht wiederkommen wollte, wurde man nervös, und doppelt nervös gegen alles, was sich jenseits des Atlant abspielte und seine Wellen bis in „Gottes eigenes Land" hinüberzuspülen drohte.

XII. Das Angloamerikanertum und die Einwanderer

Amerikas ablehnende, ja feindliche Haltung gegenüber Faschismus und Nationalsozialismus, die zunächst auf seinem blinden Glauben an die Demokratie beruht, wird von zwei Klassen seiner Bevölkerung besonders unterstützt.

Die angelsächsische Führerschicht kann natürlich nur mit Befremden und Sorge auf die „Nationale Revolution", insbesondere auf die deutsche, blicken, die die Rasse in den Mittelpunkt stellt. Der „Schmelztiegel" hat bereits in den letzten Jahren so unbefriedigend gearbeitet, daß man die Tore für alle Einwanderung praktisch schließen mußte. Werden nunmehr diese unassimilierten Millionenmassen durch die nationalen Revolutionen zum Bewußtsein ihres völkischen Wertes gebracht, so drohen sie völlig unassimilierbar zu werden. Diese Gefahr ist um so größer in einer Epoche, die Amerika den Nimbus des Landes der Freiheit wie des Fortschrittes genommen hat.

Es ist ja nicht erst seit heute, daß die angelsächsischen Amerikaner sich nervös gegen alle fremden Elemente wenden, die ihrer dominierenden Stellung irgendwie gefährlich zu werden drohen. Als die starke deutsche Einwanderung nach Pennsylvanien einsetzte, noch vor dem Unabhängigkeitskrieg, wandte man sich sofort gegen diese. Als die achtundvierziger Revolution und die gleichzeitige Entdeckung der kalifornischen Goldfelder eine starke Einwandererwelle nach den Vereinigten Staaten spülte, entstand die sogenannte „Know nothing"-Partei, die sich zum Ziel setzte, alle Fremdstämmigen zu unterdrücken und sie vor allem von Beamtenposten auszuschließen. Wenn Amerika Einwanderer willkommen hieß, so, weil diese ihm

alle schwere Arbeit abnahmen, die Weite erschließen halfen und seine Industrie entwickelten. Als man sie nicht mehr brauchte, schloß man die Tore.

Aber es ist zu spät, und die Nervosität der „hundertprozentigen Amerikaner" ist begreiflich. Der Prozentsatz der Einwanderer ist dauernd gestiegen, und zwar immer mehr in der Richtung von immer schwerer zu assimilierenden Rassen. Vom Unabhängigkeitskrieg bis 1820 wanderten schätzungsweise im ganzen höchstens eine Viertelmillion Menschen ein. Im Jahre 1842 waren es bereits 100000, im Jahre 1885 stieg die Einwandererziffer auf 790000, um nach 1900 die Millionengrenze zu überschreiten. Und was vom nationalamerikanischen Standpunkt aus noch gefährlicher war, die Einwanderer wurden dem ursprünglichen angelsächsischen Stock immer fremder. Auf die Iren, die wenigstens die gleiche Sprache sprachen, folgten Deutsche und Skandinavier, die sich noch leicht assimilierten, aber dann begannen Süd- und Osteuropäer einzuströmen, Italiener und Russen, Ruthenen und Griechen, Polen und Tschechen, ja selbst Orientalen, wie Armenier und Perser. In dem Jahrzehnt von 1871 bis 1880 waren noch 19 Prozent der Einwanderer Briten gewesen, 32 Prozent deutsch und nur 8 Prozent romanisch und slawisch. In den 20 Jahren von 1900 bis 1920 schnellte der Prozentsatz der süd- und osteuropäischen Einwanderung auf 77 Prozent, und zwar strömte das bunteste Gemisch völlig unassimilierbarer Elemente ein. Die Situation wurde noch dadurch kompliziert, daß die Hauptmasse der Einwanderer in den Nordstaaten hängenblieb und so manche Gegenden völlig überfremdete. Der Süden war von jeher von Einwanderung verhältnismäßig frei geblieben. So war dort im Jahre 1880 noch nicht ein Prozent der Bevölkerung fremd geboren. Dafür hatte der Süden allerdings die Neger, die in einzelnen Staaten, wie z. B. Mississippi, die Weißen an Zahl übertreffen.

Heute ist die Lage derart, daß neben 12 Millionen Negern, 2 Millionen Mexikanern, 180000 Ostasiaten und 25000 Philippinos in den Vereinigten Staaten 18 Millionen Fremde leben, die erst nach 1900 eingewandert sind. Und selbst wenn man als hundertprozentige Amerikaner alle die rechnet, die von amerikanischen Eltern in Amerika geboren wurden — einerlei, ob die Eltern nun von England stammen oder Deutschland, Skandinavien oder sonst woher —, so kommt man immer erst auf einen Satz von 55 Prozent. Selbst von diesen 55 Prozent ist sich ein nicht unerheblicher Teil seiner Abstammung noch bewußt und spricht zum Teil noch die Sprache der Großeltern. Ja, diese Bewußtwerdung des europäischen Heimatbodens ist heute stärker als vor dem Kriege. Ich kenne verschiedene deutschamerikanische Familien, wo die Kinder kein Deutsch mehr sprechen, wohl aber die Enkelkinder, oder nicht die Enkel, wohl aber wieder die Urenkel.

Unter diesen Umständen und bei dem ständig anwachsenden Einfluß der katholischen Kirche erscheint eine Ku-Klux-Klan-Taktik, die sich rücksichtslos gegen alles Fremdrassige und Fremdreligiöse richtet, mehr als bedenklich. Der Erfolg könnte ein höchst unerwünschter Rückschlag sein. Etwas Ähnliches erlebte man ja

bereits bei den Deutschamerikanern, die unter dem Druck der Deutschenhetze und des jüdischen Boykottes in einer vorher nie für möglich gehaltenen Art und Weise sich auf ihr Deutschtum besinnen.

XIII. Amerikanertum und Judentum

Die Bundesgenossenschaft der hundertprozentigen Angloamerikaner und der Juden, die gemeinsam das Übergreifen nationalistisch-faschistischer Ideen von Europa nach Amerika bekämpfen, ist im Grunde seltsam, ja direkt widersinnig.

Die Hundertprozentigen sind selber Nationalisten reinsten Wassers. Sie sagen lediglich Amerika, wenn sie Angloamerika meinen. Mitunter sagen sie auch Menschheit, wenn es sich um die Durchsetzung ihrer Ansprüche gegenüber anderen Rassen handelt. Sie tun das in gutem Glauben und aus vollster Überzeugung, und deshalb waren sie bisher mit dieser Taktik auch so erfolgreich. Die geheime Gegnerschaft beziehungsweise das Bestreben, die Führung und Leitung unter allen Umständen in der Hand zu behalten, richtet sich daher gegen die Juden genau so wie gegen alle andern nicht angelsächsischen Rassen in Amerika. Der amerikanische Antisemitismus liegt auf der gleichen Linie wie die amerikanische Antipathie gegen Deutsche und Süd- wie Osteuropäer. Er tritt lediglich im allgemeinen nicht offen zutage. Der gleiche Amerikaner, der sich über den Antisemitismus der Deutschen entrüstet, erzählt harmlos von Klubs, ja von Hotels, die keinen Juden aufnehmen. Allerdings wird die Aufnahme nie offen der Rasse wegen abgelehnt, sondern mit der Begründung, daß kein Platz sei oder dergleichen. Ich habe einen arischen Freund mit dem jüdischen Namen Morgenstern in den Staaten. Dieser erzählte mir, daß er niemals unter seinem richtigen Namen in Hotels Zimmer bestellt, um nicht eine Absage zu riskieren. Ebenso gibt es auch Schulen und Universitäten, die keinen Juden annehmen oder nur eine beschränkte Zahl. Aber von all diesen Dingen wird nicht gesprochen. Auch die Juden sprechen nicht davon; im Gegenteil, sie tun so, als ob es nicht die geringste Animosität gegen die jüdische Rasse in Amerika gäbe. Und sie gehen noch einen Schritt weiter, indem sie den Begriff der amerikanischen Freiheit und Demokratie mit dem des Philosemitismus identifizieren.

Die Juden treiben somit die gleiche Camouflage wie die angelsächsischen Amerikaner. Sie sprechen von amerikanischen Idealen, wenn sie ihre besonderen Interessen meinen. Und da es den Juden gelungen ist, die Presse und öffentliche Meinung in geradezu erstaunlicher Weise unter ihre Kontrolle zu bringen, ist die groteske Situation entstanden, daß die Nachkommen der Neu-Engländer, die einzigen wirklichen Amerikaner, die es im Sinne des angelsächsischen Amerika gibt, sich von der kleinsten und erst am kürzesten im Lande befindlichen Fremdrasse sagen lassen und sagen lassen müssen, was wahres Amerikanertum, wahre amerikanische Freiheit, wahre amerikanische Demokratie ist und wie sie auf die europäischen Strömungen und Ideen zu reagieren haben.

Gegenüber diesen lärmenden und aufdringlichen Versuchen, die Idee der amerikanischen Freiheit gewissermaßen zu monopolisieren, befindet sich das angelsächsische Amerika in einer Zwangslage. Die dominierende Stellung der Juden ist den alten Amerikanern höchst unangenehm, aber sie können nicht offen gegen die Verkünder von Grundsätzen auftreten, die als wahres Amerikanertum gelten, selbst wenn sie nicht mehr als Phrasen sind.

Unter der Herrschaft der Phrase blieben die Neger weiterhin Sklaven — auch nach der Erklärung, daß alle Menschen gleich geboren seien. Unter der Herrschaft der Phrase trat Amerika gegen die Interessen der Masse seiner Bevölkerung in den Krieg. Unter der Herrschaft der Phrase verhinderte eine kleine Gruppe Fremdrassiger, daß Amerika die Entwicklung in Europa, vor allem in Deutschland und Italien, wenigstens objektiv und unvoreingenommen verfolgt. Neben der Phrase stand allerdings von Anfang an auch echter Idealismus und Humanität im besten Sinne des Wortes. Diese Idealität und Humanität sind jedoch nur allzu oft, ohne es zu wissen, der Phrase erlegen und haben den Interessen skrupelloser Politiker und Geschäftemacher gedient, während sie glaubten, sich dem Dienste der Menschheit zu weihen.

So ist es auch heute. Mit die besten und edelsten Amerikaner halten Deutschland für ein Land von Blut und Grauen, von Sklaverei und Unterdrückung, weil eine rigoros vom Judentum kontrollierte Presse und öffentliche Meinung ihnen es nicht anders zu sehen erlaubt. Selbstverständlich muß auch ein Deutscher Verständnis dafür haben, daß die amerikanischen Juden das heutige Deutschland bis aufs Messer bekämpfen. Sie kämpfen dadurch um ihre eigene Position in Amerika; denn es geht ihnen ja nicht so sehr um die Interessen der deutschen Juden als darum, zu verhindern, daß ihnen etwas Ähnliches passiert. Vom amerikanischen Standpunkt aus darf die antisemitische Politik Deutschlands nicht ungestraft bleiben. Es muß ein weithin sichtbares Exempel statuiert werden, daß furchtbare Vergeltung das Volk trifft, das die Juden anzutasten wagt.

Und nun ist es seltsam, daß die Juden in Amerika wie auch in England in ihrem fanatischen Haß gegen Hitler-Deutschland alle Vorsicht außer acht lassen und so eine nachträgliche Rechtfertigung der deutschen Antijudenpolitik schaffen. Auch wer als Deutscher diese Politik durchaus nicht billigte und die edlen und anständigen Juden bedauerte, die unter ihr zu leiden hatten, wird heute stutzig, wenn er sieht, wie ein internationales Judentum skrupellos nicht nur um seine Gleichberechtigung, nein, um seine Oberhoheit kämpft. So nennt eine neue, mit großem Aufwand herausgebrachte Monatsschrift das Judentum den „Senat der Völker", der zusammen mit den Angelsachsen berufen sei, die Welt zu beherrschen. So wird hier in Amerika nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der gesellschaftliche Boykott gegen alle organisiert, die wagen, mit Deutschland zu sympathisieren. Ja, man hat sogar Damen der Gesellschaft mit Boykott gedroht, falls sie den anti-

deutschen Vereinigungen nicht beitreten und keinen Beitrag zur Bekämpfung des Hitlerismus zeichnen. Sogar an die Abkömmlinge alter deutsch-amerikanischer Familien hat man solche Zumutungen gestellt.

Es ist klar, daß nur ein Teil der amerikanischen Juden diese hemmungslose semitische Propaganda treibt, die sich als ein Kampf um wahres Amerikanertum und wahres Menschentum maskiert. Viele Juden sehen mit Sorge diesem Treiben zu und fürchten einen ähnlichen Rückschlag wie in Deutschland. Da man offen nichts gegen eine Propaganda tun kann, die sich als hundertprozentig amerikanisch ausgibt, so wächst unausgesprochen im Volke selbst die antisemitische Stimmung. Es haben sich auch bereits etliche Organisationen gebildet, die sich die Bekämpfung des Judentums zum Ziel gesetzt, wie die Khaki-Shirts und die Silver Shirts. Letztere greifen bereits den Präsidenten scharf an wegen des allzu starken jüdischen Einflusses in seiner nächsten Umgebung. So entsteht langsam eine gefährliche Situation, gefährlich zunächst für die amerikanischen Juden selbst, dann aber auch gefährlich für ganz Amerika, dem die Möglichkeit genommen wird, die Vorgänge in Europa vorurteilslos zu verfolgen, aus ihnen zu lernen und auf evolutionärem Wege, nicht auf revolutionärem, die Idee des Neuen Amerika zu entwickeln.

XIV. Amerika und die cäsarische Demokratie

Das amerikanische Problem läßt sich in zwei knappe Fragen zusammenpressen. Erstens ist die alte Idee „Amerika" noch lebensfähig, beziehungsweise kann sie zu neuem Leben erweckt werden? Zweitens, wenn nicht, welche neue Idee vermag dann an ihre Stelle zu treten?

Die ursprüngliche amerikanische Idee war eine nationale unter internationaler Verkleidung. Sie hieß menschliche Freiheit und menschlicher Fortschritt und meinte die Interessen der angelsächsischen Führerschicht. Aber da Amerika sehr groß war und sehr reich, da es ständig wuchs und seine Führer großzügig und weitherzig waren, so fiel auch für die nichtangelsächsischen Amerikaner wie für die Menschheit so viel ab, daß die Idee Amerika sich bis in unsere Tage erhielt, in denen sie allerdings einen über die ganze Welt hin hörbaren Zusammenbruch erlebte, einen viel gewaltigeren jedenfalls als sich die meisten Amerikaner realisieren. Die äußeren Zeichen dieses Zusammenbruches des Glaubens an Amerika als einer großen und erfüllenden Idee war das Versagen der amerikanischen Politik in und nach dem Weltkriege, seine Einwanderungsbeschränkungen und schließlich Depression und Dollarentwertung.

Aber selbst wenn dieser Rückschlag durch eine günstige Konjunktur und eine neue Prosperität, für die einstweilen alle Anzeichen fehlen, überwunden werden könnte, so sind der Idee Amerika in ihrer alten Form doch die Grundlagen entzogen. Einmal hat sich das angelsächsische Element zahlenmäßig zu sehr schwächen lassen und zu stark an Prestige verloren. Damit ist der Idee Amerika die ursprüng-

lich tragende nationale Grundlage genommen. Zum andern hat in einer Epoche der Nationalen Revolutionen die internationale Idee, die Amerika als werbendes Aushängeschild benutzte, an sich bereits alle Zugkraft verloren. — Damit aber ist für die Vereinigten Staaten eine gefährliche Situation entstanden. Gewissermaßen ist ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen und in bestimmtem Sinne sind sie augenblicklich ebensowenig existent wie etwa das Britische Weltreich, das heute nicht als Wirklichkeit, sondern als Fiktion existiert. Beide Gebilde scheinen machtvolle Staaten, die jedoch unter Umständen zerspringen können wie Glas. Beide aber vermögen sich zu neuer, blutvoller Form umzubilden, falls sie die tragende, belebende und beseelende Idee finden. Und zwar gilt dies von den Vereinigten Staaten in höherem Maße als vom Britischen Empire.

Welches ist nun diese Idee?

Es liegt nahe, an eine gemeinsame angelsächsische zu glauben, die der angelsächsischen Rasse die Weltherrschaft sichert. Aber der Zeitpunkt dafür ist bereits verpaßt. Dafür ist Amerika bereits zu wenig angelsächsisch, und davon abgesehen war die Prestigeeinbuße der angelsächsischen Politik wie der angelsächsischen Struktur und Lebensform zu groß. Wie schwach der Gedanke der gemeinsamen Weltherrschaft auch bereits in beiden Ländern ist und wie gering die Möglichkeiten für ihre praktische Verwirklichung, erwies sich anläßlich des japanischen Vorstoßes auf eine asiatische Monroe-Doktrin hin. Nicht einmal gegenüber dieser ernsten Bedrohung, — nicht der Vorherrschaft, sondern der Gleichberechtigung der Weißen und des weißen Handels in Ostasien, konnten sich die beiden Vormächte der weißen Rasse zu einem gemeinsamen Vorgehen und einer gemeinsamen Politik entschließen. So groß die kulturelle und sprachliche Verbundenheit Englands und Amerikas auch ist — heute sind beide nicht nur zwei Länder, sondern zwei Welten.

Amerika wirft die letzte Schale der ehemaligen Kolonien immer mehr ab, und je bunter sein Bevölkerungsgemisch geworden ist, desto notwendiger wird es, daß die Vereinigten Staaten sich auf eine eigene, gemeinsame Note besinnen, die nicht mehr eine verkappte Nachahmung des Mutterlandes sein kann, vor allem, weil das Amerika von heute ja nicht ein Mutterland mehr hat, sondern viele Mutterländer, oder richtiger: Amerikas Mutterland ist nicht mehr Europa, sondern Prärie und Felsengebirge, die Sonne des Kontinentes zwischen den beiden Weltmeeren und die Ahnengeister des amerikanischen Bodens.

Amerikas Problem ist dasselbe wie das Europas. Das heißt, es handelt sich darum, den Aufstand der Massen aufzufangen und diese in neue Lebensformen organisch einzugliedern, so daß alle Glieder der Gesellschaft einen angemessenen Anteil am menschlichen Glück erhalten.

Dies ist nur möglich durch radikale Umschaltung von verstandesbestimmter (rationalistischer) auf glaubensbestimmte (spiritualistische) Lebensauffassung. Eine Zeitlang vermag man die Massen durch bloße Steigerung des Lebensstandards in

leidlich zufriedener Verfassung zu erhalten, wie man das in Amerika und auch in Australien ja mit einigem Erfolg versuchte. Jede Störung des Wirtschaftslebens — und solche regelmäßigen Störungen sind bei einer auf Fortschritt als Ziel abgestellten Weltauffassung unvermeidlich — muß zur Katastrophe führen oder hart an diese heran.

Das Problem ist also, den Massen eine Idee einzuimpfen, an die sie blind glauben, die sie in die Hand des Führers gibt und diesem ermöglicht, in Ruhe die nötigen organisatorischen und wirtschaftlichen Umstellungen durchzuführen.

Dies ist der Sinn der Diktatur, und dies ist der Grund, warum diese Staatsform ganz plötzlich allüberall sich so erfolgreich durchsetzte, nachdem man geglaubt hatte, die „Welt sicher für die Demokratie" gemacht zu haben. Für großzügige und langwierige Neuorganisationen und Umstellungen ist ja keine Staatsform ungeeigneter als die parlamentarische. Und das plötzliche Aufspringen der Diktatur hat seinen Grund in dem unbewußten Wissen der Völker um die eigene Unbeständigkeit und in dem Wunsche, sich dagegen zu schützen, indem man eine Regierung aufrichtet, die nicht so leicht gestürzt werden kann. Alle Diktaturen verdanken ihre Entstehung zunächst dem Volkswillen.

So stellt sich immer klarer heraus, daß die Regierungsform unserer Epoche, das heißt die des großen Weltwandels, die cäsarische Demokratie ist. Man kann auch demokratische Cäsarenherrschaft sagen, das heißt die Regierung eines im Volkswillen wurzelnden Einzelherrschers, der den unbewußten Massenwillen erkennt und vollstreckt. In dieser fast medialen Verbundenheit mit der Massenseele wurzelt die Popularität des Diktators, die an Anbetung grenzende Verehrung, die ihm „das Volk" entgegenbringt. Dieser gegenüber, sie erst ermöglichend, steht die grenzenlose Verantwortung des Führers.

Diese Ordnung ist nicht neu. Sie war bereits die des alten China, die dem Kaiser fast göttliche Gewalt verlieh, aber daneben auch eine von einem Menschen kaum tragbare Verantwortung, und die neben die absolute Gewalt des Herrschers das absolute Recht des Volkes stellte, den Herrscher zu stürzen oder zu töten, falls er seine Vollmacht mißbrauchte.

Es ist ganz klar, daß ein solches System nicht auf einer rationalen, sondern lediglich auf einer spiritualen Grundlage funktionieren kann. Am Anfang der erfolgreichen cäsarischen Demokratie stehen daher grundlegend und umfassend Idee und Glauben. Das ist in Amerika nicht anders als in Europa. Nur die Idee und die Wege, auf denen sie sich durchsetzt, müssen naturgemäß verschieden sein.

XV. Eine amerikanische Staatsphilosophie

Die Idee der cäsarischen Demokratie ist dem amerikanischen Geist keineswegs so fremd, wie es heute scheinen mag und wie es alle die Rufer und Streiter für die parlamentarische Demokratie glauben machen möchten. De facto steht am Anfang

der Vereinigten Staaten die cäsarische Demokratie; denn im Grunde war die Regierung Washingtons nichts anderes.

Nach dem Unabhängigkeitskrieg befanden sich die Vereinigten Staaten in einer ähnlichen Verfassung wie Deutschland in der Zeit von 1918 bis 1933; Unruhe, Revolten, schlimmste Inflation, Regierungen ohne genügend Autorität und das ganze Land Anarchie und Auflösung entgegentreibend. Aus diesem Zustand rettete das Land die Konstitution von 1787. Diese Konstitution erscheint heute als Urbild der parlamentarischen Demokratie. Sie ist aber gleichzeitig auch eine cäsarische Demokratie infolge der außerordentlichen Machtvollkommenheit, die sie dem höchsten Führer, dem Präsidenten, verleiht.

Und wenn die Konstitution Amerika rettete und aus einem chaotischen Bund sich befehdender Staaten zum starken, mächtigen Bundesstaat machte, so war das nicht so sehr die parlamentarische als vielmehr die cäsarische Seite der amerikanischen Demokratie, und vor allem der Umstand, daß im kritischen Augenblick ein Cäsar vorhanden war, um an die Spitze des Staates zu treten — Cäsar nicht im späteren imperialistischen Sinne verstanden, sondern in seinem ursprünglichen: des großen Volksführers. Es mag heutigem Empfinden seltsam erscheinen, Washington den Führer einer cäsarischen Demokratie zu nennen. Allein wenn wir Heutigen Washington erleben könnten, wie er sich nicht anders in der Öffentlichkeit zeigte als in einer von sechs Schimmeln gezogenen Staatskarosse und stets von zeremoniellem, steifem Pomp umgeben — sein Cäsarismus würde uns stärker erscheinen als seine Demokratie. Wenn sich das Bild Washingtons und überhaupt das der damaligen Zeit, die sehr viel mehr aristokratisch als demokratisch war, verschoben hat, so, weil im Verlaufe der Entwicklung die parlamentarische Seite der Demokratie die cäsarische immer stärker in den Hintergrund drängte, außer in Notzeiten, wo sie plötzlich nach dem „Cäsar" rief und ihm unbegrenzte Vollmacht übertrug. Diese verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der die amerikanische Verfassung von der parlamentarischen Form auf die cäsarische umschwenken kann, ist vielleicht ihr größter Vorteil. Eine solche Umstellung haben wir alle erst kürzlich nach der Betrauung Roosevelts mit cäsarischen Vollmachten erlebt. Seine Inauguration ähnelt der Washingtons. Beide kamen in dem Zeitpunkt zur Macht, als das Land vor dem Abgrund und der Auflösung stand und es nur durch eine starke Hand gerettet werden konnte.

Der Unterschied ist nur der, daß zu Washingtons Zeiten die Idee des Parlamentarismus in ihrer ersten Blüte stand. Einmal waren die Wahlmethoden durchaus aristokratisch und exklusiv. Es war ein Kreis ausgewählter Männer, die die Konstitution beschlossen wie die, welche den ersten Kongreß bildeten. Unter Washingtons Präsidentschaft gab es zunächst überhaupt noch keine Partei, als Roosevelt sein Amt antrat, gab es nur Parteien. Und es war seine erste und wichtigste Aufgabe, zunächst einmal diese Parteien zurückzudrängen und ihren Einfluß auszuschalten. Es war

ihm das möglich infolge der cäsarischen Seite der amerikanischen Konstitution wie des amerikanischen Volkscharakters, die dem Manne, der das Vertrauen des Volkes genießt, mehr als königliche Machtvollkommenheit überantwortet. Aber gleichzeitig lebt im amerikanischen Volke und erst recht in den amerikanischen Parteien und Politikern eine ständig wachsende Furcht vor dem „Tyrannen", nicht anders als in den griechischen Stadtstaaten. Besonders bei der Schaffung der Verfassung der neuen westlichen Staaten zeigte sich immer wieder das Bestreben, dem Gouverneur nur ja nicht zuviel Macht einzuräumen. Die Probleme von heute aber — auch die Amerikas — lassen sich nur mittels einer fast unbegrenzten Machtfülle lösen. Nicht nur das Schicksal Roosevelts, nicht nur das des „New Deal", sondern sogar das Amerikas wird davon abhängen, ob das amerikanische Volk seinem gegenwärtigen Präsidenten auf die Dauer das nötige Vertrauen schenkt, das allein ihm die nötige Handlungsfreiheit gewährt.

Diese Aufgabe Roosevelts ist nicht so viel anders als die Washingtons. Für beide handelt es sich darum, einen vom Chaos bedrohten Staat in eine neue, feste Form überzuführen. Die Roosevelts mag leichter erscheinen. Das Amerika von 1789 bestand aus fast unabhängigen Staaten, von denen einige sich erst sehr zögernd und unter erheblichem Druck entschlossen, die Konstitution zu zeichnen. Außerdem litt das Land noch unter den Nachwehen des achtjährigen Bürgerkrieges. Aber eines hatte das damalige Amerika vor dem heutigen voraus. Es war von einer starken, neuen Idee getragen, der Idee der Menschenrechte, der Freiheit und der Demokratie.

Diese Ideen sollen auch heute herhalten, und sie werden aufgerufen zum Kampf gegen Diktatur und Gewalt. An sich ist freilich die Freiheit keine neue Idee, sondern eine uralte und urewige, nur ihre Form wechselnde. Und die Form der amerikanischen und französischen Revolution, die Form der parlamentarischen Freiheit beginnt, viel von ihrem Reiz einzubüßen, wenn sie in nichts anderem besteht, als arbeitslos in den Straßen herumzulungern und langsam zu verelenden oder sich ein Leben lang gegen kargen Lohn in stumpfsinniger Arbeit abzurackern.

Der heutige Kampf zwischen der alten, liberalen Demokratie auf der einen Seite, des Faschismus und Kommunismus auf der andern ist nicht einer zwischen Freiheit und Unfreiheit, noch weniger ein solcher zwischen Kultur und Unkultur, sondern lediglich einer zwischen alter und neuer Form. Diese neue Form, all die „Ismen" sind nichts als Versuche, die Freiheitsrechte zwischen Individuum und Gemeinschaft neu auszubalancieren und einige der allzu krassen Ungerechtigkeiten auszugleichen, die unter dem alten System entstanden sind und die den Begriff von Freiheit und Gleichheit in ihr Gegenteil wandelten.

Der Versuch, die alte parlamentarische Demokratie und das liberale Wirtschaftssystem des „Laissez faire" um jeden Preis zu retten, sind nichts anderes als Versuche, eine alte wunderschöne, aber bereits angeschlagene und rinnende Vase zu kitten und wieder zu kitten, anstatt resolut in den Ton zu greifen und eine neue zu

formen. Die neue wird selbstverständlich einstweilen nicht so schön sein, aber sie bietet den Vorteil, den neuen Bedürfnissen besser angepaßt zu sein. Außerdem ist sie ganz und dauerhaft, und man kann sie auch noch ausschmücken.

Auch Amerika wird sich schließlich dazu entschließen müssen, die alte Vase aufzugeben und eine neue zu formen. Der Entschluß ist für Amerika schwerer als für jedes andere Land; denn schließlich ist es der Schöpfer dieser Vase, und es ist ihm seit Generationen eingehämmert worden, daß seine Form die einzig richtige, ja die einzig mögliche ist. Außerdem ist es für Amerika nicht so ganz leicht, eine neue Form zu finden. Amerika kann seine neue Form nicht auf einer völkischen Idee basieren wie Deutschland, nicht auf einer kulturellen wie Italien, nicht auf der des göttlichen Heimatbodens wie Japan. Amerika mit seinem Bevölkerungsgemisch und seiner ungeheuren Weite kann nur auf einer übernationalen Idee basieren gleich Rußland. Eine solche Idee kann natürlich nicht durch verstandesmäßige Überlegung gefunden werden, wie auch weder Stalin noch Hitler noch Mussolini durch Nachdenken zu der ihren kamen. Eine solche springt auf; sie wächst langsam unter der Decke und ist plötzlich da!

So wird auch die amerikanische Idee mit einem Male die Gemüter füllen. Einstweilen läßt sich nur so viel sagen, daß sie ganz stark den Charakter eines Glaubens haben wird.

Ich persönlich glaube, daß die Wesensform dessen, was einmal ein amerikanisches Volk werden will, sich in ganz ähnlicher Gestalt herauskristallisieren wird wie die Staatsphilosophie des alten China. Auf den ersten Blick mag es verblüffend erscheinen, Amerika mit China auch nur vergleichen zu wollen. Allein es bestehen erstaunliche Gemeinsamkeiten. China wie Amerika sind aus einem Kerngebiet in ein kontinentgroßes Territorium hinausgewachsen mit Völkern und Rassen, die kein natürliches, gemeinsames Band verbindet. China entstand aus der begrenzten Lößlandschaft des Hoangho, Amerika aus der Enge der 13 Kolonien. Das chinesische Reich umfaßte schließlich so heterogene Gebiete wie: Tibet, Turkestan und die Mongolei, Amerika: Neu-Mexiko, Oregon und Aljaska.

Das gemeinsame Band, das all die verschiedenartigen Teile, Rassen und Völker des chinesischen Reiches zusammenhielt, war die Schrift und die konfuzianische Staatsidee. Amerika ist so glücklich, im Englischen eine gemeinsame Sprache zu haben, nur die gemeinsame Idee fehlt ihm noch. Die angelsächsisch-nationale ist zu eng, die amerikanisch-allmenschliche zu weit. Die hundertprozentigen Amerikaner im Geiste des Ku-Klux-Klan müssen die Grenzpfähle weiterstecken und auch katholische Italiener und orthodoxe Griechen als vollberechtigte Amerikaner anerkennen. Die humanitären Amerikaner, die ständig die Worte Menschheit und Weltdemokratie im Munde führen, müssen ihr Organisationstalent zunächst einmal auf einem begrenzten Gebiete beweisen, statt auf der ganzen Erde, auf dem amerikanischen Kontinent.

HANSJULIUS SCHEPERS:

Was will Rußland im Völkerbund? II

Rückblick und Ausblick über Moskaus Weg nach Genf

Es wäre völlig verkehrt, wollte man aus den Wurzeln im Panslawismus, Slawophilentum und westlich-marxistischer Intelligenz schließen, daß heute die neuen Ideen in Rußland von einer breiten Oberschicht (die gibt es nicht mehr!) oder gar vom Fundament des ganzen Volkes getragen werden; es sind im Gegenteil nur wenige Säulen, auf denen die Sowjetmacht ruht. Mit Geschick haben die Machthaber im Kreml lange die Welt über die Grundlagen ihrer Macht zu täuschen gesucht. Inzwischen hat sich jedoch die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß keineswegs die 165 Millionen Russen ihr höchstes Ziel darin sehen, für die Verwirklichung der Fünfjahrespläne und für die Räteregierung als „natürliche Vertreter der russischen Menschheit" kämpfen zu dürfen. Nach Lenins Willen sollten Arbeiter und Bauern die Träger des kommunistischen Staates werden. In Wirklichkeit herrscht heute die Partei mit Hilfe der GPU. und den in 15 Jahren schlimmster Vergewaltigung raffiniert ausgedachten Methoden gesetzmäßiger und willkürlicher Rechtsprechung, und es herrscht die Rote Armee. Herr der Partei ist heute Stalin, der rote Zar und oberste Leiter der gewaltigen einheitlich zusammengefaßten und geleiteten russischen Wirtschaftsmacht. Stalin führt den bescheidenen Titel eines Generalsekretärs der Kommunistischen Partei, die nur etwa ein Zwanzigstel des russischen Volkes zu ihren Mitgliedern zählt. Aber dafür herrscht Stalin über die GPU., deren Macht und Methoden die zaristische Ochrana und die Tscheka weit in den Schatten stellen. Außerdem sorgt ein ausgeklügeltes Verhältnis-Wahlsystem (zu dem noch der Terror kommt) dafür, daß einmal das zahlenmäßig unterlegene Industrieproletariat die Übermacht gewinnt und daß in den verschiedenen Volksvertretungen und Komitees nur sichere, Stalin ergebene Leute sitzen. Stalins Name fehlt auf den amtlichen Listen der obersten Leiter der Sowjetunion (Kalinin, Molotow, Woroschilow u. a. findet man da), er ist weder ihr Präsident noch einer ihrer führenden „Minister", er ist nur der (theoretisch sogar absetzbare) Parteisekretär, als solcher aber der unumschränkte Herr über Leben und Tod jedes Bürgers der Sowjetunion. Die zweite Säule der Sowjetmacht ist das Heer. Sie ist das Werk (Trotzkis und) des fähigen Kriegskommissars Woroschilow. Glänzend ausgebildet, ausgezeichnet verpflegt, an Stärke und Motorisierung weitaus die größte der Welt, ist diese Armee in der Tat ein beachtenswerter Faktor der Kremlmacht[1]). Dennoch hat diese Armee Schwächen. Einmal haben die in glänzender Parade über den Roten Platz von Moskau stampfenden Riesentanks

1) Die Heeresstärke wird mit 940 000 Mann angegeben. Für 1935 ist ein Rüstungsetat von $6^1/_2$ Milliarden Rubel vorgesehen!!

ihre Kampfkraft noch nicht erwiesen (zumal nicht in den Sümpfen der Nordmandschurei!). Zum andern besteht die russische Armee zum größten Teil aus Bauernsöhnen, deren Vätern die Sowjets besonders übel mitspielten. Diese gut ausgerüsteten Soldaten sind keine leidenschaftlichen Kämpfer, deren Angriff die glühende Begeisterung für ein Ideal unwiderstehliche Wucht verleiht. Ganz im Gegensatz dazu das japanische Heer, das in einigen Spezialwaffen (der Luft z. B.) theoretisch den Russen wohl unterlegen, an moralischer Kampfkraft ihnen aber mit Sicherheit weit überlegen ist. Was das im Ernstfall bedeutet, hat der Weltkrieg gezeigt, wo der deutsche Soldat gegen die hundertfach überlegenen Tanks der Franzosen und Engländer — nicht nur stand, sondern siegreich bestand.

So wenig Sowjetrußland das außenpolitische Erbe des Zarenreiches im Westen antrat, so sehr wandelte es in den Nachkriegsjahren im Fernen Osten auf den Spuren des Grafen Witte und anderer großer zaristischer Außenpolitiker. Die äußere Mongolei wurde unbestrittenes russisches Einflußgebiet, die Turksibbahn wurde gebaut, in Sinkiang und Pamir drückten die Sowjets weiter auf das nordwestliche Einfallstor nach Indien, und in der Nordmandschurei bauten sie die ostchinesische Bahn, deren wirtschaftlicher Wert immer problematischer wurde, zu einem Riesensprungbrett für die endgültige sowjetistische Durchdringung Ostasiens aus. In Südchina mehrten sich die Aufstände kommunistischer Provinzgeneräle, und in Nordchina begann der Sowjeteinfluß ebenfalls sich zu festigen. Da mußte Japan aus Selbsterhaltungsgründen zuschlagen. Die Mandschurei wurde gewonnen, die „Siegfriedstellung" der Sowjets, die ostchinesische Bahn, ging in japanische Hände über, die russische Küstenprovinz wurde militärisch beinahe unhaltbar und das als Meerausgang lang umkämpfte Wladiwostok durch die Zerschneidung seiner Zubringerbahn und durch koreanische Konkurrenzhäfen wirtschaftlich fast wertlos gemacht. Der Gegensatz zu Japan ist ohne Zweifel seit Bestehen der Sowjetmacht deren realste Bedrohung, wenn er auch zugleich das Verhältnis Rußland-England weitgehend entspannte.

Da ein kommunistisches Chaos in China nicht nur eine Weltgefahr, sondern für Japan direkt eine Lebensgefahr bedeuten würde, konnte Japan bei dem Ausbau seines Festlandglacis Mandschukuo nicht stehenbleiben, es mußte über dessen offene und verschwimmende Westgrenzen in die innere Mongolei, in Richtung auf Sinkiang, vorzudringen suchen, um China gegen die anbrandende Sowjetflut abzuriegeln und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, seiner nunmehr über 20 Jahre dauernden Wirren Herr zu werden. Japan braucht zur Verwirklichung seiner panasiatischen und Weltmachtpläne ein starkes China ebenso, wie Rußland für seine sowjetistisch-panasiatischen Pläne ein chaotisches China brauchte, das ja jetzt schon zeitweilig nurmehr die Fiktion eines Staates war. Die Entwicklung der letzten Jahre hat gezeigt, daß wohl die gelbe (japanische) über die weiße (sowjetistische) Panasienidee den Sieg davongetragen hat. Rußland hat kampflos eine ausgespro-

chene Verteidigungsstellung bezogen. In richtiger Einschätzung seiner tatsächlichen derzeitigen militärischen Schlagkraft (entgegen den großsprecherischen Propagandareden seiner Machthaber) hat Rußland erklärt, im Osten nicht angreifen zu wollen. Dasselbe erklärte Japan. Der Unterschied ist nur der, daß Japans Erklärung der Wahrheit näherkommen dürfte. Japan hat in Sibirien weder wirtschaftliche noch sonstige Ziele. Sein lebensnotwendiger Siedlungsraum muß aus rassischen Gründen im Süden liegen (Philippinen, Annam, Malakka, Australien), und als Rohstoffreservoir für diesen Weg nach Süden, der ihm ohne Kampf kaum geöffnet werden dürfte, genügt für Japan die Mandschurei vollauf. Zudem ist Japans Staatshaushalt keineswegs ausgeglichen, er weist im Gegenteil einen solchen Fehlbetrag auf, daß man in Tokio wohl daran denken wird, daß schon einmal (1905) finanzielle Erschöpfung Japan um ein Großteil seiner Siegesfrüchte gebracht hat. Deutlich zeigen die raschen Machtumschwünge zwischen Außenamt, Kriegsamt und Marine die aus der finanziellen Lage herrührende Stärke des innerjapanischen Spannungsfeldes. Daß Rußland seine Weltrevolutionsziele aufgegeben hat, ist dagegen unwahrscheinlich und an Beispielen widerlegbar, wenn es auch nach außen hin glauben zu machen sucht, seine Völkerbundspolitik mit den Leitsätzen der 3. Internationale in Einklang bringen zu können. Rußland glaubt auch heute noch, im Fernen Osten das geeignete Feld und die beste Einbruchstelle für die weltweite Ausbreitung seiner Sowjetideen zu haben. Aber die Machthaber im Kreml wissen, daß ein voller Einsatz im Westen wie im Osten ein Aufsspielsetzen des gegenwärtigen Systems wäre. Sie wissen, daß ein verlorener Krieg in Fernost sie ebenso hinwegfegen würde, wie ein als sieggekrönter Diktator in Moskau einziehender General Blücher. So predigt man vorläufig im Kreml Frieden und sieht zähneknirschend zu, wie Japan in Durchsetzung seiner panasiatischen Pläne einen stratetegischen Sperrgürtel dort legt, wo die Sowjetunion als Früchte des erfolgreichen Nachkriegsvordringens ihrer bolschewistischen Ideen schon sowjetistische Tochterrepubliken sah (Mandschurei, Mongolei, Sinkiang). Auf zwei Wegen sucht man in Moskau dennoch dem Fernostziel näherzukommen. Einmal durch einen inneren Ausbau der Industrie und Wirtschaft, der Verkehrswege, und vor allem durch gewaltige Umsiedelungen. Zum andern betreibt man nach Westen eine gewaltige Sicherungspolitik, die schließlich zum Eintritt in den Genfer Völkerbund führte.

Der erste Weg umfaßte folgende Hauptpunkte: Fünfjahresplan für Industrie und Wirtschaft (vor allem zunächst zum Aufbau einer Kriegsindustrie), Ausbau des Verkehrs- und Wegenetzes (besonders Ausbau der zu einem wesentlichen Teil immer noch eingleisigen, einzigen Nachschubstrecke für die Fernostarmee des Generals Blücher, der sibirischen Bahn), Anschluß des Fernostgebietes an das Luftverkehrsnetz (heute schon zeigt das Flugstreckenbild der Sowjetunion eine hervorragende Einheitlichkeit!), Verlagerung der Industrie in den Osten (wo Traktoren gebaut werden, werden im Zweifel auch Tanks hergestellt!) und vor allem Aufbau eines

Walles weißer Siedler als Sicherheitsgaranten an der Ostgrenze. Diesem Siedlungsplan erwachsen in der Natur des Landes und der Rasse des Volkes zwei wesentliche Helfer, aber auch Hemmungen. Die ganze russische Geschichte ist eine Kolonisations- und Siedlungsgeschichte gewesen, in der allerdings schwerwiegende Fehler gemacht wurden, so daß Moskau heute nicht nur wegen der mangelnden weißen Besiedelung, sondern auch wegen der zunehmenden gelben Einwanderung besorgt an seine Ostgrenze blicken muß. Heute zeigt sich gerade in Russisch-Fernost, was es (in gefährdeten Grenzsäumen!) für Folgen haben kann, das landeigene Kosakentum, die seit Jahrhunderten bewährte Grenzwache, zu zerstören und an seine Stelle die bolschewistische Wirtschaftsordnung, den kollektiven Landarbeiter, den Städtesiedler und den bodenentwöhnten Garnisonssoldaten, zu setzen. Heute steht Moskau vor dem Problem, den Russen wieder zu einem bodenverwachsenen Siedler zu machen, der zäh seine Scholle verteidigt. Zu den kommunistischen Methoden und Einflüssen kommt hinzu, daß die Natur des russischen Raumes mit ihrer Weiträumigkeit und Gleichförmigkeit und der Ähnlichkeit der Lebensbedingungen dem Russen eine gewisse Leichtigkeit mitgegeben hat, mit der er sich zu allen Zeiten von seinem Boden zu trennen vermochte (von Niedermayer). Nur ein hochbefähigter Organisator, wie etwa der General Blücher, kann einer solchen Grenzsicherungsaufgabe gewachsen sein, ihr Erfolg bleibt dennoch abzuwarten. Der zweite Weg zur Erreichung ihres Fernostzieles mußte die russische Außenpolitik wieder nach Westen führen.

In Europa war seit dem Diktat von Versailles ein fast unentwirrbares Spinnennetz von Verträgen und Pakten geschlossen worden, deren Hauptangelpunkte Paris, London, Warschau, Prag, Belgrad, Bukarest, Rom waren. Diese Namen allein verrieten schon den Zweck jenes Vertragsnetzes: Verankerung der in Versailles zur politischen Handlungsmaxime erhobenen Knechtung Deutschlands. Wieder ging ein geheiligter Grundsatz der kommunistischen Internationale rettungslos über Bord, als nach Tschitscherins Abgang der neue (nach außen in Erscheinung tretende, denn Herr der Entscheidungen blieb immer Stalin) Außenkommissar Litwinow an die „verhaßte" westlichbourgeoise Pakt- und Parkettdiplomatie Anschluß suchte. Wie Stalin den Fünfjahresplan, so hat Litwinow die russische Außenpolitik in den Dienst des „Interventionskomplexes" gestellt, dem die Sowjets seit ihrer Machtergreifung verfallen waren. Die außenpolitische Lage der Sowjetunion im Jahre 1928 war keineswegs günstig. Da gelang es Litwinow im rechten Augenblick, aus Anlaß der Kellogpakt-Verhandlungen die Isolierung zu sprengen. Er erneuerte und festigte die Freundschaftsverträge im Orient, und seit Anfang 1929 „gehörte das Viereck Moskau-Ankara-Teheran-Kabul zu den feststehenden Größen der Weltpolitik" (Wirsing) und damit auch zu den tragfähigsten und verläßlichsten Stützen der Sowjetaußenpolitik. Im Frühjahr 1929 wurde dann als weiterer Schritt der Litwinow-Pakt zwischen Rußland, Polen, Lettland und Estland als getreues Abbild des

Kellogpaktes geschlossen, dem auch Rumänien (trotz der strittigen Bessarabienfrage) nicht unfreundlich gegenüberstand. Vor allem die Türkei ist einer der zuverlässigsten Freunde der russischen Außenpolitik geworden. Hier spürt man besonders deutlich die feine Hand Litwinows. Die von Italien eifrig betriebene Annäherung an die Türkei war erst möglich, nachdem Italien die Sowjetunion anerkannt hatte. Ebenso ist es mit der Annäherung zwischen Paris und Ankara gewesen, die notwendig war, um den von Frankreich eifrig gewünschten und geförderten Balkanpakt zum Abschluß zu bringen (1934), denn ohne die Türkei war der Balkanpakt fast wertlos. Auch Ankara und Paris traten erst in nähere Fühlung, als das Verhältnis Frankreichs („Antisowjetfront"!) zu Rußland sich grundlegend gewandelt hatte. Noch auf dem Parteikongreß 1930 hatte Stalin scharfe Worte gegen Frankreich gesprochen, da trat mit dem Amtsantritt Herriots in Paris (im Sommer 1932) eine entscheidende Wendung ein[1]). Der Litwinow-Pakt 1928 hatte keine Entspannung gebracht[2]), jetzt aber trat sie ein: Am 25. Juni 1932 unterzeichnete Litwinow den Nichtangriffspakt mit Polen, dem am 29. November 1932 der Nichtangriffspakt mit Frankreich folgte. Dieser Vertrag mit Frankreich brachte eine völlige Umstellung der Mächteverteilung in Europa. Rußlands gutes Verhältnis zu Deutschland kühlte sich merklich ab. Rußlands Angleichung an Frankreichs Genfer These vom Angreifer, sein Einstimmen in den französischen Ruf: „Sicherheit vor allem!" führte die beiden ungleichen Mächte immer mehr zusammen. Frankreich hat selbst seine Antisowjetfront eingerissen, und die russische Karte ist sein Haupttrumpf gegen die in Mussolinis ursprünglichem Viererpakt verankerte Neuausgleichung der Kräfte gewesen, die vielleicht Frankreichs diktatorische europäische Machtstellung hätte erschüttern können. Die russische Außenpolitik begann nach jenem Nichtangriffspakt von 1932 ein Zusammenspiel mit Frankreich, nicht unähnlich dem von 1891. Auch damals glaubte man, diese Freundschaft zwischen dem demokratischen Frankreich und dem despotischen Rußland hält nie. Sie hielt! Wenigstens so lange, bis Deutschland sich im Weltkriege erschöpft hatte. Heute begegnen sich russische Westgrenzensicherungs- und französische Einkreisungswünsche (da Polen doch nicht mehr sicher genug scheint, nach seinem Freundschaftsabkommen mit Deutschland). Auch heute wird eingewendet, die ungleiche Freundschaft zwischen den ausgesprochenen Vertretern einer kapitalistischen und einer sozialistischen Welt hält nicht lange[3]). Die Lage von 1891 bis 1934 hat sich zwar grundlegend geändert, Frankreich ist von einer geschlagenen

1) Auch die völkerrechtliche Anerkennung der USSR. durch Frankreich erfolgte erst (28. X. 1924), nachdem Herriot Minister geworden war.

2) Die 1926 begonnenen Verhandlungen um 14 Milliarden Franken russische Schulden an Frankreich waren 1930 ergebnislos abgebrochen worden. Tardieus Antidumping-Gesetze 1930 bedeuteten einen Tiefstand der beiderseitigen Beziehungen. Erst die Aufhebung dieser Gesetze (1931) bahnte eine Annäherung wieder an. 3) Wie die beiden Länder in ihrer Geographie, so sind die beiden Völker in ihrer gesamten Geisteshaltung zwei völlige Gegensätze.

und isolierten Macht zur ersten Militärmacht Europas aufgerückt, die an den Fäden ihres Paktnetzes das mitteleuropäische Marionettentheater zu lenken sucht, dennoch ist aufschlußreich, daß ausgerechnet der französische Senator Bérenger bei den Verhandlungen über einen französisch-russischen Vertrag die bedeutungsvolle Parallele zu 1891 zog. Ein weiterer großer Erfolg Litwinows war sein erster Ostpakt, den er mit Estland, Lettland, Litauen, Finnland, Polen, Rumänien, der Türkei, Persien und Afghanistan abschloß. Dieser Pakt wurde anläßlich der Weltwirtschaftskonferenz 1933 (ausgerechnet in dem sowjetfeindlichen London) geschlossen, er verwirklichte und erweiterte die Ideen des Litwinow-Paktes von 1929. Sein Inhalt war wörtlich die mechanische französische Angreiferthese, die Litwinow noch wenige Monate vorher in Genf mit zynischen Worten der Lächerlichkeit preisgab. — Realpolitik! Es folgte dann der Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag mit Italien im September 1933, dem unmittelbar die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Ungarn, Bulgarien und Rußland sich anschloß. Die russische Westgrenze schien nun mit Pakten so gesichert zu sein, daß Moskau wieder einen Vorstoß nach Osten wagen konnte. Diese willkommene Gelegenheit bot sich, als Roosevelt Kalinin im Oktober 1933 um Entsendung eines Bevollmächtigten wegen der Anerkennung der Sowjetunion ersuchte, die stimmungsmäßig in beiden Ländern schon lange und gut vorbereitet war. Am 17. November 1933 unterzeichneten Litwinow und Roosevelt die Anerkennungsurkunde. Wenn Litwinow auch diesen Vertrag als einen seiner größten Erfolge wertet, so war er doch noch nichts Ganzes. Ein Freundschafts- und Nichtangriffsvertrag kam nicht zustande. Roosevelt scheute doch eine allzu enge Bindung mit Rücksicht auf Japan, wie er auch das Unter-der-Hand-Angebot der Russen, Nordsachalin zu Flugstützpunktzwecken zu pachten, ablehnte. Auch sonst hat die Freundschaft mit den USA. nicht ganz das gehalten, was man sich von ihr versprach. Die leidige Schuldenfrage (die Vereinigten Staaten haben von Rußland etwa 400 Millionen Dollar zu fordern!) erwies sich doch als starker Hemmschuh. Außerdem zeigte die Streikwelle, die Amerika aufwühlte und sein Wirtschaftssystem erschütterte, allzu deutlich die Sowjetfreundeshand[1]). So war Litwinows Ziel: die diplomatische Isolierung Japans, nur einen kleinen Schritt weitergekommen, wenn auch schon der Anerkennungsvertrag für Japan eine nicht leicht zu nehmende Zweifrontenstellung bedeutete. Trotz aller Dementis scheint Japan einer Annäherung an England nicht unfreundlich gegenüber zu stehen, denn diese ginge ohne Zweifel auf Kosten der Russen und Amerikaner. Die wohlwollend aufgenommene englische Wirtschaftskommission für die Mandschurei ist immerhin ein Zeichen für „Verständigung". England könnte (bei gegenseitiger Garantie der asiatischen Einflußbereiche) eine Einigung über eine Teilung des Welttextilhandels mit Japan erreichen, und Japan hätte in

1) Auf das Verhältnis zu den USA. wird bei der Darstellung der neuesten Entwicklung noch näher eingegangen.

Genf einen verläßlichen Interessenvertreter sitzen, außerdem wäre es England gar nicht so unlieb, die leider nun einmal vorhandene Flottengleichheit mit Amerika durch ein stärkeres Japan abgeschwächt zu sehen. Der vielgeschäftige Herr Litwinow-Finkelstein arbeitete inzwischen mit Macht im Westen weiter. Gab es doch einen in Bälde (im Frühjahr 1935) verwaisten Genfer Ratssitz (Japans) zu gewinnen und damit die Möglichkeit, in einem Forum in Fernostdinge sich einzuschalten, vor dem Japan keine Stimme mehr hatte. Ein kleines Zwischenspiel Litwinows schlug fehl: der russisch-polnische Garantieplan für die baltischen Staaten. Nicht uninteressant ist, daß um jene Zeit in den Randstaaten eine inoffizielle japanische Militärmission reiste! So ging Moskau denn auf das größere Ziel: Genf, los.

Diese Absichten kamen den Wünschen und der „Paktomanie" des Reiseministers Barthou durchaus entgegen. Er hatte als Vorspiel ausgiebig seine alte Sicherheitsflöte gespielt; mit welchem Erfolg, zeigte ein Artikel von Pertinax im „Echo de Paris", in dem es heißt: „Frankreich ist entschlossen, nichts zu unterlassen, was die alte gefährliche Verbindung Deutschland-Rußland verhindern kann, die mit einer Verstümmelung unseres Vaterlandes enden müßte!" Ein wochenlanger Kuhhandel in Genf und um Genf herum hob an. Bis sich die Großmächte einig waren über eine Einladung an Rußland, gab es auch hier einige Widerstände. Die Rothermere-Presse wies warnend darauf hin, daß Rußland als Völkerbundsmitglied sich unliebsam in Angelegenheiten des englischen Imperiums einmischen könne (wie z. B. Dardanellen, Persien, Afghanistan, Tibet usw.). Japan warnte vor Rußlands Aufnahme und betonte, Moskau in Genf sei eine Bombe, die jederzeit platzen könne. Auch Portugal und Holland machten scharfe Front gegen Barthous Pläne. Selbst in Paris fehlte es nicht an warnenden Stimmen. Der „Matin" brachte den guten Vergleich Rußlands mit dem Trojanischen Pferd, das man nach Genf schleppen wolle, ohne seinen Inhalt zu kennen. Am bemerkenswertesten war die Stellungnahme der Schweiz durch den Mund ihres geschichtserfahrenen Bundesrates Motta, der das Wirken russischer Heere und Politiker vor und nach der Heiligen Allianz keineswegs vergessen hatte. Ein Eintritt Rußlands, so betonte Motta, stehe mit der Präambel und der wirklichen Bestimmung des Völkerbundpaktes in Widerspruch. Das Ziel Rußlands sei die Weltrevolution. Wenn der Kommunismus auf dieses Ziel verzichte, verleugne er sich selbst, wenn er ihm treu bleibe, so wäre er der Feind aller, denn er bedrohe alle. Rußland habe sich innerlich keineswegs geändert, und der Grund seiner äußerlichen Änderung sei mit feurigen Buchstaben auf den Himmel des Fernen Ostens geschrieben! Das Wirken des „Edelanarchisten" Nicole in Genf unterstrich aufs wirksamste diese Ausführungen Mottas. Schließlich siegte aber doch Barthous diplomatisches Geschick (sogar das Gespenst des Pangermanismus mußte herhalten!), und eine Einladung, für welche die nötige Zweidrittelmehrheit erreicht wurde, ging an Rußland ab. Böse Zungen behaupten, Litwinow

habe selbst die Einladung, die einladenden Mächte die Antwort Moskaus verfaßt. Die offizielle Einladung forderte Rußland im Interesse der Erhaltung und des weiteren Ausbaus des Friedens zu tätiger Mitarbeit auf. Die amtliche Entgegnung Rußlands betonte, daß Organisation und Festigung des Friedens von jeher eine Hauptaufgabe der Sowjetaußenpolitik gewesen sei, man sei zur Mitarbeit bereit und begrüße es besonders, daß der Eintritt zu einem Zeitpunkt erfolge, wo man in Genf bestrebt sei, Kellogpakt und Völkerbundspakt in Einklang zu bringen. Nur einen Vorbehalt machte Moskau: Der Haager Gerichtshof sollte nur für solche Streitfälle zuständig sein, die nach dem Eintritt Sowjetrußlands in den Völkerbund entstanden seien. Eine ursprüngliche zweite Bedingung, die Anerkennung des Prinzips der Rassengleichheit durch den Völkerbund, wurde fallen gelassen. Im wirklichen und übertragenen Sinne durch eine Hintertür gelangten die Russen in den Völkerbund. Eine Prüfung ihrer Eignung und Zuverlässigkeit nach den gültigen Richtlinien der Völkerbundsatzung in allgemeiner, offener Sitzungsaussprache fand nicht statt. In der Tat mutet es ja auch wie ein unpassender Witz an, Rußland, in dessen Gebiet Millionen infolge eines wahnsinnigen Wirtschaftssystems verhungern, im Völkerbund und vor allem im Roten Kreuz zu wissen. Mit Recht klagt der Tscheche Kramarsch den Völkerbund an, daß er durch seine Aufnahme der Sowjetunion die ungeheuren Gewalttaten der Kremlmachthaber sanktioniere, die jeder Menschlichkeit spotten. Das Los der Sklaven, die die Pyramiden gebaut hätten, sei erträglich gewesen gegen das Los der Zwangsarbeiter, mit denen Rußland seine technischen Riesenbauten errichte und mit deren Fassade es vor dem Auslande paradiere.

Mit 39 Ja-Stimmen und 3 Nein-Stimmen bei 7 Enthaltungen wurde die Sowjetunion als 58. Mitglied in den Völkerbund aufgenommen und ihr zugleich mit 40 Bundesratsstimmen bei 8 Enthaltungen ein ständiger Ratssitz zuerkannt.

Gustav Fochler-Hauke:

Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien III

Die zukünftige Entwicklung

Japan hat die Weltmächte in den letzten Jahren durch das Vorgehen in Ostasien und durch seinen Wirtschaftskampf empfindlich geschädigt und nicht wenig verärgert. Schon heute ist anzunehmen, daß es, unter welchem Mantel immer, seine Flotte uneingeschränkt auszubauen gewillt ist, was aber die Beziehungen zu den angelsächsischen Mächten keineswegs freundlicher gestalten wird. Der Austritt aus dem Völkerbund wird im Jahre 1935 gültig und sollte nach den Satzungen mit der Rückgabe der Südseemandate verbunden sein. Entweder kommt es nun in dieser heiklen Angelegenheit zu einer neuerlichen Bloßstellung des Völkerbundes oder zu

einer für Japan unangenehmen Lage; das erstere ist allerdings wahrscheinlicher. Das Wettrüsten Japans muß auf die Dauer zu einer ernsten wirtschaftlichen Katastrophe führen, da Japan in seiner wirtschaftlichen Kraft trotz der Erwerbung der Mandschurei den Sowjets und den Vereinigten Staaten gegenüber unterlegen ist. Der Ausbau der Luftflotte macht Japan, trotz Bewilligung großer Summen, Schwierigkeiten, da die Eignung des Volkes für die Luftfahrt, ganz im Gegensatz zur Seetüchtigkeit, gering sein soll.

In einer jahrzehntelangen Herrschaft über Korea ist es Japan weder gelungen, eine nennenswerte Anzahl von japanischen Bauern dort anzusiedeln, noch die Koreaner wirklich für sich zu gewinnen. In der Mandschurei werden die bevölkerungspolitischen Schwierigkeiten noch ungleich schwerer zu meistern sein. Die Neutralität der Chinesen in der Mandschurei ist im Falle eines russ.-japan. Krieges für Japans Erfolg unerläßlich, aber sie ist sehr zweifelhaft, solange sich Japan nicht der Tat nach mit China aussöhnt und seine weiteren Eroberungspläne nicht aufgibt. Gelänge es nun in einem Kriege mit Rußland Japan, durch einen Flankenstoß — der in Anbetracht der motorisierten Sowjettruppen in der Mongolei nicht so einfach wäre — die sibirische Bahn beim Baikalsee abzuschneiden und gleichzeitig die russische pazifische Küste abzusperren, und damit Transbaikalien zu isolieren, so wäre vielleicht eine Eroberung dieses Raumes möglich. Niemals aber hätte Japan die wirtschaftliche und — in Anbetracht des harten Klimas — physische Kraft, Transbaikalien wirklich zu durchdringen, sich dort zu behaupten auf lange Sicht. Eine japanische Niederlage aber in einem Kriege gegen die Sowjets würde seine Festlandstellung vollkommen erschüttern, das Reich selbst wahrscheinlich dem wirtschaftlichen Ruin entgegenführen, ja vielleicht auch eine soziale Revolution heraufbeschwören.

So gewaltig und in mancher Hinsicht bewundernswert Japans Aufstieg ist, so günstig heute noch seine Machtstellung erscheint, die Zukunft wird ernst und schwer sein, denn der japanische Imperialismus setzte um 100 Jahre zu spät ein. Japan hätte bei einer geschickteren Behandlung Chinas sich eine festländische Rohstoffquelle ersten Ranges sichern und — besonders im Weltkriege, bei einer Teilnahme auf Seiten der Mittelmächte — sich ein großes Südseereich aufbauen können. Sein Plan aber, sich zum Herrn Asiens aufzuschwingen, muß mißlingen, da Japan, auf lange Zeit hin gesehen, weder der chinesischen noch der russischen Volkskraft auf dem Festlande gewachsen ist. Darüber können weder die gegenwärtigen noch etwaige weitere Erfolge in naher Zukunft hinwegtäuschen. Japans Kanonenimperialismus ist auf die Dauer auf dem Festlande unmöglich, da es einerseits — im Gegensatz zu England — auf seinen Inseln zu arm an Bodenschätzen, an natürlichen Machtquellen ist, und da der japanische Bauer auf dem Festlande nicht festzuwurzeln vermag. In Ländern, wo Japaner siedeln könnten, schließt man sich immer stärker ab — neuerdings auch in Brasilien, wo hoffnungsvolle Anfänge ge-

macht worden waren —, und in Insulinde würde selbst beim Verschwinden der europäischen Macht, der japanische Siedler nicht die einheimische Bevölkerung einschmelzen und nicht den Wettbewerb mit den schon Millionen zählenden Chinesen auf diesen Inseln aufnehmen können. Über Australien schwebt ein Fragezeichen, aber vielleicht wird ein weißer neuseeländisch-australischer Block auch dort die Japaner fernhalten können.

Die großartige japanische Volkskraft hat vielleicht den Ehrgeiz seiner Führer zu weit vorgetrieben, die heute glauben, aller Welt Schach bieten zu können, dabei aber gerade in ihrer Wirtschaftspolitik immer mehr auf die Welt angewiesen sind. Lenkt Japan noch rechtzeitig ein, verständigt es sich mit China, beschränkt es seinen Festlandsbesitz und baut es ihn nicht nur strategisch aus, versöhnt es die USA. durch eine einigermaßen „offene Tür" in China, so wird es imstande sein, seine Großmachtstellung zu behaupten und sie später vielleicht noch einmal stärker in der Südsee zu entwickeln. Welche Pläne Japan im Pazifik verfolgt, beweist die Anlage vieler Flotten- und Flugzeughäfen auf den Boninen, Mariannen und Karolinen; man errichtet dadurch Hindernisse zwischen den Philippinen und Hawai, das zwei Fünftel japanische Einwohner hat. Auch soll Japan versucht haben, von den Portugiesen Macao und von Holland den Nordostteil von Timor zu kaufen, um seine Südseestellung zu stärken. Bescheidet sich Japan nicht, so muß es, selbst bei einem siegreichen Kriege mit Rußland, und auch, wenn es diese Auseinandersetzung vermeidet, an seinem allzu großen Machthunger letztlich wirtschaftlich und sozial zusammenbrechen. Der Herr Asiens wird Japan niemals sein können.

Die Sowjets haben in der letzten Zeit unzweifelhaft große diplomatische Erfolge gehabt. Sie haben es zuwege gebracht, sich praktisch mit den kapitalistischen Mächten „auszusöhnen", ohne daß durch diesen Verrat an der kommunistischen Doktrin im Innern sich große Erschütterungen gezeigt hätten. Sie haben auch den zaristischen Imperialismus wieder aufgenommen, trotzdem sie propagandistisch die „imperialistischen Mächte" verdammen. Im Westen haben sie sich — wenigstens vorläufig — versöhnlich gezeigt und gesichert, um im Osten freie Hand zu haben. Das Volk muß hungern und darben, damit man Rohstoffe ausführen und mit Hilfe ausländischer Maschinen die gigantischen Industrieanlagen errichten, fieberhaft aufrüsten kann. Durch Terror und Propaganda gelingt es, im Innern diesen Kurs aufrechtzuerhalten. Auch heute noch hat der einfache Mann im europäischen Rußland nicht allzuviel übrig für die fernöstlichen Probleme, ja manche Kreise mögen vielleicht eine Verwicklung und Niederlage im Osten wünschen, in der Hoffnung eines Zusammenbruches der Räteherrschaft. Aber die kommunistische Partei, der Staat im Staate, ist kampfgesinnt, die Rote Armee ist glänzend ausgerüstet und siegesbewußt. Die Massen der Siedler im Fernen Osten — die durch geschickte Behandlung von seiten der Sowjets dem System weit mehr ergeben sind als die Bauern im Westen, und die auch die „gelbe Gefahr" am nächsten spüren —

sind bereit, ihre Heimat gegen die „Makaki" (Japaner) zu verteidigen; die starke, motorisierte, ausgezeichnet ausgerüstete Fernostarmee unter Blücher ist in ihrem geschlossenen Willen ein wichtiger Machtfaktor in jeder Hinsicht und gewillt, Transbaikalien bis aufs Äußerste zu verteidigen. Die Besuche der Sowjetgeschwader in europäischen Hauptstädten haben deren vorzügliche Technik und Kampfstärke eindeutig bewiesen, und im Fernen Osten sind allein 500 Kampf- und Bombenflugzeuge bereit und fähig, im Ernstfalle einen Nonstopflug bis Japan und wieder zurück zu ihrer Basis auszuführen; in kürzester Zeit kann diese fernöstliche Luftflotte durch weitere 500 Flugzeuge aus dem Westen verstärkt werden. Diese Bomben sind die gefährlichste Bedrohung des japanischen Inselreiches, dessen gewaltige Städteballungen um Osaka, Kobe, Tokio usw. für sowjetrussische Bomben das gegebene Angriffsfeld sind. Niemals kann die Sowjetunion durch Japan derart in ihrem Lebensnerv bedroht werden, wie die russischen Bomben im Kriegsfalle dessen Kraftmittelpunkte bedrohen können. Vielleicht wäre bei weniger scharfem Vorgehen Japans eine wirkliche Verständigung mit den Sowjets durch Abgrenzung des gegenseitigen Einflusses in der Nord- und Südmandschurei möglich gewesen; heute ist eine solche Verständigung nur mehr schwer denkbar. Die Sowjets wünschen nur so lange unter den gegenwärtigen Umständen einen Krieg zu vermeiden — bislang haben sie eine handelspolitische und politische Niederlage nach der anderen durch Japan notgedrungen hingenommen —, bis sie den Ausbau der Rohstoff- und Industriegrundlagen sowie ihrer Rüstungen in Fernost durchgeführt haben; denn dann ist für sie kaum mehr Japan zu fürchten. In Erwartung dieses Zieles nehmen sie auch hin, daß Japan heute in der Mandschurei weißrussische Regimenter aufstellt, denen man Hoffnungen auf einen weißrussischen Staat in Transbaikalien macht und die in ihrer Not sich von den Japanern für höchst japanische Zwecke gebrauchen lassen.

Japan benötigt die Rohstoffe der Mandschurei, die Fischerei am Amur und an den Küstengewässern, das Öl Sachalins — auch da haben sich letzthin Schwierigkeiten bezüglich der japanischen Konzessionen in Nordsachalin ergeben —, den mandschurisch-chinesischen Markt; die Sowjets aber müssen für die völlige Erschließung des Fernen Ostens, die aus biologisch-geographischen Gründen den Japanern niemals gelingen könnte, eisfreie Häfen haben, sie brauchen sichere Verbindungen zur ostpazifischen Küste, und sie wünschen für ihre zukünftige Produktion ebenfalls den chinesischen Markt. Eine Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Mächten scheint daher einmal unvermeidlich zu werden. Ein starkes Wladiwostok als Flugzeugstützpunkt der Sowjets ist für Japan schwer erträglich. Beide Mächte aber zögern dennoch, denn Ungeheures steht auf dem Spiel, und keine von ihnen ist ihres Sieges ganz sicher. Die Zeit scheint aber eher für Rußland zu arbeiten, die Aussichten eines überzeugenden japanischen Sieges im Falle eines Krieges werden mit jeder neuen Ansiedlung und Industrieanlage in Transbaikalien

geringer. Gefahr und Einsatz sind für Japan größer als für das Riesensowjetreich. Es könnte den Japanern eine napoleonische Niederlage in Sibirien beschieden sein.

China wird zwischen Japan und Rußland zu wählen haben, ohne daß es dabei seine Selbständigkeit verkaufen darf. Eine Entscheidung für Japan ist durch dessen Vorgehen aus innerpolitischen Gründen nicht leicht tragbar, obwohl sie aus rassischen und wirtschaftlichen Gründen näher läge. Wie heute die Dinge liegen, wären für China russische Konzessionen in der Mandschurei eher annehmbar, als es die Annexion und die Einbehaltung der Zölle durch Japan ist. Dauert die japanische Eroberungslust weiter an, dann könnte im Falle eines Krieges China vielleicht zumindest wohlwollend auf der Seite der Sowjets zu finden sein, um etwa mit russischer Unterstützung die innere Mongolei und die Südmandschurei wieder zu erlangen. Auch für China arbeitet die Zeit, wird in Verbindung mit dem Ausbau des Verkehrswesens die innere Lage festigen; die Natur — Flüsse, Monsun, Bodenschätze und Ackerbau — und das trotz vieler Verschiedenheiten und Abbröckelungen noch immer vereinheitlichende chinesische Kulturbewußtsein verbürgen festeren Zusammenschluß, sei es in einem oder in zwei, drei Staaten. Neben dem einst wieder zusammengeschweißten chinesischen Volks- und Landkoloß mit seinen großen geistigen Fähigkeiten und riesigen wirtschaftlichen Möglichkeiten ist eine japanische Festlandsmacht auf die Dauer unhaltbar.

Deutschland und der Ferne Osten

Die deutsche Einstellung zu den Fernostproblemen muß jeder Sentimentalität bar sein; wir haben machtpolitisch dort weder etwas zu gewinnen noch zu verlieren, wohl aber wirtschaftspolitisch Bestehendes zu wahren und Möglichkeiten wahrzunehmen. Meist finden wir in Deutschland zwei entgegengesetzte Stellungnahmen: der eine Teil ist ausgesprochen projapanisch, teils aus Achtung vor japanischer Leistung, teils aus Skepsis infolge der Unruhen in China, manchmal auch in Erinnerung an wundervolle Gastfreundschaft im zauberhaften Rahmen japanischer Natur und nicht selten auch, weil die heroische Geisteshaltung Parallelen zum heutigen Deutschland zeigt, wenn auch die sogenannte japanische Erneuerungsbewegung von der deutschen grundsätzlich verschieden ist. Die ausgesprochenen Chinafreunde wiederum, die oft ebenfalls nicht wenig von Erinnerungen an chinesische Lebensart aufs stärkste beeindruckt und damit auch beeinflußt sind, verabscheuen den „japanischen Imperialismus", seine Kanonenpolitik auf dem Festlande, wenn sie auch den Japanern bestenfalls eine gewisse Zwangslage zubilligen. Diese Deutschen sehen dann vor allem die ähnlich schwierige Lage Chinas, das von Beutegierigen umgeben ist und dem man eine Gleichberechtigung praktisch verweigern will.

Japan verdankt deutschem Geiste sehr viel: den Grundaufbau seines Heeres, die Ausgestaltung der Hygiene, den hohen Stand der medizinischen Wissenschaft, die Grundlagen des Forstwesens und teilweise auch der modernen Verwaltungen und

Gesetzgebung. Die deutsche Sprache ist in Japan hoch angesehen, die Haltung des Volkes deutschfreundlich. Aber die japanische Politik ist keineswegs deutschfreundlich, sie ist japanisch. Man bemüht sich um Deutschland, wenn es günstig erscheint, man hält sich zurück, sobald man keinen Vorteil sieht. Man freut sich über Deutschlands Gegnerschaft zu einem Ostpakt, wie ihn Frankreich und Rußland einseitig zu ihren Gunsten wünschen, weil man dadurch die Sowjets behindert glaubt. Japan entschuldigt seine Haltung im Weltkriege damit, daß Japans Interessen im Frieden von Schimoniseki durch Deutschland geschädigt worden seien und Deutschland auch später sich sehr interesselos für eine japanische Annäherung gezeigt habe. Dennoch hat sich Japan damals auf die Seite seines Hauptfeindes, Rußland, und auf die Frankreichs gestellt, das im Frieden von Schimoniseki ebenfalls gegen Japan gestimmt hatte. Japan sah eben im Weltkriege eine Möglichkeit, durch die Eroberung Tsingtaus schon damals seine Pläne in Nordchina durchzusetzen, die es heute zu verwirklichen beginnt. Es hat auch einen Teil des deutschen Südseebesitzes eingesteckt — die Eingeborenenbevölkerung dort übrigens vollkommen zurückgedrängt —, im Völkerbunde auch seinerzeit in entscheidenden Fragen nie für Deutschland gestimmt. Es weist alle europäische Einmischung in Asien zurück, aber in der oberschlesischen Minderheitenfrage erlaubte es sich ein — für Deutschland ungünstiges — Urteil; es gehört ferner zu den Unterzeichnern der Memelkonvention, erhob aber nie gegen die vertragswidrigen Eingriffe Litauens gegen das Memeldeutschtum Einspruch. Unser Handel mit Japan zeigt noch ein — allerdings in absteigender Linie — für uns günstiges Bild, aber Japan hat die deutsche Ausfuhr, wie die der anderen Industriestaaten, auf dem Weltmarkt untergraben, die einst starke deutsche Handelsstellung in der Mandschurei verdrängt. Das sind alles Tatsachen, die beweisen, daß Japan sich in seiner Politik nicht von Freundschaftsgefühlen leiten läßt.

In China hatte Deutschland vor dem Kriege eine einflußreiche Stellung in Handel und Wirtschaft errungen; diese Stellung war es, die von den Westmächten, Amerika und Japan eifersüchtig beobachtet wurde und die man im Weltkriege zu vernichten suchte. Nur unter Druck Amerikas erklärte China Deutschland den Krieg, an dem es sich, außer durch Stellung von Arbeitern, nicht beteiligte. Gegen den Willen der Entente schützten die Chinesen jedoch deutsches Eigentum in China und öffneten nach dem Kriege den Deutschen wieder gerne ihr Land; der einzige Stein des Anstoßes, Tsingtau, war ja unterdessen hinweggeräumt. Deutschland konnte bald wieder seinen Handel mit China ausbauen, heute ist er natürlich durch die Krisen in China wieder etwas geschwächt, noch mehr aber durch den japanischen Wettbewerb gefährdet. Das chinesische Volk hat in seiner Mehrheit nie einen Haß gegen Deutschland gehegt. Auf den Hochschulen, im Forstwesen, im Heer und in den Strombauämtern wirken Deutsche in China in hervorragender Stellung. Der chinesische Markt kann sich bei geordneter Entwicklung in Zukunft zu einem

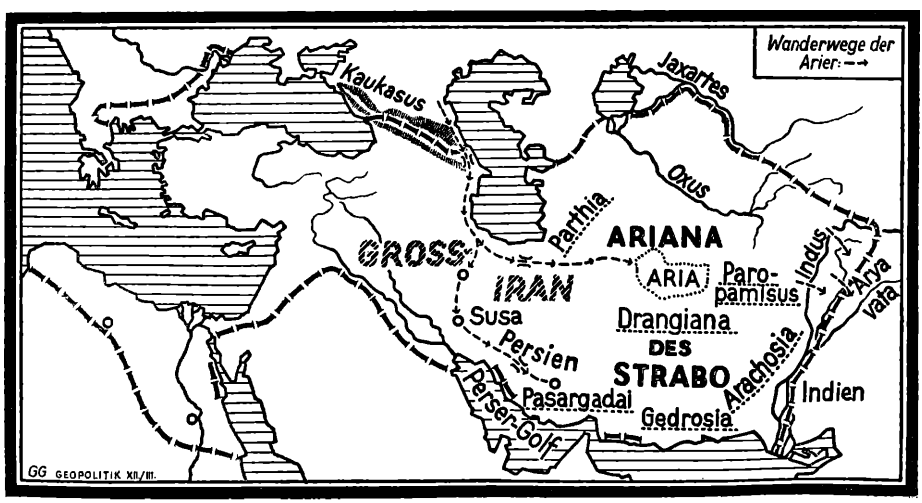
wichtigen Absatzgebiet für hochwertige deutsche Erzeugnisse ausgestalten. Die Industrialisierung in China schreitet fort, wir können sie nicht hindern, sondern müssen versuchen, aus ihr den bestmöglichen Nutzen zu ziehen. Vielleicht wird ein chinesisches Dumping in ferneren Zeiten einmal den europäischen Industrieländern noch gefährlicher werden als das heutige japanische; in der nächsten Zukunft ist aber ein solches nicht zu erwarten, noch ist die Entwicklung nicht soweit fortgeschritten, und der Innenmarkt bietet noch riesige Möglichkeiten.

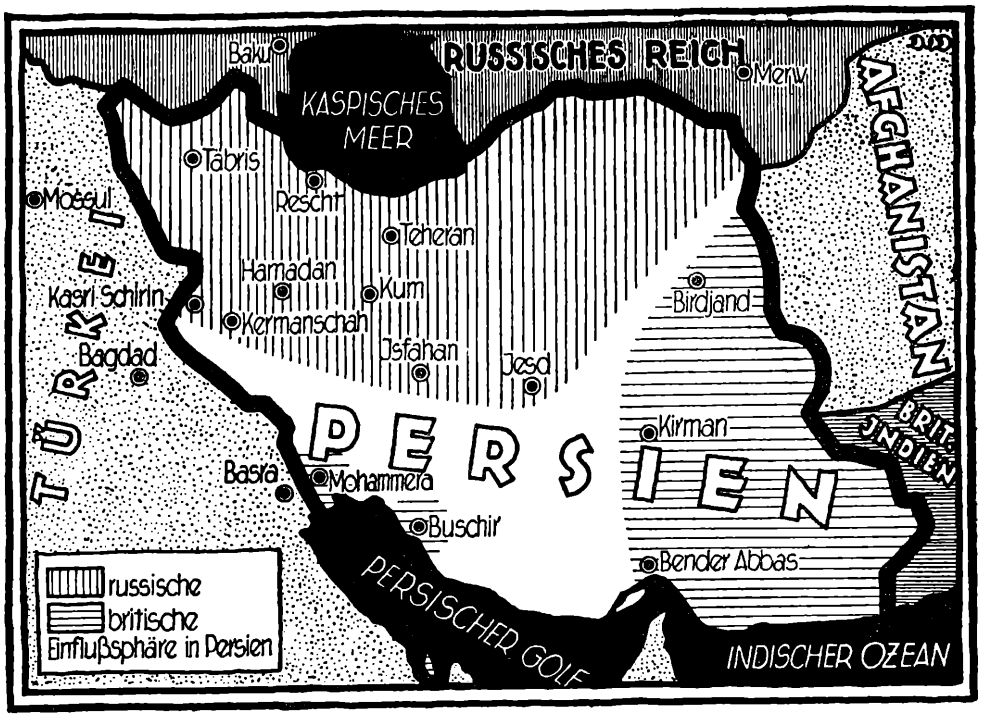
Deutschland verfolgt eine Politik freundschaftlicher Beziehungen zu allen Nationen, nirgends ist aber eine solche Politik notwendiger als im Fernen Osten. Einmischungen, wie die deutsche Teilnahme an der Völkerbund-Mandschureikommission, können nur schaden. Nüchterne Betrachtung der Sachlage, genaue Verfolgung der Entwicklung im Fernen Osten, Ausbau der wirtschaftlichen und kulturpolitischen Verbindungen mit Ostasien, das sind die heutigen Erfordernisse.

KARL HAUSHOFER:
Iran statt Persien!

Vom 21. 3. 1935 an wird auf Wunsch der bisherigen persischen, nun iranischen Regierung das uralte Arierherrenland auf der Scheide zwischen Nahem und Mittlerem Osten seinen Namen Iran auch im außenpolitischen Verkehr führen.

Damit lebt ein mächtiger Anspruch wieder in vollem Umfang auf. Als Erbe ruhte er auf dem vorderasiatischen Hochland zwischen den Zweistromniederungen von Irak (des Euphrat und Tigris) und Turans (Oxus-Amu und Jaxartes-Syr), zwischen der Indusniederung und den kaukasischen Senken. Durch die „Eiserne Pforte" (Derwent am Kaspischen Meer), von Norden, aus der skytho-sarmatischen





Aus Hans Kohn: Geschichte der nationalen Bewegung im Orient, Kurt Vowinckel Verlag, 1928, RM. 12.—

Die erste und dritte Karte dieses Beitrags sind vom Herausgeber entworfen, von G. Gebhardt gezeichnet. Sie stellen das alte Iran und seine heutige Gestalt dar, während die zweite Karte die Verteilung der Einflußsphären vor der Nationalisierung Irans zeigt.

Wanderstraße sind die Arier mit einer Stammeswanderung, von Herrengeschlechtern eingedrungen, schoben sich über die Voreinwohner hinweg und breiteten sich namentlich im östlichen Teil (Aria, Fars) mit ihren Gauen aus. Noch steht das Arierabkunftszeugnis (519 v. Chr.) des größten Iran-Herrschers Darius I. (Darajawusch) in den Felseninschriften von Bagistan (Behistun) östlich Kirmanschah 100 m hoch eingemeißelt. Dreimal ist seit jenem ersten, weitesten Anspruch Iran aus einer beinahe unverwüstlichen Kernlandschaft zur Weltmachtgeltung aufgestiegen: 559—330 v. Chr.; 226—641; 1501 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Seit 1922 steigt es wieder.

Heute ist die Macht über das alte Hochland von Iran zwischen Iran des neuen Namens und Afghanistan geteilt; die alte Arierstadt Herat („Areia" [Pers. Haraiva] des Strabo, innerhalb des von ihm falsch nur auf die Ostlandschaften bezogenen „Ariana") liegt auf afghanischem Boden. Ringsum haben Russen, Türken, Araber, Briten Randfetzen aus dem Raumkörper Irans gerissen.

Auf ihnen allen liegt der Schatten großer Machterinnerung. Der Lebenswille von Schah Pehlewi (Riza) hat den Reststaat — mit seinen 1,644 Mill. Quadratkilometern und fast 20 Mill. Einwohnern — aus unwürdigem Versunkensein in eine britische und eine russische Interessensphäre emporgerissen. Raumpolitische Grundlagen und geschichtlich erwiesene Möglichkeiten zu Reichsbildungen von Iran aus setzen ihm ein hohes Ziel, das zunächst der uralte, neu belebte Name umreißt. Schon ist seit dem Weltkrieg aus der großasiatischen Pufferzone der zweite Kernstaat mit einer Großmachtmöglichkeit emporgetaucht. Wer sagt noch, daß wir nicht geopolitische Wandlungen großen Stils erleben und allen Grund haben, unser Weltbild auf dem Laufenden zu halten!

ERICH GLODSCHEY:

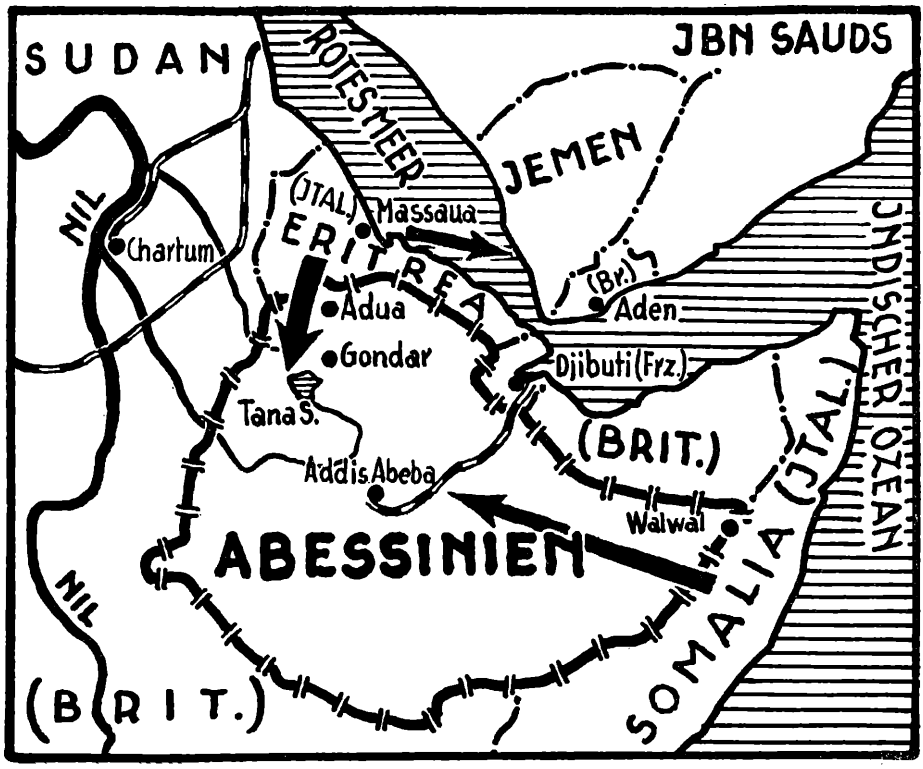
Der Streit um Abessinien.

Nach den letzten Nachrichten scheint Italien den Krieg mit Abessinien zu suchen. Die Vorwände, deren es sich bedient, sind fadenscheinig genug Ungemein reizvoll wird es sein, das Verhalten des Völkerbundes angesichts dieses neuen Krieges zwischen Mitgliedsstaaten zu beobachten. Auch die Begriffsspielerei um die Tatsache: Krieg oder nicht, dürfte aufschlußreich sein.

Bei all dem bleibt dem geopolitisch-weiterschauenden nur die Feststellung eines Rückfalls in imperiale Gewohnheiten eines verflossenen Zeitalters; sie müßten für Europa wenigstens überwunden sein. Und es bleibt weiter die Erkenntnis: man weiß wohl, wie man in Kolonialkriege hineingeht, aber nie, wie man aus ihnen herauskommt. Gerade die Italiener sollten das eigentlich nicht vergessen haben . *Die Schriftleitung.*

Seit Monaten werden um Abessinien oder Äthiopien, das letzte unabhängige Kaiserreich Afrikas, diplomatische Feldzüge geführt. Dahinter erhebt sich der Waffenlärm blutiger Zusammenstöße an den abessinisch-italienischen und abessi-

nisch-französischen Kolonialgrenzen. Frankreich verhandelt um Genugtuung. Italien hat zwei Divisionen mobilisiert. Der dritte und größte Kolonialnachbar, England, hält sich zurück und scheint zu vermitteln. Der Völkerbund, dem auch Abessinien angehört, sucht krampfhaft nach einem Ausweg, um eine neue peinliche Belastung durch einen offenen Krieg zwischen zwei Völkerbundsmitgliedern zu vermeiden, der den Genfer Bemühungen um eine Rückkehr Deutschlands in den Völkerbund nicht



gerade einen passenden Hintergrund verleihen dürfte. Abessiniens Kaiser, Haile Selassi, und sein Außenminister, Herui, sind bestrebt, soweit es geht, die Genfer Möglichkeiten für ihr Land auszunutzen.

Abessiniens Natur und Bewohner

Das Bergland Abessinien wird im Zuge des Afrikanischen Grabens durch eine Bodenfalte in zwei verschiedenartige Hälften geteilt. Dieser Einschnitt zieht sich vom Rudolfsee im Südwesten den Omo-Fluß aufwärts und dann hinüber zum Hauasch-Fluß, der nordöstlich zur Bucht von Dschibuti fließt, aber noch weit von der Küste in einem unter dem Meeresspiegel liegenden Seengebiet endet. Südöstlich von dem Einschnitt senkt sich das Hochland langsam zur glutheißen Somali-Küste des

Indischen Ozeans, während zum Golfe von Aden die Ausläufer einer Bergkette reichen. Nordwestlich des Einschnittes Rudolfsee-Hauasch erhebt sich das eigentliche abessinische Gebirgs- und Hochland, das im Ras Daschan mit 4600 Meter Höhe gipfelt, vielfach zerklüftet ist und zum Nil hin entwässert. Dabei bildet der Tana-See eine Hauptwasserreserve. Zum Roten Meer hin reicht das Bergland sehr weit, so daß die tropisch-ungesunde Küstenzone der „Kolla" nur schmal ist, um so größer das höher gelegene, mehr subtropische Gebiet der „Woina-Dega", an die sich noch höher die alpin-kühle „Dega" anschließt.

Das sind die natürlichen Grundlagen eines Landes, dessen Kerngebiet vor 2500 Jahren zum letztenmal einem Eroberer zum Opfer gefallen ist. Damals fielen aus Südarabien die semitischen Geez oder Habaschat in das Bergland ein und unterwarfen die von Ägypten her beeinflußten hamitischen Äthiopier, mit denen sie sich weitgehend vermischten. Daraus entstand die herrschende Rasse der Amharen. Von der hamitischen Vorbevölkerung sind Reste nur im Gebiete Agaumeder erhalten und in der zuletzt unterworfenen fruchtbaren Landschaft Kaffa, von der der Kaffee seinen Namen tragen soll. Die erst vor 1000 Jahren in die Südhälfte Abessiniens eingedrungenen Galla, ein hamitisches Volk mit etwas negroidem Einschlag, sind von den Amharen nicht aufgesogen, sondern nur ihrem Machtbereich einverleibt worden. Nur sehr oberflächlich unterworfen sind in den östlichen Randgebieten die hamitischen, etwas arabisch durchsetzten Somalistämme, die sich großenteils als Nomaden in einem wenig ergiebigen wüstenhaften Lebensraum bewegen. Noch mehr gilt das für die Danakil-Völker, ebenfalls hamitischen Ursprungs, am Unterlauf des Hauasch und in der Danakil-Wüste. Die Fehden dieser primitiven und armseligen Stämme kümmern sich wenig um die Grenzen der europäischen Kolonialgebiete oder um die diplomatischen Folgen in der Außenwelt.

Wie sehen diese Dinge nun zahlenmäßig aus? Abessinien ist dasjenige Mitglied des Völkerbundes, über das die wenigsten statistischen Angaben vorliegen. Die Jahrbücher des Völkerbundes können von diesem Mitgliedsstaate nicht einmal die genaue Einwohnerzahl angeben. Sie verzeichnen als Schätzung nur 5,5 Millionen Einwohner, sagen aber in einer Anmerkung, daß andere Schätzungen bis zu 10 oder 12 Millionen Bewohnern gehen. Im allgemeinen nimmt man 10 Millionen als richtig an.

Der herrschende Stamm der Amharen dürfte etwa 3,5 Millionen zählen. Auf 4 Millionen werden die Galla geschätzt, auf rund 1 Million die Somali und Danakil. Dazu rechnet man 1,5 Millionen Neger und 50 000 Falascha-Juden.

Staatsreligion ist das orientalische Christentum der Amharen, obgleich es nur kaum mehr als ein Drittel der abessinischen Bevölkerung umfaßt. Etwa die Hälfte (besonders die Galla) gehören zum Islam, der Rest zu verschiedenen heidnischen Kulten. Die abessinische christliche Kirche ist im 6. Jahrhundert entstanden und trägt durch die Übernahme mancher jüdischen Gebräuche einen eigenen Charakter.

Sie hängt lediglich mit der koptischen Kirche in Ägypten lose zusammen, deren Patriarch in Alexandrien auf die Auswahl des abessinischen Bischofs, des „Abbuna", einen Einfluß ausübt. Im 17. Jahrhundert war es der römisch-katholischen Kirche zeitweilig gelungen, die abessinische Kirche zu sich heranzuziehen. Nach einem Jahrzehnt der Vereinigung trat indes eine nur noch schärfere Trennung von Rom und vom Papst ein. Erneute Bemühungen im 19. Jahrhundert blieben erfolglos, und auch die seit 1889 gestattete römisch-katholische Mission hat nur wenig erreichen können.

England, Frankreich und Italien als Nachbarn

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ist Abessinien in den Bereich der europäischen Kolonialpolitik getreten. Die ganze Westseite Abessiniens grenzt nunmehr an englisches Gebiet, vor allem den anglo-ägyptischen Sudan und im Süden die Kenia-Kolonie. England sieht im abessinischen Gebirge den Wasserspender für das ganze Niltal, also eine Position von entscheidender Bedeutung. Auf der Nordost- und Westseite schneiden italienische, englische und französische Kolonialgebiete das Kaiserreich Abessinien vom Roten Meer und vom Indischen Ozean ab. Beherrschend ist auf dieser Seite das Verhältnis zu Italien.

Noch vor der Einigung Italiens, nämlich im Jahre 1869, ist die Bucht von Assab am Roten Meer italienischer Privatbesitz geworden. 1882 hat die Regierung in Rom diese Rechte auf das Königreich Italien übernommen und ihren Einfluß nordwärts an der Küste entlang ausgedehnt, wo Massaua der Hauptstützpunkt wurde. Das Gebiet wurde 1890 zur Kolonie Eritrea zusammengefaßt, deren Bereich nicht ohne Kämpfe immer mehr ins gesündere Innere Abessiniens vorgeschoben wurde, zu dem diese Küste geopolitisch gehört.

Die etwas spät aktiv gewordene Kolonialpolitik Italiens, die Crispi vorwärtstrieb, konnte es freilich nicht mehr fertig bringen, Abessinien vom Meere her völlig zu umfassen. Schon seit den 60er Jahren hatten sich die Franzosen in Obok und später in Dschibuti an der Somaliküste am Ausgang des Roten Meeres in den Golf von Aden seßhaft gemacht. In den 80er Jahren hatten die Engländer 700 Kilometer Somaliküste gegenüber ihrem arabischen Stützpunkt Aden annektiert, um die Kontrolle über die Verbindung zwischen dem Roten Meer und dem Indischen Ozean auch auf dieser Seite zu sichern. Es blieb Italien nicht mehr übrig als der heiße und kaum gegliederte östliche Küstenstreifen des Somalilandes, der sich zwischen dem Indischen Ozean und Abessinien vom Kap Guardafui südwärts nach Obbia und zur Benadirküste erstreckt. Dieses Gebiet wurde 1889 von Italien in Besitz genommen.

Nun schien sich aber ein Weg zu öffnen, von Massaua aus den italienischen Einfluß schneller in das zur Siedlung lockende Hochland zu tragen. Italien schloß 1889 mit dem abessinischen Fürsten Menelik das Freundschaftsabkommen von

Utschalli, das ihm nach dem Tode des italienfeindlichen abessinischen Kaisers Johannes den Thron des „Negus Negesti", des Königs der Könige, sichern sollte. Kaiser Menelik II. ergriff die Herrschergewalt der „Löwen von Juda", die auf Salomo und die Königin von Saba zurückgeführt wird, mit unbeugsamer Energie — jedoch nicht nur nach innen, sondern auch nach außen. Vergeblich versuchte Italien, aus dem Freundschaftsvertrag ein Protektorat über Abessinien herzuleiten, für das die römische Politik sich auch in England rückversicherte. Menelik holte sich vom kleinsten Grenznachbar, von Frankreich, diplomatische Hilfsstellung. Er ging 1895 gegen Italiens Versuche, die Schutzherrschaft durchzuführen, mit Waffengewalt vor. Am 1. März 1896 wurde die italienische Hauptmacht von 18000 Mann unter dem General Baratieri von Menelik bei Adua vernichtend geschlagen. Italien war zufrieden, die Küste von Eritrea behalten zu können, und erkannte im Friedensvertrage von Addis Abeba 1898 die Unabhängigkeit Abessiniens endgültig an. Frankreich aber erhielt die Konzession für den Bau einer Eisenbahn von Dschibuti nach Addis Abeba (zu deutsch: die neue Blume), der von Menelik ausgebauten neuen Hauptstadt Abessiniens.

Kaiser Menelik verwandte die bei Adua erbeuteten Waffen, um die Zentralgewalt sowohl gegenüber den amharischen Provinzfürsten, den „Ras" und „Dedjasmatsch", wie gegenüber den anderen Stämmen eisern durchzusetzen. Außenpolitisch vermochte er die drei Kolonialnachbarn fast stets voneinander getrennt zu halten. Selbst als England, Frankreich und Italien 1906 einen Vertrag über die Neutralität und zugleich die Aufteilung Abessiniens in drei Interessenzonen abschlossen, löste sich Frankreich bald wieder aus diesem Pakt heraus. So konnte Abessinien im Atlas als unabhängiger Staat eingezeichnet bleiben. Freilich mangelte es an einer genauen Grenzziehung gegenüber den europäischen Küstenkolonien. Es scheint, daß Menelik nicht ohne Absicht die Durchführung der verschiedenen Grenzverträge hinausgezögert hat, um Reibungen mit fremden Grenzkommissionen zu vermeiden. Daher kommt es, daß heute die Schätzungen über den Flächeninhalt Abessiniens zwischen 900000 und 1125000 Quadratkilometer schwanken, um die halbe Größe Deutschlands.

Der Tod Meneliks im Jahre 1913 hat Abessinien zunächst einer festen Klammer beraubt. Wenn der Weltkrieg nicht gekommen wäre, vielleicht hätten die Kolonialmächte die Thronstreitigkeiten und die Vollendung der französischen (formell internationalisierten) Abessinienbahn benutzt, um das Land endgültig aufzuteilen. Die Provinzmachthaber und die Stammesführer hatten ihr Haupt gegenüber der Zentralregierung wieder mehr erhoben. Aber die Kolonialmächte waren anderweitig beschäftigt und begnügten sich damit, durch eifriges diplomatisches Intrigenspiel ihre Kolonialgrenzen vor einem etwaigen Vorgehen Abessiniens zu bewahren.

Nach der Gründung des Völkerbundes wurde Abessinien auf französisches Betreiben zur Mitgliedschaft eingeladen. Es wurde am 28. September 1923 in den

Völkerbund aufgenommen, nachdem es sich verpflichtet hatte, die Sklaverei in jeder Form abzuschaffen. Ein entsprechendes Gesetz ist im März 1924 erlassen worden, doch von Zeit zu Zeit melden sich Stimmen, die von einer weitgehenden Fortdauer der althergebrachten Haussklaverei in Abessinien und von einem zwar schon geringeren, aber immer noch schwunghaftem Sklavenhandel über das Rote Meer nach Arabien zu berichten wissen. Man fragt sich dabei allerdings, wie solche Sklaventransporte an die Küste kommen können, ohne daß es die Kolonialmächte wirksam verhindern, deren Gebiet in jedem Fall passiert werden muß. Immerhin ist die Sklavenfrage besonders in der italienischen Presse als ein Hebel benutzt worden, mit dem man Abessiniens Mitgliedschaft im Völkerbunde im Bedarfsfalle beiseiteschieben zu können glaubt.

Zweimal sind seit Kriegsende bei den Grenznachbarn Abessiniens Änderungen eingetreten. Das faschistische Italien pochte gegenüber Frankreich und England auf die Erfüllung der kolonialen Versprechungen für seine Kriegsteilnahme. So trat England 1924 das West-Jubaland, das sich südlich an Italienisch-Somalia anschließt, an Italien ab. „Somalia Italiana" umfaßt nun rund 500 000 Quadratkilometer mit über 1 Million Bewohner. Das Mussolini-Laval-Abkommen von Rom im Januar 1935 hat dann eine kleine Erweiterung von Eritrea südwärts auf Kosten des französischen Somalilandes gebracht. Eritrea reicht jetzt bei Obok aus dem Roten Meer in den Golf von Aden hinaus. Die Gesamtfläche der Kolonie beträgt 125 000 Quadratkilometer. Die Einwohnerzahl wird mit 520 000 angegeben, darunter 40 Prozent christliche Abessinier. Das englische Somaliland erstreckt sich demgegenüber über 175 000 Quadratkilometer und hat 350 000 Einwohner. Französisch-Somaliland ist nicht einmal mehr 20 000 Quadratkilometer groß und hat 80 000 Einwohner. Aber Dschibuti ist als Endpunkt der Eisenbahn nach wie vor der Hauptausfuhrhafen.

Amerikas und Japans Interessen

England, Frankreich und Italien sind in den abessinischen Fragen stets gemeinsam vorgegangen, wenn es galt, weitere Großmächte aus Abessinien fernzuhalten. In den Jahren 1924/25 wurde davon gesprochen, daß amerikanisches Kapital sich für Baumwollkonzessionen in der Nähe des Tana-Sees interessiere oder von der abessinischen Regierung interessiert worden sei. Alle drei Nachbarn wandten sich scharf dagegen. England und Italien trafen entsprechende Abmachungen, denen sich später Frankreich anschloß. Von den amerikanischen Plänen in Abessinien war seitdem nichts mehr zu hören. Immerhin bekundeten die Vereinigten Staaten Anfang 1935 ihr Interesse an Abessinien durch die Ernennung des bisherigen Generalkonsuls in Moskau, Hanson, zum amerikanischen Geschäftsträger in Addis Abeba.

Inzwischen sind die Japaner auf den Plan getreten. Ihr handelspolitischer Vorstoß nach Afrika hat an den Grenzen Äthiopiens nicht haltgemacht. Ihr Einfluß ist aber, besonders durch die italienische Presse, offenbar stark übertrieben worden.

Noch gibt es in Abessinien nach verläßlichen Berichten kein Dutzend Japaner. Die angeblichen großen Baumwollkonzessionen Japans in Abessinien sind nicht zur Wirklichkeit geworden. Die Bemühungen des Mitsui-Konzerns um Schürfrechte für Bodenschätze haben zu keinem Ziel geführt. Eine japanische Werbeausstellung für direkten Verkauf in Addis Abeba ist ohne besonderen Erfolg wieder eingezogen worden. Bemerkenswert bleibt es aber, daß auch indirekt die japanischen Waren ihren Weg nach Abessinien gefunden haben und daß der letzte Haushaltsplan des japanischen Außenministeriums Geldmittel für die Errichtung einer Gesandtschaft in Addis Abeba angefordert hat.

Die sentimentale Geschichte von der Heirat des abessinischen Prinzen Lidsch mit einer japanischen Adligen, Fräulein Masakado, von der so oft in Zeitungsfeuilletons die Rede gewesen ist, hat gleichfalls ihre Bedeutung. Diese Heirat ist zwar nicht zustande gekommen, doch zeigt sie, daß in abessinischen Kreisen die japanische Karte als ein möglicher Trumpf gegen die europäischen Mächte gewertet wird. Dies Empfinden mag besonders der Außenminister Herui haben, der vor einigen Jahren Japan auch besucht hat. Tatsächlich kam anläßlich der italienischen Mobilisierungsmeldung im Februar 1935 aus Tokio eine für Abessinien sehr sympathische Erklärung, die wohl zugleich als eine Antwort auf Mussolinis manchmal unfreundliche Äußerungen über Japans Außenpolitik zu betrachten ist.

Den Blick auf Japan scheint auch die Gruppe der „Jungabessinier" zu richten, zu denen der Sohn des Außenministers Herui gehören soll. Dabei soll es sich um Söhne des amharischen Adels handeln, die vornehmlich in Paris versucht haben, die Geheimnisse der europäischen Zivilisation zu entschleiern, und die nun nationalistische Tendenzen vertreten. Sie nehmen u. a. Anstoß an der eigenen Gerichtsbarkeit der Europäer in Abessinien. Die Regierung des Kaisers Haile Selassi hat aber gerade jetzt Wert darauf gelegt, daß im Lande keine ernsthafte europäerfeindliche Bewegung bestehe, was durch den glänzenden Empfang des schwedischen Kronprinzenpaares in Addis Abeba unterstrichen wurde.

Die Fäden zur Weltwirtschaft

In ganz Abessinien dürften keine 10000 Europäer leben, selbst wenn man die Levantiner zurechnet, die dort vergeblich mit den Indern in der händlerischen Tüchtigkeit zu wetteifern versuchen. In Addis Abeba soll die Zahl der Europäer 4000 bis 5000 betragen unter etwa 150000 Einwohnern. Der größte Teil der Europäer ist in technischen, kaufmännischen und ärztlichen Berufen tätig. Dazu kommen die Missionare, während die Zahl europäischer Landkonzessionen nicht sehr groß ist.

Seit Meneliks Zeiten kommt nur das Land, das schon damals in europäischem Eigentum stand, für den Ankauf in Frage. Sonst ist die Pacht auf 30 Jahre möglich. Wegen des Mangels an Verkehrswegen ist für europäische Farmen nur das Gebiet verwendbar, das nicht allzuweit von der Eisenbahn entfernt liegt. Eine

Autostraße gibt es einzig zwischen Addis Abeba und der Sommerresidenz Addis Alam. Im übrigen werden alle Waren, wie seit Jahrtausenden, auf dem Rücken von Pferden, Eseln, Maultieren und Kamelen oder auf den Köpfen menschlicher Träger transportiert.

Nur im Welthandel für den Kaffee spielt Abessinien eine einigermaßen ansehnliche Rolle. Außer der noch nicht sehr großen, aber aussichtsreichen Gold- und Platinproduktion, die besonders in der französischen Konzession Jubdo erfolgt, ist daher in den Wirtschaftszahlen des Völkerbundes für Abessinien lediglich die Kaffeeausfuhr verzeichnet. Sie ist von 26000 Quintals im Jahre 1923/24 auf 140000 im Jahre 1927/28 und 181000 im Jahre 1931/32 gestiegen. Das entsprach etwa der damaligen Ausfuhr des mittelamerikanischen Staates Costarica.

Sonstige abessinische Ausfuhrwaren sind seit alters her Häute und Felle sowie Wachs. Der Einfuhrbedarf ist nicht übermäßig groß und betrifft vor allem Textilien und Waffen. In Abessinien würden sich Baumwolle, Kautschuk, Sisal, Bananen, Tabak und viele andere Kolonialprodukte anbauen lassen, aber das scheitert an den mangelnden Verkehrswegen und dem Fehlen entsprechender Arbeitskräfte. Ob es für die Bewohner Abessiniens wirklich ein Glück wäre, in die Weltwirtschaft einbezogen zu werden, bleibe dahingestellt. Freiwillig wollen sie diesen Abgang von ihrer zwar bescheidenen, aber sicheren Autarkie offensichtlich nicht vollziehen.

Die Wehrkraft Äthiopiens

Der Kaiser Haile Selassi sucht die Unabhängigkeit Äthiopiens nicht nur diplomatisch, sondern auch militärisch zu sichern. Die Gerüchte von großen abessinischen Flugzeuggeschwadern oder technischen Truppen haben sich freilich als falsch erwiesen. Außer dem Reiseflugzeug, das der Kaiser in der Schweiz erwarb und das ihm Mittelholzer überbrachte, gibt es nur eine kleine Staffel von älteren Militärflugzeugen mit wenigen abessinischen Piloten, zu denen sich einige amerikanische Negerflieger gesellen sollen.

Von einer modernen abessinischen Armee kann man auch heute noch nicht sprechen. Die kaiserliche Leibwache ist die einzige neuzeitlich gegliederte Formation. Die übrige bewaffnete Macht Abessiniens, die auf einer Art Lehnspflicht oder Gefolgschaftspflicht aller unteren Machthaber für den Kriegsfall begründet ist, besteht aus den Leibwachen der Provinzfürsten und der abessinischen Adligen, von denen auch der kleinste einige oder wenigstens einen Soldaten hat. Ihre Gewehre sind lange nicht alle neueren Datums. Über die Zahl gehen die Schätzungen sehr auseinander. Die niedrigste spricht von 200000 Gewehren, Italien rechnet mit 500000, während der abessinische Gesandte in Rom von 800000, ja 1 Million Bewaffneten in seinem Lande redete, deren Patronen z. T. eine eigene Fabrik liefert.

Geschütze gibt es nach allen Berichten in Abessinien erst wenige Dutzend, während von 200 bis 300 Maschinengewehren gesprochen wird. Bezeichnend ist frei-

lich, daß zwei schweizerische Waffenfabriken den Mittelholzerflug benutzt haben, um dem abessinischen Kaiser zwei Filme über Flugabwehrgeschütze vorführen zu lassen. Im April 1934 ist der bisherige Chef der schwedischen Luftverteidigung, General Virgén, mit einigen Offizieren nach Abessinien berufen worden, um dem Kaiser als „Ratgeber in allgemeinen Fragen" zur Verfügung zu stehen, wobei die Verbesserung der Straßen und Verkehrsmittel hervorgehoben wurde.

Der Abessinienfilm Mittelholzers zeigte übrigens deutlich die großen inneren Unterschiede in Abessinien, von der Hauptstadt mit Wellblechhäusern und Automobilen über die Kernprovinzen der altertümlichen Amharenkultur bis zu den wilden Grenzstämmen, bei denen noch eine Art Kopfjägerei herrscht. Ebenso eindrucksvoll freilich wirkten auf den europäischen Beschauer die Teile des Films, die das kluge und energische Gesicht des Kaisers Haile Selassi zeigten, der vor wenigen Jahren durch seine Krönung als mächtigster Mann Abessiniens die langen Thronstreitigkeiten beendet hat. Mit ihm, der 1924 unter seinem alten Namen Ras Tafari offenen Auges Europa bereist hat, werden alle Kolonialversuche bestimmt kein leichtes Spiel haben. Außerdem lebt im abessinischen Volke die Erinnerung an die italienische Niederlage von Adua vor 40 Jahren ebenso wie in Italien wiederum der Name „Adua" stets Empfindlichkeiten weckt, wenn er (wie 1934 durch die südslawische Presse) auffällig genannt wird. Daran ändert es nichts, daß zwischen Italien und Abessinien seit 1928 ein neuer Freundschaftsvertrag besteht.

Rache für Adua?

Am 11. Februar 1935 hat die italienische Regierung amtlich erklärt, daß zum Schutz der Kolonialgrenzen gegenüber Abessinien die 19. Division (Florenz) und die 29. Division (Messina) durch Einberufung von Reservisten des Jahrgangs 1911 auf kriegsmäßigen Stand gebracht worden seien. Über eine Verladung dieser Truppen nach Afrika werde später entschieden. Zu dieser Vorsichtsmaßregel hätten wiederholte abessinische Überfälle an der Somaligrenze Anlaß gegeben.

In dieser Darstellung liegen Widersprüche gegenüber früheren italienischen Berichten. Bereits mehr als ein Jahr früher, nämlich im Dezember 1933, hat die führende italienische Kolonialzeitschrift „Azione Coloniale" auf eine Erklärung des Unterstaatssekretärs im Kolonialministerium hingewiesen, in der es hieß: „Italien würde nichts anderes übrigbleiben, als geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um Abessinien zur Vernunft zu bringen." Die Unvernunft wurde darin gesehen, daß Abessinien sich der europäischen Wirtschaftsdurchdringung widersetze und mit Japan liebäugele. Später wurde in italienischen Artikeln erklärt, daß Abessinien auf diese Weise den Freundschaftsvertrag mit Italien verletzt habe. Der damalige Kolonialminister, General de Bono, schrieb selbst ebenfalls Ende 1933, in Abessinien liege der Schlüssel der italienischen Expansion in Ostafrika, zu der das erneuerte und an tatkräftiger Jugend reiche Italien ein Recht habe. Am 19. März 1934 hielt schließlich

Mussolini seine viel erörterte Rede von der „säkularen Aufgabe Italiens" in den Erdteilen Asien und Afrika, welche die historischen Ziele der italienischen Expansion seien.

Die ausländische Presse bezog diese Äußerungen des Duce auf Abessinien und das gegenüberliegende Fürstentum Jemen in Arabien, das allerdings noch im Sommer den Soldaten des arabischen Einigers Ibn Saud unterliegen sollte. Was aber Abessinien angeht, so wußte das Pariser „Journal des Debats" im August 1934 in auffälliger Form zu berichten, daß Italien von England und Frankreich in weitem Maße freie Hand erhalten solle. Die Zeitungen brachten fast täglich Nachrichten über italienische Kriegsmaterialtransporte nach Eritrea und Somalia, und eine Offensive als „Rache für Adua" wurde als bevorstehend bezeichnet. Doch statt dessen kam am 28. September eine gemeinsame Erklärung der italienischen Regierung und des abessinischen Gesandten in Rom, in der beide Staaten ihre friedliche Zusammenarbeit betonten.

Bald darauf trat der italienische König eine Staatsreise nach Mogadischu, dem Haupthafen von Somalia, an. Hatte er sich vor Jahren vom Ausbau Eritreas überzeugt, den Bahnbau Massaua—Asmara und die wachsenden Plantagen für Tabak und Kaffee besichtigt, so sollte er diesmal die Fortschritte in Somalia kennenlernen. Dort ist zwar immer noch das Salz, das an der Meeresküste durch Verdunsten gewonnen wird, das Hauptprodukt, aber die Kultur von Baumwolle, Bananen und Zuckerrohr beginnt sich auszudehnen. Ein Mitglied des Königshauses, der Herzog der Abbruzzen, hat sich dabei führend betätigt und sich nach seinem Tode in Somalia bestatten lassen.

Die Besuchsfahrt des italienischen Königs erhielt allerdings durch den ebenfalls mitfahrenden Kolonialminister eine eigenartige Begleitmusik. General de Bono erklärte dem „Giornale d'Italia" folgendes:

„Die abessinischen Häuptlinge der Grenzgebiete haben dem italienischen König ihre Ehrfurcht erwiesen. Dabei handelt es sich um formale gewohnheitsrechtliche Akte, deren Bedeutung man nicht überschätzen darf. Aber man spürt an der Grenze von Somalia und Äthiopien, daß dieses nicht nach Somaliland hinneigt. Abessinien als Zentrum, d. h. als Sitz der Regierungsgewalt, die vereinheitlichen und kontrollieren will, neigt nach Eritrea hin. In der Richtung zur Benadirküste (Somalia) streben aber ungeheure Gebiete, die von verschiedenen Völkerschaften bewohnt sind, von Addis Abeba fort."

Das ist in der Presse so aufgefaßt worden, daß Italien die östlichen abessinischen Gebiete als eigentlich zu Italienisch-Somalia gehörig beansprucht. Gerade in diesen Gebieten hat sich am 5. Dezember 1934 inzwischen der Zusammenstoß von Ualual ereignet. Eine abessinisch-englische Grenzkommission unter dem Obersten Clifford stieß bei diesem Orte, den sie auch nach italienischen Karten 100 Kilometer von der Somaligrenze entfernt glaubte, auf italienische Truppenlager, die Ualual als Gebiet Italiens beanspruchten. Die Engländer, die bei den Grenzvermessungen zwischen

Britisch-Somaliland und Abessinien beschäftigt waren, lösten für sich den Konflikt, indem sie sich zurückzogen. Ihre abessinische militärische Begleitung wurde mit den Italienern handgemein. Ergebnis: 60 tote italienische Soldaten und eingeborene Hilfstruppen (Dubats) und 100 tote Abessinier.

Italien forderte die gleiche Genugtuung, die ihm kurz zuvor für einen weniger bedeutenden Überfall auf das Konsulat in Gondar in Nordabessinien gewährt worden war. Aber im Falle Ualual lehnte Abessinien ab, weil es sich um ein widerrechtliches italienisches Eindringen in abessinisches Gebiet handle. Ende Dezember appellierte Abessinien unter Hinweis auf italienische Flugangriffe und weitere Zwischenfälle an den Völkerbund, der auf Grund des Artikels 11 ersucht wurde, die nötigen Maßnahmen zum Schutze des Friedens zu treffen. Der Völkerbundsrat verwies Abessinien auf direkte Verhandlungen mit Italien.

Man hatte in Genf offenbar nicht die Absicht, die im Gange befindlichen französisch-italienischen Verhandlungen zu stören, die ein Stück des französischen Somalilandes und ein Fünftel des Kapitals der Bahn Dschibuti—Addis Abeba an Italien überantworteten — als einen Teil des Preises für Italiens Einschwenken in die französische Europapolitik. Als am 21. Januar aus Abessinien kommende Danakilleute einen verwandten Stamm in Französisch-Somaliland überfielen und 107 Mann, darunter einen französischen Beamten, töteten, benutzte die Pariser Regierungspresse den Anlaß, um Lavals Entgegenkommen gegenüber Mussolini in der abessinischen Frage nachträglich eine gewisse Rechtfertigung zu verleihen.

In Rom ist nichts unterlassen worden, um die Bedeutung der italienischen Abessinienpolitik zu unterstreichen. Mussolini hat selbst das Kolonialministerium übernommen. General de Bono ist zum gemeinsamen Oberkommissar für Eritrea und Somalia ernannt worden. 4000 freiwillige Faschisten wurden feierlich abgesandt, wonach der Transport der beiden Divisionen unter General Graziani begann. Die technischen Mittel Italiens sind heute sicher größer als zur Zeit von Adua, und ob Abessiniens innere Einheit heute ebenso stark ist, wie unter Menelik, wird bezweifelt. Aber ein Spaziergang dürfte ein Feldzug gegen die waffengewohnten Abessinier auch heute nicht sein, erst recht nicht für tropenungewohnte weiße Reservisten. Und ob die eingeborenen Truppen aus Eritrea und Somalia sich gegen Abessinien ebenso bewähren wie bei General Grazianis Feldzügen in Tripolitanien, muß sich noch erweisen.

Die Hauptfrage ist, ob Frankreich bei den römischen Abmachungen Italien wirklich freie Hand in Abessinien gegeben hat, wie manche Meldungen wissen wollen. Und hat England dem zugestimmt, falls die Interessen am Tana-See nicht berührt würden? Amtlich wird beides abgeleugnet, und anläßlich der italienischen Teilmobilisierung wurde zum mindesten äußerlich der Eindruck wachgehalten, als werde in London und Paris der italienische Tatendrang zugunsten einer friedlichen Lösung gezügelt, wobei unklar von „neutralen Zonen" geschrieben wurde.

WOLFGANG HARTKE:

Zur Rückwanderung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich

Durch die deutsche Presse sind in der letzten Zeit verschiedentlich Mitteilungen gegangen, welche die Frage der ausländischen Arbeiter in Frankreich als höchst bedrohliches Problem erscheinen lassen. In großer Aufmachung, mit dicken Schlagzeilen ist über Unruhen berichtet worden, die infolge der zunehmenden Arbeitslosigkeit in der Industrie Frankreichs und der damit zusammenhängenden Maßnahmen der französischen Stellen zur Rückführung eines Teiles der früher eingewanderten Ausländer entstanden seien.

Es ist möglich, daß sich auf Grund dieser Zeitungsmeldungen in Deutschland eine falsche Vorstellung festsetzt; deshalb soll zu ihnen kurz Stellung genommen werden. Leider ist es, wie ein Versuch gezeigt hat, bisher nicht möglich, das Problem heute schon erschöpfend zu untersuchen, da die Entwicklung noch ganz im Fluß ist und bisher nur die großen Linien an einzelnen Punkten sichtbar werden. Neueste Daten sind nicht zugänglich oder sind nicht untereinander in Übereinstimmung zu bringen. Gewiß hat eine so beschränkte, nachträgliche Untersuchung wenig Nachrichtenwert im Sinne der Tageszeitung; aber sie wird doch das Wesentliche herauskommen lassen, wird die Ereignisse in einem anderen Lichte zeigen, als sie nach den Pressemeldungen erscheinen.

Es würde hier zu weit führen, die Entwicklung der Einwanderung nach Frankreich, die dem innereuropäischen Wanderungswesen der Nachkriegszeit seinen wesentlichen Charakter gegeben hat, noch einmal mit ihren allgemeinen Grundlagen im französischen Wirtschaftsleben zu schildern[1]).

Der aufmerksame, wissenschaftliche Leser der Pressemeldungen wird bereits hier und da Bedenken hinsichtlich der Schlußfolgerungen bekommen haben.

Er wird z. B. gemerkt haben, daß die Nachrichten auf dem Wege über verschiedene Nachrichtenagenturen (z. B. „Ostexpreß") zum großen Teil aus polnischen Quellen stammen, und daß auch die französischen Stimmen meist den Versuch einer Antwort auf einen Angriff von dieser Seite darstellen. Sie betreffen ferner fast ausschließlich polnische Arbeiter. Dabei sind diese doch nur ein kleiner Teil der fremden Arbeiter (1926 169600 Polen von 1378100 berufstätigen Ausländern insgesamt)!

---

1) Ich habe das u. a. selbst 1933 in der Deutsch-Französischen Rundschau, Jg. 1933, IV. S. 221—236, getan. Leider sind dort infolge des Eingehens der Zeitschrift einige Druckfehler stehengeblieben ohne Berichtigungsmöglichkeit. Einige dort gegebene Zahlen für die Ausländer in der Landwirtschaft (S. 232) sind deutlich erkennbar zu niedrig. Sie beziehen sich nur auf Nordfrankreich und sind für ganz Frankreich viel höher. — Die großen Züge des dort gegebenen Bildes treffen auch heute noch zu. — Vgl. zu der Frage auch G. Mauco, Le rôle économique des étrangers en France, Paris 1934.

Allerdings ist es bezeichnend, daß diese Nachrichten aus Nordfrankreich kommen, und zwar ausschließlich aus Zechenorten, wo die polnischen Arbeiter in den Bergarbeiterkolonien in größeren Gruppen wohnen und in verschiedenen Gemeinden die Ausländer zusammen sogar die französische Bevölkerung an Zahl übertreffen. Die ausländischen Staatsangehörigen sind entsprechend ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, soweit sie sich nicht überhaupt sehr schnell naturalisieren lassen, mit sehr weitgehenden Rechten sozial-, arbeitsrechtlicher und kultureller Art ausgestattet. Gerade die Polen haben sich, so begünstigt, in diesen Gebieten eng aneinander angeschlossen. Sie stellten den überwiegenden Teil der neu hinzukommenden Bergarbeiterschaft, besonders unter Tage, und verfügten über eigene Kultur- und Sozialeinrichtungen mit ausgesprochenem polnischem Charakter.

In der Zeit der Hochkonjunktur und des akuten Arbeitermangels nach dem Kriege ist in Nordfrankreich eine gewisse konjunkturelle Überbesetzung der Arbeitsplätze entstanden, die nun im Gefolge der Deflationskrise zu einer gewissen Arbeitslosigkeit führen mußte. Die Beunruhigung der zahlreichen, dicht zusammenwohnenden Arbeiterschaft infolge des Beschäftigungsrückgangs und Lohndrucks während der Krise, die gerade die Industrie des Nordens in Mitleidenschaft zog, wenn auch immer noch in kleinem Umfang und bei fast völlig staatsfreier Wirtschaftsführung, — diese Beunruhigung mußte sich hier sehr bald mit den schon immer, aber bisher gewissermaßen nur latent vorhandenen völkischen Gegensätzen verbinden. Dadurch bekam die wirtschaftliche Beunruhigung hier eine Sonderbedeutung, die sie sonst für den Franzosen und auch die französische Arbeiterschaft nicht hat. Dennoch nehmen im Rahmen der französischen Wirtschaftssorgen diese völkischen Probleme, die sich in den nordfranzösischen Kohlengebieten bis zu Unruhen steigerten, nicht den Raum ein, den sie in der deutschen Presse oft eingeräumt bekommen haben; denn sie bleiben eine Einzelerscheinung gegenüber der viel wichtigeren Gesamtlage, deren Kenntnis auch für deutsche Verhältnisse nicht uninteressant ist, z. B. hinsichtlich der Beziehungen, die zwischen dem nordfranzösischen Revier und der deutschen und saarländischen Kohlenabsatzlage besteht.

Es kann nicht genug davor gewarnt werden, gerade auf diesem Gebiet nicht zusammengehörende Dinge in ein Kausalverhältnis zu bringen, das in dieser Weise nicht existiert. Aus der Frage der ausländischen Arbeiter, deren Wanderungen und der neuerlichen Tendenz zur Umkehr der Wanderungsrichtung erwächst vielmehr die Frage nach der besonderen Lage des französischen Kohlenbergbaus überhaupt[1]). Sie ist von dieser als dem primären Faktor nicht zu trennen und wird, was die Auswirkung auf die Arbeiter angeht, auch durch den starken Anteil der

1) In dieser Hinsicht ist der letzte Jahresbericht des Comité Central des Houillères 1933 interessant. Vgl. dazu auch: Journal des Economistes 1934, IV, S. 318 ff., und allgemein „La France économique" Rev. d'Economie Politique, 1934, No. 3, Mai—Juin.

Ausländer an der Zechenbelegschaft nur in ganz beschränktem Maße besonders beeinflußt.

Der gesamte Kohlenverbrauch des französischen Inlands ist gegenüber dem 1932 erreichten Tiefstand von 71 Millionen Tonnen zwar wieder um 1,5 Millionen Tonnen gestiegen im Jahre 1933. Aber hiervon werden nur wenig mehr als 47 Millionen Tonnen durch die französische Produktion gedeckt, während 21,5 Millionen Tonnen aus dem Ausland und 4 Millionen Tonnen aus dem Saargebiet, also insgesamt in dauerndem Anstieg mehr als 35% des französischen Bedarfes eingeführt wurden, eine Menge, die nach den Berechnungen des Zentralverbandes der Kohlengruben wertmäßig etwa 10% aller Importe ausmacht. Auf die einzelnen Länder verteilt, ist die Stellung der Kohleneinfuhr im Rahmen der Gesamteinfuhr aus dem betreffenden Lande wie folgt:

ca. 20% der Importe aus Deutschland,
22% Belgien und Niederlanden,
35% Polen,
„ 41% „ „ „ Großbritannien.

Dabei sinkt im Verkehr mit England durch Kontingentierung und andere Maßnahmen der Anteil der übrigen Waren zugunsten der Kohlenlieferungen immer weiter. — Überschlagsweise machte so die Kohlenlieferung aus dem Auslande 1933 rund ein Drittel der in Form von Ausfuhr wieder zurückgehenden Summe aus. Auch ist nicht etwa die französische Kohlenausfuhr ihrerseits gestiegen, sondern im Gegenteil seit 1929, dem Jahr des Höchststandes. von 3 700 000 Tonnen dauernd auf 1933 — 1 550 000 Tonnen gefallen.

Der Grund für diese Entwicklung liegt neben der absoluten Produktionseinschränkung und einem zwangsläufigen Rückgang des Verbrauchs, was die zunächst merkwürdig anmutende Entwicklung der Einfuhr angeht, vor allem in den höheren Gestehungskosten in Frankreich, wobei die Aufrechterhaltung des Goldstandards und eine immer noch weitgehend freie Wirtschaft vor allem im Falle des schärfsten Konkurrenten England keine geringe Rolle spielt. Auf diese Weise sind z. B. die englischen Kohlenpreise, die bisher nur unwesentlich gestiegen sind, im Vergleich zu den französischen Goldpreisen um etwa 40% gesunken. Dabei sind außerdem auch noch alle Nebenkosten, wie Verschiffung und dgl., ebenfalls mitgesunken, während die französischen Transportkosten an sich hoch und unverändert blieben. Auch eine Reihe von anderen Einzelgründen werden dabei genannt, z. B. Belastung durch Löhne und Steuern, die einseitige Ratifizierung des Arbeitsabkommens über die theoretische Arbeitsdauer von $7^1/_2$ Stunden (1931) oder die Ausfuhrförderung anderer Länder durch Umlagen und Prämien, wobei z. B. die Einbeziehung des Aachener Reviers in das Ruhrkohlensyndikat von Bedeutung ist.

Als Folge dieser Entwicklung setzte in Frankreich eine Arbeitsstreckung in außergewöhnlich hohem Maße in der Bergwerksindustrie ein. Die durchschnittlichen Feierschichten erreichten im französischen Bergbau 1933 53 Tage, im Bezirk Pas de Calais sogar 62 Tage, während im Ruhrrevier mit 45 Tagen, in Westengland mit 30 Tagen, in Belgien mit 32,5 Tagen und in Holland mit 28 Tagen gerechnet wurde.

Zahlreiche Arbeiterentlassungen wurden unvermeidlich. Die Arbeiterbelegschaft der Gruben, die noch Ende 1930 einen Höchststand von 300 714 hatte, sank bis 1932 auf 254 533 und fiel bis 1933 weiter um 4% auf 244 264. In drei Jahren haben die Bergwerke also ungefähr 18,5% ihrer Belegschaft verloren. Und zwar haben sich die französischen Arbeiter, Pensionierungen ausgeschlossen, um 6%, die ausländischen Arbeiter jedoch um 24% vermindert, so daß sie heute 86% der Arbeiter unter Tage darstellen und bei den anderen Arbeiten stark zurücktreten.

Von ihnen sind zwei Drittel gelernte Qualitätsarbeiter, die unbedingt zum Stamm der Gruben gerechnet werden müssen und technisch nur schwer ersetzbare Kräfte darstellen. Hier liegt also eine gewisse untere Grenze, bei der weitere Entlassungen von Ausländern schwierig werden. Dabei ist, was die französische Seite der Frage angeht, mit den Entlassungen infolge der Einschränkung der Produktion nicht viel gewonnen, denn jede Entlassung auf den französischen Gruben bedeutete gleichzeitig eine Verschärfung der englischen Konkurrenz, die erst letzthin und nur bedingt durch Kontingentierung in Schach gehalten wird. Diese Einfuhr brachte zwar für einige wenige Hafenstädte und den beteiligten Handel eine fühlbare Erleichterung, aber der Zuwachs an brachliegender bergmännischer Arbeitskraft wird zahlenmäßig nur zu einem sehr kleinen Teil durch die Beschäftigungserhöhung etwa im Transport ausgeglichen.

Bei dieser Lage ist ein Teil der bisher freigesetzten fremden Arbeiter entweder selbst individuell zurückgewandert oder neuerdings auf Veranlassung der Gruben zunächst auf ein halbes Jahr „auf Urlaub" in ihr Heimatland geschickt worden. Bis April 1934 soll es sich nach Angaben der Verwaltungen um rund 6000 bis 7000 vorwiegend polnische Arbeiter handeln. Eine auf Schätzung beruhende, aber offenbar recht zuverlässige persönliche Mitteilung kommt bis Anfang 1935 auf 10—11 000. Es sind dies die Arbeiter, auf welche die genannten Pressemeldungen ursprünglich Bezug nahmen. Diese Zahlen sind natürlich nicht erschöpfend. Vor allem war es bisher nicht möglich, Gesamtzahlen für die ganze Krisenzeit und die wirklich durch die Arbeitslosigkeit verursachte Abwanderung bereits seßhafter Dauerarbeiter zu bekommen, die als eindeutig gelten könnten. Aber sie zeigen jedenfalls, daß die phantastischen Gerüchte über ungeheure, bis in die Hunderttausend in einem Jahre gehende Rückwanderungen nicht gut stimmen können[1]). Diesen Eindruck werden auch die polnischen Zahlen der allgemeinen Wanderungsstatistik verstärken, die im folgenden gegeben werden sollen.

In der kontinentalen Auswanderung Polens ist 1933 eine Zunahme der Auswanderung zu bemerken von 11 772 auf 18 358, von denen wiederum 11 427 nach Frankreich gingen[2]). Übrigens wanderte eine zweite große Gruppe von 4813 nach Lettland in die Landwirtschaft! Von den nach Frankreich Ausgewanderten gehen allerdings ebenfalls 85% in die Landwirtschaft. Diese Erscheinung zeigte sich schon auf dem Höhepunkt der großen industriellen Hochkonjunktur und charakterisierte auch schon die Krise von 1927, indem stets die landwirtschaftliche Einwanderung ihre Position weitgehend hielt gegenüber dem sofortigen scharfen Rückgang der industriellen Einwanderung bei der geringsten Störung. Das zeigt

1) Es gibt sogar Äußerungen, die ganz ohne Bedenken von einer Gesamtzahl von 1 Million abgewanderter Ausländer sprachen, z. B. W. Maas in Archiv für Wanderungswesen, 7. 1934. 1. Das wäre mehr als ein Drittel der 1931 überhaupt vorhanden gewesenen Ausländer.

2) Intern. Rundschau d. Arbeit, 1934. 9. S. 885.

auch gleichzeitig wieder den Weg, welcher der arbeitslos werdenden polnischen Bevölkerung in gewissem Umfang noch in Frankreich selbst offensteht, während er für die französischen Arbeitslosen wegen der weitgehenden Entfremdung vom Lande fast ganz verschlossen ist. Der größte Teil dieser polnischen Auswanderung geht heute durch die amtliche französische Auswanderungsstelle in Myslowitz. 83,5% der Auswanderer nach Frankreich waren Arbeitnehmer, die fast ausschließlich mit einem fertigen Vertrag in der Tasche auswanderten. Der landwirtschaftliche Charakter erklärt auch die auffallend hohe Zahl von 62% Frauen von der Gesamtzahl der Wanderer. — Was die Rückwanderung polnischer Staatsangehöriger nach Polen über den Kontinent angeht, so fiel sie 1933 von 32 706 auf 14 911 insgesamt und für Frankreich allein von 28 000 (1932) auf rund 10 000. Das ergibt also bereits wieder einen kleinen Auswanderungsüberschuß nach Frankreich. Insofern besteht allerdings von der polnischen Seite her eine Veränderung, als im Augenblick neben der früher vorherrschenden kontinentalen Wanderung die Überseewanderung einen relativ hohen Anteil hat. Vor allem ist die Auswanderung nach Palästina von 2900 auf 10 300 gestiegen (43% der jüdischen Einwanderung nach Palästina stammte allein aus Polen).

Ein ganz ähnliches Bild bietet auch die neueste Veröffentlichung des französischen Arbeitsministeriums[1]), aus der sowohl die allgemeine Besserung der wirtschaftlichen Lage gegenüber 1932 und noch 1933, wie auch die besonderen Verhältnisse in den Bergwerken aus den dort wesentlich höheren Hundertsätzen von Feierschichten gegenüber den sonstigen Industrie- und Gewerbezweigen hervorgeht. Auch die an der gleichen Stelle zu findenden Zahlen der kontrollierten Einwanderung des ersten Vierteljahres 1934 widersprechen diesen Erfahrungen nicht; sie lassen die Lage der bisher eingewanderten Ausländer im Prinzip unverändert erscheinen. Es bleibt ihnen ihre bisherige bedeutsame Rolle in der französischen Wirtschaft.

Eins steht also mit ziemlicher Sicherheit fest: Auf bestimmten eng umrissenen Gebieten der kritischen Sphäre der französischen Wirtschaft, in der sich die Begleiterscheinungen der kapitalistischen Krise vor allem zeigen, ist die Einwanderung für die Zukunft weiter zum Stehen gekommen. Darüber hinaus werden auch noch weiter hier etwa vorhandene Übersetzungserscheinungen verschwinden, sei es durch eine — aber wie gesagt nur noch in beschränktem Umfang mögliche — Rückwanderung oder durch Überführung in andere Berufe, die für die glücklicherweise meist ungelernten ausländischen Arbeiter in Frage kommen. Das wäre vorwiegend in der Landwirtschaft, in der immer noch Bedarf vorhanden ist. Mit der sinnvollen Anwesenheit und Tätigkeit der Ausländer in Frankreich wird man also auch weiterhin als mit einer Realität rechnen müssen.

1) Bull. du Ministère de Travail. 1934. T. 41. No. 4—6.

Es ist eine ganz andere Frage, ob die französische Wirtschaft sich auf die Dauer mit den bisherigen Maßnahmen gegen die Konkurrenz oder auch die sozialen Widerstände halten kann, oder ob sie nicht ihrerseits neue Wege, gegebenenfalls auch unter verstärktem Staatseinfluß, wird gehen müssen.

LOTHAR SCHÜTTEL:
Die makedonische Frage

Geopolitische Prüfung der Tagesereignisse, die sich um die Schüsse von Marseille gruppierten, werden die Leser als Notwendigkeit empfinden. Sie kann nicht ohne Werturteile erfolgen, in denen dem Verfasser selbstverständlich freie Hand bleiben mußte, wenn sie auch Herausgeber und Schriftleitung nicht immer teilen. *Der Herausgeber.*

Der Königsmord in Marseille hat die Aufmerksamkeit der Welt auf eine Frage gelenkt, die seit nahezu einem Halbjahrhundert besteht und sich immer wieder — meist durch blutige Vorgänge — in den Vordergrund des allgemeinen politischen Interesses drängt.

Als man nach dem Mordanschlag auf König Alexander I. von Jugoslawien die Personalien des Mörders festzustellen suchte, wies eine Tätowierung auf die IMRO, die Innere Makedonische Revolutionäre Organisation. Weitere Nachforschungen in dieser Richtung ergaben, daß der Königsmörder als einer der aktivsten Terroristen der IMRO den bulgarischen Behörden seit Jahren bekannt war.

Der Mord in Marseille wurde in der Absicht geplant und ausgeführt, in König Alexander I. den erfolgreichen Einiger Jugoslawiens zu beseitigen. Die Einigung und Befriedung der Nationalitäten im Königreich Jugoslawien mußte der makedonischen Bewegung als eine Gefahr für ihren Fortbestand erscheinen, da sie in der Auflehnung der makedonisch-bulgarischen Bevölkerung gegen die jugoslawische Staatszugehörigkeit wurzelte, die durch die Gebietsverluste Bulgariens an Jugoslawien infolge der Friedensvertragsbestimmungen von Neuilly geschaffen war. Der Kampf der bulgarisch-makedonischen Minderheit gegen die jugoslawische Fremdherrschaft sollte nach dem politischen Plan der makedonischen Bewegung den Ausgangspunkt zum Kampf um die Errichtung eines autonomen Makedoniens bilden.

Die makedonische Bewegung hat sich mit diesem Ziel keine geringere Aufgabe gestellt als die: an eine fast um zweitausend Jahre zurückliegende Vergangenheit anzuknüpfen und aus dem Schutt dieser zweitausend Jahre die Grundrisse des alten makedonischen Reiches freizulegen, um auf ihnen weiterbauen zu können.

Es ist ein eigenartiger Vorgang, daß ein Volk nach zwei Jahrtausenden der Fremdherrschaft sich auf seine Eigenstaatlichkeit besinnt, um hieraus Rechte an die Gegenwart herzuleiten und geltend zu machen. Es bestände jedoch auch heute keine makedonische Frage, wenn nicht eine griechische Frage einmal die Welt beschäftigt hätte. Zweckpolitik und Romantik ließen im Jahre 1830 aus dem morschen osmanischen Reich das Hellas der Antike wiedererstehen. Heute, nach hundert Jahren, weiß man — wenigstens in bezug auf die Wiedererweckung Griechenlands —, daß die Lebenskraft und Lebensfähigkeit der Völker es nur sind, die

zu einer Eigenstaatlichkeit berechtigen, und daß es nicht genügt, Staatsgrenzen festzulegen, um Völker wieder lebensfähig zu machen, die der Sturm geschichtlichen Geschehens einmal zerbrochen hat.

Die makedonische Frage ist die Folge einer Inkonsequenz. Man konnte in der Londoner Konferenz von 1830 nicht einen griechischen Staat wiedererstehen lassen, ohne an Makedonien zu denken. Die Sonne Athens war längst im Sinken begriffen, als die Makedonier in die griechischen Staaten vorbrachen und diese in die Grenzen des makedonischen Reiches einbezogen. Die Makedonier haben die Hellenen, als deren Lebenskraft zur Neige ging, unmittelbar abgelöst. Beide, Griechen und Makedonier, erlagen dann gemeinsam den Anstürmen der aus dem Donauraum vorbrechenden Hunnen und der hundert Jahre später einfallenden Gallier und Römer. Makedonier und Griechen sind alsdann während eineinhalb Jahrtausend nur Volksstämme innerhalb des oströmischen Reiches gewesen und trugen, als das oströmische Reich zusammenbrach, vier Jahrhunderte lang die Herrschaft der Türken.

Das zwei Jahrtausende hindurch gemeinsam getragene Schicksal hätte zu einer gleichen Behandlung der beiden Völker in der Zuerkennung eines eigenstaatlichen Lebens berechtigt. Aus der Vergangenheit leuchtete aber nur die klassische Schönheit hellenischer Architektur, hellenischer Plastik und hellenischen Schrifttums in die Gegenwart. Die heroische Größe des Makedonierzuges nach Samarkand und Indien hatte nichts Bleibendes geschaffen. Darum stattete eine späte Welt ihren Dank für überkommene geistig-schöpferische Werte an die Nachfahren der Hellenen ab — und vergaß die Makedonier (wobei bemerkt sein muß, daß die Griechen während zweitausendjähriger Fremdherrschaft sich rassisch nicht besser zu erhalten vermochten als die Makedonier). Die bulgarischen Volksteile, die das Gebiet des antiken Makedoniens bewohnen und sich darum völkisch als Makedonier betrachten, empfanden den Beschluß der Londoner Konferenz erklärlicherweise als ein ihnen zugefügtes Unrecht: während Griechenland ein selbständiger Staat wurde, wenn auch vorerst noch unter der Schutzherrschaft Englands, Frankreichs und Rußlands, verblieb Makedonien unter türkischer Hoheit. Dieser Vorgang gebar die revolutionäre makedonische Bewegung.

Der Kampf der Bewegung um die Erlangung der Autonomie Makedoniens ist wechselvoll wie die Geschichte der Balkanstaaten selbst. Mit großem Geschick verstand es die Bewegung schon in ihren ersten Kampfzeiten, die politischen Strömungen auf dem Balkan sich zunutze zu machen. Eine weithin sichtbare Aktivität entfaltete die Bewegung erstmalig in den Jahren 1870, als die griechische Geistlichkeit, empört über die Schaffung einer von der griechischen Kirche unabhängigen nationalbulgarischen Kirche, die Türken gegen die Bulgaren aufzureizen begann. Es entspann sich ein Kleinkrieg, in welchem die Makedonier auf seiten der Bulgaren gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, standen. Die Interessen der makedonischen Autonomisten wurden hierdurch jedoch nicht gefördert, da die von den Makedoniern und Bulgaren gemeinsam durchgeführten Aufstände nicht — wie von den Makedoniern erhofft — eine makedonische, sondern eine „bulgarische Frage" schufen. Der englische Staatsmann Gladstone war es vor allem, der nunmehr die „bulgarische Frage" einer Lösung zutrieb, die sie jedoch erst 1878 in der Schaffung eines selbständigen Fürstentums Bulgarien fand, nachdem die Türken im Kriege gegen Rußland unterlegen waren. Die Hoffnung der Makedonier auf Autonomie war wieder einmal enttäuscht worden: Makedonien verblieb der Türkei.

Die Makedonier schalteten sich nunmehr in die serbisch-bulgarischen Gegensätze ein, die zum bulgarisch-serbischen Kriege führten, der für die Makedonier ohne

jede Bedeutung blieb. Die bisherigen Mißerfolge der makedonischen Bewegung veranlaßten im Jahre 1893 die Gründung des ersten Zentralkomitees der makedonischen revolutionären Organisation unter der Initiative Dame Grueffs. Schon zehn Jahre später war aus dem entschlossenen Willen einiger zäher Führer eine Organisation erstanden, die ein vollkommenes Staatswesen in sich darstellte. Die Organisation verfügte über eine eigene Polizei, eigene Gerichtshöfe, eine eigene Miliz, eigene Schulen, eigene Zeitungen und ein eigenes Postwesen. Die Leitung der Organisation lag in Händen eines Komitees, das durch eine geheime Wahl zu seiner Aufgabe berufen wurde.

Der makedonische Aufstand vom 2. August 1903 in den Bezirken Skopje, Saloniki und Pirin bewies der türkischen Regierung die Stärke und Schlagkraft der Organisation, deren aktive revolutionäre Mitglieder auf die Zahl von 30000 geschätzt wurden. In 203 Kämpfen hatten die türkischen Truppen über 5000 Tote; auf seiten der Aufständischen waren nur etwa tausend Tode geblieben. Die Niederwerfung des Aufstandes brachte der Organisation jedoch schwere Blutopfer durch das Strafgericht, das die Türken an den Mitgliedern der Organisation übten.

Der Aufstand, so verlustreich er auch für die Organisation verlief, brachte den Makedoniern zum erstenmal einen wirklichen Erfolg. Der Aufstand und das Strafgericht der Türken hatten endlich eine „Makedonische Frage" geschaffen. Das Mitgefühl der ganzen Welt wurde wach. Überall bildeten sich Hilfskomitees, Sammlungen wurden eingeleitet, Bittgottesdienste wurden abgehalten und Hilfsexpeditionen in die von den Kämpfen heimgesuchten und schwer verwüsteten Gebiete Makedoniens entsandt. Selbst die sonst nicht zu rührende Diplomatie konnte angesichts des allgemeinen und außerordentlich regen Interesses an der makedonischen Frage nicht teilnahmlos bleiben. Kabinette, Kaiser und Könige wurden mit dem Problem beschäftigt. König Eduard VII. von England reiste zu Kaiser Franz-Josef, und nach ihm kamen Kaiser Wilhelm II. und einige Tage später Nikolaus II. nach Wien. Die Besprechungen hatten ein Reformprogramm zum Ergebnis, das den Makedoniern wohl einige Erleichterungen gegenüber den bisherigen Verhältnissen verschaffte, doch wurde das von den Makedoniern ersehnte Ziel — die Autonomie — nicht erreicht.

Der revolutionäre Kampf der Makedonier ging weiter. Sprengungen, Morde und Attentate zeichneten den weiteren Weg der Bewegung. Die Durchführung des Reformprogrammes wurde von den türkischen Behörden verschleppt, und es bedurfte erst der Besetzung Mytilenes durch ein internationales Flottenkontingent, um die Türken zu einer schnelleren Durchführung der eingegangenen Verpflichtungen zu veranlassen. Die Diplomatie war indessen durch den Gang der Ereignisse davon überzeugt worden, daß die Reformen keine Lösung der makedonischen Frage gebracht hatten. Wieder folgte — in den Augusttagen 1907 — eine Zusammenkunft von Kaisern, Königen, Kabinettschefs und Botschaftern. Eduard VII., Kaiser Wil-

helm II., der Zar, der Kaiser von Österreich, Aehrenthal, Tittoni, Clemenceau, Jules Cambon und Bülow bemühten sich bei dieser Gelegenheit um die Lösung der makedonischen Frage. Vor allem waren es England und Rußland, die, durch das wirtschaftliche und politische Vordringen Deutschlands in die Türkei mißtrauisch geworden, auf dem Wege über Makedonien ihren Einfluß auf dem Balkan zu stärken bestrebt waren. Ein englisch-russischer Reformplan, der auf die Autonomie Makedoniens hinzielte, lag bereits vor, als plötzlich am 23. Juli 1908 die jungtürkische Revolution ausbrach, die Regierungsgewalt an sich riß und die makedonischen Reformpläne gegenstandslos machte. Der Kampf der griechischen und bulgarischen Makedonier nahm jedoch an Erbitterung zu, da die Jungtürken die Minderheiten ihres Reiches zu ottomanisieren begannen und die Rechte des griechischen Patriarchats und des bulgarischen Exarchats einzuschränken suchten. Die Frage der makedonischen Autonomie wurde aber, trotzdem eine Kette von revolutionären Gewalttaten die europäische Welt beunruhigten, nicht mehr zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gemacht. Europa hatte größere Sorgen: die Einkreisung Deutschlands begann den Weltkrieg einzuleiten.

Ganz unerwartet kam daher für die Makedonier ein Augenblick neuer Hoffnungen. Im Sommer 1912 verbündeten sich Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro gegen die durch den Krieg mit Italien in Bedrängnis geratene Türkei und erklärten dieser Ende Oktober 1912 den Krieg. Die Niederlage der Türkei führte im Frühjahr 1913 zur Londoner Konferenz, in deren Verhandlungen die makedonische Frage eine wesentliche Rolle spielte. Vor der Kriegserklärung an die Türkei hatten Serbien und Bulgarien einen Geheimvertrag geschlossen, der die Grundlage des serbisch-bulgarischen Militärbündnisses bildete. In diesem Geheimvertrag war die Gebietsteilung festgelegt, wie sie nach einem serbisch-bulgarischen Erfolge für die Türken vorgenommen werden sollte. Die Gebietsteilung umfaßte auch einen Raum, der als das eigentliche Makedonien gelten muß. Über diesen Raum entschied Artikel 2 des „Freundschafts- und Bündnisvertrages" wie folgt:

„Was das Gebiet zwischen dem Schar, den Rhopoden, dem Ägäischen Meer und dem Ochrida-See anbelangt, so erkennt für den Fall, daß beide vertragschließende Teile die Schaffung einer abgeschlossenen autonomen Provinz aus Gründen von Interessen, die den serbischen und bulgarischen Nationalitäten gemeinsam sind, für unmöglich halten, Serbien Bulgarien das Land zu, das (folgt Teilungsplan)."

Wie aus dem Wortlaut des Geheimvertrages hervorgeht, war immerhin die Möglichkeit der Schaffung eines autonomen Makedoniens vorgesehen, wenn auch ersichtlich ein größeres Interesse hierfür beiderseits nicht bestand. Die ins Einzelne gehenden Abmachungen der beiden verbündeten Staaten konnten indessen nicht verhindern, daß die Sieger über die Teilung der Beute dennoch in Gegensätze gerieten, die schließlich zum zweiten Balkankrieg führten. Der Friede von Bukarest, der diesen Krieg beendete (10. August 1913), machte Serbien zum Herrn über den größten Teil Makedoniens.

Sogleich nach der Annexion der makedonischen Gebiete erließ die Belgrader Regierung eine Verfügung, das sogenannte „Reglement für die Sicherheit in den annektierten Ländern". Dieses Dekret bedrohte jede aufrührerische Betätigung mit den schwersten Strafen. Gleichzeitig führte die serbische Regierung einen Entnationalisierungs-Feldzug gegen die Makedonier durch, die in ihrer überwiegenden Zahl gute Bulgaren waren. Die weitere Entwicklung der makedonischen Bewegung wurde jäh unterbrochen, als die Schüsse eines Serben die Welt in Brand setzten. Wieder schien für die Makedonier die große Zeitwende gekommen, die ihre Hoffnungen erfüllen sollte.

Trotzdem Bulgarien guten Grund hatte, sich gegen den treulosen Verbündeten von 1913 zu wenden, trieb es abwartende Politik. Erst ein volles Jahr nach Ausbruch des Weltkrieges stellte Bulgarien sich auf die Seite der Mittelmächte. Nicht zum wenigsten war diese Entscheidung eine Folge verfehlter Ententepolitik. Die Entente hatte verabsäumt, Bulgarien eine Wiedergutmachung des Bukarester Friedens anzubieten. Nun war Bulgarien entschlossen, den Verlust von 1913 durch die Waffen wiederzugewinnen. Es handelte sich hierbei um das Gebiet Makedoniens.

Der Ausgang des Weltkrieges vernichtete zugleich mit der politischen Geltung Bulgariens auf dem Balkan auch die Hoffnungen der Makedonier. Denn Serbien, das sich dem Gedanken einer Autonomie Makedoniens stets widersetzt hatte, war ein starker Staat geworden, an Ausdehnung fast dreimal größer als Bulgarien, und stützte sich auf Bündnisse und politische Freundschaften mit den stärksten Militärmächten Europas. Die makedonischen Minderheiten in dem neugeschaffenen Jugoslawien begannen daher bald nach Kriegsende ihre Interessen mit denen Bulgariens zu verbinden. Sie rechneten damit, daß der Verlust der makedonischen Gebietsteile Bulgariens an Jugoslawien eine unüberbrückbare Gegnerschaft zwischen diesen beiden Staaten aufrichten würde. Die bulgarische Politik glaubte in der Tat lange Jahre, der makedonischen Bewegung nicht entraten zu können, da es im Wesen der makedonischen Organisation lag, die Weltöffentlichkeit und insbesondere Jugoslawien selbst ohne Unterlaß zu beschäftigen und an das „Unrecht an Bulgarien" zu erinnern. Die Makedonier, die in großer Zahl in den Jahren nach dem Weltkriege aus Jugoslawien nach Bulgarien auswanderten, fanden dort offene Aufnahme und gelangten zum Teil in die maßgeblichsten Staatsstellen. Die IMRO, durch den starken Zuwachs gekräftigt, wurde mehr und mehr zu einem politischen Instrument, das nicht nur Jugoslawien ständig bedrohte, sondern auch Bulgarien selbst als Staat im Staate zu beunruhigen begann. Die große Demonstration in den Straßen von Sofia am 15. April 1923 war für Bulgarien eine ernste Mahnung zur Vorsicht.

Die Makedonier hatten, indessen die Völker auf dem Balkan, erschöpft von den Erschütterungen des Krieges, Mühe hatten, sich in die politische und wirtschaftliche Neuordnung der Dinge zu fügen, die Zeit genutzt, um ihre Geheimorganisation, die IMRO, den neuen Verhältnissen, Aufgaben und Zielen anzupassen und

ihrem Zuwachs entsprechend auszubauen. Die Organisatoren der IMRO teilten das bulgarische und serbische Gebiet Makedoniens in Kreise, von denen jeder ein Geheimkomitee und einen Oberführer der bewaffneten Miliz besaß. Die Kreise teilten sich in Bezirke und diese wieder in Gemeinden. Die Leiter der Organisation wurden von geheimen Generalkongressen gewählt. Ein Zentralkomitee vereinigte in sich die oberste Gewalt der Organisation, deren Mitglieder einem unbedingten Gehorsam unterworfen waren. Ein revolutionäres Gericht urteilte über alle Verbrechen gegen das Leben, gegen Ehre und Besitz der Mitglieder und über Vergehen gegen die Satzungen der Organisation und gegen die Weisungen der Führer. Die Strafgerichtsordnung der IMRO sah sowohl Ermahnungen und Geldstrafen wie die Bastonnade und die Todesstrafe vor. Die Organisation konnte sich dank ihrer straffen und kompromißlosen Führung einer mustergültigen Disziplin erfreuen, die ihr erlaubte, mit immer größerer Sicherheit aufzutreten. Eine Kette von Gewalttaten, zum Teil durch Provokationen veranlaßt, kennzeichnen die Aktivität der Organisation in den Jahren nach dem Kriege. Unvergessen ist in Südslawien noch der Überfall auf das serbische Kolonistendorf Kadrafakowo in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1923 durch makedonische Freischärler (Komitatschis), bei welchem das Dorf in Flammen aufging und zwanzig serbische Bauern getötet wurden. Unvergessen ist aber auch bei den Makedoniern die Erschießung von 28 bulgarisch-makedonischen Bauern im serbischen Dorfe Garwan.

Die Tätigkeit der IMRO erschöpfte sich aber keineswegs im Kleinkrieg, sondern wandte sich auch der großen Politik zu, indem sie sich in aller Form auf der Lausanner Konferenz im Oktober 1922 vertreten ließ, um in einem Memorandum eine offizielle Kundgebung vor aller Welt zu veranstalten und die Schaffung eines autonomen makedonischen Staates unter dem Schutz des Völkerbundes verlangte. Im September 1924 wandte sich das Zentralkomitee der IMRO unmittelbar an den Völkerbund mit einer Denkschrift, in welcher die illegale Tätigkeit der IMRO mit der Nichterfüllung der Verträge zum Schutze der Minderheiten und dem Mangel an Rechten und Freiheiten für die makedonische Bevölkerung begründet wurde.

Die Politik ist jedoch über die makedonische Frage hinweggegangen. Nicht der Völkerbund oder irgendein Gremium der alles vermögenden Großmächte hat sich mit ihr beschäftigt. Die makedonische Frage wurde jedoch von einer Seite aufgegriffen, von der die Makedonier am wenigsten eine Initiative erwartet, und in einem Sinne, wie sie ihn noch unlängst nicht für möglich gehalten hätten. Bulgarien selbst opferte im Sommer 1934 die makedonische Bewegung zugunsten einer Versöhnungs- und Freundschaftspolitik mit Jugoslawien. Die Regierung Georgiew verbot kurzerhand die gefürchtete Organisation, beschlagnahmte ihre Waffen und setzte die Führer der Organisation in Staatsgefängnissen fest. Nur dem Haupt der IMRO, Iwan Michailow, gelang es — ob mit Wissen und Beihilfe der bulgarischen Regierung oder ob zu deren Überraschung, ist nicht aufgeklärt —, in die Türkei

zu entfliehen. Mit dieser Flucht und der Auflösung der IMRO scheint die makedonische Bewegung aber keineswegs vernichtet zu sein. Die Schüsse auf den jugoslawischen König in Marseille haben den Namen IMRO wieder vor aller Welt aufleuchten lassen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die zerschlagene IMRO dem Weltfrieden gefährlicher wird als die legale, denn die Taktik der Restgruppe von revolutionären Makedoniern scheint nunmehr zu sein, durch aufsehenerregende und in die politischen Verhältnisse tief eingreifende Anschläge die politische Ordnung zu stören, um inmitten entstehender Wirren endlich doch noch an das heißerkämpfte Ziel zu kommen: die Grenzpfähle eines freien makedonischen Staates in serbische, bulgarische und griechische Erde schlagen zu können.

„Sloboda ili smrt" — „Freiheit oder Tod" ist die Losung der IMRO. Für Kompromisse läßt dieses Wort keinen Raum. Es steht da als eine Drohung im friedlosen Europa, für das die makedonische Frage nicht erloschen ist, weil deren Dynamik fortwirkt, auch wenn man den Rahmen zerbrochen hat, den die Idee sich um ihres praktischen Wirkens willen geschaffen hatte.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Es gibt Monate, in denen der Berichterstatter sein Bild zusammensetzen muß in der Art mühseliger Mosaikarbeit, Steinchen für Steinchen, Zug für Zug. Der Februar 1935 macht es dem Berichterstatter leicht. Die politische Bühne gliedert sich in einzelne Schauplätze und klar deutbare Handlungen; die wichtigsten Spieler auf bewegtem Boden werden klarer sichtbar als sonst. Die Übergabe der Polizeigewalt an der Saar ist ein ebenso klares Zeichen wie die Verschiffung italienischer Truppen nach Ostafrika. Am 1. März ist mit der Rückkehr des Saargebiets unter die Hoheit des Deutschen Reichs ein fünfzehnjähriger Konflikt beendet; mit dem Landen italienischer Truppen (zum Monatsende schon in einer Stärke von 150 000 Mann) in Somaliland und Erythräa wird aller Wahrscheinlichkeit ein neuer begonnen, dessen Ende unabsehbar ist, dessen Rückwirkungen sich auch der Berechnung derer entziehen, die ihn heute vom Zaune brechen. Schneller als erwartet, haben sich die schärfsten Deutungen des französisch-italienischen Abkommens bestätigt. Was heute von Italien vorbereitet wird, ist mehr als ein Versuch zu günstiger Grenzregulierung, mehr als eine „Strafexpedition"; es ist — zwischen Völkerbundsmitgliedern, das Ansetzen eines „Mandschureiunternehmens" in Afrika. Die Japaner wissen, wie man dergleichen beginnt; sie haben in Rom diplomatische Vorstellungen erhoben. Werden sie mehr erreichen, als die Vorstellungen der Westmächte und des Völkerbundes beim Einmarsch der Japaner in der Mandschurei erreicht haben? Italien ist nicht Japan, Abessinien ist nicht die Mandschurei...

Was läßt sich geopolitisch zu dem italienisch-abessinischen Konflikt hervorheben?

Wir haben einiges schon in früheren Berichten betont, und können uns daher kurz fassen. Abessinien ist nicht, wie die Mandschurei, ein Land gemäßigt-kühlen Klimas, mit einer großen Ebene als Zentralachse des Landes, einer stattlichen Anzahl von Bahnen und Straßen und einer im großen und ganzen friedlichen Bevölkerung, die gute Verwaltung zu schätzen weiß, von wem sie auch ausgeübt werden möge. Der Kern Abessiniens ist wildes subtropisches Bergland, wechselnd zwischen Wald, Savanne und Dornsteppe, schwer gangbar, mit einer einzigen, leicht zu unterbrechenden Bahn und so gut wie keinen Straßen. Bewegtes Relief mit tief eingeschnittenen Tälern, steile Berge und Tafelränder erschweren das Fortkommen. Dazu ein Klima, das auch dem Südeuropäer schwere Aufgaben stellt, und eine Bevölkerung, die zu den tapfersten, wildesten und fremdenfeindlichsten der Erde gehört. Was der abessinischen Armee an modernen Waffen fehlen möge — und das ist weniger, als allgemein geglaubt wird — wiegt unter diesen Umständen nicht allzu schwer. Erinnert man sich der Zeit, Mühe und Kosten, die von den Italienern aufgewandt werden mußten, um mit den Senussi Tripolitaniens und der Cyrenaica fertig zu werden, der langjährigen Schwierigkeiten, die von den Rifkabylen der erprobten afrikanischen Militärmacht Frankreichs (und Spaniens) bereitet wurden — dann wird man schwerlich an einen militärischen Spaziergang der Italiener in Abessinien glauben. So kann es am Roten Meer zu einem langen und verlustreichen Konflikt kommen, der für manche Machtverlagerung, für manche Schauplatzverlegung Möglichkeit bietet. Alles, was in und um Abessinien geschieht, verdient von Europa her die gleiche sorgfältige Beobachtung, die von Asien her erfolgen wird: von Japan, von Indien, nicht zuletzt von der Sowjetunion.

Gegenüber dem Abessinienkonflikt tritt der Chacokrieg in den Hintergrund, trotzdem gerade dort jetzt Entscheidungen fallen müssen: Gelingt den Paraguayern die Eroberung von Villa Montes mit seinen Wasser- und Petroleumquellen, werden die Bolivianer endgültig in die Berge Richtung Tarija zurückgeworfen, dann ist für Paraguay ein entscheidender Abschnitt des Kampfes erreicht. Gelingt die Eroberung von Villa Montes nicht, dann verlängert sich der Krieg ins Unabsehbare. Auch hier aber bleiben geographische Tatsachen von entscheidender Bedeutung: Keine zahlenmäßige Überlegenheit der Bolivianer hat die Klimagewöhnung der Paraguayer ausgleichen können. Verlegt sich der Kampf in die höheren Lagen des Gebirges — dann freilich würden alle Kampfwerte eine plötzliche und entscheidende Umkehrung erfahren.

Ein Vorgang von symptomatischer Bedeutung, ernsthaft nicht in sich selbst, sondern als Beweis veränderter Haltungen, hat sich zwischen Mittelamerika und Nordamerika abgespielt. Das mit fünf zu vier Stimmen abgegebene Urteil des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten über die Goldklausel hat der Regierung in Washington nur zum Teil recht gegeben (freilich in einem weiteren Ausmaß, als zunächst vermutet werden konnte). Die innerpolitischen und finanzpolitischen

Wirkungen aufzuzeigen ist nicht unsere Sache. Wohl aber ist es für geopolitische Betrachtung wichtig, zu wissen, daß die Möglichkeit des Rückgriffs auf die Goldklausel für Ausländer juristisch offengeblieben ist. Wer bedient sich nun als erste öffentliche Stelle dieser Möglichkeit und wagt es, der Regierung in Washington einen Scheck mit dem Verlangen entsprechender Aufwertung zurückzuschicken? Die Regierung von Panama! Wäre ein solcher Vorgang zu Zeiten von Coolidge, Wilson oder gar von Theodore Roosevelt möglich gewesen? Man beginnt die Sorge maßgebender englischer Staatsmänner zu verstehen, die sich fragen, wieweit man sich auf eine feste Haltung der Vereinigten Staaten in Ostasien verlassen könne, wenn schon im karibischen Bereich die Kleinstaaten beginnen, Uncle Sam an der Nase zu kitzeln. Empiresorgen kommen dazu. Die überraschende Stellungnahme der indischen Fürstenkammer zu dem indischen Verfassungsgesetz, die Spaltwirkung der Indiengesetzgebung auf die konservative Partei in England selbst (wo die Familie Churchill durch ihr regierungsfeindliches Eingreifen der Arbeiterpartei einen sicheren konservativen Sitz in der Wavertree-Nachwahl verschafft hat); die ablehnende Haltung einiger Dominien, wie z. B. Südafrikas, zu lebenswichtigen Fragen der Reichsverteidigung gehören hierher. Das Recht der Dominien, sich von europäischen Konflikten Englands fernzuhalten, ist alt und immer wieder bestätigt (vgl. Locarno). Es ist neuerdings feierlich wiederholt worden. Aber die südafrikanischen Vergleiche der Flotten- und Flugbasis Simonstown mit Gibraltar (wobei der Gedanke im Hintergrund steht, daß sich Südafrika zu Simonstown verhalte wie Spanien zu der Festung am Eingang des Mittelmeers) sind für die Träger des Reichszusammenhanges immerhin schmerzlich. Die Kommission der „Services", die zur Zeit das Empire bereist, um die Reichsverteidigung überall zu überprüfen und nach Kräften zu modernisieren, hat keine leichte Aufgabe vor sich.

Um so verständlicher ist der Wunsch der britischen Regierung, auf dem größten und wichtigsten Gebiet diplomatischer Arbeit, der friedlichen Neuordnung Europas, zu gültigen, auch in einem Wahlkampf verwertbaren Erfolgen zu gelangen. Nach einem langen Zeitraum völliger Untätigkeit, der im April 1934 mit der brüsken französischen Ablehnung aller Vorschläge begann, hat die englische Regierung zu groß angelegter Mittlertätigkeit ausgeholt. Als konkretestes Ergebnis der bisherigen englisch-französischen Besprechungen steht der Vorschlag eines westeuropäischen Luftpaktes vor uns, der von allen befragten Regierungen begrüßt worden ist, und allerdings geeignet wäre, für Westeuropa ein System kollektiver Luftverantwortlichkeit zu schaffen, das wesentliche Gewähr für die Erhaltung des Friedens bedeuten könnte. In wenigen Tagen kommt der britische Außenminister nach Berlin, um den gesamten Komplex europäischer Fragen mit der Deutschen Reichsregierung durchzusprechen. Die Einordnung des Deutschen Reiches als gleichberechtigten Trägers uneingeschränkter staatlicher Hoheit in eine europäische Ordnung, deren Wandlungsfähigkeit mit friedlichen Mitteln keinem irgend-

wie gearteten Paktsystem geopfert werden darf — darin liegt Sinn und Ziel dieses Besuchs.

Starke und plötzliche Aktivität der Sowjetunion auf diplomatischem Feld, verbunden mit aufsehenerregenden Reden über die Stärke ihrer militärischen Mittel, vor allem über ihre Flugwaffe, zeigen an, daß die Sowjetunion eine wirkliche Konsolidierung West- und Mitteleuropas ungern sähe. Das starre Paktsystem Barthous (in alten Zeiten nannte man dergleichen Koalitionen) wäre dem Kreml lieber als jene zugleich friedliche und bewegliche Ordnung, die den britischen Staatsmännern vorschwebt. Und die Sowjetregierung findet willkommene Verbündete in Prag, wo eine in sich unsichere Regierung vor Neuwahlen steht und noch weniger als sonst in der Lage zu sein scheint, die gefährlichen und im letzten Ziel den eignen Staat gefährdenden Bewegungen ihres „ewigen" Außenministers zu zügeln.

Nach diesem kurzen Überblick über das große Feld der europäischen Außenpolitik bleibt noch einiger Sondergebiete Erwähnung zu tun.

Die Haltung der litauischen Regierung gegenüber Memel beweist, daß die volle Erkenntnis der sich vollziehenden europäischen Entwicklungen in Kowno noch nicht gereift ist. Rund um Bulgarien kreist eine Zone verstärkter Nervosität der Nachbarn, die durch die fortgeführte Ausweisung der bulgarischen Siedler in Türkisch-Thrakien ebensowenig gemindert wird, wie durch die griechischen Rüstungen, deren Beschleunigung schon durch das türkisch-griechische Freundschaftsabkommen vorbereitet und vorgesehen war. Südslawien steht vor einer Neuwahl, die ebenso gewiß eine Bestätigung der Regierung bringen wird, wie es die portugiesische Präsidentenwahl getan hat. Die Dauer staatlicher Sicherheit und wirtschaftlichen Aufschwungs (die sich auch in stärkerem Interesse für das große, lange Zeit ganz vernachlässigte Kolonialreich äußert), in der Portugal unter Carmona und seinem Ministerpräsidenten Salazar lebt, verdient Beachtung, wenn man sich das innere und äußere Schicksal des Landes seit 1908 vor Augen hält.

Störungen in Nordafrika, vor allem in Algerien, haben in Frankreich dazu geführt, daß man besorgte Fragen nach der Sicherheit dieser wichtigen Herrschaftsgebiete stellt. Wirtschaftliche Not vor allem der eingeborenen Landwirtschaft verbindet sich mit mohammedanischem Groll, und wendet sich nicht nur gegen die jüdisch-levantinische Zwischenschicht, sondern auch gegen die französische Regierung. Im Hintergrund steht die Frage: Wie lange werden die nordafrikanischen Truppen unbedingt zuverlässig sein?

Kleinere Störungen im arabischen Randbereich seien nur kurz notiert; sie reißen nie ganz ab; wichtig werden sie — genau wie im Weltkrieg — erst in dem Augenblick, wo größere Mächte gegeneinanderstehen. Ob die Welt — sechzehn Jahre nach dem Ende des letzten Weltkrieges — für größere Konflikte schon wieder reif ist — darüber werden die Verhandlungen dieses Jahres positiv oder negativ entscheiden.

Freilich nur für den europäischen Bereich. Die große pazifische Zukunftsfrage bleibt offen bis zum Abschluß der kommenden Konferenz der Weltmächte, auf der über Asien und den Pazifik entschieden werden wird. Auf diese Konferenz bereitet das amerikanische Flotten- und Luftprogramm ebenso vor wie das japanische oder die Neuorganisation der englischen Reichsverteidigung. Die russische Land- und Luftrüstung hat ein doppeltes Gesicht: ein asiatisches und ein europäisches. Welches für die nächsten Jahre das herrschende sein wird, darüber freilich entscheidet ebenso sehr wie der Ausgang der Pazifikverhandlungen die Fähigkeit oder Unfähigkeit Europas, das eigene Haus zu gestalten.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Immer noch gibt es im Bereich der mitteleuropäischen Erdkundevertretungen Männer aus Vorkriegszeiten, die sich der seinerzeit in Breslau so scharf von R. Sieger umrissenen geopolitischen Forderung entschlagen möchten, daß gerade die Wissenschaft von der Erde und vom Raum die Pflicht habe, nicht nur das Vergangene zu beleuchten und zu erklären, sondern — eben mit der Geopolitik — den Mut zur Vorherkündung (Prognose), zur weltpolitischen Vorausschau zu entfalten. Wird sie nicht von der Erdkunde aus wahrgenommen, dann geht eben diese Pflicht mit der Geopolitik in die Hände anderer, zur Aufnahme sehr bereiter Arbeitsgebiete des Wissens vom Staat unter Staaten über; die Geographie bleibt dann hinter einer Forderung der Zeit zurück, und die Hälfte ihres Bestandes an Lehrkräften könnte für die Erziehung zum politischen Menschen überflüssig werden.

Wenn es im Indopazifischen Bereich große Bewegungen gibt, die sich lange der rückständigen und statischen Betrachtungsweise der politischen Geographie alten Stils nachweislich entzogen haben, für die ihr erst die Geopolitik die Augen öffnete und die heute von höchster weltpolitischer Bedeutung sind, so gehören dazu der Gebrauch der panasiatischen Bewegung durch Japan und die Sowjets und das Aufziehen sowie die Bahnverlagerungen des nordpazifischen Seegeltungsgewitters.

Daß die Sowjets die in eurasiatischen Dingen bestinformierte Macht sind und deshalb mit ihrer Einflußerweiterung zu Genf einen gewaltigen Machtvorsprung vor dem europäischen Westen gewinnen, das ist ihnen eben erst durch ihre Rückversicherungsgebiete innerhalb des Balkans und der Kleinen Entente bestätigt worden, vom Nahen Osten ganz zu schweigen. Diese großasiatische Auswirkung fällt mit einem Schlagschatten also tief in den Atlantischen Bereich. Aber das Gegenfeuerchen, das Japan anzündet, das seine Führer, bei Bismarck vorfühlend, schon diesem vor vielen Jahren als Ergänzung seiner Russenpolitik an-

boten, das ist rein pazifischer Herkunft und echt ostasiatischen Stils. Dennoch greift es weit herüber nach Westen. Aber Chiang-Kai-Shek fährt nach Osten!

Wie sehr man das innerhalb der indopazifischen Vorposten des Britenreichs von Singapore und in seiner indischen Zitadelle empfindet, das mögen Mißtrauische aus einem indischen Bericht des „Manchester Guardian" (18. 1. 1935: „Japanese and Asia") entnehmen, der dem ersten Jahresbericht der „Dai Ajia Kyokai" (Groß-Asien-Gesellschaft) in Tokio mit ihren 10 Beiräten, 17 Treuhändern und 19 Sekretären, sämtlich Japanern, gewidmet ist.

Hauptziele: den japanischen Nationalismus mit großasiatischen Ideen zu durchdringen und ihm die wahren Daseinsbedingungen der anderen Länder Asiens beizubringen, japanische Kultur zu verbreiten und die Zustände der Mandschurei asiatischen Ländern vertraut zu machen; die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Japan und den Gebieten des Nahen Ostens zu studieren! Wie „die Zustände der Mandchurei andern Asiaten vertraut gemacht werden sollen", das besagt die Feststellung, „daß die Aufrichtung von Manchukuo nur der Anfang revolutionärer Wandlungen in der Weltgeschichte sei", in der es „Japans Berufung sein würde, Oberherr, Führer und Leiter der Einigung Asiens zu sein", so daß die künftige Entwicklung in einen „Paneuropäismus, Panasiatismus, Pansowjets und Pananglosaxonismus münde". Dazu braucht man zuerst China.

Darin liegt zweifellos eine großartige Vereinfachung der Raumverteilung auf Erden, die aber immerhin, wie man den Berichten entnehmen kann, mit Unbefangenheit und Zielstrebigkeit angegangen werden will.

„Die natürlichen Hilfsquellen von Manchukuo genügen nicht für die Bedürfnisse Japans, aber sie können aus denen Nordchinas ergänzt werden", meinte General Itagaki vor einem größeren Hörerkreis. Dabei wären natürlich die gegenwärtigen chinesischen Regierungsverhältnisse mit dieser Sorte Panasiatenbewegung nicht zu vereinigen, „obwohl ein Zusammenstoß zwischen Japan, England und Amerika dieserhalb unvermeidlich sein werde, weil diese beiden die Stützen der Kuomintang seien". Ein indischer Pressemann des „Jung-Asien-Bundes" versprach die Weiterverbreitung der japanischen Panasiatenbewegung unter die 360 Millionen Indiens. Vertreter von Indien, Birma, Afghanistan, Türkei, Persien,

Siam, Annam, Indonesien, Philippinen, China, Manchukuo, Mongolei und Zentralasien, ferner unter den Ehrengästen General Araki gaben dem Programm höhere Weihe. Bittere Worte fielen über den Einfluß des Westens auf die ehemalige Pracht Asiens und die bösen Praktiken, die den einstigen Glanz des Ostens beseitigt hätten. „Wiederaufstieg zu Freiheit und Gerechtigkeit" aus der jetzigen „Auflösung, Zerfahrenheit, Unkenntnis, Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Ausbeutung" wurde als Ziel gesetzt. Auch Frankreich bekam seine Verurteilung durch einen Anamiten in fließendem Japanisch, während der Malaie nicht verstanden wurde und das Gesamtergebnis allen Teilnehmern englisch vorgetragen werden mußte, „um alle des wahrhaft panasiatischen Geistes teilhaft werden zu lassen", wie der Korrespondent aus Delhi boshaft schrieb, der diese Tatsache von Indien her eigentlich gewöhnt sein konnte. Denn tatsächlich bedürfen die Panasiaten im Stil Tokio des Englischen, die im Moskauer Stil des Russischen, um einander zu verstehen. Aber das hindert nicht, daß sie die Sprachen ihrer unbeliebten Herren und Gegner beim Ausbreiten von propagandistischem Sprengpulver verwenden!

Englisch ist ja auch die schärfste Verurteilung des indischen Verfassungsentwurfs gehalten, die von dem indischen Arbeiterführer N. M. Yoshi stammt. Er sah gewiß mit den Augen soziopolitischer Mißgunst, aber er verkannte dabei nicht die großen geopolitischen Verlagerungen und Hemmungen, die vom Standpunkt der britischen Reichserhaltung mit Meisterhand darin angebracht sind. Dazu gehören: 1. die Machtverlagerung nach den großen Teillandschaften und Fürstenstaaten; 2. die Stärkung der Mächte des Beharrens trotz einer Erweiterung des Wahlrechts von rund 3% der Bevölkerung auf 14%; 3. die Verfestigung der Stellung des Besitzes, nicht nur durch die Fürstenvertreter, sondern auch durch die zweiten Kammern in der Zentrale und den fünf wichtigsten Provinzen; 4. die Zurückschneidung des reinen Volkstribunats und Klassenkampfelements auf nur 38 von rund 1600 Sitzen in den Provinzial-Gesetzgebungskörpern und nur 10 im Zentralunterhaus bei indirekten Wahlen.

Rassen- und Religions-Rückhaltbestimmungen, dann das Einspruchsrecht der eben durch alte Verträge geschützten Fürstenstaaten hält Yoshi für weitere, fast unübersteigliche Hindernisse künftiger Entwicklung und Demokratisierung; er muß aber selbst zugeben, daß die Schuld für deren Notwendigkeit mehr noch auf Indien als auf die Briten fällt, und daß diese nicht gut anders zu einem Anfang kommen konnten.

Aber die gewiß nicht von Wohlwollen diktierte, dennoch maßvolle Kritik eines der schärfsten indischen Arbeiterführer ist — gerade wegen dieser Hochspannung dem Verfassungsversuch gegenüber — vielleicht unter vielen, zum Teil in Heft II/35 gesammelten indischen Urteilen von besonderem geopolitischen Wert.

Der ebenfalls in Heft II erwähnte erfolgreiche Einzelflug einer Frau von Honolulu-Hawaii nach Oakland-Bucht von San Franzisko hat begreiflicherweise

auch die wehrpolitische Betrachtung der transpazifischen Flugwege neu belebt. Die Abschlußvorbereitungen der Pan-American-Airways haben den japanischen Wunsch zu einer Gegenunternehmung beflügelt. Langjährige Studien sind den Entscheidungen zwischen der nahen, aber nebelumrauchten nordpazifischen und der meteorologisch ungleich sichereren, wenn auch weiteren südpazifischen Flugstrecke vorangegangen. Aber wenn auch der Aljutenweg mit seiner Nebelhäufigkeit wahrscheinlich zurückstehen muß hinter dem südlichen Weg über Honolulu (rund 3360—3400 km vom nächsten Punkt der kalifornischen Küste) nach Guam (5100 km), gemildert durch Zwischenlegen von Wake oder Midway, von Guam nach den Philippinen (1600 km) und Hongkong (1100 km) (mit Anschluß an die bereits von den Pan-American-Airways beflogenen 4200 km fernöstlicher Flugstrecken in China): die Wehrwichtigkeit des nördlichen russenbeschützten Nahwegs bleibt; sie wird durch die nordpazifischen Flottenübungen nur erneute Bedeutung gewinnen. Die neuen Transportflugzeuge werden etwa 4800 km Schlagweite mit einem Flug haben, also beim Zwischenschalten von Midway oder Wake jetzt schon der Aufgabe an sich gewachsen sein, was natürlich das japanische Luftsicherheitsgefühl nicht erhöht.

Von Wladiwostok zur Linie Tokio-Osaka-Fusan sind rund 2000 km Flugweite; das heißt, daß solche Flugzeuge nach vollbrachtem Werk und Rückflug noch 800 km Umwegspielraum hätten!

Inzwischen ist von Japan aus, das über die wirklichen Kraftverhältnisse seiner Umwelt genau im Bilde ist, in einer großen Rede des Außenministers Hirota China, den Sowjetbünden und den Vereinigten Staaten Zuckerbrot gereicht, England sogar in einer besonders liebenswürdigen Form gezeigt worden, China allerdings auch durch die Grenzabrundungskämpfe in Chahar die Peitsche. Mit der Peitsche ist freilich in der Äußeren und Inneren Mongolei immer regiert worden, ob es nun in Urga die Nagaika der Kosaken oder die wenig veränderte der Roten Armee war oder in Jehol, Chahar oder Ninghsia eine chinesische oder mandschurische. Japan arbeitet nicht mit ihr, aber doch auch mit eindringlichen Mitteln.

Das zuletzt für alle Beteiligten ärgerliche Geschäft des Ankaufs der früher ostchinesischen, neuerdings nordmandschurischen Bahn durch Manchukuo mit dem von Japan vorgestreckten Geld ist inzwischen „perfekt" geworden. China hat formhalber Protest dagegen eingelegt. Ernsthaft werden zwischen Japan und Sowjets beiderseits entfestigte und rüstungsleere Pufferzonen erwogen. Die Sowjetisierung Sinkiangs, des früheren chinesischen Turkestan, schreitet fort; die angeblich so oft besiegten, aus den südchinesischen Küstengebieten langsam tatsächlich verdrängten Roten Heerscharen ziehen sich in das Innere zurück (siehe S. 113, Heft II, 1935). Kräfte der Nankinger Ordnung können ihnen nur mit kostspieligem und langfristigem Verkehrsaufwand (Autostraßen) folgen. Japan und Nanking wissen genau, daß es bei dem heutigen Verkehrszustand trotz gelegent-

licher Fliegerei von Heerführern und ihrer Damen jahrelang dauert, bis allein Szechuan befriedet werden kann, und daß wehrpolitisch dort, in Kansu, an der tibetischen Grenze und in Sinkiang Millionen von Menschen und Milliarden von Dollars, Yen und Tscherwonzen versenkt werden können, ohne daß sich das Unordnungsniveau wesentlich ändert. In Tibet kommen dann auch noch Pfunde und Rupien, in Yünnan Franken hinzu; und niemand weiß in Nanking genau, zu welchem letzten Ende sie ins Gewicht fallen werden. Solche Lagen machen im Fernen Osten, im Gegensatz zum Westen, die Regierenden verhandlungsreif.

Kompromißlösungen und Teilabschlüsse werden freilich China viel „Gesicht" kosten. Daß Außenministerreden vor bitter grollenden, aber eingeschüchterten Volksvertretungen Weltlagen in rosigem Lichte zeigen, wie die Hirotas, ist man gewohnt. Wichtiger ist, daß er seine Silberstreifen am Sehkreis hinspielen lassen konnte, ohne das Schicksal Inukais und Wakatsukis zu erleiden. In dem Angebot vollkommener Gleichberechtigung und Rüstungsgleichwertigkeit in der Theorie bei praktischer Einschränkung und Zurückhaltung liegt eine große Idee; scheitert sie, so ist die Verantwortung den Vereinigten Staaten zugeschoben. Der Gedanke, daß die japanische und die usamerikanische gesamte See- und Luftmacht in diesem Frühjahr und Sommer in demselben nordpazifischen Manövergelände alle ihre Schiffe und Flugzeuge tummeln, flößt vielen jenes begreifliche Unbehagen ein, das der „Simplizissimus" in der klassischen Zeichnung verkörperte, in der er einen sehr typischen nordamerikanischen und ostasiatischen Neptun mit je einem Dreizack und dem Vorschlag zeigt: „Könnten wir die Sache nicht gleich im Ernst probieren."

Welche Folgen kann der einzige, berühmte, scharfe Schuß haben!

Einige mögliche Begleitumstände: Bolschewisierung weiter Gebiete Asiens; gigantische Streiks in USA.; ganze Bankbruchreihen weltüber mit Wirtschaftseinstürzen im Stil von Kartenhäusern bei Taifunen oder Hurrikans; Mord und Brand auf den Philippinen, in Hawaii, in Nordchina, Manchukuo, ganz Innerasien fanden offenbar keinen Platz mehr auf dem Bilde; wohl aber finden sie ihn zum Glück in den Seelen der verantwortlichen Staatsmänner. Der Fernblick auf sie verdichtete sich in britischen Zeitungen bis zu dem ernst gemeinten Vorschlag, lieber die Alte Welt jenseits der Schanze von Singapur und der indochinesischen Grenzgebiete Japan zu überlassen und großzügige Flurbereinigungen mit ihm anzustreben. Ganz hat man in Japan „unsern ehemaligen Verbündeten" (Hirota), ganz in England die Zeiten des guten Geschäftsgangs während des „Bundes der beiden Inselreiche" nicht vergessen; trotz der kostspieligen Blutverbindung mit den Vereinigten Staaten.

Auch diese „Reminiszenzen" haben noch Vertreter im Vereinigten Königreich, sogar in einzelnen Dominien; nur in Indien nicht. Smuts bekämpft sie.

Vom Standpunkt der Inder aus ist es begreiflich, daß sie es ungern sehen würden, wenn das Britenreich sein indisches Verfassungswerk möglichst druckfrei in Betrieb setzen könnte. England hat im Gegensatz dazu das höchste Interesse

an einer Beruhigung der Weltlage. Das hat seine Rückwirkungen auf die drei Mächte der Erneuerung, die naturgemäß mehr für Unruhe sein müssen: Deutsche, Japaner, Italiener.

Italien hat als erstes die Gelegenheit wahrgenommen und immerhin beträchtlichen Raumerwerb in Afrika (145 000 qkm) und eine gewisse Handlungsfreiheit seinem dunklen Nachbarn Äthiopien-Abessynien gegenüber ins Trockene gebracht. Wie schwer es ist, Japan allein unter Druck zu setzen, haben die großen Mächte erfahren; sie haben so viel Pressung dafür verbraucht, daß es dem innerlich neu gestärkten Dritten Reich inzwischen gelungen ist, aus den am meisten würgenden Schlingen heraus zu schlüpfen.

Verständigen sich nun Deutsches Reich und Japan über ihre Mindestforderungen der Rüstungsgleichheit, ehe sie wieder an das Clearing-Haus in Genf, ohne jedes innerliche Bekenntnis zu ihm, als reine Ausgleichsbehörde für nicht lebenswichtige Streitigkeiten, zurückkehren, so können sie unter Umständen alle französisch-russischen Wehrpakte auswettern, namentlich wenn Polen in Erkenntnis seiner Zukunftsgefahr und -möglichkeit mit dieser Machtgruppe dauernd zusammenspielt. Damit ist nur eine der möglichen Rückwirkungen auf europäische Lagenänderungen aus dem raumweiteren indopazifischen Kraftfeld gezeigt. Viele andere lassen sich denken, ohne daß man sie auszusprechen braucht.

In Indien, wo man stellenweise über solche Wendungen zetert, als über ein Ausscheren der Deutschen und Japaner aus der Selbstbestimmungsfront, müßte man sich klar machen, daß jedes Freiwerden großer Völker von ungerechten Verträgen, von Fesseln ihrer freien Betätigung Beispiele gibt, die in der Weltgeschichte nicht verlorengehen. Das begreift man in China besser, Darum hält ihm Hirota klugerweise die Abschüttelung der ungleichen Verträge als Lockspeise für sonst bittere Abschlüsse und Abschreibungen vor.

Denn der japanische Führungsanspruch ist nun einmal nicht nur von den harten Samurai der Araki-Schule, sondern auch von Hirota schärfer und schärfer herausgestellt. Es ist für ältere und zahlenstärkere Kulturvölker, wie Chinesen und Inder, eine bittere Pille, wegen seiner geschlosseneren Staatskultur und größeren außenpolitischen Einsicht die Führung eines jüngeren und — im eigentlichen Reichsträger — nur 68 Millionen starken Volkes anzuerkennen. Das ist ein Verhältnis, das wir aus der Erinnerung an den Junior-Partnership-Gedanken gegenüber England in Mitteleuropa gefühlsmäßig begreifen können. Und doch wäre zeitweiliges Finden eines solchen Verhältnisses vielleicht die Rettung der Weltgeltung des weißen Mannes im alten Stil gewesen.

Das hatten in Deutschland einige Leute begriffen; und Engländer von der Qualität des alten Joe Chamberlain, Kitcheners, Rhodes und ähnlicher Herrenmenschen begriffen es auch. Es kam nicht dazu. Wird es Asien klüger anfangen?

Das steht jetzt zur Entscheidung; das Zusammenspiel mit seinen Mächten in solcher Lage ist nicht leicht, aber es kann für beide Teile gewinnbringend sein.

Auch ein Kleiner im Reiche der Großen kann gelegentlich, wie Piemont im Krimkrieg, wie Italien jetzt in Eritrea, durch rechtzeitiges Erkennen des Strohhalms, der die Strömung verrät, großen Nutzen ziehen. Das bespricht Taraknath Das sehr fein in der Dezembernummer der „Insurance and Finance Review" (Bd. V, Nr. 58; Kalkutta) am Fall der Anerkennung Manchukuos durch San Salvador, das dafür seine Kaffee-Ernte an Japan anbrachte. — Wer das im größeren Stil macht, wird mehr als Kaffee dabei gewinnen! Wahrscheinlich werden die Sowjets auch hier den Vogel abschießen, zuerst via Völkerbund die andern fernhalten und dann ihre Volte schlagen. Eigentlich kann man ja nicht jemand ein paar tausend Kilometer Eisenbahn verkaufen, ohne ihn für geschäftsfähig und „existent" zu erklären. Aber das sind kleine Weltlogikverstöße, über die man in Genf ein Auge zudrückt; nur geopolitisch müssen sie gesehen werden!

Wenn große Räuber sich verständigen, tragen kleine den Schaden.

Karl Haushofer:

Zum Schrifttum

Geopolitische und wehrgeographische Notizen

„Geopolitische Zusammenschau der Staatsräume", so ist ein Aufsatz in Petermanns Mitteilungen 1935, S. 21 überschrieben, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen, aber mit noch mehr Freude begrüßen würden, wenn er nicht unter „Grundsätzliches zur Geopolitik" — neben vielem, leider wahrem — auch einiges andeuten würde, was man — nach Abs. 4 — „in hundert Zirkeln" lieber besser machte als bespräche.

Denn sehr richtig ist da gesagt, „daß eine Kritik, wie die obige, nur fruchtbar sein kann, wenn man gleichzeitig zeigt, wie es besser zu machen sei". Es ist begreiflich, daß wir uns alsbald auf die Zusammenschau I der Vereinigten Staaten von Amerika und II von Japan stürzten, in der Erwartung, nun dort lernen zu können, wie es besser zu machen sei. Aber wir fanden wenig, das wir nicht schon in den gescholtenen Zeitschriftenaufsätzen gelesen hätten. Wir hatten sogar in solchen manchmal noch mehr gefunden, so die Tatsache, daß die Union durchaus nicht „bis zur Jahrhundertwende unter den gleichsam geheiligten Grundsätzen der Nichteinmischung in nichtamerikanische Angelegenheiten" wirklich verblieben war, sondern daß sie mehrfach starke überseeische Anwandlungen gehabt hatte: so mit einem rechtzeitigen „Händeweg" an andere in bezug auf Hawaii, mit dem gewaltsamen Aufstoßen Japans 1853/54, mit frühen Südsee-Abenteuern, noch ehe sie ihre spätere pazifische Küste erreicht hatte — ganz abgesehen vom Wirken Mahans (27. 2. 1840 bis 1. 12. 1914; Hauptwerke um 1890) und dem genialen Wirtschaftsimperialisten Brooks-Adams, einem Ausläufer von John Quincy A. Man vergißt auch zu leicht, daß die Monroe-Lehre ursprünglich durch russische Übergriffe und den Rückstoß auf sie entfesselt wurde. Viel früher, als in der Zusammenschau geschildert ist, haben also recht ernsthafte ozeanische Anläufe stattgefunden.

Für Japan steht aber in manchen der „Zeitschriftenaufsätze" z. B., daß es eben doch nicht angeht, so bestimmt (S. 26) vom Vorwiegen der festländischen „Stirnseite" zu sprechen. Denn „Ura" heißt nun einmal die Hinterseite, und der geopolitisch gebildete Japaner spricht von „Ura-Nihon" und denkt an die NW-Front, wie er von Uradana, dem Hinterhaus, von Uramichi, der Hintertür spricht. Die Front- oder Kulturseite, auf der das Ahnenland, die Inlandsee, Kwantoebene mit Kyoto, die aufblühenden Haupt-

ausfuhrplätze Osaka, Nagoya, Yokohama liegen, heißt ihm „Omote-Nihon": wie das Vorderzimmer Omotebeya, die Hauptstraße Omotedori, wie Omote überhaupt: die Front, das Gesicht, die Außenseite.

Darin allein aber liegt schon ein bemerkenswerter, und zwar wohl hauptsächlich „geopolitisch faßbarer Umstand".

Gerade, wer vom Lesen der „Zeitschriftenaufsätze" herkommt, wird also in Zustimmung und Widerspruch viel aus dem Aufsatz von Langhans-Ratzeburg davontragen können, und gerade die „Geopolitik" weiß, wieviel Arbeit bis zum Erlangen ihrer notwendigsten Grundlagen noch zu schaffen bleibt, auch, warum ihre Herausgeber kein Kompendium der „Geopolitik", sondern nur Bausteine dazu geschrieben haben. Aber gewiß könnte das „Kompendium" früher für unsere Volkserziehung bereitliegen, wenn die „Zirkel" der Geographen sich an der praktischen Aufbauarbeit beteiligt hätten. Wenn die politische Geographie wieder ins Statische zurücksinkt und die Erdkunde Herbariumsgeruch annimmt und, als langweilig verschrien, wohl gar beim neuen Formen des politischen Menschen und der Wehrwissenschaft vergessen wird oder doch dahinten bleibt, ist die Geopolitik gewiß nicht daran schuld.

Von diesem Standpunkt bedauern wir auch aufrichtig das Wiederauftauchen der „Militärgeographie", statt des besseren Namens Wehrgeographie, in dem sonst so verdienten „Moniteur" der deutschen Erdkunde. Die Folge ist u. a. das Fehlen gerade der lebendigsten wehrgeographischen und wehrpolitischen Literatur (z. B. Bayswater, Custance, Vanghan Cornish, Brunhes und Vallaux, Russen) im „Schrifttum zur Überbrückung der Lücke", nur weil das dem Frontsoldaten nun einmal anrüchige Wort „Militärgeographie" nicht in ihrem Titel vorkommt, das auch führende Geister wie Mahan und Moltke darin vermieden. Schade um eine enttäuschte Hoffnung!

Eine neue „Geschichte des Deutschen Volkes" [1])

Wenn Friedrich Stieve, der Sohn eines der lebendigsten deutschen Geschichtschreiber, nichts anderes getan hätte, als den „Schwedischen Stimmen zum Weltkrieg", vor allem Rudolf Kjelléns: „Politischen Problemen des Weltkriegs" den Weg nach Mitteleuropa zu bahnen, wäre er — abgesehen von zehn andern bedeutenden Bänden — eines Ehrenplatzes in den Annalen der Geopolitik sicher. Nun liegt von ihm eine Geschichte des deutschen Volkes vor uns, von starker Persönlichkeitsfarbe, gewiß vielleicht in Einzelheiten des zweiten Teils angreifbar, aber von einer Bewegungswucht durchdrungen, von einer zum Nacheifern reizenden Kraft, die auf den Leser wirken mag, wie wenn der Erbe einer alten, ruhmvollen Familie durch die Bilderreihen seiner Vorfahren in Kriegsrüstung hinschreitet, um sie noch einmal alle vor eigener Tat zur Rückenstärkung hinter sich zu stellen: mit ihren Vorzügen, um ihnen nachzutun, mit ihren Fehlern, um sie zu vermeiden.

So aber muß Volksgeschichte lebendig werden, wenn sie nützen soll, nicht Pergament und Papier vermehren, von dem es ohnehin zu viel in der Welt gibt. Scharfe Blitzlichter fahren dabei von Anbeginn über den Weg der Deutschen. Nicht alle sind unbestritten hinzunehmen, alle aber fesselnd, eigene politische Kritik wachrufend. Nicht so harmlos, wie V. sehen wir die Grachen, die zu sehr über-soziale Utopisten waren, um die nationale Gefahr zu ahnen, die ihre Hochzüchtung des römischen Großstadtproletariats auf panem et circenses hervorrief (S. 1). Aber glänzend beginnt (um S. 10) die Geopolitik Stieves in der seit fast zweitausend Jahren bestehenden Kampfzone der Übergangslandschaft zwischen Deutschland und Frankreich. Liegt — etwa frei nach Frobenius — Unentrinnbarkeit, durch Naturgesetze begründet in dieser Zerrung? Prachtvoll steht (S. 13) vor uns die falsche Psychologie des Varus: damals schon ein Musterbeispiel der Gefahrfolgen eines sinnlosen Versetzens von bodenfremden Beamten und Offizieren, weil sie dran waren! Wie ganz anders wirkt Armin mit seiner Ausnützung der Landesnatur als Kampfhelfer S. 14—18), freilich auch als Opfer eines uralten deutschen Volkszuges der „Neidhammelei".

Ab S. 20/21 verrät die Entstehung unseres Lebensraums (m. Kte.), auf S. 26 seine Kammerung, auf S. 27 seine Verankerung zwischen Blut und Boden die geopolitische Schulung des

1) Friedrich Stieve: Geschichte des deutschen Volkes. München 1934; R. Oldenbourg, 486 S., 10 Kt.

Verfassers durch den Schweden Kjellén, auf S. 29/30 (Kampftaktik, Zuchtlosigkeit!), S. 31 (Religion als Gefühl der Abhängigkeit), S. 34 (Stammesgeschichte) tritt die gleichwertige ethnopolitische Erfahrung in ihr Recht. Aus ihr quillt in reifster Abwägung beider auf S. 36 die „Idee des Reiches", auf S. 38 die Wertung der Gesetze des Raumes.

Ihr folgt von S. 39—48 eine geradezu klassische, knappe, klare, das Wesentliche geschickt heraushebende Darstellung der Völkerwanderung. Ein Kabinettstückchen ist auf S. 52 der Nachweis des Alters der streifenförmigen Gewann-Flur-Grundverteilung. Auf S. 69 und 79 scheinen uns das Germanentum und Christentum besonders schön gegenübergestellt, wie auf S. 88 ff. die Geburt „Deutschlands" (Kte.), auf S. 97 und 103 die Reichswerdung unter Otto I. gefaßt.

Freilich: was von S. 104 an über den Erfolgsnachweis der Italienpolitik gesagt ist, wird nicht jeder unterschreiben. Aus ihr wuchs doch Ottos II. Fehlschlag und Ottos III. Irrlichtelei mit der wirklichkeitsfremden Schöpfung deutschfeindlicher kirchlicher Machtmittelpunkte (108) zwangsläufig hervor.

Aber es wäre ja ein Wunder, wenn sich mit wachsender Gegenwartsnähe die im ersten Teil so wundervoll einheitliche Linienführung der deutschen Volksgeschichte, mit ihrer wirrer und wirrer werdenden Zersplitterung, durchhalten ließe! So wird auch diese buchmäßige Volksgeschichte zum treuen Spiegel der zerfahrensten aller Volksgeschichten auf Erden in der Seele auch des höchstgebildeten Einzelnen, der notwendig darin, nicht darüber steht. „Die Geschichte des deutschen Volkes ist immer irgendwie die Geschichte Europas" — aber vom Ausgang des Kampfes zwischen geistlichem und weltlichem Schwert zum Schaden beider an mehr und mehr als Schlachtfeld. Dazwischen tauchen glänzende Einzelschilderungen auf: die Kennzeichnung Karls IV., halb Slawe, halb Welscher, des „Wildschoßes" der Hansa, des zweifelhaften letzten Ritters.

Den unheilvollen Gesamtverlauf in der näheren Vergangenheit vermag auch die beste deutsche Volksgeschichte nicht zu ändern — nur für die Zukunft, wenn ihre Lehren beachtet werden. Vor allem wenn daraus die Notwendigkeit für das deutsche Volk erkannt wird, mehr als andere, eine Politik mit doppeltem Boden zu treiben, einem staatspolitischen des Reichs und der andern deutschen Staaten, und einem volkspolitischen, tieferen, des ganzen volksdeutschen Lebensraums. Das Warum verraten deutlich genug allein die Karten Stieves von Karte 6 bis Karte 10! Mit ihnen beginnt der Bereich des „Immer daran denken — nie davon reden...", auf einer Grundlage freilich, die etwa auf S. 323/324 und 429/430 in ihrer volkspsychologischen Brüchigkeit mit verdienter Schonungslosigkeit gezeichnet wird. Hier ist noch vieles in der Volksseele zu überwinden, das außen durch die Reichserneuerung überwunden ist, innen noch nicht. Aber solche Bücher, wie Stieves volksdeutsche Geschichte, gewiß noch keine letzte Lösung, bauen Wege dazu!

Prof. Dr. **Paul Kirn:** „Politische Geschichte der deutschen Grenzen". Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig 1934, 192 S., 7 farbige Karten, 12 Schwarz-weiß-Kartenskizzen im Text mit Verzeichnis der für die Entwicklung der deutschen Grenzen wichtigen Friedensschlüsse und Verträge, und Schrifttumsangaben. RM. 4,80.

Hier liegt das erste handliche Gesamtbild der deutschen Grenzentwicklung von der Geschichte her vor, so viel an Vorarbeit im einzelnen von Erdkunde und Geschichte her geleistet worden ist, — unterstützt durch die bekannt vorbildliche kartographische Leistung des Bibliographischen Instituts.

Ein reicher Stoff für den geopolitischen wie den geschichtlichen Unterricht ist übersichtlich geordnet. Für die hoffentlich bald nötig werdende zweite Auflage haben wir die Bitte um einen eigenen geschlossenen Abschnitt über die Entwicklung der Südgrenze — [bei der vielleicht das Los der sämtlichen deutschen Paßstaaten in den Alpen den Mittelgrund bilden könnte] — und einen ähnlichen über die Wasserkante des deutschen Lebensraums, bei der die Wirkung über See- [Hansa, Kolonialbestrebungen an Gegenküsten] zur Anschauung kommt.

Die vorzüglichen Karten der Kriegsnachträge des Bibliographischen Instituts (Nordsee, Ostsee, Alpen) könnten dabei Verwendung finden.

Es ist ein großer Dienst, den Kirn der deutschen politischen Erziehung, dem Grenzbewußtsein und der Anleitung zum persönlich, staats- und volkspolitisch bewußten Grenzerlebnis seiner Volksgenossen geleistet hat und hoffentlich durch einen ergiebigen Einsatz seines Grenzbuches in dieser Richtung noch weiter leisten wird.

Unter den Quellen hätten wir gern den ost- und westdeutschen Volksboden, herausgegeben von Volz, und einige der schönen Ausgaben des Schutzbundes nach von Loesch, dann auch die Arbeit der geopolitischen Atlanten erwähnt gesehen.

Wenn S. 27 der Verf. nicht begreifen kann, wie in meiner zusammenfassenden grenzwissenschaftlichen Darstellung geschrieben werden konnte, „dem doch sehr wesentlich von eigensüchtigen karolingischen Hausbelangen beeinflußten Vertrag von Verdun sei ein mehr als tausendjähriges Völkermorden gefolgt", so bitten wir die Leser des Buches, die vom Verfasser mit Sorgfalt aneinandergereihten Geschichtszahlen herauszuschreiben. Sie werden dann auf Kosten der deutschen Grenzen und ihrer Verteidiger eine leider recht zusammenhängende, von Grenzbedrängern veranlaßte Reihe von Anläufen zum Völkermorden und die Bestätigung einer beständigen deutschen Abwehr unablässiger Angriffe auf den Grenzen des Vertrags von Verdun erhalten.

Aber das sind Einzelunterschiede in Auffassungsfragen: in allem Wesentlichen kann die Geopolitik die zusammenfassende grenzwissenschaftliche Leistung von Paul Kirn nur aufs wärmste begrüßen und für ihre größtmögliche Verbreitung und Ausgestaltung durch Lehre und Unterricht eintreten.

Der Mensch als Gestalter der Erde[1])

Es liegt wohl nicht so sehr an „der wissenschaftlichen Jugend der Wirtschaftsgeographie" (von O. Schlüter mit Recht als „umfangreichster und am schwierigsten zu behandelnder Teil der Anthropogeographie" bezeichnet!), sondern mehr an der Fülle des Stoffes und der Höhe des selbstgesteckten Zieles, warum der Münchner Geograph Edwin Fels so allein geblieben ist mit seinen reizvollen Arbeitsproblemen über die Umgestaltung der Naturlandschaft und Lebewelt durch den wirtschaftenden und verkehrenden Menschen. Nicht nur hatte er zwischen Scylla und Charybdis insofern durchzusteuern, als er einerseits dem Geklipp unfruchtbarer Namengebungen, statt lebensvoller Bilder fernbleiben mußte, andrerseits dem Strudel der allzu gestaltungsfreudigen Phantasie, die ihre Wunschbilder [z. B. über Austrocknung ganzer Erdteile durch Entwaldung und andere menschliche Einflüsse] an Stelle des Erweisbaren (S. 32 u. a.) setzte. Wenn irgendwo, galt es hier „to face facts": Tatsachen ins Gesicht zu sehen und Wunschbilder und „Träumereien" von ihnen zu sondern. Einem umfangreichen, weit verstreuten Schrifttum waren diese Tatsachen weltüber zu entnehmen; allein in ihrer Sichtung liegt ein großes Verdienst, auf S. 203—206 ausgewiesen. Gern hätten wir darin noch etwa Scharfetters Untersuchungen über das Zusammenspiel von Menschen und Begleitpflanzen ihrer Kulturen beim Grenzensetzen u. a. gefunden, oder Griffith Taylor mit einem seiner großen Werke, wie etwa „Environment and Race"; auch Hehn und Brunnes vermissen wir schmerzlich. Aber gerade solche kleine Leerräume — vielleicht in der Art ostasiatischer Kunst künstlich angebracht —, beweisen, wie notwendig der Mut zu einer Sichtung und Ordnung des riesigen Stoffgutes, zum Zusammenbau war, den Fels gewagt hat, der seine Fruchtbarkeit erst recht erweist, wenn ihm das ganze Gebiet der Verstädterung (S. 25, 35), des Kampfes um die Kulturveränderung der Landschaft durch den Menschen, des Ringens der Kulturgrenzen und ihres Ausdrucks in Bauformen eingebaut ist, und wenn ein so verdienstliches Werk in der nächsten Auflage die Bebilderung erfährt, nach der es ruft.

Fast will es auch scheinen, als ob die von Fels gerügte „Lücke" je nach der nationalen Einstellung der Erdkunde verschieden läge, als ob die Briten sie lieber durch viele Einzelbeobachtungen, die Franzosen durch Gesamtbauten in der Art von Jean Brunhes, Camille Vallaux zu schließen suchten.

Jedenfalls aber berührt sich die von Fels aufgestellte Forderung sehr nahe mit denen der

1) Prof. Dr. Edwin Fels: „Der Mensch als Gestalter der Erde. Leipzig 1935; Bibliographisches Institut; 206 S.

Geopolitik; wir können für gründliche Untermauerung geopolitischer Arbeit nur dringend zum Heranziehen nicht nur seines Buches über den „Menschen als Gestalter der Erde", sondern auch seiner anderen angeführten wirtschaftsgeographischen Schriften raten. Sie zeichnen sich vor vielen anderen durch Klarheit der Gedankenführung und Verzicht auf eigenwillige Namenprägungen aus, die gerade den wirklich politischen, handelnden Menschen durch deskriptive Hochflut und Verbauung der Landschaft durch „termini technici" oder hochtrabende Redensarten abschrecken vom sonst so natürlichen Gebrauch der Geographie für Zwecke der Volkspolitik.

Fels hat also nicht nur „einen Baustein", sondern gerade einen sehr schönen und übersichtlichen Baugrundriß für ein wichtiges Gebiet hingelegt, dessen Benutzung für die Geopolitik ein wertvolles Hineinschauen in das Werden, die Dynamik der Kulturlandschaft, sowohl bei ihrer Umgestaltung durch das politische Geschehen, wie ihrer Rückwirkung darauf gestattet. Wenn wir an dieser Stelle hierauf den Schwerpunkt legen, möge uns der Wirtschaftsgeograph verzeihen. Als Geographen sehen wir alle Feinheiten seiner Gedankenführung im einzelnen: für die Entwicklung der Geopolitik mußte der Schwerpunkt auf die Großzügigkeit des Gesamtbaugedankens gelegt werden, weil ganz von selbst durch die einzelnen Räume beobachtend wandert, wem einmal der Plan des Ganzen und die Achtung vor dem Bauentwurf aufgegangen ist, und vor alledem, was beide für die Selbsterziehung nicht nur des wissenschaftlichen, sondern auch des politischen Menschen bedeuten — und das müßten wir alle sein!

Johannes Wütschke: „Der Kampf um den Erdball". R. Oldenbourg Verlag; München und Berlin 1935. 2. völlig umgestaltete Auflage, 174 S., 28 Kartenskizzen im Text.

Es ist ein ungemein fesselndes geopolitisches Experiment zu prüfen, wie eines der besten Kampfbücher aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, entstanden aus den leider längst verstorbenen, vorzüglichen „Grenzboten" und Volkshochschulbewegungen, nach einem weitgehenden Gestaltwandel im Grunde gleichen Geistes bleiben konnte, und dennoch einer so mächtig veränderten Zeit ein brauchbares, wertvolles Werkzeug zu bleiben vermochte. Die bloße Tatsache stellt dem Urheber wie dem Verlag ein rühmliches Zeugnis, mindestens ihrer Fähigkeit zur Prognose aus. War doch ihr Buch ein geopolitisches dem Wesen nach, ehe noch der Name sich durchgesetzt hatte!

An einzelnen Stellen ist noch die Spur einer Hochschätzung des Kriegsgewinns der Kolonialmächte alten Stils stehengeblieben, die wir heute nicht mehr teilen können, so S. 128 das Wort: „Es gibt nunmehr weder eine deutsch-indische, noch eine russisch-indische Gefahr".. Wenn ein so kluger Staatsmann wie Baldwin seine widerspenstigen Tories zur Mehrheit für die indische Verfassung durch den Ausspruch zwingt: „Wenn Ihr Indien nicht diese Chance gewährt, werdet Ihr es in zwei Geschlechtsfolgen verloren haben" — dann spielte gewiß eine Rolle das Bewußtsein der Fortdauer der russisch-indischen Gefahr auf dem Wege durch die Weltpropaganda von Moskau, etwa ihre Wirkung auf Jawaharlal Nehru, den Jungführer der Kongreßpartei! Und viele Niederländer werden den Satz mit dem leisen Unterton: „O quae nutatio rerum" lesen: „Noch kann das kleine Holland den drohenden Stürmen standhalten und sich des ungetrübten Besitzes seiner Kolonien erfreuen." Ungetrübt ist diese Besitzfreude schon lange nicht mehr! Sonst hätte ein so kluger Staatsmann wie Graf Limburg-Stirum gewiß den Volksraad mit den Chinesen als Zünglein an der Waage nicht gebildet. Aber die Auseinandersetzung mit solchen Einzelfragen, überall fesselnd und lehrreich, auch wo man sich dem V. nicht anschließen kann, gehört eben zu den geopolitischen Reizen des höchst eigenständigen Buches, dessen zweite Auflage in keiner geopolitischen Bücherei fehlen dürfte. Steht sie aber dort, so wird sich der weltpolitische Kenner die erste nachzukaufen oder irgendwie zum Vergleich zu verschaffen trachten, weil er sich damit Einsicht in das Weltbild eines weltpolitischen Denkers von Rang und seine innere Einstellung zum Weltgeschehen innerhalb des letzten Jahrzehnts im Gestaltwandel zu gewinnen vermag.

Gerade diese Zuschaltung der geopolitischen Ergebnisse eines Jahrzehnts zu einer an sich schon dynamischen, originalen Weltbetrachtung ist von höchstem geopolitischem Reiz und großem Lehrwert!

KARL HAUSHOFER:

Literaturbericht aus dem indopazifischen Raum

Zur rechten Stunde für die indopazifischen Vorgänge 1935 erscheinen:

1. **Subhas C. Bose:** „The Indian struggle" 1920 bis 1934. London 1935, Wishart & Co., 353 S., ein Anhang. Leider keine Karte.

2. **„Journal of the Geographical society of China".** Bd. I, Heft 1 vom Sept. 1934, Geographical Society of China, Nanking, North City, Chen Hong Nr. 4, vierteljährlich, Bd. 3 $, Einzelnummer 0,80 $; 200 S. chin. Text, 18 S. engl. Inh.-Angabe, durch sie zahlreiche Abbildg., Karten und Diagramme gut lesbar und verwertbar, dar. besonders: Yin Tang Chang: Seriousness of the population problem in China, dann klimatische und agrarpolitische Aufsätze.

3. **„34. Financial and economical annual of Japan";** Tokyo 1934, Department of Finance, Government Printing Office. 280 S., Reichskarte, vier farbige Platten zur Wirtschaftsgebarung, Einnahmen und Ausgaben, Einfuhr- und Ausfuhrübersichten, Haupteinnahmequellen usw., rückwärts auf 58 S. gute Überschau für Chosen (Korea), Taiwan (Formosa), Karafuto (Sachalin) und Kwangtung (Mandschurei) Süd-Halbinsel.

4. **Karl Heinrich Dietzel:** „Die Südafrikanische Union, ihre Entstehung und ihr Wesen." Berlin 1934, Verlag der kolonialen Rundschau, 294 S., Faltkarte und fünf Textskizzen, besonders wertvoll angesichts der Kapstadt-Rede von Gen. Smuts vom 8. 2. 35, worin er die Bedeutung der indopazifischen Vorgänge für alle Dominien hervorhob.

Zu 1. taucht hier mit Subhas C. Bose der Post-Gandhi-Führertyp für Indien auf, der sich weit entfernt vom sowjet-gebannten Radikalismus Jawaharlal Nehrus hält, aber auch dem „Kompromiß" und der Gandhi-Lehre vom Nichtwiderstand den Rücken kehrt, und von S. 324 bis 337 Gandhi bereits als „historische Erscheinung" abwertet. Höchst wertvoll ist die knappe Zusammenfassung der Vorgeschichte in den Abschnitten 1 und 2 durch einen Wissenden aus erster Hand, der zugleich den Mut hat (S. 9) darzulegen, wie der hochgebildete Inder selbst die Geschichte seines Landes sieht, und warum er — trotz den häufigen Eroberungswellen — unter der Britenherrschaft zum erstenmal das Gefühl hat, „erobert zu sein". Der völkerpsychologische Wert des Buches ist also noch viel größer als der rein geopolitische, aber auch dieser groß genug.

Die sorgfältigen Quellennachweise führen fast zur ganzen zeitgemäßen ind. geopolit. Literatur, geben aber vor allem Einblick in die Wertungen des neuzeitlichen Inders von Rang gegenüber diesem Schrifttum und den Verfassungsanläufen, wie den Persönlichkeiten ihrer Träger, und sein Verhältnis zu dem fast religiösen soziologischen Idealismus mit seinen stammes- und dorfmäßigen Selbstverwaltungseinrichtungen, die in ihrer Freiheit die Aufsaugung so vieler Gewaltherrschaft ermöglichen. Wer die inneren Zusammenhänge der indischen Dynamik etwa von 1919 bis 1935 in allen einzelnen Antrieben kennenlernen will, wird kaum einen besseren Führer finden, als die an sich — bei aller Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit ihrer äußeren Erscheinung — unbeugsame, willensstarke Persönlichkeit von Subhas C. Bose.

Zu 2. glauben wir (bei aller geographischen Sachlichkeit der Haltung des Journals der Geogr. Ges. von China) die richtige Mittellinie zwischen dem zu wenig geopolitischen Erkenntnisweg des Inders und der „matter of fact"-Haltung des japanischen Wirtschaftsberichts namentlich in dem bevölkerungspolitischen Aufsatz von Yin Tang Chang zu erkennen. Er läßt (vgl. Indopaz. Bericht!) reichlich Spielraum für die schätzende Phantasie zwischen Zahlen und Zeilen!

Wesentlich würde die Zeitschrift durch englische Beschriftung neben der chinesischen der Zeichnungen, Karten und Bilder an Wert für den nichtchinesischen Leser gewinnen.

Zu 3. zeigen die ja längst als vorzügliches Hilfsmittel eingelebten Jap. amtlichen Berichte, daß die Ressortabgeschlossenheit auch im Fernen Osten nichts Unbekanntes ist. Sonst müßten in einer Veröffentlichung von 1934 mindestens in Klammern die neuen Zahlen von Groß-Tokyo u. a.

erscheinen, so gut sie in Städtelisten anderer Veröffentlichungen prangen. Aber das sind kleine Schönheitsfehler an einem ausgezeichneten Arbeitswerkzeug, in dem namentlich die Außenbesitzungen gut zusammengefaßt sind.

Korea wird ausgezeichnet und billig verwaltet; in der Aufforstung (auf 10 809 917 ha planmäßig, auf rund 5 500 000 ha der Natur überlassen) steckt eine große und segensreiche Leistung auf Jahrhunderte. 300 Mill. junge Bäume werden jährlich gepflanzt. Der Einschlag der Staatsforsten beträgt 1 810 000 Kubikmeter. An Eisenbahnen sind 2935 km im Betrieb, 289 km im Bau, außerdem betreibt die S.M.R. 329 km. Zu tun bleibt hier noch viel, wenn ein Netz von rund 6000 km angestrebt werden soll. Ungleich intensiver ist die Eisenbahnerschließung von Taiwan mit 882 km (bei 4650 km Autostraßen) vorwärts gegangen, dessen Wirtschaft im Grunde den Japanern wesensgemäßer ist. Der Fischereiertrag ist mit rund 20 Mill. GM. hoch und bei pfleglicher Behandlung im raschen Steigen (10—15% jährl.).

Karafuto ist — abgesehen von der blühenden Fischerei — ein Stiefkind. Von 20% anbaufähigem Land (728 000 ha, davon für Ackerbau 437 000 ha, für Weide 255 000 ha) waren Ende 1933 nur 33 267 ha in Pflege genommen! Kohle und Öl werden sichtlich noch geschont, weniger die Wälder, die 47% der Bodenfläche bedecken. Das sehr dicht genutzte Kwangtung-Gebiet hat nun die E.-Million überschritten, deren Hände sich großenteils unmittelbar oder mittelbar im Goldfluß der südmandschurischen Eisenbahn waschen, die rund 20 Mill. GM. jährlich für solche Zwecke von ihren Hochgewinnen abzweigt.

Zu 4. muß eine so vorzügliche kolonialwissenschaftliche Untersuchung, wie die von Dietzel an der Südafrikanischen Union auch als Nebennutzung die Geopolitik Südafrikas befruchten, für die seit langem keine so knapp geschürzte, wohl durchgearbeitete Grundlage mehr erschienen ist, deren geopolitischer Wesensgehalt vor allem in den schönen Schlußbetrachtungen gipfelt. Hier ist Dynamik, zum Teil mit einer prachtvollen Wucht, auf zwei verantwortungsbewußten Seiten zusammengefaßt! Gern würde man von dem Autor in diesem Stil durch die ganze Kolonialpolitik der weißen Rasse geführt. Schade, daß der Index gekappt, daß mit Karten und Quellenangaben, die offenbar im reichsten Maße vorhanden waren, gespart werden mußte. So allerdings stellen wir uns Habil. Arbeiten neuen Stiles vor, und gewiß „kann dieses Buch für sich bestehen". Wollte Gott, wir hätten viele von dieser Sorte.

Vom Außenrand des indischen Kraftfeldes wieder zum Schwerpunkt zurückkehrend:

5. **Alfons Väth S. J.:** „Die Inder" in „Geschichte der führenden Völker." Bd. 28. Freiburg i. Brsg. 1934, Herder & Co., 295 S., 8 Taf., 2 Ktn. Ein wertvoller Behelf, gewiß „vielen willkommen", aber doch noch keine endgültige Lösung des Problems: eine geopolitisch untermauerte Geschichte von Indien hinzustellen, die ein Sechstel der Menschheit so in das Weltbild der Gegenwart fügt, wie etwa die anderen führenden Völker lebendig darin stehen. Aber das ist nicht möglich ohne — durchaus innerhalb der „Indischen Eigenart" (S. 1—4) — eine breitere Schilderung des indischen Volksbodens, so geistvoll die anderthalb Seiten sind, die ihm gewidmet werden. Gewiß wird, wie bei Väth, der Schwerpunkt einer Betrachtung der Inder als führendes Volk auf der reichen Kultur- und Religionsgeschichte liegen müssen, wo auch alle politische Bewegung sich irgendwie ins Religiöse umsetzt. Aber gerade wegen dieser Neigung, sich ins Metaphysische zu verlieren, ist das geopolitische Widerlager, die Einfühlung in die Struktur- und Grenzeinflüsse doppelt nötig. Höhepunkte sind Darstellungen wie „Der Islam im Kulturbild Indiens" (S. 139—149). Schwer ist es offenbar, Weltanschauungen gerecht zu werden, die man lehramtsmäßig bekämpfen muß. Werden wir die allzu schattenreiche Zeichnung Akbars, die allzu lichte Aurengzebs, der dann doch mit Recht der „Totengräber des Mogulreichs" genannt wird, mit der Abneigung gegen den religiösen Eklektiker, den Gnostiker, mit größerem Verständnis für den Fanatiker erklären müssen? Oder auf dieses Konto schreiben den Satz vom „Fehlen der Erkenntnis in der indischen Führerschicht für den tiefsten Grund, dem der Westen seine Vorherrschaft in der Welt verdankt", das böse Wort von den „minderwertigen Religionen", vom „Fehlen des Bewußtseins von einem indischen Volk und Vaterland". Würde der Führer der briti-

schen Konservativen 1935 gesagt haben: „Wenn Ihr nicht Indien diese Chance gebt, werdet Ihr es in zwei Geschlechtsfolgen verlieren" — wenn er gleicher Meinung wäre? Hier also sind Grenzen in einem höchst empfehlenswerten, einen großen Anlauf wagenden führenden Buch zu einem führenden Volk!

6. **„Map of Manchuria"** Geogr. Sect. of the Gen. Staff of the War Office, London 1933, Eisenbahnen nachgetragen bis Sept. 1934 (einschl. d. jüngst eröffneten Bahn ins Amurknie gegenüber von Blagowjeschtschensk), umfassend China N. bis zum Yangtse, die Sowjetgrenzlandschaften bis Irkutsk, Japan, dann Chahar, Suiyüan und Mongolei, also das ganze Kraftfeld der japan.-russ.-chines. Auseinandersetzung, zwischen 30 und 54 Grad nördl. Breite und 102 und 144 östl. Länge von Greenwich — dürfte augenblicklich, neben den japanischen Karten, die beste und auf den neuesten Stand gebrachte Übersichtskarte sein. Gut für Einzelheiten

7. **„Topographic Map of Manchukuo"** (jetzt amtlich „Manchutikuo) 1: 2 000 000, Druck von Kobayashi & Co., Tokyo, 4 Hayabusacho, Kochimachi (116 bis 134 östl. Länge und 36 bis 54 nördl. Breite): Stretensk—Nerchinsk und Peiping bis Khavarovsk—Vladivostok (in Schreibweise der Karte), und Chingtao—Fuzan bis zum obersten Bogen der Sowjet-Amurbahn einschl. Schöne farbige Höhenschichtenübersicht. Rashin als Lashin: Beispiel des Transkriptionsdurcheinanders, dem die Japaner selbst nicht Herr werden. Tibetgrenzen in der Gen.-Karte 1: 35 Mill. stimmen nicht.

In einem Augenblick, wo zwischen dem Angriff von Smuts auf Japan und der Drohung mit der angelsächsischen Gemeinschaftsfront doch wieder die Erinnerung an gewinnbringendes Zusammenarbeiten der Inselreiche der Alten Welt auftaucht, verdient eine vorzügliche Spezialarbeit über diesen anglo-japanischen Gemeinschaftsabschnitt besondere Empfehlung. Es ist

8. **Dr. Paul Minrath-Essen:** „Das englisch-japanische Bündnis von 1902." Stuttgart 1933, W. Kohlhammer, 112 S.; eine — etwas verwegene — Faustskizze. Dieses schlanke Heft ist, ganz abgesehen von seinen historischen Verdiensten, zugleich eine geopolitische Untersuchung von vielen Graden, voll dynamischer Kraft, mit bleibenden Erkenntnissen. Es ist die lebendige Art, mit feinem Fingerspitzengefühl verbunden, wie scheinbar trokkene Staatshandlungen zu vielseitiger weltpolitischer Erziehung ausgewertet werden können, die namentlich auch Grundlage anregender Abende in Gemeinschaftshäusern wäre. Minrath hat sich erfolgreich in die Seele aller großen Mitspieler um Ostasien eingelebt.

9. **Hansjulius Schepers:** „Japans Seefischerei." Breslau 1935, Ferdinand Hirt. 238 inhaltschwere S., 6 Karten, 12 Abbildg., 1 Stat. Tafel und 1 Zeichnung im Text ist (ähnlich wie 8 im Verhältnis zur Geschichte eines Bündnisses) weit mehr als eine „wirtschaftsgeographische Zusammenfassung'. Schepers spürt mit der Sicherheit eines alten Fern-Ost-Residenten den Pulsschlag der eigenartigsten Lebensader Japans und gibt auf S. 1—34 ebenso sicher den ozeanischen Zug, die Ozeanopolitik des ausgesprochensten Inselreichs, wie von S. 48—81 (menschliche Bedingungen für Japans Seefischerei, Meereswirtschaft und Staat), was als Einschlag vom Blut her kommt. Freilich heißt es in seinem Fall weniger „Blut und Boden", als „Blut und Flut". Dennoch ist gerade durch das Herausarbeiten dieser, dem Festlandvolk so fremden Lebensbedingungen ein geopolitischer Lehr- und Schreibbefähigungsnachweis ersten Ranges erbracht!

Zwei feine Spezialarbeiten wird man mit Vorteil wieder zur Hand nehmen, je weiter sich der Rote Krieg in China festlandeinwärts zieht:

10. **Dr. Gweng-Tzam Dschu:** „Die Binnenschiffahrt auf dem Jangtse-Kiang seit 1900." Berlin-Wilmersdorf 1933, Richard Mannheim-Verlag. 95 S. — eine vorzügliche Ergänzung der bis 1900 reichenden verkehrspolitischen Chinawerke von Schumacher auf den neuesten Stand; aber zugleich auch ein Nachweis, wie sehr die Geopolitik des südlichen Riesenstroms politische und wirtschaftliche Verhältnisse von mindestens drei Fünfteln der Menschenmasse Chinas beherrscht. Man kann ihn also wohl mit V. den anthropogeographisch „ersten Strom des Erdballs" nennen. V. strebt, das nachzuweisen und trägt dazu mit Bienenfleiß das weit verstreute Strombau- und Verkehrsmaterial über den Yangtse zusammen; wobei wir nur den verdienstvollen Schweden Heidenstam vermissen, und ein gewisses Vorwiegen papierener, ver-

gänglicher Geldstatistik (höchst schwankender) Verträge und Statistiken über geopolitische Dauerzüge bedauern. So hätte etwa eine Charakteristik der Yangtse-Häfen im Stil von Mecking oder Schepers, dann eine Karte des Yangtse-Laufs, der Überschwemmungsgebiete (siehe 15.), und breitere Behandlung des sehr interessanten Kap. VI A. (Arten der Schiffe) den Wert der nützlichen Schrift gesteigert.

11. **L. v. Ungern-Sternberg:** „Krieg in China." Berlin 1933, Junker & Dünnhaupt. 116 S., knappe Lit. — zeigt in lebendiger Form, wie sehr von 1913 bis 1932 die beständigen Umschläge des Bürgerkriegs die außenpolitische Geltungsmöglichkeit des Riesenlandes störten, und wie der Journalist, der schnell auf Eindruck arbeitende Beobachter dazu gelangt, allerdings mit viel „sollen" und „wenn und aber", diese Hemmungen und Wendungen zu beurteilen; freilich bedarf es vielfacher Korrektur, bis sie sich zu verlässigen Unterlagen der Urteilsbildung verdichten, wie sie etwa liefern

12. **Friedrich Otte:** „Die Wirtschaft als Umwelts- und Sozialproblem in China."

13. **Ders.:** „Handels- und Gewerbekammern in China" und

14. **Ders.:** „Bemerkungen zur angewandten Wirtschaftswissenschaft in China." Sämtl. 1934, 1933 und 1930 in den „Mitteilungen des Seminars für Orient. Sprachen zu Berlin", Jahrg. XXXVII, XXXVI und XXXIII. Das ist herbe, aber erstklassige Chinakunde, Ergänzung zur „Wirtschaftspolitischen Landeskunde von China", Gotha 1927: die volle sachliche Gefechtsschwere des Praktikers und Schrifttumskenners zugleich, der vermag, auch die verwickeltsten Probleme des Jungchinesentums und des „Sunyatsenismus" genetisch zu sehen, aus viertausendjährigem Werden heraus zu erklären. Otte ist ein gefährlicher Maßstab für viele neue China-Literatur! „Auf dieser Einbeziehung des Volkes in einen erneuten Geistesraum (Renaissance der Gebildeten seit 1898, des Volkes seit 1912) beruht der grundlegende Unterschied zwischen dem chinesischen Klassizismus einer dreitausendjährigen Vergangenheit und der Neuzeit auch in wirtschaftlichen Dingen." Das sind zwei, zum schweren Schaden Chinas verschiedene Nullpunkte eines neuen Meßgeräts für das neue Arbeitsethos, in dem zwei Schichten noch auseinander klaffen, beide aber tief von einem vergangenen China getrennt, das uns von vielen Sinologen noch als lebendig vorgestellt wird. Darin, daß er hier sicher führt (S. 11 ab: Wechselbeziehung von Landwirtschaft und Bevölkerungsdruck), ruht die fundamentale Bedeutung von Friedrich Ottes Ostasienarbeit!

15. **Prof. Dr. Heinrich Schmitthenner:** „China im Profil." Leipzig 1934, Bibliographisches Institut. 129 S., 11 Kartenskizzen im Text, eine — ausgezeichnet herausgeschnittene — sechsfarbige Übersichtskarte, Ganzl. nur RM. 4,80. Hier steht die schicksalgesandte Unterlage von der Erdkunde her zu der vorerwähnten politischen und wirtschaftlichen Schwerarbeit über China! Scheinbar leicht und elegant gefügt, für jeden flüssig lesbar, ist es doch geradezu ein Buch der Quintessenzen. Nebenbei begrüßt es die Geopolitik als lebenden Nachweis dafür, daß jeder Geograph von Rang, wenn er sich volkserzieherisch an breite Kreise wenden will, zugleich der Geopolitik dienen muß — allein z. B. durch die Zusammenstellung der Schlußkarte (die jeder verständnisvolle Zeitungsleser aufgeschlagen haben müßte), aber auch in so meisterhaften Querschnitten, wie den Löß- und Hwangho-Wanderungskarten, dem Herausheben der Yangtse-Stau-Seen, den beiden Qualitätsabschnitten: „Überbevölkerung" und „Städtetum", dem rühmlichen „Deutschtum in China", dem geistvollen, abschließenden „West—Ost-Gegensatz" mit der Skizze der Hochkulturen, die nach Frobenius auch in „Macht und Erde" gezeigt sind. Ein Meisterwerk billiger Qualitätsarbeit über alle wesentlichen Zeitfragen Chinas, denen überall auf und zwischen den Zeilen Schmitthenners Antworten stehen. Man suche sie nur, sie wollen gelesen sein! — —

16. **Dr. phil. Devendra Nath Bannerjee:** „Das Indische Bauerntum unter brit. Herrschaft." Geleitwort von Dr. Ernst Schultze. Berlin 1934, Dr. Emil Ebering. 165 S., RM. 7,20 und

17. **Shib Chandra Dutt:** „Conflicting tendencies in Indian economic thought." Calcutta 1934, N. M. Ray-Chowdhury & Co., 11 College Square. 225 S., Rupien 5 — sind höchst willkommene geopolitische Gaben im Augenblick des Ringens um die Aufdrängung der indischen Verfassung und die Stellung

Indiens dazu. Devendra Nath Bannerjee schildert „die wirtschaftlichen und sozialen Nöte des indischen Dorfes", die wir 700 000mal nehmen müssen. Gewiß schildert er sie nicht zum erstenmal: Baden-Powell, Bannerjee, Brayne, Brij Narain, R. C. Dutt, Ganulee, Mann, R. Mukerjee, T. R. Singh, B. K. Sarkar, die Deutschen Schrader und F. J. Furtwängler haben das schon — zum Teil in erschütternder Weise — vorher getan.

Es ist gewiß nicht leicht, die Wucht dreitausendjähriger Mißwirtschaft, eines so furchtbaren Irrtums, wie der Verwechslung von Grundbesitz und Steuerpacht umzulenken. V. weist ab S. 153 positive Arbeitswege dazu, sich allein dadurch vorteilhaft von vielen indischen Autoren unterscheidend. Shib Chandra Dutt weist mehr die labyrinthisch auseinander führenden Wege nach, bei gesteigerter Gefahr dadurch, daß sich alle hadernden westlichen Lehrmeinungen irgendwie in das indische Mittel hinein vergrößert und verzerrt projizieren und dort mit einer Gläubigkeit aufgenommen und verarbeitet werden, die hadernde Wirtschaftswissenschaftler im Westen (Eur. Amerika) diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans längst nicht mehr finden. Um so reizvoller ist es, die Tatsachen, die Schlüsse Gandhis und Sarkars aus ihnen heraus präpariert zu finden und in einen bezeichnenden polaren Gegensatz gebracht zu sehen. Was über diese Arbeit einen gewaltigen geopolitischen Schatten wirft, ist ihr Versuch, sich wirtschaftspolitisch von Gandhi frei zu machen, und seine unmöglichen Versuche zu überwinden, das Rad völlig auf Spinnrad und selbstgesponnene Kleidung bei selbst ermolkener Ziegenmilchernährung kulturpolitisch zurückzudrehen. Wieviel Mut dazu gehört, dabei im Kreuzfeuer zwischen Ost und West zu stehen, wie Sarkar, kann man nur von innen aus beurteilen. Allein die Abrechnung mit einer wirtschaftswissenschaftlichen Schrifttumsperiode von 1898—1932 hat großen Wert, und es ist dabei bezeichnend, daß für China, wie Indien 1898 als ein ähnlicher neuer Anfangspunkt gilt, wie machtpolitisch für den Großen Ozean. Das erleichtert ungemein die Vereinheitlichung der Anschauung der Gesamtheit der Monsunländer, denen nur Japan (S. 115 Sarkars Besuchsergebnisse in Japan!) voraus war. Ein gewaltiger Aufwand von Stoff und Gedankenreichtum ist in großzügiger Anschauung des Abringens der Extreme in Indien über dessen künftige Wirtschaftsziele und die Wege dazu verarbeitet, wenn der Schatz auch nicht bequem und leicht zu heben ist.

18. **Tridandi Swami B. H. Bon:** „Gedanken über den Hinduismus." Berlin 1935. 152 S. Hier zeigt ein führender Kopf der Europa-Abteilung der Gaudiya-Mission, wie sehr der „Weg des arischen Inders zu Gott" immer noch abseits der Machtwege führt und alle Bewegungen Indiens auf ihre Stellung zum religiösen Zentralproblem geprüft werden müssen: wie sehr gerade Indien — der Geopolitik bedarf.

19. **„Bulletin Fiduciaire d'Indochine".** Dreimonatl. Soc. Indochinoise de Contrôle et de gestion. Saigon (35 Boulevard Charner) 1934. Bemerkenswerter Beweis der sorgfältigen Selbstkontrolle und Umstellungsfähigkeit der ertragreichen Tropenkolonie mit ihren wertschwankenden Monokulturen.

20. **Dr. Arthur Berger:** „Neuseeland." Berlin 1934, Reimar Hobbing. 150 S. Gr. 0. 48 Tiefdruckbilder, 1 Kte. Leinen 4,80 RM. Ausgezeichnete Bildreportage der mit der größten Verschwendung besiedelten, formenreichsten Rückhaltlandschaft der weißen Rasse mit ihrer langgezogenen Besitzergreifungsgeschichte und dem Wunder der Maori-Rassenerneuerung.

Bei aller Flüssigkeit der eleganten Globetrotter-Darstellung ist doch der Pulsschlag einer echten Südseetragödie durchgefühlt!

21. **Hans Kohn:** „Die Europäisierung des Orients." Berlin 1934, Schocken-Verlag. 356 S., mit klingendem Nachwort — als letztes Orientbuch des bekannten V. bezeichnet, und sorgfältigem Register. Kart. RM. 6,—, Leinen RM. 7,50. Die allerpersönlichste Erfahrungsäußerung des orientkundigen und geopolitisch hochgeschulten V. verdient sorgfältigste Beachtung. Die „Einheit des Mittelmeerraums" (S. 23—26), dann „Raum und Mensch in der Geschichte", die „Kirche des Orients", wie „Der Islam" sind reich an einzigartigen Werturteilen aus einer gehaltvollen Erinnerung und einem in seltener Weise orientnahen Lebensgefühl. S. 91 „Die Zeitlosigkeit", S. 111 „Der Strukturwandel" sind ganz besonders packende Gegensätze! „Der Übergang von einer Kulturstufe ist immer ein schmerz-

lich verworrener und selten ein in seinen Äußerungen erfreulicher Prozeß!" S. 113. Wieviel schlimmer erst, wenn alles gestoßen hineinspringen muß, statt edelreif, wie Japan z. B. bewußt daran hingeht. Man müßte die zwanzigjährige Erfahrung d. V. seitenweise abschreiben, wollte man ihrem Wert gerecht werden. Nun geht der Orientkenner nach Amerika, um dort seiner alten Wissenschaft weiter zu dienen, woher noch manches kluge Wort über den verlassenen Osten herüberklingen wird.

An diesen Eindruck schließt sich billig eine Neuausgabe der berühmten „Amoenitates exoticae. 1. Aufl. 1712! 2. Aufl. 1934!! —

22. **Engelbert Kämpfer:** „Seltsames Asien." Detmold 1933, Meyersche Hofbuchhandlung. 172 S., 18 Abbildg. nach alten Stichen und 1 Kte. Geh. 4,85, gbd. 7,20 RM. Hier ist das Widerspiel zu Hans Kohns betrübtem Epilog über die Europäisierung des Orients: die Wirkung des größeren Asien in aller seiner Pracht auf einen der hellsten Köpfe und besten Beobachter der weißen Rasse (1651—1716), der Rußland, Persien und Japan gründlich durchreiste und die ganze Küste Indiens, Ceylons, Hinterindiens und eines großen Teils von Indonesien und Chinas entlang fuhr, 11 Sprachen konnte, Weltruhm erwarb und ein so mühsames und geplagtes, zuletzt „zermürbtes" Leben führte, wie nur je ein deutscher Forscher — abgesehen von denen, die das deutsche Volk ganz verhungern ließ, wie z. B. Varenius. Die Hauptreise fiel in die Zeit von 1683—1694. Der Schwerpunkt liegt auf den Erlebnissen in Persien, weil ja die Beschreibung von Japan in vielen Händen und weltberühmt ist. Unmöglich, hier in knappem Rahmen alle Reize der Schilderung des gottbegnadeten Forschers zu fassen! Was uns angeht, ist vor allem, mit Recht als „im neuzeitlichen Sinn geopolitisch" bezeichnet, das großartig geschaute „Erlebnis des selbständig in sich abgeschlossenen Inselstaats Japan". S. 157. Ein paar Sätze: sie sind höchst aktuell! „Mögen nun die Bewohner an die frühere Ungebundenheit denken oder an die Geschehnisse der ältesten Vergangenheit, sie werden finden, daß ihr Vaterland niemals in glücklicherem Zustande war, als jetzt, da es nach dem Willen seines höchsten Führers gelenkt, von der Gemeinschaft mit auswärtigen Völkern völlig abgeschnitten und verschlossen ist. Gewiß: „Die Bevölkerungsdichte übersteigt alle Vorstellungen." — „Die Natur hat dieses Reich mit dem stärksten Schutz umgeben und unüberwindlich gemacht." „Der Erdkreis ist offensichtlich nicht als Heimat eines, sondern verschiedener Völker gedacht ... durch die verschiedensten Klimaverhältnisse, wie durch natürliche Grenzen getrennt, um eben Menschen verschiedener Naturanlagen aufnehmen zu können ..." „Wenn Herrscher sich über die Grenzen der Natur hinwegsetzen, ... so verlieren sie durch Abfall der Bewohner." Wir sehen: Engelbert Kämpfer hat nicht nur die naturwissenschaftliche Seite der Erdkunde bereichert, sondern auch vorausnehmend in Geopolitik gemacht! —

23. Ein geopolitisch besonders inhaltschwerer Band ist **Band XVII:** Schra-Spu d. **„Großen Brockhaus".** Darin schießt als geopolitisches Porträt die „Schweiz" den Vogel ab, vor allem durch die Feinheit und Reichhaltigkeit ihrer kartographischen Ausstattung, ihrer Auswahl „Schweizer Kunst" (zugleich vom kunstpolitischen Standpunkt), namentlich mit dem schönen Blatt ohne Namen, das den vollen Reiz der Schweizer Naturlandschaft wieder vor die Seele ruft, und sie fast zwingt, den Wandel zur Kulturlandschaft eben aus der eigenen Erinnerung vorzunehmen. Darin gerade steckt geopolitischer dynamischer Reiz: Ansporn zu jener Selbsterziehung, auf die ein Handbuch des Wissens hinführen soll. Gewiß erfüllen auch „Schweden", dann „Spanien" und — minder eindringlich — „Sibirien" und die „Sowjetunion" leider zu wenig das gewiß für uns Deutsche wichtige „Serbien" ähnliche Aufgaben. Aber vorbildlich dafür bleibt die „Schweiz"!

Noch viele andere scharfe Proben für eine geopolitische Weltbetrachtung umfaßt gerade dieser Band: völkerpsychologisch lag dem Japankenner nahe, beim „Shinto", dem Soldaten, bei der „Somme" zu verweilen (der ein typisches Aufrißbild günstig gewesen wäre). Warum aber: „Von einer Ethik kann beim Shinto kaum gesprochen werden..." Das spricht die Konkurrenz anderer Religionen! — Wer einmal das shintoistische Vaterunser von einem Shintoisten von Eigenwert hat sprechen hören, die Sonnenandacht auf

Bergeshöhe mitgemacht hat, wird nicht mehr von fehlender Ethik sprechen! „Shinto" ist doch der einzige Frühkult, der sich neben den großen Weltreligionen in seiner Entstehungslandschaft hat erhalten können! Darin steckt mindestens eine ungeheure geopolitische, wie volkspsychologische Leistung! Einige in Anbetracht der winzigen Abmessungen vorzügliche Bilder bedeutender Landschaften („Smyrna!", „Schweizer Charakterbilder!") und Menschen („Carl Schurz", „Seeckt", „Albert Schweizer", „Seipel", „Söderblom") nennen nur einige Höhepunkte des an geopolitischen Werten ungemein reichhaltigen Bandes, der selbstverständlich auch mit „See", „Seekrieg", „Segelflug", „Seide", „Slawen" (etwas kurz!), „Sonne", „Sprache" (Kten) dem Geographen besonders reizvolle Schlagworte bringt.

O. von Niedermayer:

Rudolf zu der Luth, Wehrwissenschaftlicher Atlas, 2. Teil, Wien 1934

Der Verfasser hat seinem vor einem Jahre erschienenen Wehrwissenschaftlichen Atlas nunmehr einen 2. Teil folgen lassen, um dessen Ausführungen über Raum, Volk, Wirtschaft, Verkehr und wehrpolitische Verhältnisse der im Weltkrieg unterlegenen Staaten zu ergänzen durch wehrpolitische Betrachtungen über das Britische Weltreich, Frankreich, Schweiz, Tschechoslowakei, Polen, Sowjetunion, den Balkan, die Vereinigten Staaten und in einem zweiten wehrkundlichen Abschnitt durch die Behandlung der alle neuzeitlichen Armeen beschäftigenden Fragen über Führung, Kampfweise und Kampfmittel, erläutert an kriegsgeschichtlichen Beispielen.

Wie der 1. Teil, so dient auch der neue Atlas mit seinen instruktiven Karten und Bildern vornehmlich der wehrgeistigen Erziehung der deutschen Jugend, ihres Führernachwuchses, wie des gesamten Volkes. Er ist ein wertvolles Mittel, ein Volk, dem die ungerechten Friedensdiktate die Möglichkeit einer zeitgemäßen Organisation der Landesverteidigung nahmen, wenigstens theoretisch darüber zu unterrichten. Er führt die traurige Lage des Deutschen Reiches und Österreichs inmitten hochgerüsteter Staaten vor Augen und ist ein neuer Ansporn zum deutschen Kampfe um Gleichberechtigung. Man kann diesem von so sachkundiger Hand geschriebenen Werk, das bei allen seinen Betrachtungen sich auf die geographischen Grundlagen stützt, nur weite Verbreitung wünschen.

Josef März:

Eine internationale Balkanzeitschrift

Das 1934 gemeinschaftlich von allen Balkanvölkern begründete Balkaninstitut, dessen Sitz Belgrad ist, legt das erste Heft seiner Zeitschrift vor. Die **„Revue Internationale des Études Balkaniques"** geleitet von den Professoren P. Skok (Agram) und M. Budimir (Belgrad), hat sich ein großes Arbeitsfeld vorbehalten: Sprachwissenschaft, Folklore, Literatur und Kunst, Recht, Wirtschaft, Kulturgeschichte der Balkanländer, ausdrücklich genannt sind auch Geopolitik und Anthropogeographie. Die vergleichende Balkanforschung, die seit Jahren besonders eingehend betrieben wird, ist in den Vordergrund gerückt. Die Beiträge sind jeweils in einer der Hauptsprachen gedruckt, wobei festzustellen ist, daß das Deutsche eine führende Rolle einnimmt. Bisher haben über hundert Gelehrte nicht allein aus den Balkanländern, sondern aus allen Orten, an denen Balkanstudien betrieben werden, ihre Mitarbeit zugesagt; das 2. Heft wird demnächst erscheinen, ein großes Sammelwerk „Der Balkan, seine Vergangenheit und seine Gegenwart", reich illustriert, im Umfang von nicht weniger als 75 Druckbogen und 150 Beiträge enthaltend, soll eine vollständige Sammlung der maßgebenden Meinungen über alle wichtigen Balkanfragen werden. Die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, sind nicht unbeträchtlich gewesen, es konnte in der Kürze der Zeit noch nicht ganz gelingen, eine einheitliche Terminologie und ein Einverständnis über die Rechtschreibung und Transskription zu schaffen; doch wird eine straffere redaktionelle Zusammenfassung möglich werden, unbeschadet der Freiheit der einzelnen Verfasser, selbst die Verantwortung für ihre Beiträge zu übernehmen. Wo sowohl einheimische wie allgemein-euro-

päische Bezeichnungen gebräuchlich geworden sind, etwa bei Städtenamen (Bukarest, Belgrad), geht es, wie klar ist, ohne Kompromisse niemals ab.

Von den Beiträgen erwähnen wir als grundlegend die über „Zweck und Bedeutung der Balkanstudien" von den beiden Herausgebern (französisch) „Das Problem der Balkanlinguistik" von A. Meillet (französisch), „Zur Demographie der Balkanslawen" von Konstantinović (deutsch), „Fremde Beeinflussungen im Brauchtum der Serbo-Kroaten" von E. Schneeweiß (deutsch), „Die Legende vom Bau der Burg Skutari" von S. Stefanović (deutsch), eine außerordentlich gründliche Untersuchung eines Sagenmotives, ferner den (französischen) Bericht von Nikola Vulić über die mit deutscher Beteiligung (Prof. Unverzagt und Freih. von Reiswitz) ausgegrabene alte Totenstadt von Trebenište am Ochridasee. Schrifttumsberichte haben u. a. Hermann Groß („Der Südostraum im deutschen Schrifttum", mit mehrmaliger Berücksichtigung der „Zeitschrift für Geopolitik") und Dr. Fr. Thierfelder (München; über das Buch von Hobus „Wirtschaft und Staat im südosteuropäischen Raum 1908—1914") beigesteuert. Im vollen Wortlaut geben die Herausgeber den Brief wieder, mit dem Professor Karl Haushofer die Gründung des Balkaninstituts begrüßt hat und einen Beitrag „Naher, Mittlerer, Ferner Osten und Balkan in ihrem gegenseitigen Verhältnis als geopolitisches Problem" in Aussicht stellt. Vom Verfasser der vorliegenden Besprechung stammt eine kleine Studie über „Die Rolle des Raumes in der Geschichte der Balkanstaaten".

Diese Balkanzeitschrift darf in der Tat von allen begrüßt werden, die den ernsthaften Wunsch haben, daß aus der öffentlichen Meinung Europas endlich die überholten und schiefen Urteile über Länder und Völker des Südostens verschwinden. Politische Tendenzen sind ausgeschaltet; gerade dadurch wird die Zeitschrift dem Staatsmann, der seine Kenntnisse nachprüfen und verbessern will, von großem Nutzen sein und die gegenseitige Verständigung erleichtern, für die Verständnis die Voraussetzung ist. Es läßt sich kaum ein anderer Raum finden, der so sehr den Vergleich mehrerer Völker und Staatsideen nahelegt. Der entschlossene Versuch, die Balkanfragen systematisch als Ganzes zu erforschen, verbreitert die Grundlage, von der ausgegangen werden kann, damit die künftigen Arbeiten nicht wie die bisherigen bei allem Wert und unbestreitbarem Nutzen Bruchstück bleiben.

Hans Hummel und Rupert von Schumacher: Büchertafel [1])

Noch 6. Sowjetunion

Franz Kolarik: Die wirtschaftliche Struktur Westsibiriens. Eine wirtschaftsgeographische Untersuchung. 4. Heft der Schriftenreihe „Wirtschaftsgeographie". Herausgeg. von Professor Dr. Bruno Dietrich. Carl Heymann, Berlin 1934. Österr. Wirtschaftsverlag, Payer & Co., Wien. 88 S. 4,20 RM.

Auf Grund einer Reise nach Rußland und eingehender Kenntnis der russischen Literatur hat der Verfasser ein Bild des wirtschaftlichen Neulandes Westsibirien entworfen, das geopolitisch insofern interessant ist, als das Klima als entscheidender Faktor der westsibirischen Wirtschaft aufscheint.

Karl Tiander: Das Erwachen Osteuropas, die Nationalitätenbewegung in Rußland und der Weltkrieg. Wilhelm Braumüller, Wien 1934. 192 S. 6 RM.

Der Verfasser schränkt in der Einleitung selbst seine Darstellung auf eine Andeutung über ein gewaltiges Thema ein. Tatsächlich ist es ja unmöglich, auf solch engem Raum einen so umfangreichen Stoff zu bewältigen. Neben den großen Linien bringt der Verfasser aus seinen eigenen Erinnerungen manche interessante Einzelheit.

Dr. Otto Bickel: „Rußland und die Entstehung des Balkanbundes 1912. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges". 173 S. Osteuropaverlag Berlin 1933.

Das Buch ist eine außerordentlich fleißige Arbeit über eines der kompliziertesten Kapitel der Südostpolitik. Als Nachschlagewerk ist es jedem Praktiker zu empfehlen. Auch der Forschung wird es manche Anregung geben. Leider vermißt man eine veranschaulichende Karte, die auch nicht durch das gute Personenverzeichnis ersetzt werden kann. In manchen Punkten ist der Verfasser scheinbar der psychologischen Einstellung des Quellenmaterials erlegen. Die österr.-ung. Monarchie als „einen dynastischen Territorialstaat ohne Volksseele" abzutun, zeugt von keiner allzugroßen Einfühlungsgabe in das Wesen komplizierter Staaten.

1) Rest aus Heft 1/Januar.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

ULRICH CRÄMER:

Der lotharingische Raum [1])

Die soeben mit dem Siege Deutschlands beendete Auseinandersetzung über die Saar gibt Veranlassung, den Blick über dieses kleine Stückchen Westgrenze des Reiches hinaus auf ihren gesamten Bereich zu lenken. Unter dem Eindruck der Gegenwartsfrage nehmen viele unsere gesamte übrige Westgrenze vielleicht schon allzu gottgewollt hin, ohne die sonderbare Zerstückelung dieser deutsch-welschen Front zum Gegenstande weiterer Betrachtungen zu erheben. Dennoch öffnet gerade die Saarfrage den Blick in ein Problem, das räumlich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von England bis Italien reicht und das zeitlich ein, wenn man will, sogar zwei Jahrtausende unserer Geschichte umfaßt. Man wird wohl die Voraussage wagen dürfen, daß der heutige Zustand — so oder so — auch in Zukunft Wandlungen unterworfen sein wird; denn wer möchte wohl glauben, daß eine Handvoll Pufferstaaten der europäischen Staatsweisheit letzter Schluß und der endgültige Austrag jahrhundertelanger Machtfragen sei? So wird unser Blick über den kleinen Brennpunkt an der Saar hinaus auf das Gesamtproblem hingelenkt, das bisher nicht zur Ruhe gekommen ist und in seiner ganzen Schwere sich täglich vor uns erhebt. —

Im August des Jahres 843 kamen die drei Enkel Kaiser Karls, Lothar, Ludwig und Karl, überein, das ihnen von Vater und Großvater überkommene Imperium unter sich zu teilen. War es auch zuvor wenig brüderlich hergegangen, so gelangte man jetzt doch, des langen Haderns müde, zu einem offenbar alle drei befriedigenden Ergebnis, das nach der Stadt, in der es erzielt wurde und die bezeichnenderweise gerade im Mittelpunkt des strittigen und bis heute problematischen Gebietes liegt, der Vertrag von Verdun genannt wurde und unter diesem Namen weltgeschichtliche Bedeutung bis auf den heutigen Tag erlangt hat. Der arme Kaiser Lothar, der zwar die Krone des Reiches, im übrigen aber ein unglückseliges Zwischenreich zugesprochen bekam, wurde von seinen Brüdern und Söhnen im Kampfe zerrieben und starb bereits zwölf Jahre später einsam und der Welt abgewandt als Mönch im Kloster Prüm in der Eifel. Aber das Schicksal dieses traurigen Herrschers hat bis heute sein Reich bestimmt, er hat ihm den Namen gegeben, und sein Schicksal geistert gleichsam in seinem Erbteil umher von Friesland bis in die Provence. Das seltsame Gebilde des lotharingischen Zwischenreiches lebt unter allem Wandel staatlicher Bildungen fort; es war und ist kein zufälliges, sondern augenscheinlich ein schicksalhaftes Gefüge, das in mancherlei, oft schwer faßbaren Zusammenhängen besteht.

1) Dieser Beitrag ist ein — etwas erweiterter — Vortrag, gehalten am 3. Januar 1935 in einem vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht und der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik in Frankfurt a. O. veranstalteten geopolitischen Schulungslager.

Gerade im lotharingischen Raum decken sich — im großen betrachtet — weder die geopolitischen Teilräume und ihre natürlichen Grenzen (Wasserscheiden) mit den Grenzen des Volkstums, der Sprachen und Mundarten, diese wieder ebensowenig mit denen der jeweils vorwiegenden Rassen oder religiösen Bekenntnisse, weder mit den Siedlungsformen noch gar mit der heutigen staatlichen Gliederung. Auf den ersten Blick scheint uns ein völliges Durcheinander vor die Augen zu treten, und eine Darstellung aller dieser Grenzen und ihrer Überschneidungen zusammen auf einer Karte würde keineswegs zu einer Veranschaulichung des Problems, sondern nur zu seiner Verwirrung beitragen. Dennoch aber sind uralte und sehr bedeutsame Beziehungen innerhalb des lotharingischen Gesamtraumes wie seiner Teilräume festzustellen.

I. Der Raum

Im Vertrag von Verdun, der am Anfang des ganzen Problems steht und dem wir als Ausgangspunkt und Grundlage unserer Auseinandersetzung immer wieder begegnen werden, wurde das fränkische Gesamtreich in Ostfranken, Westfranken und — dazwischen — Lotharingien geteilt, und zwar so, daß Ludwig, den man später danach den Deutschen nannte, Ostfranken, Alemannien, Bayern, Thüringen und Sachsen erhielt, also das Land östlich von Aare und Rhein und auf dem linken Ufer die Gebiete um Speyer, Worms und Mainz; von Bacharach bis wahrscheinlich etwa zur Lippe bildete die heutige rheinisch-westfälische Grenze auch die damalige, die dann zur Mündung der Weser hinüberzog. Karl der Kahle bekam Westfranken und Aquitanien, also das Land westlich der Wasserscheide zur Schelde, Maas, Saone und Rhone. Lothar, dem ältesten, blieb die unter diesen Umständen fast sinnlose Kaiserkrone und das Zwischenstück von Friesland (zwischen Schelde- und Wesermündung) über den Niederrhein, das gesamte Maas- und Moselgebiet, Burgund und die Provence bis zur Lombardei und an die Grenze Süditaliens.

Als Teilname für das Kernstück dieses räumlich so seltsamen Gebildes lebt das Wort Lothringen bis heute fort, und bezeichnenderweise spricht man von einem Deutsch-Lothringen und einem Französisch-Lothringen. Gegen Westen war das lotharingische Gesamtreich in geopolitischer Hinsicht durchaus natürlich, den tatsächlichen räumlichen Verhältnissen entsprechend abgegrenzt. Ja, man kann hier wie bei allen echten geopolitischen Grenzen geradezu von einer ewigen Grenze sprechen. Geschichtlich ist sie rund 400 Jahre unberührt bestehen geblieben, von 925 bis 1305, und hat schon dadurch ihre Haltbarkeit und Richtigkeit bewiesen. In diesen Jahrhunderten des Hochmittelalters herrschte durchaus Frieden zwischen Deutschland und Frankreich, und erst als die Vorstöße Frankreichs gegen den Rhein seit Ende des 15. Jahrhunderts in verstärktem Maße einsetzten, wurde der lotharingische Raum zum Gegenstande weltgeschichtlicher Entscheidungen. Das im Jahre 843 geschaffene westfränkische Reich, aus dem sich alsbald ein kulturell

einheitliches Frankreich entwickeln konnte, sah sich auf einen natürlichen, geopolitisch einheitlichen Lebensraum beschränkt. Nur so war überhaupt seine innere, ihm eigentümliche Entwicklung denkbar. Und jedesmal, wenn dieses Reich in der Folgezeit über die ihm von der Natur nun einmal gesetzten Grenzen hinausgestoßen ist, ist es zu Auseinandersetzungen gekommen, deren Ausgang immer unbefriedigend bleiben mußte, sofern das Ergebnis ein wirkliches Vordringen und ein bleibender Landerwerb war, da hier mit einem geopolitisch in sich geschlossenen Gebiet Teile eines in sich geopolitisch ganz anders gearteten Gebietes zusammengekoppelt wurden.

Die Grenze zwischen dem lotharingischen und dem westfränkischen Reich (Frankreich) bildete im Norden zunächst die Schelde, ein zwar unnatürlicher Zustand, der aber bald durch die innere Verselbständigung Flanderns in einen organischen hinübergeführt wurde. (Die natürliche Grenze wäre hier jener schmale Höhenrücken, die Wasserscheide zwischen Schelde und Somme gewesen.) Nach Süden zu teilten sich die Räume entsprechend der Wasserscheide zwischen Oise, Marne, Seine, Loire (Champagne, Auvergne) einerseits, Maas, Mosel, Saone, Doubs, Rhone andererseits. Wie man sieht, war das Westreich auf seine zwei natürlichen Teilräume, das Seine- und das Loirebecken konzentriert, zu denen freilich im Süden jenseits der Côte d'or und der Cevennen als drittes das Garonnebecken (Aquitanien und Gascogne) trat, das aber außerhalb unserer Problemstellung liegt. Den mit der Zeit immer steigenden kulturellen und politischen Vorrang erwarb sich die Isle de France, der Mittelpunkt des Seinebeckens. Das Plateau von Langres bildete durch seine gleiche Entfernung von der Nordsee und dem Mittelmeer nicht nur den geographischen Mittelpunkt dieser Grenze und die Nahtstelle zwischen Seine- und Loirebecken, sondern bis in unsere Zeit (1814, 1870) die geopolitische und militärische Schlüsselstellung Frankreichs. So natürlich diese Abgrenzung Lotharingiens nach Westen hin erscheinen muß, so widernatürlich war die nach Osten hin, und an ihr ist dieses Reich auch nach kurzem Bestande zerbrochen. Seine Westgrenze mußte, wie gesagt, auf Jahrhunderte hinaus Befriedung bedeuten, die Ostgrenze Auseinandersetzung bis zu ihrer gänzlichen Tilgung. Im Laufe der europäischen Geschichte haben vom 14. Jahrhundert bis heute beide Grenzen unaufhörlich geschwankt, teils sich zwischen Deutschland und Frankreich verschiebend, teils aus den zwischen ihnen liegenden Teilräumen eigene Staaten bildend („Pufferstaaten").

Die Grenze zwischen dem lotharingischen und dem ostfränkischen Reich (Deutschland) verlief von der Unterweser zur Unterems, schnitt also die friesische Küste von Sachsen ab, bog dann scharf nach Süden, etwa auf der Linie der heutigen deutsch-niederländischen und rheinisch-westfälischen Grenze, blieb also zunächst rechtsrheinisch, traf am Rande des Neuwieder Beckens auf den Rhein und folgte seinem Laufe bis Bingen; hier ging sie auf das linke Rheinufer über und folgte auf dem Hunsrück der Wasserscheide zwischen Mosel und Nahe und verlief dann quer durch die heutige Pfalz zur Nordgrenze des Elsaß, um bei Selz den Rhein

wieder zu erreichen; von hier aus folgte sie dann wieder seinem Lauf bis über Basel hinaus zur Mündung der Aare und ihrem Lauf folgend bis zum St. Gotthard. Von hier an trennte eine innere natürliche Grenze des lotharingischen Reiches Burgund von Italien auf dem Kamm der Alpen nach Süden bis Nizza. Weiter nach Osten zu verlief die Grenze gegen das ostfränkische Reich ebenfalls auf dem Alpenkamm, jedoch unter Ausschluß des oberen Etschtales (Südtirol). Auch Italien gehörte zum lotharingischen Reich, kann aber aus unserer Betrachtung als ganz am Rande des Problems gelegen weggelassen werden.

Die Grenze von der Unterweser bis zum St. Gotthard war denkbar unnatürlich, teils rechts-, teils linksrheinisch, teils auf dem Strome selbst gelegen, geschichtlich von kurzer Dauer. Wir wollen sie daher theoretisch auf ihr natürliches Maß hinführen, sie uns nach Maßgabe der landschaftlichen Gliederung schon damals so gezogen denken, wie sie von der späteren Geschichte gestaltet worden ist. Um aus der Fülle der Erscheinungen eine Kompilation nicht notwendig zu machen, wollen wir die Ostgrenze des lotharingischen Zwischenreiches unserer Problemstellung sich etwa mit der heutigen Westgrenze des Deutschen Reiches decken lassen, und zwar von der Emsmündung über den Beginn des Rheindeltas und ungefähr über die Wasserscheide zwischen Rhein und Maas (Eifel) bis zur pfälzisch-lothringischen Grenze. Von hier würde sie weiterhin auf dem Kamm der Vogesen bleiben — also auch das Elsaß aus dem engeren Kreis der Betrachtung weglassend — und dann auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, der letzteren Flußgebiet (Burgund) ganz umfassend. Dieser verhältnismäßig schmale Grenzstreifen, dieses Übergangsgebiet, diese Brücke zwischen Deutsch und Welsch stellt den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung dar.

Das lotharingische Zwischenreich umfaßt also in der Spanne von der Nordsee bis zum Mittelmeer geopolitisch das Rhein—Maas-Delta, das Schelde- und Maas-Gebiet, das der oberen Mosel von Metz an und das gesamte Gebiet der Rhone einschließlich ihrer Nebenflüsse Saone und Doubs. Oder landschaftlich ausgedrückt: Holland, Flandern, die Wallonie (Luxemburg), Lothringen, Hoch- und Niederburgund, die Schweiz und schließlich die Provence. Entsprechend zerfällt Lotharingien (jetzt als „Idee" betrachtet) in mehrere geopolitische Teilräume: da sind zunächst die Niederlande, eine hier wie sonst in kaum einer Beziehung zutreffende Bezeichnung; sie entstand während der Zugehörigkeit zu Burgund, dem gegenüber das Land rein räumlich (statisch) betrachtet niedrig lag: etwa die Hälfte liegt tiefer als der Meeresspiegel und ist der See abgerungen! Ein Raum von starker kultureller Geschlossenheit (worauf wir unten erneut zu sprechen kommen), der über den Rahmen der heutigen staatlichen Grenzen der Niederlande hinausgeht und Flandern im weitesten Sinne (Ost- und Westflandern, Brabant und Limburg) umfaßt. Er ist umschrieben mit den Städten Groningen, Amsterdam, Utrecht, Arnheim, Nimwegen, Den Haag, Rotterdam, Antwerpen, Gent, Brügge; die Südgrenze liegt südlich der

Linie Calais—Dünkirchen—Kortrijk—Brüssel—Löwen—Maastricht. — Es folgt nach Süden zu der „wallonische" Teilraum, der freilich auch einmal über das eigentliche wallonische Mundartgebiet hinaus umschrieben sei: Lille, Arras, Valenciennes, Cambrai, Mons, Namur, Lüttich: ein zwar schmaler, aber geschichtlich als Barriere äußerst bedeutsamer Ost-West-Streifen zwischen Holland, Frankreich und Lothringen, das — ebenfalls im weiteren Sinne — erst südlich der Ardennen beginnt. In diesem Grenzdreieck liegen heute Aachen auf deutschem, Mersen und Maastricht auf niederländischem, Herstal und Lüttich auf belgischem Boden — in karolingischer Zeit noch eine untrennbare Einheit und in gewisser Weise eine geschichtliche Urlandschaft, aus der eine Staatskunst von ganz bestimmter Prägung entsprang, äußerst charakteristisch und fast symbolisch für unser Problem: der germanisch-romanische Zwitter des karolingischen Reiches. — Als dritter Teilraum folgt das eigentliche Lothringen, das den Namen jenes verschollenen Kaisers bis heute trägt. Es umfaßt das Gebiet der oberen Maas und Mosel und ist mit den Städten Sedan, Luxemburg, Diedenhofen, Metz, Toul, Verdun, Nancy und Epinal umschrieben. Lothringen reicht bis zur Burgundischen Pforte, bis zur Linie Langres—Belfort. — Hier hebt sich hinter Belfort deutlich ein nicht nur wie bisher zweisprachiges, sondern jetzt sogar dreisprachiges Gebiet, das typischste Kind des lotharingischen Reiches, ab: die Schweiz, die ja auch die entscheidendsten Auseinandersetzungen mit dem geschichtlich, machtpolitisch und geistig einzigen Nachfolger Lothars, mit Karl dem Kühnen, gehabt hat. Ihr geopolitisch höchst problematischer Raum ist gekennzeichnet durch das deutsche Basel, Bern, Zürich, Luzern und St. Gallen, durch das italienisch sprechende Locarno und Bellinzona, durch das französisch redende Genf und Lausanne. — Ebenso klar zeichnet sich südlich der Burgundischen Pforte — wie schon der Name sagt — Burgund selbst ab, ein innerlich in sich ebenso einheitliches und abgeschlossenes Gebilde (allerdings heute ohne staatliche Selbständigkeit) wie andererseits im äußersten Norden des lotharingischen Raumes die Niederlande. Es gruppiert sich um die Städte Belfort, Dijon, Besançon, Chalon, Macon, Lyon, Grenoble. Einen letzten südlichsten Teilraum schließlich sehen wir in der Provence mit Orange, Avignon, Arles, Marseille, Toulon; ebenso wie gewisse Teile der Schweiz stellt Nizza den Übergang nach Italien dar.

So liegt das lotharingische Reich zwischen Deutschland und Frankreich gleicherweise wie zwischen England und Italien, zwischen Berlin und Paris, wie zwischen London und Rom.

II. Das Volkstum

Den Vertrag von Verdun hat man mit Recht zu allen Zeiten als den Geburtsakt des deutschen und des französischen Volkes betrachtet. Er und die aus ihm geborenen späteren Teilungen stellten vielfach nurmehr Tatsachen fest, die sich inzwischen schon in der Stille vollzogen hatten. So auch im Völkischen. Die rassische

Schichtung und Verteilung darf im lotharingischen Raum vom Ende der Völkerwanderungszeit, besser gesagt: vom Abschluß der germanischen Landnahme an bis heute im ganzen als stetig bezeichnet werden, wenngleich vielleicht auch hier entsprechend der Sprachgrenze eine leichte Verschiebung entgegen der ursprünglichen Stoßrichtung der Germanen, ein Zurückdrängen von Westen und Süden her im Laufe der Jahrhunderte angenommen werden darf. Gemeint ist hiermit in der Hauptsache die bäuerliche Bevölkerung; denn daß der heute fast verschwundene oder doch bedeutungslose früh- und hochmittelalterliche Adel dieser Landschaften vorwiegend germanisch-nordischen Gepräges war, ist ja bekannt. Im ganzen aber dürfen wir sicher die gleiche rassische Schichtung für das lotharingische Zwischenreich annehmen heute wie im Jahre 843.

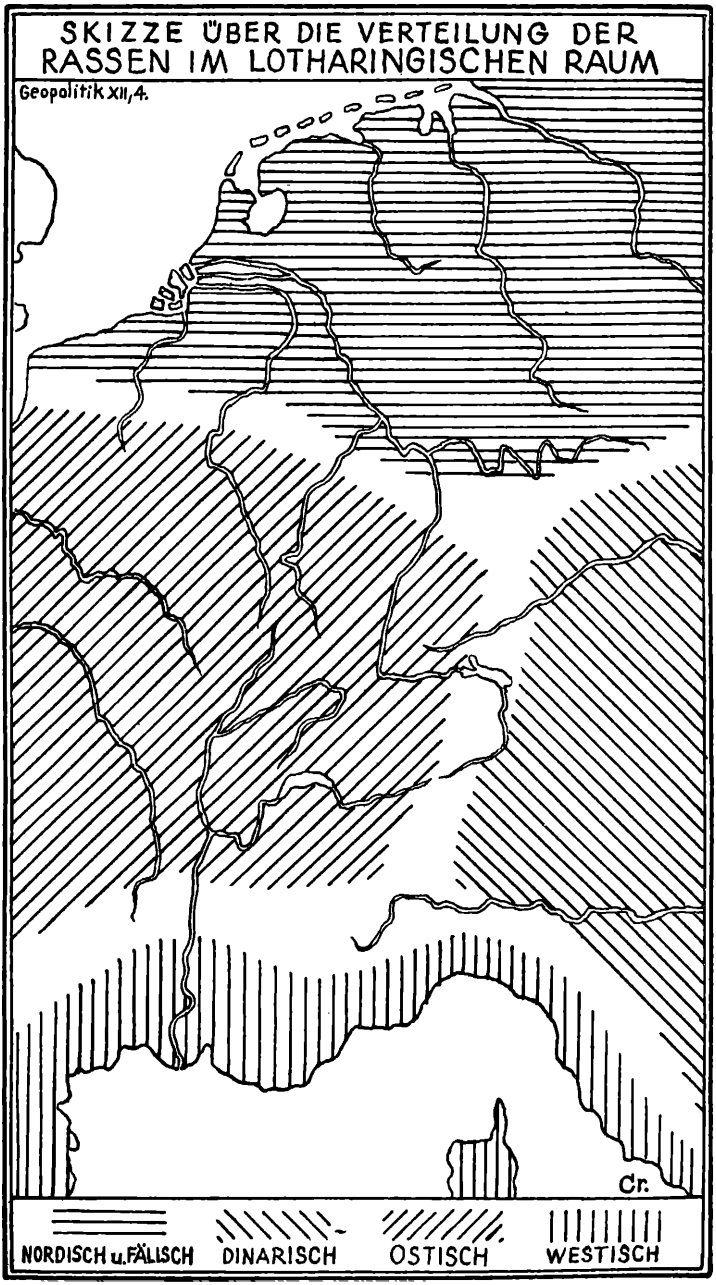
Drei der großen europäischen Rassen scheinen hauptsächlich an der Besiedlung des Gebietes beteiligt zu sein, und zwar in sehr charakteristischer räumlicher Verteilung; dazu treten zwei weitere von zahlen- und gebietsmäßig nicht so entscheidender Bedeutung. Der Norden scheint das Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse zu sein, der Süden des der westischen, die Mitte aber des der ostischen. Zusätzlich treten im Norden die fälische, im Süden und vor allem in der Mitte die dinarische Rasse hinzu. Ja man kann wohl sagen, daß die nordische Rasse von der Mitte nach Norden zu progressiv ist, die westische von der Mitte nach Süden zu, während diese selbst von der ostischen beherrscht wird. Landschaftlich, den oben aufgezeigten Teilräumen nach ausgedrückt, dürfte sich rassisch etwa folgendes Verteilungsbild ergeben: die Niederlande und Flandern vorwiegend nordisch, aber stark fälisch untermischt; die Wallonie ein Übergangsgebiet zwischen nordisch und ostisch; Lothringen und Hochburgund vorwiegend ostisch; die Schweiz ein ostisch-dinarisches Mischgebiet mit allerdings noch deutlich erkennbaren nordischen Einschlägen; Niederburgund ein ostisch-westisches Mischgebiet und schließlich die Provence ein Gebiet stärksten Vorwiegens westischer Rasse. So sehen wir von Friesland bis zur Riviera eine Skala von nordisch über ostisch zu westisch.

Günther schreibt über diese Verhältnisse — freilich naturgemäß nicht unter unserem räumlich anders festgelegten Gesichtspunkt, sondern unter dem des deutschen Volksbodens — Folgendes[1]):

Unvermindert oder nur wenig gegen Norden zu abnehmend, reicht der ostische Einschlag der ganzen deutsch-französischen Sprachgrenze entlang bis ins wallonische Gebiet. Westische Einschläge sind etwas deutlicher zu spüren in den Ostalpen, in der Westschweiz, in der Rheinpfalz, in den Moselgegenden und im Rheinland (274). ... Holland und Flandern zeigen sich, besonders das erstere, als im ganzen nur wenig minder nordische Gebiete als Niedersachsen. Der nordischste Landesteil Hollands ist Friesland. Dunklere Gebiete beginnen erst jenseits der deutsch-französischen Sprachgrenze, in Belgien sogar in starker Dunkelheit ... Die niederfränkisch-wallonische Sprachgrenze ist eine deutliche Rassenmischungsgrenze ... Stark ostisch untermischte oder vorwiegend ostische Gebiete reichen ins Rheinland von Belgien her über

1) Hans F. K. Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes, 18. Aufl., München 1933, Kap. 20. Die Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache.

die Eifel bis in das Gebiet um Aachen, auch in den Hunsrück hinein, wie überhaupt auf linksrheinischer Seite nur die Flußtäler so hell sind wie das rechte Rheinufer, so vor allem das Maas-, Mosel- und Nahetal (279) ... Lothringen zeigt wie Luxemburg, die Eifel und die Ardennen ein vorwiegend ostisches Gebiet, in welchem nur die Täler der Saar und ihrer Nebenflüsse etwas nordischer sind (281) ... Die deutschen Teile der Schweiz, ... ein im ganzen wohl vorwiegend ostisches, sicherlich aber da und dort stark dinarisch und schwach westisch untermischtes Gebiet, sind doch immer noch durch nordische Beimischung (schätzungsweise 30% nordischen Blutes im Gesamtkörper der deutschen Schweiz) gekennzeichnet ... In der ganzen deutschen Schweiz ist ein leichter westischer Einschlag bemerkbar, zunehmend gegen die französische Schweiz .. Die deutsche Sprachgrenze der Schweiz gegen die französische, italienische und ladinische Sprache läuft nirgends einer scharfen Grenze der Rassen oder der Rassenmischungen entlang (283 f.) ...



So wenig scharf nun die Grenzen für die Gebiete des Vorherrschens der einen oder anderen Rasse sein mögen, wenn bei solchen Mischungsverhältnissen überhaupt

von „Grenzen" die Rede sein kann, so erstaunlich scharf sind seit Jahrhunderten die Sprachgrenzen innerhalb des lotharingischen Raumes abgezeichnet. Scheint diese Gegenüberstellung zunächst einen Widerspruch in sich selbst darzustellen und keinen Vergleich abzugeben, so werden wir bei näherem Zusehen dennoch eine Reihe sicherlich nicht zufälliger Gemeinsamkeiten feststellen. Das gilt sowohl für die einzelnen Teilräume wie für das ganze Lotharingien. Sind auch die Beziehungen zwischen Rasse und Sprache allgemein bis heute nicht restlos geklärt, so scheinen die bemerkenswerten Übereinstimmungen in unserem besonderen Raum zwischen rassischer Schichtung und mundartlicher Ausprägung doch die herrschende Ansicht von ganz bestimmten ursächlichen Zusammenhängen zwischen Rasse und Sprache zu stützen.

Schon die grundlegende sprachliche Zweiteilung des lotharingischen Raumes in ein germanisches (deutsches) und ein romanisches (französisches) Sprachgebiet weist in ihrer geographischen Verteilung eine gewisse Parallelität zur rassischen Schichtung auf. Der Norden und Osten, das Gebiet vorwiegend nordischer Rasse mit fälischen und dinarischen Beisätzen, spricht deutsch, der Süden und Westen, das Gebiet vorwiegend westischer und ostischer Rasse, spricht französisch. So läßt sich auch hier von Norden nach Süden zu eine Abnahme des germanischen sowie entsprechend eine Zunahme des romanischen Elements feststellen und umgekehrt. Sehr charakteristisch ist auch die Verteilung der Mundarten innerhalb der beiden Sprachgebiete, die sich wiederum mit den oben aufgezeigten Teilräumen im wesentlichen decken. Der Norden, die Niederlande und Flandern, hat die niederfränkische Mundart, die am deutschen Niederrhein bereits mit der sogenannten Benrather Linie (zwischen Köln und Düsseldorf) beginnt, zur eigenen Schriftsprache (Holländisch und das davon nur durch gewisse Eigenheiten verschiedene Flämisch) ausgebildet. Südöstlich daran reiht sich die rhein- und moselfränkische (pfälzische) Mundart, die im Gebiet des lotharingischen Raumes die deutsch sprechenden Gebiete Belgiens (Eupen, Malmedy, Arel), ferner trotz seiner französischen Amtssprache ganz Luxemburg und Deutsch-Lothringen umfaßt. Es folgt als dritte große deutsche Mundartgruppe das Alemannisch, das (abgesehen vom Elsaß und dem deutschen Schwaben) vor allem die deutsche Schweiz erfüllt.

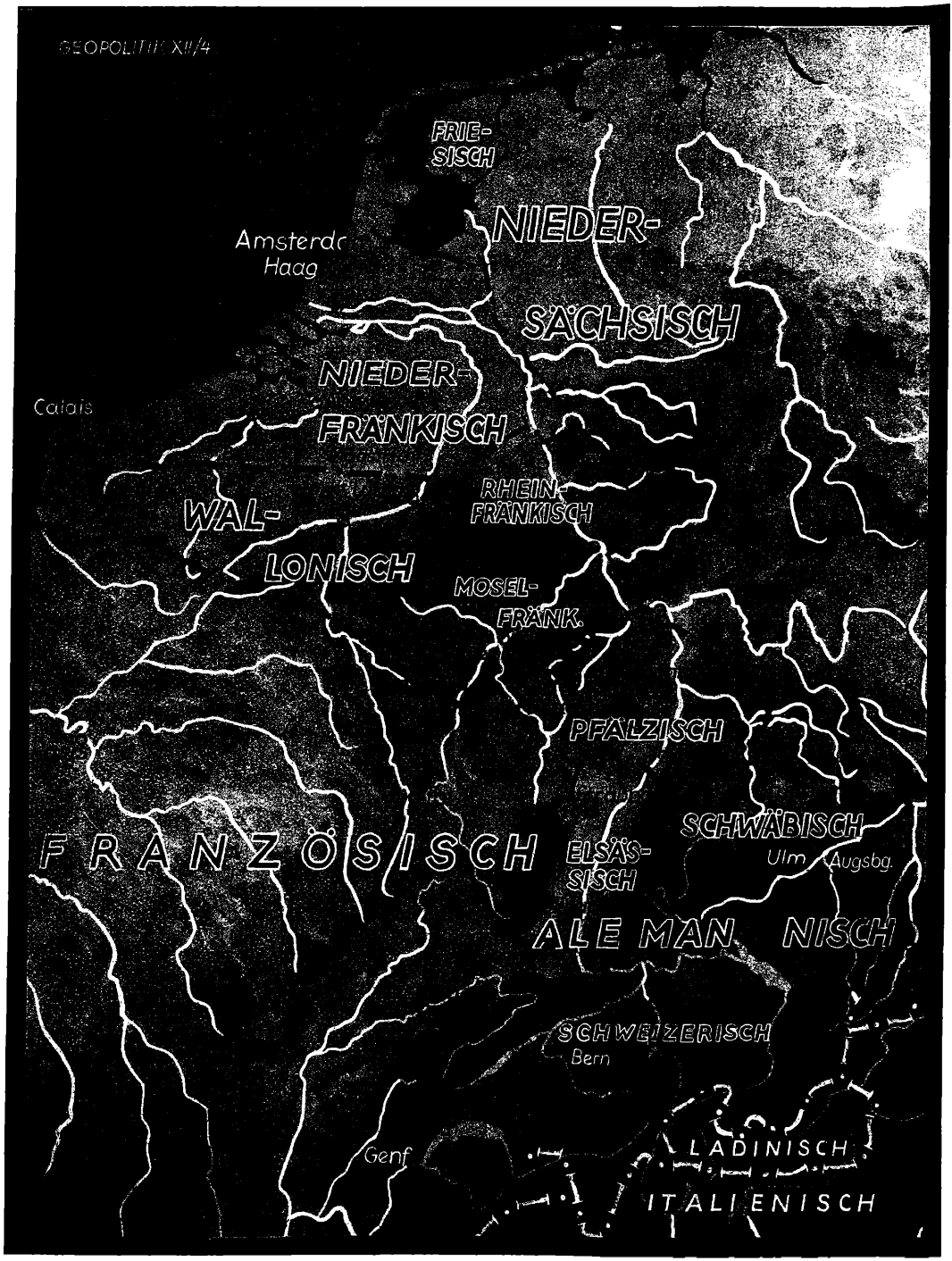
Auf der anderen Seite der Sprachgrenze, im französischen Sprachgebiet des romanischen Sprachkreises, finden wir im Norden dem Niederfränkischen gegenüberstehend das Wallonische (französisches Patois), es folgt dann nach Süden zu das große Gebiet des gewissermaßen „klassischen" Französisch in Französisch-Lothringen, der französischen Schweiz und Hochburgund, das sich aber im Süden des lotharingischen Raumes deutlich gegen das ganz anders geartete Provenzalisch und die Langue d'oc absetzt.

Bemerkenswerterweise befinden sich im Norden und Süden des lotharingischen Gesamtraumes zwei zahlen- und flächenmäßig kleine Sprachgebiete (Sprachinseln),

Geopolitische Reliefkarte 77

1. Der lotharingische Raum.

Der Sieg an der Saar öffnet den Blick in ein Problem, das sich räumlich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von Friesland bis in die Provence dehnt. Unter allem Wandel der Geschichte lebt das lotharingische Reich zwischen Deutschland und Frankreich, England und Italien bis heute fort.



Geopolitische Reliefkarte 78

2. Sprachen und Mundarten im lotharingischen Raum.

Erstaunlich scharf sind seit Jahrhunderten die Sprach- und Mundartgrenzen innerhalb des lotharingischen Raumes abgezeichnet. Mitten hindurch geht die entscheidende Zweiteilung in germanisches und romanisches Sprachgebiet. Bezeichnend aber ist umgekehrt wieder die Zwei-, ja Dreisprachigkeit vieler Ortsnamen.

Geopolitische Reliefkarte 79

3. Die Dorfformen im lotharingischen Raum.

Seit der germanischen Landnahme sind die Dorfformen im ganzen lotharingischen Raum — also auch im romanischen Sprachgebiet, mit Ausnahme nur der Provence — germanischer Herkunft. Zumal das Gebiet der Gewann-(Haufen-) Dörfer schiebt sich als breiter Querriegel von der Elbe über den Rhein zur Seine.

Geopolitische Reliefkarte 80

4. Das lotharingische Reich. 843—870.

Das im Vertrage von Verdun 843 geschaffene lotharingische Reich trägt infolge seiner räumlichen und völkischen Zusammensetzung von vornherein den Keim der Auflösung in sich. Es ist ein künstliches, politisch und militärisch unhaltbares Gebilde und zerfällt nach wenigen Jahren. Sein Problem aber ist bis heute ungelöst.

die zwar wohl zur germanischen und romanischen Sprachengruppe gehören, nicht aber eine deutsche und französische Mundart, sondern eigene und wenn auch noch so geringfügige und zum Aussterben verurteilte selbständige Sprachgebiete darstellen: es ist im äußersten Norden das von Niederfränkisch und Niedersächsisch umschlossene Friesisch und im Süden der Schweiz das von Alemannisch und Italienisch umschlossene Ladinisch, das ja räumlich keinen Zusammenhang mit dem Französischen hat. Wenn man will, so tritt in der Schweiz sowohl wie an der Riviera als weiteres romanisches Sprachgebiet das Italienisch mit in den lotharingischen Raum.

So sehen wir im Gesamtgebiet des lotharingischen Raumes drei staatlich klar herausgehobene Teilräume, die an zwei und mehr Sprachgebieten Anteil haben und in denen ein stiller, aber zäher Sprachenkampf täglich ausgetragen wird: das ist Belgien, wo sich das Flämische zum Wallonischen etwa wie 55 zu 45 verhält, das ist ferner das unter französischer Herrschaft stehende Deutsch-Lothringen (und wenn man will: das Elsaß), vor allem aber ganz charakteristisch die Schweiz, die im Laufe der Jahrhunderte Angehörige von drei, ja vier verschiedenen Sprachgebieten zu einer staatlich so festen Einheit zusammengeschweißt hat, wie sie etwa Belgien niemals erreichen wird.

Nun gibt es drei sprachliche Erscheinungen, die über diese sonderbar trennende Sprachgrenze und über die doch wieder verbindende räumliche Geschlossenheit der einzelnen Untergruppen hinaus eine Gemeinsamkeit des gesamten lotharingischen Raumes bilden. Das ist einmal jener eigenartige und bis heute in seinem Ursprung und seinen Vorbedingungen noch nicht restlos geklärte Lautverschiebungskreis von u zu ü, der unterschiedslos germanische und romanische Sprach- und Mundartgebiete umfaßt. Es ist ein Aussprachekreis, der sich über das Norditalienische, Französische, Alemannische und Niederfränkische erstreckt, also über ein zusammenhängendes Gebiet, das den lotharingischen Raum fast ganz in sich begreift. Hier ist ein langes u zu ü geworden oder will es werden; oft besteht auch, wenn nicht ein Lautwandel selbst, so doch die Neigung dazu. In einem großen Teil des alemannischen Mundartgebiets (etwa auch im Elsaß) ist so aus dem mittelhochdeutschen u nicht wie im Neuhochdeutschen ein au, sondern eben ein ü geworden (z. B. mhd. hus, nhd. haus, al. hüs). Der Niederfranke (Holländer und Flame) spricht das geschriebene u wie ü, und vom Französischen ist diese Erscheinung ja ganz bekannt. Hier geht es aber so weit, daß in einigen französischen Mundarten sogar der u-Laut (geschrieben ou) schon fast wie ü gesprochen wird.

Wir haben ferner in einem Großteil des lotharingischen Raumes die Näselung der Selbstlauter in bestimmten Stellungen, und zwar wiederum im germanischen und romanischen Sprachgebiet, so in allen fränkischen und alemannischen (übrigens auch den bayerischen) Mundarten gleicherweise wie bekanntlich im Französischen. Es mag sehr wohl sein, daß sowohl Lautverschiebungen wie Näselungen von ganz bestimmten rassischen Zusammensetzungen und Vorbedingungen abhängig sind.

Und schließlich ist noch eine dritte sprachliche Erscheinung für das lotharingische Zwischenreich sehr bezeichnend, das ist die Zwei- oder sogar Dreisprachigkeit der Ortsnamen, wenigstens soweit es sich um größere und geschichtlich ältere Städte oder um bedeutendere Flüsse handelt. Immerhin zeugt sie davon, daß sich das Gebiet einmal als Einheit gefühlt hat und in seinen Teilräumen vielleicht noch fühlt, während die Bevölkerung der einzelnen Städte einheitlich dem einen oder anderen Sprachgebiet angehört. Insbesondere im flämisch-wallonischen Gebiet gibt es eine ganze Reihe von Ortsnamen, für die es drei sprachliche Bildungen gibt, eine hochdeutsche, eine niederfränkische und eine französische[1]):

deutsch:	Arel	Brügge	Brüssel	Flandern	Gent
niederfränkisch:	Aarlen	Brugge	Brussel	Vlaanderen	Ghent
französisch:	Arlon	Bruges	Bruxelles	Flandre	Gand

deutsch:	Hennegau	Löwen	Lüttich	Nimwegen	Ypern
niederfränkisch:	Hennegouwen	Leuven	Luik	Nijmegen	Jeperen
französisch:	Hainaut	Louvain	Liège	Nimègue	Ypres

Dann gibt es wieder in jenem flämisch-wallonischen Grenzgebiet eine Reihe von Ortsnamen, die nur zwei Bezeichnungen aufweisen, wobei entweder die hochdeutsche und niederfränkische zusammenfallen oder nur eine niederfränkische Form gegenüber der französischen vorhanden ist:

deutsch bezw. niederfränkisch:	Antwerpen	Bergen	Dendermonde	Doornijk	Dünkirchen	
französisch:	Anvers	Mons	Termonde	Tournai	Dunkerque	
deutsch bezw. niederfränkisch:	Gravelingen	Kortrijk	Lier	Mecheln	Meenen	Namen
französisch:	Gravelines	Courtrai	Lierre	Malines	Menin	Namur
deutsch bezw. niederfränkisch:	Oudenaarde	Rijssel	Ronse	Thienen	Tongeren	Sint-Truijden
französisch:	Audenarde	Lille	Renaix	Tiremont	Tongres	Saint-Trond

Ferner gibt es noch eine Reihe alter deutscher Namen für französische Ortsnamen, schließlich eine größere Zahl schweizerischer Orte mit zwei Namen im Übergangsgebiet. Teils sind sie heute noch in Gebrauch, etwa wenn ein Fluß in beiden Sprachgebieten verläuft, teils aber sind sie nur noch geschichtlich bekannt, ein Zeuge einstiger deutscher Herrschaft:

deutsch:	Beffert	Bisanz	Burgund	Diedenhofen	Kamerich	Lothringen	Lützelburg
französisch:	Belfort	Besançon	Bourgogne	Thionville	Cambrai	Lorraine	Luxembourg

deutsch:	Maas	Mosel	Mömpelgart	Nanzig	Saar	Schelde	Tull Wirten
französisch:	Meuse	Moselle	Monbéliard	Nancy	Sarre	Escaut	Toul Verdun

deutsch:	Basel	Genf	Murten	Neuenburg	Sitten	Waadt	Delsberg	Pruntrut
französisch:	Bâle	Genève	Morat	Neufchâtel	Sion	Vaud	Delémont	Porrentruy

deutsch:	Bellenz	Cleven	Sonders
italienisch:	Bellinzona	Chiavenna	Sondrio

Auch am Anfang dieser sprachlich so klaren Scheidungslinie innerhalb des lotharingischen Raumes stehen gleichsam als Symbol innerer Zerrissenheit wiederum die Geschehnisse um den Vertrag von Verdun. Mit Recht hat man zu allen Zeiten in den Straßburger Eiden das älteste Sprachdenkmal der deutschen und der franzö-

1) Die folgenden Aufstellungen sind sicher lückenhaft und ließen sich gewiß noch um viele Beispiele — zumal in der Schweiz — vermehren.

sischen Sprache gesehen, so wie im Vertrag von Verdun im Jahre darauf die Geburtsstunde des deutschen und des französischen Volkes. Im Kampfe gegen ihren Bruder Lothar verbündeten sich Ludwig und Karl am 12. Februar 842 in Straßburg; entsprechend der schon verschiedenartigen nationalen Zusammensetzung ihrer Heere schwor Ludwig der Deutsche in französischer, Karl der Kahle aber in deutscher Sprache, umgekehrt, also in ihrer Muttersprache, die Gefolgsmannen. —

Neben den rassischen und sprachlichen Verhältnissen werfen die Siedlungsformen weitere bezeichnende Lichter auf die so höchst eigenartige Struktur des lotharingischen Raumes. Auch hier wird man wiederum feststellen, daß sich die Grenzen der Hausformen wie die der Dorfformen weder untereinander noch mit denen der geopolitischen Räume, der rassischen Schichtung, der sprachlichen Verteilung oder der staatlichen Gliederung decken. Und doch lassen sich auch in den Siedlungsformen wieder ganz bestimmte räumliche Verhältnisse erkennen, die nicht von ungefähr sind und ihre Vorbedingungen in den Gegebenheiten des Bodens und der Rasse besitzen.

Die Dorfformen sind im ganzen lotharingischen Raum, mit Ausnahme nur der Provence, germanischer Herkunft und haben sich seit der germanischen Landnahme (also auch im heutigen romanischen Sprachgebiet) gehalten. Der Norden, die Niederlande und Flandern, aber auch Teile der Wallonie, ist von Einzelhöfen erfüllt, wozu an der Küste noch die Marschhufendörfer späterer mittelalterlicher Siedlung (Eindeichung) hinzutreten. Südlich davon ist der Hauptteil der Wallonie, ganz Lothringen und nördliche Teile Burgunds und der Schweiz mit Gewanndörfern (Haufendörfern) besiedelt, deren Gesamtgebiet aber nach Osten bis zur Elbe, nach Westen bis über die Seine hinüberreicht. Der größte Teil Burgunds und kleinere Teile der französischen Schweiz gehören zu dem großen Gebiete des französischen Einzelhofes germanischer Herkunft, wozu noch in den Alpen die typischen Höfe des Hochgebirges kommen. Erst die Provence erweist sich als ein Gebiet von Siedlungen römischer Herkunft.

Die Verteilung der Hausformen im lotharingischen Raum dagegen zeigt sich wesentlich anders. Hier machen sich wiederum die Sprach- und Stammesgrenzen deutlicher bemerkbar. Am reichsten sind die Niederlande mit verschiedenen Haustypen versehen, mit dem friesischen, altsächsischen, mitteldeutschen und niederfränkischen Haus; letzteres nimmt auch ganz Flandern ein. Nach Süden zu folgt dann das große Gebiet des mitteldeutschen, in der Schweiz das des alemannischen Hauses. Im gesamten Westen, vor allem in Lothringen und Burgund, herrscht das französische Haus, die Ferme, im äußersten Süden, in der Provence, das römische Haus. —

Schließlich sei noch auf einige bemerkenswerte Erscheinungen des religiösen Lebens innerhalb des lotharingischen Raumes hingewiesen. Zunächst läßt sich der Gesamtraum wie die einzelnen Teile merkwürdig genau mit den Sprengeln der

mittelalterlichen Bistümer und Erzbistümer umschreiben: Zum Erzbistum Köln gehörte: Utrecht, Tongeren, Lüttich, Doornijk, Cambrai; zum Erzbistum Trier: Teile von Trier, Metz, Toul, Verdun; zum Erzbistum Besançon: Basel, Besançon, Lausanne; zum Erzbistum Mainz: Chur und Teile von Konstanz; zum Erzbistum Lyon: Langres, Chalon, Mâcon, Lyon; dann folgt südlich der Bistümer Lyon, Genf, Sitten die Unzahl der Kirchensprengel in Niederburgund und der Provence, von denen wohl Avignon noch am bekanntesten ist.

Schon früh regten sich in dem geistig und politisch bald unruhiger werdenden lotharingischen Raum starke Selbständigkeitserscheinungen, Los-von-Rom-Bewegungen, die, von den Waldensern im Süden des Raumes angefangen, über die friedlicheren „Brüder vom gemeinsamen Leben" in den Niederlanden, mit denen die heute bekannteren Beginen und Begarden zusammenhängen, zum Kalvinismus und zum heldenhaften Glaubens- und Freiheitskampfe der Niederländer hinführen. Gerade der Weg des schon räumlich zwischen Luthertum und Katholizismus stehenden Kalvinismus ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich. Johannes Calvin (Jean Cauvin) selbst stammte aus Noyon in der dem lotharingischen Raum benachbarten Pikardie, verbrachte aber bekanntlich die Hauptzeit seines Lebens in Genf. Die von ihm geführte Glaubensbewegung nahm ihren Weg von der Schweiz die Rhone hinab (Lyon), drang tief nach Frankreich hinein (Hugenotten, Jansenisten), dann aber vor allem den Rhein abwärts über das Elsaß, die Pfalz, das Bergische Land und den Niederrhein nach Holland und England, wo sie jenseits des Meeres in der speziellen Form des Puritanismus aus dem Bereiche des lotharingischen Raumes herausrückt.

III. Die Geschichte

Den Vertrag von Verdun hat man mit Recht zu allen Zeiten auch als den Geburtsakt der deutschen und französischen Nation betrachtet. Während das ostfränkische und das westfränkische Reich von vornherein schon auf Grund ihrer räumlichen und völkischen Zusammensetzung die Möglichkeit einer eigenen staatlichen Entwicklung in sich trugen und diese Fügung des Schicksals bis heute gerechtfertigt haben, trug das lotharingische Zwischenreich von vornherein den Keim der Zersetzung in sich. Wie wir sahen, wurde unmittelbar vor seiner Geburtsstunde seinem inneren Zwiespalt in den Straßburger Eiden ein unvergängliches Denkmal gesetzt; sie tragen bis heute symbolhaften Charakter. Das lotharingische Reich war ein künstliches Gebilde, trotzdem es die beiden Mittelpunkte karolingischer Macht, Aachen und Rom, in sich barg. Eine so entscheidende Sprachgrenze wie die zwischen Germanisch und Romanisch konnte man auf die Dauer nicht mißachten, ebensowenig die rassischen Unterschiede, die sich mitten hindurchzogen. Es war in seinen Teilräumen ein vielleicht geopolitisch natürliches, militärisch aber jedenfalls unhaltbares Gebilde.

Eine Vorahnung des lotharingischen Raumproblems tritt uns bereits in den ersten Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Römern entgegen. An den drei strategisch wichtigsten Punkten im Bereich des langgestreckten Raumes stießen die beiden Völker erstmalig entscheidend zusammen. Zunächst im Süden, vor dem Übergang von Gallien nach Italien, wo die Kimbern und Teutonen bei Arausio (Orange) im Jahre 105 v. u. Z. das Römerheer vernichteten. In derselben Landschaft der Rhonemündung wurden drei Jahre darauf die Teutonen selbst von den Römern bei Aquae Sextiae (Aix en Provence) aufgerieben. Die Auseinandersetzung zwischen Caesar und Ariovist spielte sich kein halbes Jahrhundert später (58) auf der Mitte des Raumes, in der Burgundischen Pforte, ab. Und schließlich steht auch die Schlacht im Toutoburger Walde im Jahre 9, die Befreiung Germaniens durch Armin, strategisch in engem Zusammenhang mit dem lotharingischen Raum; denn die Operationsbasis der Römer lag linksrheinisch gegenüber der Lippemündung am Niederrhein. Es war Castra Vetera, das spätere Xanten und Birten, das durch alle Jahrhunderte hindurch der strategische Brennpunkt des Rheindeltas im weitesten Sinne und sogar einschließlich der Norddeutschen Ebene geblieben ist. Karl legte hier München-Gladbach gegen die Sachsen an, Burgund bemühte sich verzweifelt um Neuß, und hier entstand die brandenburgische Festung Kalkar, die vom preußischen Wesel bis in unsere Tage hinein abgelöst wird. Hier aber bricht auch der westliche Feind immer entscheidend ein: von Ludwig XIV. über die Schlacht von Krefeld und Napoleon bis zum Ruhreinbruch 1923. —

In den Stürmen der Völkerwanderung wurde zunächst alles verwischt, was noch irgend an die germanisch-römische Front erinnerte. Durch die germanische Landnahme erschien der lotharingische Raum auf Jahrhunderte hinaus überwunden. Es erwuchs das Frankenreich der Merowinger und Karolinger von der Elbe bis an die Pyrenäen, aber es zerbrach nicht zuletzt an der auseinanderstrebenden geopolitischen Struktur des Raumes. Immerhin — und das ist für unser Problem das Entscheidende — gewann bei der Zerschlagung dieses Reiches das Problem des lotharingischen Raumes erstmalig greifbare Gestalt. Es ist räumlich und staatlich nie wieder so eng zusammengefaßt worden wie bei jener Aufspaltung im Jahre 843.

Das lotharingische Reich in dieser — man möchte fast sagen: klassischen — Gestalt hat genau nur 27 Jahre Bestand gehabt. Zwischen dem Ostreich (Deutschland) und dem Westreich (Frankreich) gelegen, wurde es von beiden erdrückt und verschwand mit den Verträgen von Mersen (870) und von Verdun und Ribemont (879/80) als eigenes staatliches Gebilde. Das Ergebnis war, daß es mit diesen beiden auch räumlichen Etappen nach teilweiser Zugehörigkeit zum Westreich schließlich an das Ostreich kam und nach vielfältigen Wirren 925 durch die endgültige Zuteilung auch des engeren Lothringens ganz an Deutschland überging. Die aus den Trümmern noch gerettete Selbständigkeit Burgunds hörte (ebenso wie die Italiens) alsbald zugunsten des nunmehr entstehenden Heiligen „Römischen" Reichs

Deutscher, Italienischer und Burgundischer Nation auf[1]). In diesem Zustand verharrte der lotharingische Raum geschlossen und nahezu unverändert bis gegen Ende des Mittelalters beim Deutschen Reich. Die Rheinlinie bildete (in Verbindung mit der Rhonelinie und Italien) die Achse des Reiches. Symbolisch für die innere Preisgabe dieser Position war erst die Verlegung der Hauptstadt des Reiches von dem linksrheinischen Aachen nach Nürnberg und Frankfurt, beide rechts des Rheins, und schließlich nach Wien, dem Bereich des deutschen Schicksalsstroms gänzlich entrückt.

Eine Vorahnung kommender Auseinandersetzungen war schon die Schlacht von Bouvines (bei Lille) 1214, in der das vereinigte Deutschland und England vor Frankreich zurückweichen mußte. Noch aber blieb das Reichsgebiet unverletzt. Erst Anfang des 14. Jahrhunderts begann der lotharingische Raum des Deutschen Reiches in sich zu zerbröckeln, begannen sich Teilräume selbständig zu machen und Entwicklungen anzubahnen, deren verhängnisvolle Folgen für das Reich nicht mehr gutzumachen sein sollten. Drei Mächte sind es, die jetzt fast gleichzeitig hier entstehen oder eingreifen: die Schweiz, Burgund und Frankreich.

Die Eidgenossen machten sich — in einem an sich zweifellos heldenhaften Kampfe — zunächst nach Osten hin Luft und lösten sich in den drei Schlachten von Morgarten (1315), Sempach (1386) und Näfels (1388) von Österreich (Habsburg), praktisch schon damals also vom Reiche, wenn auch die Trennung theoretisch erst im Westfälischen Frieden anerkannt wurde. 1444 bestanden sie bei St. Jakob an der Birs ebenso kräftig den Abwehrkampf gegen das vereinigte Österreich und Frankreich. Ein Menschenalter später folgte die Auseinandersetzung mit dem Nachbarn im Westen: 1476 wurde Burgund in den Vernichtungsschlachten von Granson und Murten endgültig abgewiesen. Damit hat sich die Schweiz innerhalb des lotharingischen Raumes ihr eigenes Lebensrecht erkämpft und bis heute zu bewahren gewußt.

Blieb so die Entstehung der Schweiz von dauernder Bedeutung, so war Burgund von vergänglicher Wirkung, in unser Problem aber gewährt es ungleich größere Einblicke. Ein halbes Jahrhundert später als die Schweiz, räumlich noch weiter an der Peripherie gelegen, machte sich die benachbarte sogenannte Freigrafschaft Burgund (Hochburgund) in Verbindung mit dem unter französischer Lehnshoheit stehenden Herzogtum Burgund (Bourgogne) selbständig. Das allmählich dem feudalistischen Auflösungsprozeß immer mehr verfallende Reich vermochte den ferngelegenen Raum nurmehr in loser Lehnsabhängigkeit zu erhalten. Bereits die Vorfahren Karls des Kühnen hatten durch ein kluges System von Heiraten, Bündnissen

1) Es ist ein leider sehr weit verbreiteter Irrtum, immer nur vom Heiligen Reich Deutscher Nation zu sprechen. Tatsächlich gliederte sich das Reich in die drei obengenannten Nationen, und entsprechend war der Erzbischof von Mainz der Kanzler für die deutsche, der von Köln für die italienische und der von Trier für die burgundische Nation.

und Verträgen (von 1363 an) den Grund zu der Machtstellung ihrer Nachkommen gelegt. Es ist für die Situation schon bezeichnend, daß sie gleichzeitig Lehnsträger des deutschen Kaisers und des Königs von Frankreich waren. Karl der Kühne aber erst ließ das alte lotharingische Reich in neuer Form auferstehen, und wenn auch im Raume beschränkter, so doch in der Politik weit kraftvoller. Das Reich Lothars konnte nur mühevoll und nur etwa zur Hälfte wieder zusammengebracht werden (Niederburgund und die Provence waren bereits endgültig an Frankreich verloren). Immerhin umfaßte es die damals reichsten Landschaften Europas und stand an Macht über Deutschland und Frankreich. Was aber an Ausdehnung fehlte, das wurde reichlich ersetzt durch die Persönlichkeit Karls, auf den wie auf kaum je einen anderen Herrscher sein Beiname zutraf: eine echt nordische, heldenhafte Gestalt, deren Kühnheit freilich zuweilen an Abenteuerlichkeit grenzte. Mit keinem seiner Nachbarn konnte er Frieden halten, und jedes Mittel war ihm zur Ausweitung seines Gebietes recht: mit Köln und Lüttich, mit Lothringen und der Schweiz, mit Frankreich und dem Reiche hat er im Kampf gelegen, und er ist genau so wie sein Vorgänger am Werk, Kaiser Lothar, zwischen diesen Fronten zerrieben worden, nur mit dem umgekehrten Vorzeichen, indem er immer der angreifende Teil war und Lothar immer in der Verteidigung gestanden hatte. Als er zu seinen getrennt liegenden Besitzungen — Herzogtum und Freigrafschaft Burgund, Nevers, Charolais, Sundgau, Breisgau, Luxemburg, Brabant, Geldern, Holland, Seeland, Flandern, Artois, Pikardie und Hennegau — die Hand auf das noch fehlende Mittelstück Lothringen legte, ereilte ihn sein Schicksal: im Herzen des lotharingischen Raumes ist er in der Schlacht bei Nancy (1477) gefallen.

Das lotharingische Problem kam aber auch damit nicht zur Ruhe. Das Erbe Karls des Kühnen rollt seitdem als Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, zunächst zwischen Habsburg und Bourbon. Im wesentlichen wurde es von Maximilian angetreten bis auf das Herzogtum Burgund und die Pikardie. Gerade von unserem Problem aus gesehen aber muß es rückschauend als ein schwerer Fehler erscheinen, wenn der soeben dem Reiche zurückgewonnene Hauptteil des lotharingischen Raumes 1556 wieder abgetrennt und mit Spanien verbunden wurde; denn diese Maßnahme schuf eine wesentliche Voraussetzung für die Loslösung der Niederlande von Spanien und damit vom Reiche, die kurz darauf (1564) begann und 1648 vollendet war. Im Westfälischen Frieden wurden die Flanken des Rheins, Oberlauf und Mündung, die Schweiz und die Niederlande, abgeschlagen und endgültig aufgegeben. Noch freilich blieben die spanischen Niederlande (Flandern) erhalten (seit 1713 österreichisch) bis zur Französischen Revolution, im ganzen aber wich das Reich Schritt für Schritt aus dem lotharingischen Raum zurück, der somit entweder zur Beute Frankreichs wurde oder Zwischenstaaten zur Grundlage ihrer Entstehung diente.

Gleichzeitig mit der Entstehung der Schweiz und Burgunds in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann der Vormarsch Frankreichs in den lotharingischen

Raum, und von da aus an den Rhein, der bis in unsere Tage mit seltener geopolitischer Konsequenz durchgeführt worden ist. Sobald Frankreich seine inneren Kämpfe und zumal seit Ende des 15. Jahrhunderts die Auseinandersetzung mit England beendet hatte, drang es zielbewußt über den ihn von der Natur gegebenen Raum hinaus, und allmählich bildete sich immer greifbarer die französische Fiktion vom Rhein als seiner „natürlichen" Grenze, die zwar als räumliches Ziel und politische Wirklichkeit in der Zeit der Revolution und Napoleons ihre stärkste Ausgestaltung erfuhr, als politische Leitidee aber bis heute unvermindert fortwirkt. Wie schon gesagt, hat der ganze Vorgang etwas Künstliches, nie Zufriedenstellendes an sich, seitdem sich Frankreich aus dem ihm von der Natur gesetzten Raum herausbegab. Die Etappen auf diesem Wege sind für unser Problem zu wesentlich, als daß wir sie nicht kurz umreißen sollten.

Bereits im 14. Jahrhundert gelang es Frankreich, den südlichsten Teil des lotharingischen Raumes, Dauphiné und Provence, vom Reiche abzureißen und seiner Krone einzuverleiben. Es folgte eine zweihundertjährige Pause, die von inneren Wirren wie von scheiternden Versuchen, nach Osten vorzudringen (Ludwig XI., Franz I.), erfüllt war. Erst 1552 erwies sich die Gelegenheit zu neuem Vorstoß günstig: nach dem von da ab sich bewährenden französischen System wurden mitten im Frieden die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun geraubt, das Kernstück des alten Lotharingiens. Wieder hundert Jahre später wurde das Werk Richelieus im Westfälischen Frieden durch den Erwerb des Sundgaues (also der Burgundischen Pforte) und kleinerer Herrschaften und Ansprüche im Elsaß gekrönt. Dieses System wurde folgerichtig von Ludwig XIV. ausgestaltet und über die berüchtigten Reunionen und den Raub Straßburgs (1681) bis an den Rhein fortgeführt. Ebenso aber drang er in Burgund und Flandern vor: Frankreich wurde in zahlreichen Kriegen um das Artois, Flandern, Lille, Cambrai, Maubeuge, Montmedy, Longwy, Diedenhofen, Saarlouis, Landau, die Freigrafschaft (Franche Comté) Burgund und die Reichsstadt Besançon erweitert. Vor dieser Grenze befanden sich als vorgeschobene Posten eine ganze Reihe fester Plätze mit französischem Besatzungsrecht. Es folgte als weitere Etappe 1735 das schon lange eingekeilte Lothringen, das als willkommene Verbindung bisher noch getrennter Teile erscheinen mußte. Das ohnmächtige Reich aber mußte alledem zusehen, ohne es hindern zu können.

War so schon bis auf die Niederlande und die Schweiz der lotharingische Raum in Frankreichs Hand, so erging sich die Französische Revolution und in ihrem Gefolge Napoleon vollends ins Maßlose. Die Fiktion vom Rhein als der natürlichen Grenze erfuhr nicht nur hier ihre vollste Verwirklichung, jetzt wurde weit über das Ziel hinausgeschossen und außer dem linken Rheinufer (1795) auch noch Norddeutschland auf der Linie Wesel—Minden—Lübeck in Besitz genommen (1810). Schlug dergestalt das Pendel am weitesten aus, so schlug es auch in gewissem Sinne wieder zurück. Der Wiener Kongreß drängte Frankreich wieder auf seinen Besitzstand von

Geopolitische Reliefkarte 81

5. Das Reich Karls des Kühnen (1477).

Der Burgunderherzog Karl der Kühne läßt das lotharingische Reich in neuer Form auferstehen, im Raume beschränkter, in der Politik weit kraftvoller. Aber auch er wird zwischen den vielen Fronten zerrieben. Sein Erbe rollt seitdem als Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich.

Geopolitische Reliefkarte 82

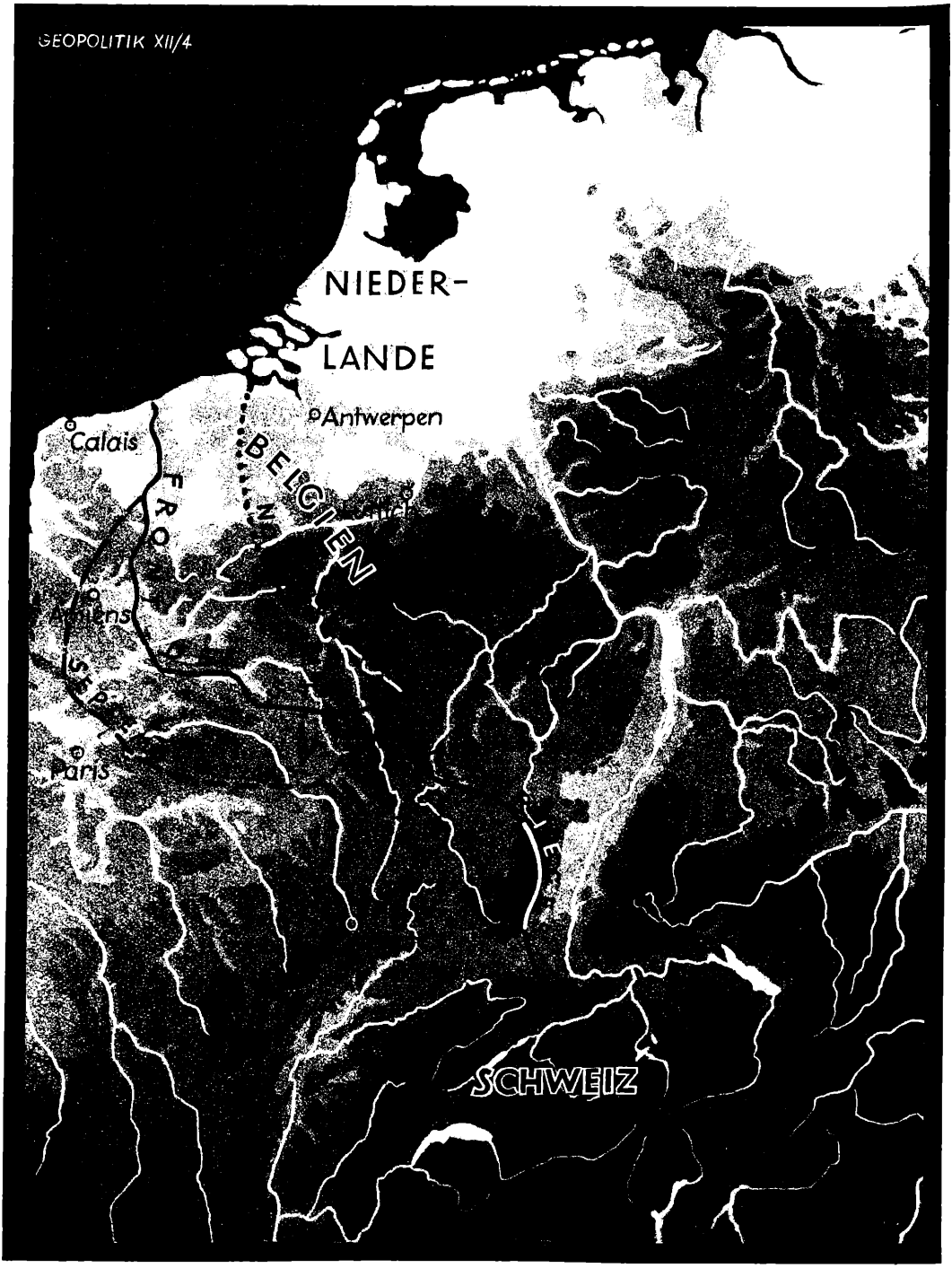
6. Der Vormarsch Frankreichs im lotharingischen Raum und an den Rhein.

Im 14. Jahrhundert beginnt der bis heute mit unerhörter Konsequenz durchgeführte Vormarsch Frankreichs an den Rhein. Es bildet sich die französische Fiktion vom Rhein als einer natürlichen Grenze heraus. In zahllosen Etappen wird Stück für Stück vom Reichskörper losgerissen.

Geopolitische Reliefkarte 83

7. Der lotharingische Raum in der Gegenwart.

Burgund und die Provence sind französisch, scharf, aber nicht unproblematisch (Riviera!) nach Italien hin abgegrenzt. Die Flanken des Rheins, Holland und Schweiz, sind seit Jahrhunderten vom Reichskörper abgeschlagen. Die Mitte des lotharingischen Raumes zerbröckelt in weiteren Pufferstaaten (Belgien, Luxemburg).



Geopolitische Reliefkarte 84

8. Die Front des Weltkrieges.

Der Weltkrieg wird nicht nur um den Rhein, sondern im Grunde um den lotharingischen Raum ausgetragen. Hier kommt die deutsche Front zum Stehen und erstarrt. Und hier liegen auch die drei Angelpunkte in der Strategie dieser gewaltigsten Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich: Marne, Somme, Verdun.

1789 zurück, ja nahm ihm gar das Saargebiet und Flandern, stellte die Schweiz und die Niederlande wieder her, letztere sogar in idealer Form durch die Angliederung Flanderns — die elsässische Frage aber wurde nicht im deutschen Sinne gelöst. Es liegt zu sehr am Rande unserer Fragestellung, den Versuchen ihrer Lösung 1871 und 1919 weiter nachzugehen, und es ist zu bekannt, daß sie weder unter deutscher Herrschaft gelang noch unter französischer gefunden zu sein scheint. Wichtig aber ist für unser Problem die Erscheinung der Autonomisten im Elsaß seit 1919, die hier der Anfang eines neuen Pufferstaates genannt werden können, eines Zwischenreiches, woran der lotharingische Raum ja nicht gerade arm ist; denn die Bildungen des Wiener Kongresses haben sich hier nicht bewährt. 1830 spalteten sich Belgien und Luxemburg als weitere lotharingische Pufferstaaten von den Niederlanden wieder ab. Dasselbe gilt im Süden Lotharingiens für Savoyen (Sardinien): es wurde 1860/61 zwischen Frankreich und Italien nach Maßgabe des Alpenkammes aufgespalten.

Wie Savoyen, Nizza und — wenn man will — Korsika Streitfragen an den Grenzen Italiens und Frankreichs bilden, jedenfalls im Ernstfall beiderseitiges Aufmarschgebiet, so die Niederlande und Belgien Englands Glacis auf dem Festland. Großbritannien hat seit der Zeit Marlboroughs, seit dem Spanischen Erbfolgekrieg, ja von der Schlacht bei Bouvines an bis zum Weltkrieg, soweit es überhaupt in europäische Kriege eingriff, seine Schlachten in Flandern geschlagen. So ist auch das Wort eines englischen Staatsmannes in diesen Tagen zu verstehen: man müsse England am Rhein verteidigen. Es rief begreiflicherweise in den Niederlanden erhebliche Unruhe hervor und löste sofort einen diplomatischen Schritt aus. Holland und Flandern sind die Brückenköpfe Englands — Calais war von 1328 bis 1559 in englischem Besitz! —, besser gesagt: die — echt germanisch — angelegte Grenzmark, der „Vorfluter", während der romanische Staatsgedanke eine Mark nicht verträgt und eine haarscharfe Grenze zwischen Italien und Frankreich zieht.

Ein geradezu erschütterndes Symbol aber ist es für die im ganzen tragisch verlaufene Geschichte unseres Reiches, daß der Weltkrieg, jene gewaltigste Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich, nicht nur um den Rhein, sondern im Grunde um das lotharingische Reich ausgetragen wurde. Dies wird nicht nur klar, wenn man sich die deutschen Kriegsziele räumlich im Falle eines Sieges vor Augen hält, das zeigt sich schicksalhaft darin, daß die deutsche Front des Weltkrieges mitten im lotharingischen Raum zum Stehen kam und hier erstarrte. Die drei Angelpunkte seiner Strategie tauchen in diesem Zusammenhang wieder auf: Marne, Somme, Verdun. Die Spanne von den Vogesen bis Flandern ist die Achse des alten lotharingischen Reiches. Diesen gewaltigen Geschehnissen gegenüber sind die vergänglichen Erscheinungen der Rheinlandbesetzung, des Ruhreinbruchs und die konstruierte Problematik des Saargebietes von gänzlich untergeordneter Bedeutung.

Wir haben den lotharingischen Raum hiermit einmal nicht von der deutschen Grenze her betrachtet — das ist schon öfters geschehen —, sondern als ein gewissermaßen selbständiges Gebilde, als einen Raum, der sich zum mindesten für seine einzelnen Teile im Laufe der Geschichte so etwas wie ein Gewohnheittsrecht auf Selbständigkeit erworben hat. Der lotharingische Raum war als selbständiger Staat gewiß eine künstliche Schöpfung, ohne eigenen Mittelpunkt, verwaltungsmäßig unmöglich, militärisch unhaltbar. Dennoch ist er, wenn man den tieferen Zusammenhängen unter seinen einzelnen Teilräumen nachzuspüren sich bemüht, ein nicht so unnatürliches Gebilde, wie es vielfach empfunden und verurteilt worden ist. Es lebt als Ganzheit gleichsam unter der Oberfläche bis zur Stunde fort. Sein Problem wird gewiß nicht heute und nicht morgen gelöst werden, dazu haben sich die Zustände im Laufe des letzten halben Jahrtausends denn doch schon zu fest eingefahren. Und es wird im Sinne des Hochmittelalters, in Richtung der damaligen deutschen Reichsgrenze im Westen vielleicht nie mehr zu lösen sein. Unsere Aufgabe aber ist es, sich mit ihm auseinanderzusetzen und für Entscheidungen, die in diesem Raum möglicherweise noch fallen, bereit zu sein.

HANSJULIUS SCHEPERS:

Was will Rußland im Völkerbund? III

Rückblick und Ausblick über Moskaus Weg nach Genf

Bis 1932 war Moskau stets für die praktische Gleichberechtigung der Nationen eingetreten, die in einer Revision des Versailler Diktates gipfelte. So ganz einfach war es also nicht für die Machthaber im Kreml, ihre neue Politik vor dem russischen Volke zu vertreten. Man feierte jedoch in der Moskauer Presse den Eintritt in den Völkerbund als Sieg der Sowjetdiplomatie. Rußland erkenne sehr wohl die Schwächen Genfs, die es nach wie vor bekämpfen werde, aber es habe erkannt, daß nach Deutschlands und Japans Ausscheiden der Völkerbund zu einem Sammelbecken tatkräftiger Friedensliebe geworden sei, und deshalb habe man seinen Eintritt vollzogen. Geflissentlich wird dabei aus realpolitischen Erwägungen verschwiegen, daß man in Moskau sehr wohl weiß, daß ein friedlicher Ausgleich unmöglich ist, solange Gleichberechtigung allein das Vorrecht einer höchst gerüsteten bestimmten Mächtegruppe ist. Nach den Versprechungen der Fünfjahrespläne müßte heute die russische Industrie der amerikanischen überlegen sein. Dabei kann sie noch nicht einmal ihren Binnenmarkt richtig versorgen, und die Volksernährung ist durch die unglückselige Kollektivierung und ihre Nebenerscheinungen keineswegs sichergestellt. Wahrscheinlich brauchte Moskau einen außenpolitischen Scheinerfolg, um das Fiasko im Innern zu verdecken. Als das überhebliche neue russische Regime zum ersten Male zu einem Anleihebittgang auf die westlichen Kapitalmärkte gezwungen war, da fing es an, der Eintritt in Genf ist der folgerichtige Abschluß

dieses Weges, der eine einzige Preisgabe einstiger kommunistischer Ideale war. Der Eintritt Rußlands wurde von Frankreich gerade aus denjenigen politischen Zweckmäßigkeitsgründen gewünscht und herbeigeführt, welche durch die Gründung des Völkerbundes eigentlich ausgeschaltet werden sollten. Wie die Paris-Moskauer Bündnispläne sich mit dem soviel zitierten Geist des Völkerbundes vertragen, bleibt das Geheimnis Barthous und Lavals. Die ursprüngliche Genfer Idee der Gleichberechtigung ist heute durch das Zusammengehen der Sowjets mit Frankreich (d. h. durch die Motive, die ihm zugrunde liegen) ferner denn je, und je mehr die beiden verantwortlichen Politiker von Recht und Sicherheit reden, um so mehr wird der Glaube an die Sicherheit des Rechtes in der Welt erschüttert. „Rußland wie Frankreich sind unter defensiver Ideologie heute in Wirklichkeit in höchstem Maße aggressiv", und für beide gilt das Wort, das Haushofer in ZfG. (Nr. 8, 1934) zitiert: „Never to take anything the Russians say at face value (nichts, was Russen sagen, unbesehen anzunehmen, auf die Vorderseite der Medaille hin, ohne die Münze umzudrehen)."

In dieser Erkenntnis mag man sich zwei führende Russen gegenüberstellen: Litwinow und Manuilski. Zur selben Zeit reiste der eine in Paktplänen und sagte der andere als Leiter der „Komintern" in einer großen Rede: „Pakte sind Blödsinn, der Kapitalismus stirbt, und nicht die Diplomatie, sondern die kommunistische Propaganda muß das Wort haben."

Die Stellung Deutschlands zur neuen Lage ist viel im Auslande kommentiert worden. Der „Figaro" meinte, Deutschlands Berechnung, durch seinen Austritt dem Völkerbund den Todesstoß zu versetzen, sei irrig gewesen. Demgegenüber sind wir der Ansicht, daß es eine trügerische Hoffnung Frankreichs ist, wenn es glauben sollte, mit Rußlands Hilfe den Völkerbund in seiner jetzigen Form wieder flott zu bekommen. Im Gegenteil, der Völkerbund ist dadurch (nach all seinen Fiaskos im Chaco, in der Mandschurei usw.) nur einen Schritt weiter heruntergekommen von einer Weltorganisation, die er ursprünglich sein sollte, zu einer europäischen Organisation von Versailles, zu einem Garanten des europäischen Ungleichgewichts, der Rechtsunsicherheit und des Messens mit zweierlei Maß. Barthou hatte Rußland ursprünglich nach Genf geholt durch die Zusage, der „Ostpakt" („Nordostpakt", „Ost-Locarno") komme zustande. „Wider Erwarten" lehnten Deutschland und Polen die Unterzeichnung ab und entzogen damit der so schön aufgestellten Falle ihre Stützen. Im Ostpakt sollten zehn Staaten sich mit allen militärischen Mitteln in einem Kriegsfall unterstützen, ohne daß mit dieser gleichverpflichtenden Unterstützungsklausel eine Gleichberechtigung verbunden sein sollte. Allerdings hätte nach Deutschlands Unterzeichnung die Frage behandelt werden können, wie etwa die internationalen Rüstungsfragen wieder aufzunehmen seien, man mutete uns also die weitgehendsten Verpflichtungen zu und behandelte uns gleichzeitig weiter als Volk und Staat zweiter Klasse, dem die Möglichkeiten, seinen Volksboden zu

schützen, verboten sind (von Neurath). (Der Ostpakt würde übrigens auch Verzicht auf eine Revision unserer Ostgrenzen bedeuten!) „Solchen Paktverwicklungen, Schachtelsystemen und Panikhandlungen gegenüber gilt es, den Kopf kühl und die Hände frei zu halten, damit man in weltpolitischen Erneuerungsbewegungen auf einmal nicht in der Lage ist, mit einem starken aufkommenden Träger der Zukunft Freundschaft zu machen und Sprünge in Gewaltbauten zum Wiederheraufklettern ans Licht zu nutzen. Wer nicht das gleiche Recht und die gleiche Geltung, Wehr- und Verhandlungswürde mit den verantwortlichen Mächten zugestanden erhält, der hat auch keine Verpflichtung, ihre Ordnungen zu verteidigen, und sollte sie nicht leichten Sinnes gerade dann übernehmen, wenn diese Ordnungen sichtbar ins Wanken geraten. Das ist eine Grundregel verständiger Anwendung von Grunderfahrungen der politischen Erdkunde" (K. Haushofer). Diesen Standpunkt vertrat auch der Führer, wenn er sagte: „Ich werde es mir jedenfalls tausendmal überlegen, das deutsche Volk in Abmachungen verstricken zu lassen, deren Konsequenzen nicht ganz eindeutig zu übersehen sind." Polen lehnte bislang den Ostpakt mit dem Bemerken ab, seine Nichtangriffspakte mit Rußland und Deutschland genügen ihm vollauf, wie es bilaterale Verträge überhaupt Kollektivverträgen vorziehe, seine Ablehnung sei keine Entfremdung mit Frankreich, sondern nur ein Beweis, daß Polen bestrebt sei, selbständige und gleichberechtigte Großmacht zu sein, die ihre Angelegenheiten selbständig und so regele, wie es nach ihrem Ermessen für Polen am besten sei. Diese Absage bedeutete immerhin einen Schlag für Frankreich, geeignet, die Werbungen um den „Einkreisungsersatzmann" Rußland zu verstärken. Im Gegensatz zu Polen sah Rußland für seine Rückendeckungsabsichten in den Nichtangriffspakten keinen ausreichenden Schutz, sein Streben ging nach Mehrseitigkeitsverträgen mit Sanktions- und Hilfeleistungsklauseln. Dieser Wunsch erleichterte Frankreichs Völkerbundswerben (mit dem Ost-Locarnoköder) natürlich wesentlich. Einen indirekten Erfolg (allerdings nur einen kleinen) erzielte die russisch-französische Diplomatie auch bereits gegen das unfolgsame Polen im Baltenpakt, den Estland, Lettland und Litauen 1934 abschlossen. Dieser Pakt, der lediglich eine engere diplomatische Zusammenarbeit ohne festere (vor allem ohne militärische) Bindungen erstrebt (Wilna-Frage), eröffnet nur baltischen Staaten den Beitritt (Finnland). Nicht also Polen, dessen Randstaatenpolitik damit eine Niederlage erlitt, die auf Umwegen Rußland-Frankreich zugute kommt[1]). Frankreichs neuer Außenminister Laval gibt den Ostpakt noch nicht verloren, aber auch ein erneutes drängendes Herantreten an Polen hat bislang Warschaus Standpunkt nicht geändert. Immerhin ist es ja auch wenig verlockend, als Folge eines Ostpaktes Durchgangsland für fremde Heere zu werden. Zweiseitige Militärbündnisse sind im Zweifel doch stärker als ein auf dem Papier stehendes Ost-Locarno, wenn wirklich ein Militärbündnispartner ungerechtfertigterweise ein Ost-Locarnomitglied angreifen

1) s. u.

würde. Was wäre denn die Folge eines Ost-Locarno? Polens Ausdehnungsdrang ist nach Osten gerichtet, seine Ostgrenze ist seine Stirnseite. Sollte es an der russisch-polnischen Grenze der Ukraine, dieses allzeit mit Zündstoff geladenen Gebietes, zu kriegerischen Verwicklungen kommen, so könnte eine französische Armee durch Deutschland marschieren, umgekehrt könnte eine rote Armee bei einem Angriff Frankreichs auf Deutschland an den Rhein rücken, und der Ostpakt würde es uns sogar unmöglich machen, diese „willkommene und wertvolle Hilfe" abzulehnen! Wie ein Sowjetheer sich in Deutschland gebärden würde, mag man an dem kleinen Beispiel ersehen, wie „harmlose" Sowjetfußballer sich vor kurzem in der Tschechei aufführten! Laval hat inzwischen die Schärfe und Ausschließlichkeit der Linie Barthous weitgehend verlassen — und damit allerdings den ursprünglichen Ostpakt ähnlich verwässert, wie es durch die verschiedenen Vorbehaltsklauseln („Britische Monroedoktrin") seinerzeit mit dem Kellog-Pakt geschah. Man will den Polen eventuell zugestehen, ihre Ostpaktverpflichtungen nicht Anwendung finden zu lassen auf Polens Beziehungen zu Litauen (Gegenschlag Polens gegen die Behandlung der Wilna-Frage im Baltenpakt?) und zur Tschechoslowakei. Ähnliche Zugeständnisse an Deutschland, das doch wesentliches Mitglied des Ostpaktes sein sollte, sind noch nicht bekanntgeworden. Diese nachgiebige Haltung Lavals ist vor allem durch russisches Drängen hervorgerufen. Rußland wurde dabei wieder einmal ausgezeichnet sekundiert von seinem Freunde, der Türkei, indem diese auf Abschluß eines Ostpaktes drängte, damit sie ihm gegebenenfalls beitreten könne. Was außer der gegen Deutschland gerichteten Spitze noch Sinn des Ostpaktes sein soll und kann, ist nicht ganz klar. Immerhin ist interessant — und hier kommt wieder die große Linie der russischen Völkerbundspolitik durch! —, daß Frankreich Japan ungefragt glaubte mitteilen zu müssen, der Ostpakt sei keineswegs gegen Japan gerichtet. Die Enthüllungen des Abgeordneten Archimbaud Ende November 1934 in der französischen Kammer über ein angebliches Militärbündnis Paris-Moskau waren nicht gerade geeignet, die neue Linie Lavals zu fördern. Man suchte in Paris den Eindruck abzuschwächen durch die Erklärung, es seien lediglich Aussprachen gepflogen worden über Gegenmaßnahmen gegen die deutsche Wehrpolitik, nachdem Rußland als erste Macht die bedrohliche Aufrüstung Deutschlands signalisiert habe. Archimbaud hat folgendes gesagt (und sich geweigert, zu widerrufen; dazu war das amtliche französische Dementi schwach, das russische zwar energisch, aber: „Never to take anything — —" s. o.): „In der Erkenntnis, daß die Haltung Deutschlands den Frieden Europas zu gefährden droht, haben Frankreich und Rußland ihre Freiheit sichern wollen, und es ist nicht zu leugnen, daß eine Verständigung (Entente) zwischen den beiden Ländern besteht. Ich spreche weder das Wort Bündnis noch Militärabkommen aus. Ich stelle lediglich fest, daß die Rote Armee stark ist und sehr gut ausgerüstet, und daß sie uns im Falle eines Konfliktes mit Deutschland angeboten ist." Da zwischen Rußland und Deutschland Polen liegt, werden diese amtlich

halb eingestandenen Enthüllungen in Warschau den weiteren Ostpaktverhandlungen nicht gerade günstig sein. Zwei Tatsachen werfen auf die ganze Angelegenheit noch ein besonderes Licht: Erstens: Rußland hat seinen alten „Revolutionären Kriegsrat" abgeschafft, der ausführendes Organ war, und statt dessen einen „neuen Kriegsrat" geschaffen, der lediglich beratende Funktionen hat. Die gesamte Initiative einschließlich Oberbefehl liegt also jetzt beim Kriegsminister. Zweitens: in der französischen Kammer wurde unter Friedensreden und im frischen Eindruck der Rede Archimbauds der Heeresetat ohne Kürzungen angenommen. (Allein 3½ Milliarden Franken sollen der Modernisierung der Luftflotte dienen.) Dieses halbeingestandene Militärbündnis zwingt wieder zum Vergleich mit 1891. Bis 1891 hatten die Kraftlinien Frankreichs (Rhein) und Rußlands (Ost- und Südosteuropa, Ost- und Zentralasien) sich nicht berührt, noch weniger überkreuzt. Die europäische „Machtverlagerung" durch die Festigung des zweiten deutschen Reiches brachte die ungleichen Partner zusammen. 1894 wurde ein Militärbündnis geschlossen, das Europa in zwei Lager spaltete und so Grundlage für den Weltkrieg 1914 wurde. Heute liegt im Herzen Europas ein gefestigtes Drittes Deutsches Reich. Wieder stehen wir am Abschluß eines französisch-russischen Militärbündnisses, wieder, wie 1894 droht (vor allem auch durch Polens Ostpaktweigerung) eine Spaltung Europas in zwei Lager. Glaubt Frankreich, die Verantwortung für einen nächsten Krieg tragen zu können? — Abschließend mag zu dem ganzen Gefeilsche um den Ostpakt ein beruhigendes und zugleich beschämendes Beispiel angeführt sein: Eine Schweizer Zeitung hat vor kurzem auf Grund ernsthaften Statistikstudiums festgestellt, daß die durchschnittliche Geltungsdauer eines der etwa 15 000 wichtigeren Staatsverträge, die die Weltgeschichte der letzten 800 Jahre kennt (die Verträge auf „ewige" Zeiten eingerechnet) nur 3½ Monate betrug!

Rußlands Eintritt in den Völkerbund ist nicht das Ergebnis einer einseitigen Werbung Frankreichs um Rußland, auch Moskau hat um Paris geworben. Litwinows Politik ist ein Januskopf. Niemals in der Geschichte der russischen Außenpolitik war Rußland außenpolitisch so sehr nach Osten und Westen zugleich gerichtet wie heute. Frankreich erhoffte sich neben der Durchsetzung des Ostpaktes vom Völkerbundsmitglied Rußland vor allem auch Hilfe in der Saarfrage („Ouevre" 19. 9. 1934) und Unterstützung in der Verhinderung der praktischen deutschen Gleichberechtigung, denn Frankreich war in dem Irrtum befangen, diese Frage könne nur nach Locarnoart über Genf gelöst werden. Nicht nur sind die beiden letzten Punkte gründlich mißlungen, sondern dadurch, daß der Führer der paktomanischen Parkettdiplomatie Laval-Litwinows die Tat der Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit entgegensetzte, ist Rußlands Hoffnung, in einem Mitteleuropa der Unsicherheit über Genf im Trüben fischen zu können, wieder um ein wesentliches Maß geschwunden. Was erwartet dagegen Rußland vom Völkerbund? Vor allem Rückendeckung gegen Osten! Wie weit allerdings diese gehen soll, ist schon wieder zweifelhaft, denn ernstlich

wird Moskau wohl nie z. B. die Hilfe des Art. 16 der Völkerbundssatzung für sich in seine Rechnung einsetzen! Auch im Mandschureikonflikt hat ja der Völkerbund sich mit allen möglichen Wendungen um eine ernste Diskussion des Art. 16 (Hilfe für den Angegriffenen) gedrückt. Ohne Zweifel bedeutet der Eintritt Rußlands eine sehr starke erneute ostasiatische Belastung des Völkerbundes. Ob er dieser nach der noch nicht verheilten Wunde der Mandschureiaffäre gewachsen ist, erscheint zweifelhaft. Daß Frankreich sich in Ostasien an Rußland binden will, ist kaum anzunehmen, sein Verhältnis zu Japan ist jedoch trotzdem merklich kühler geworden. Daß Rußland erst nach Barthous Ostpaktversprechungen ganz nach Genf kam, läßt es wahrscheinlicher erscheinen, daß die Sowjets als Fernosthilfe des Völkerbundes vor allem die Befriedung ihrer Westgrenze und keine weitergehende aktive Hilfe erwarten. Wie außerordentlich stark Rußland im Osten arbeitet, zeigen neben den großen und bekannten Tatsachen wie Blüchers Riesenrüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft vor allem auch „Kleinigkeiten", die dank der klugen Sowjetdiplomatie fast unbekannt geblieben sind: z. B. von einer Meuterei von 32 000 Mongolen (mehr als Österreichs ganze Wehrmacht) um die Jahreswende 1933/34, die die äußere Mongolei beinahe den Sowjets entrissen hätte, hörte man erst, als Moskau mit Kavallerie und Panzerwagen diesen Aufstand aufs Blutigste niedergeschlagen hatte. Moskau denkt nicht an eine Aufgabe seiner Fernoststellung. „Die Sowjetunion ist weder stark genug noch schwach genug, um Japan seinen Weg freizugeben" („Manchester Guardian"). Der Verschiebung dieses „Gleichgewichtes" soll vor allem die Völkerbundspolitik dienen und in dieser Politik wiederum nicht die Hilfe Genfer Aktenstöße gegen japanische Tanks, sondern mehr die Verhinderung unangenehmer Beschlüsse, was durch die Einstimmigkeitsklausel für Abstimmungen des Völkerbundrates ja immerhin möglich ist.

Die Sicherung nach Westen ist so lange nötig, bis die Riesenindustrialisierung und die Durchsiedelung Transbaikaliens (Mitten: Irkutsk, Blagowjestschensk, Charbarowsk) so weit vorgeschritten sind, daß dieser ebenso wertvolle wie bislang menschenleere Raum nicht nur vor der Überschwemmung durch chinesische Siedler oder japanische Panzerwagen sicher ist, sondern auch eine brauchbare Operationsbasis für militärische Aktionen nach Osten darstellt. Rußland ist unbedingt gewillt, die Erfahrungen von 1904/05 sich nicht wiederholen zu lassen! Eines will Rußland jedenfalls als Völkerbundsmitglied bestimmt nicht sein, was Obst einst als künftige Mission Rußlands ansah: „Vermittelnder, mildernder Pufferstaat zwischen den beiden Kulturwelten, die es geographisch verbindet — Europa und Asien — den Weißen und Gelben." Etwas, was wenig beachtet wurde, könnte Rußland ferner im Völkerbund erreichen: Die Aufhebung der Entmilitarisierung und Internationalisierung der Dardanellen. Die Vorteile Rußlands an einer solchen Aufhebung sind klar. Die Türkei (wieder ein Beispiel für das kluge Zusammenspiel Ankara—Moskau) hat die Frage bereits angeschnitten. Zu ihrer Lösung ist es allerdings noch weit, und der

Kaufpreis, den Rußland gegebenenfalls für eine Zustimmung Englands bezahlen müßte, würde sehr hoch sein. Immerhin ist für Rußland für diese Frage Genf das absolut geeignete Forum. Aber wahrscheinlicher als eine Einigung Rußland—England in Orient- und Asienfragen ist ein Wiederaufleben der „traditionellen Freundschaft" England—Japan, die nach den neuesten Entwicklungen wohl keineswegs als Utopie zu betrachten ist.

Der Schweizer Bundesrat Motta hat in seiner Rede gegen Rußlands Aufnahme in den Völkerbund auch betont, Genf würde zu einer Zentrale der Ausbreitung der Weltrevolutionsidee werden. Die Frage, ob Moskau sich das vom Völkerbund erhofft, ist schwer zu beantworten. Die tatsächliche Aufgabe der Weltrevolutionsidee durch Moskau ist ausgeschlossen. Das war auch Englands Meinung, als es — der Einladung Rußlands nach Genf zustimmend — sagte: „Die Lehre von der Weltrevolution ist weniger gefährlich, wenn das Schwert in der Scheide bleibt, also soll Rußland nach Genf kommen." Immerhin ist inzwischen die Sowjetunion in Genf auch erfolgreich z. B. in die V.B.-Kommission für geistige Zusammenarbeit eingedrungen, zu deren Hauptaufgaben bislang gehörte, die Welt vor den Segnungen kommunistischer Zersetzung zu bewahren! Diese Entwicklung dürfte den englischen Wünschen nicht gerade entsprechen! Je mehr in der Welt der Gedanke eines organischen Staatsaufbaus fortschreitet und damit die Voraussetzung für ein Wurzelschlagen der Weltrevolutionsidee, nämlich extremster Kapitalismus, schwindet, um so geringer sind allerdings, realpolitisch gesehen, die Aussichten auf einen Sieg dieser Idee geworden. Wie (um nur zwei der nach Moskaus Ansicht ersten Opfer zu nennen) das neue Deutschland immun gegen die Sowjetidee geworden ist, so haben auch in Indien die Sowjets wider ihr Erwarten keine Fortschritte gemacht. Wenn das aber die einladenden Völkerbundmächte zu der Ansicht verleitet haben sollte, Moskau gebe mit seinem Eintritt seine maßlose Wühlarbeit auf, und die Genfer Mächte seien dazu alle weitgehend gegen Ansteckung gefeit, so konnten die Ereignisse in Spanien, die Streiks in Amerika, die Wühlereien in der schwedischen Armee usw. ein bedenkliches Zeichen dafür sein, wie wenig ernst es den Russen mit diesbezüglichen Versprechen ist. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß Rußland den Völkerbund als Sprungbrett für seine Weltrevolutionsideen zu mißbrauchen sucht (entweder unmittelbar, oder durch Verhinderung von Beschlüssen, oder dadurch, daß es aus Hilfsbereitschaft und in Erfüllung von Paktpflichten seine Rote Armee in andere Länder schickt). Die starke Verbindung Sowjetrußlands mit den westlichen Kapitalmächten, die in Genf besiegelt wurde, soll vor allem auch Rußland instand setzen, seinen inneren Aufbau, seine Industrialisierung fortzusetzen und zu vollenden. Erst mit dieser Vollendung wird Rußland sich vom kapitalistischen Auslande frei machen können. Die Realpolitiker im Kreml haben erkannt, daß nur ein unabhängiges Rußland Führer der Weltrevolution sein kann. Der Erreichung dieser Unabhängigkeit wurden deshalb alle staatspolitischen Maßnahmen untergeordnet

und auch der Eintritt in den Völkerbund in Kauf genommen. Stalin sieht die Gegenwart nur als Übergangsstadium an und danach richtet sich seine gesamte Außenpolitik. Alle jene russischen Verbände, die mit den neuzeitlichsten Mitteln die Wehrhaftmachung des russischen 165-Millionen-Volkes betreiben (voran die „Osoviachim", mit 13 Mill. Mitgliedern der größte derartige Verband der Welt), dienen ebensosehr der Landesverteidigung wie der Aufrüstung zur Weltrevolution.

Die „russische Gefahr" hat mit kleinen Unterbrechungen für Europa bestanden seit Napoleons Fall. Sie besteht auch heute. Genfer Friedenstöne vermögen nicht zu überdecken, daß (zur Weltrevolutionsidee) heute in der russischen Außenpolitik schon wieder bedenklich panslawistische Töne anklingen. Der Panslawismus hat aber seit seiner Entstehung zu den beunruhigendsten Erscheinungen der Weltpolitik gehört (s. Balkankrieg 1876 und die moralische Verantwortung für den Mord von Serajewo durch die Begünstigung der Serben). Rußland hat sich in die Sicherheitspsychose Frankreichs und seiner Vasallen einspannen lassen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, ihr zu erliegen. Frankreich wurde zum Wegbereiter der russischen Sicherungspolitik im europäischen Osten und Südosten (die Anerkennung durch die Kleine Entente im Juni 1934 förderte den Eintritt Rußlands in den Völkerbund wesentlich!), und Rußland sollte zum Garanten des Systems von Versailles im Sinne Frankreichs werden. Aber Deutschlands Isolierung ist nur für Frankreich primär, Frankreich kann immer nur nach einer Richtung arbeiten (auf Deutschland hin), für Rußland ist das Eingehen auf Frankreichs Politik nur Mittel zum Zweck, es ist freier und kann sich dank seiner sonst so unglücklichen Rückseitenlage praktisch jeder Machtgruppe anschließen, ohne sich darum gleich endgültig an Europa zu binden. Darin hat Rußland gegenüber Frankreich und dem Völkerbund einen ganz wesentlichen Vorteil. Die Sowjetunion riskiert vorläufig in Genf nicht viel, sie ist lediglich der Meinung, daß die europäische Rückendeckung und die moralische Unterstützung des Völkerbundes im kaum vermeidbaren Fernostkonflikt wohl 225 000 englische Pfund jährlichen Völkerbundsbeitrag wert sind. Ein Genfer Ratssitz bedeutet in Wirklichkeit kaum eine Fesselung für einen Staat, der geographisch und völkisch so wenig zu Europa gehört wie Rußland.

Die seitherige Entwicklung des Jahres 1935 ist der russischen Außenpolitik nicht besonders günstig gewesen. Japan hat auf kommunistische Betätigung die Todesstrafe gesetzt, die Ostchinabahn ist für 136 Mill. RM. (einem Bruchteil des Anlagewertes!) praktisch in seine Hand übergegangen, und sein Vordringen in die Mongolei (d. h. die Abriegelung Chinas gegen Rußland!) scheint ebenso unaufhaltsam zu sein wie die Erfüllung des asiatischen Lebensgesetzes, daß Japan und China sich einigen. Strukturfestigkeit und Erneuerungsfähigkeit Chinas sind unter Tschangkaischecks starker Führung ohne Zweifel im Wachsen. Ein asiatischer Block scheint seiner Verwirklichung näher zu kommen, was eine weitgehende Ausschaltung der weißen Mächte bedeuten würde. Rußland, das in eurasiatischen Dingen als bestinformierte

Macht gilt, sieht damit seine Hoffnungen schwinden, über den Völkerbund, vor dem Japan weder Sitz noch Stimme mehr hat, sich wesentlich in Fernostdinge einschalten zu können. Außerdem ist Rußlands Stellung gegenüber Japan wesentlich geschwächt, seit die USA. nach dem Scheitern der Verhandlungen über 700 Mill. Dollar russische Schulden demonstrativ ihre Beziehungen zu den Sowjets einschränkten. Die Marine- und Luftfahrtattachés wurden zurückgezogen, das Generalkonsulat in Moskau aufgelöst und die Botschaft verkleinert. Neben der außenpolitischen hat diese Abkühlung vor allem eine wirtschaftliche Seite, denn Amerikas Kapital ist für die russische Wirtschafts- und Rüstungspolitik im Osten dringend notwendig.

Auch in den baltischen Randstaaten hat die russische Außenpolitik nicht die durch den Baltenblock von 1934 erwarteten Erfolge zu verzeichnen. Seit die Baltenstaaten im Februar 1935 zum Ausdruck brachten, daß ihnen an einem Ostpakt ohne Deutschland und Polen wenig liege, hat Polen vor seinem russischen Wettbewerber in den Randstaaten einiges voraus. Die Reise des polnischen Generalstabschefs Gonsiorowski Anfang März 1935 hat die Russen in einige Nervosität versetzt, zumal der estnisch-polnische Vertrag (wie es bei offenen Verträgen unter Völkerbundsmitgliedern Pflicht ist) nicht im Genfer Sekretariat registriert wurde. Ebensolches Mißtrauen und erhöhte Nervosität riefen in Moskau die Londoner Beschlüsse hervor. Der geplante Luftpakt mit seiner starken Schwerpunktsverschiebung nach Westen schwächte Rußlands europäische Stellung und ließ in Moskau das Gefühl aufkommen, als schließe der Westen sich gegen den Kommunismus zusammen und lockere damit wieder Moskaus Genfer Verankerung. Aber während noch Anfang März Flandin durch Drohung mit der kommunistischen Gefahr einen großen Kammersieg errang, sind Ende März in Frankreich die russophilen Tendenzen wieder stark im Anwachsen, wie auch Lavals Reise nach Moskau zeigt. Rußland will keine Ostpaktkonzessionen machen und fordert von Laval Erfüllung seiner Versprechen. Kommt es nun in Moskau zu einem französisch-russischen Sonderbündnis, dann ist Polen vor eine schwere Wahl gestellt. Eine Unterzeichnung des Ostpaktes in seiner jetzigen Form würde jedenfalls für Polen eine Aufgabe seiner selbständigen Diplomatie und ein widerspruchsloses Sich-Einspannen-Lassen in das französische Bündnissystem bedeuten, in eine Interessenpolitik also, in der schrankenlose Aufrüstung im Dienst des Sicherheitskomplexes der Stabilisierung der Atmosphäre der Unsicherheit und des Mißtrauens dient. Damit hätte Rußland auch ohne Völkerbund gewaltig an Boden gewonnen, denn nur in einem unruhigen Europa ist es ein wertvoller Bundesgenosse Frankreichs und nur in der Unsicherheit und im Chaos gedeiht die Saat der Sowjets. Stalins und Litwinows Außenpolitik ist realistisch und nur realistisch. Die These von der Weltrevolution ist zeitweilig zu einem Mittel für den Hausgebrauch und nur in vorsichtiger Form noch für die Auslandswerbung geworden. Über den Friedensreden in Genf wird aber der politisch Scharfsichtige nicht Rußlands ostwärts gerichteten Blick vergessen und damit die Tatsache, daß die Weltrevolutionsidee wohl sorgfältig verdeckt, aber keineswegs begraben ist.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Ist der letzte Monat im Pazifischen Bereich durch vorbereitende Handlungen von zugleich tastender Vorsicht und größter Tragweite erfüllt, durch die sich die Weltmächte das Beziehen oder Verlassen von Stellungen auf lange Sicht ermöglichen oder verwehren wollen, so vollzieht sich in Europa auf kleinerem Raum eine sichtbare und vernehmbare Handlung. In dieser Handlung ist kaum der zweite Akt beendet; der dritte wird in Stresa begonnen. Erst wenn im Laufe des Jahres der Vorhang fällt, wird darüber entschieden sein, ob Europa zu einem neuen System gemeinschaftlicher Verantwortung unter gleicher Berechtigung aller Völker den Weg finden kann, oder ob es in das alte System der bewaffneten Koalitionen auseinanderbricht. Wohin ein solches System der bewaffneten Koalitionen und der sich gegenseitig steigernden Rüstungen führen muß, ist wohl keinem der verantwortlichen Staatsmänner Europas verborgen. Das Ende wäre, früher oder später, ein neuer Krieg mit innereuropäischen Fronten. Für einen solchen Konflikt aber gibt es keinen möglichen Enderfolg, der den Substanzverlust aufwiegen könnte, den jedes einzelne Volk schon in den ersten Wochen erleiden würde. Für den entscheidenden geopolitischen Tatbestand hat in klarer Soldatenweise der deutsche Reichswehrminister den schlagkräftigsten und knappsten Ausdruck gefunden: „Europa ist zu klein geworden als Schauplatz für einen neuen Weltkrieg." Diese Tatsache bedeutet unendlich viel. Es fragt sich nur, ob sie den militärisch verantwortlichen Stellen anderer Nationen mit gleicher Deutlichkeit vor Augen steht wie den verantwortlichen Führern Deutschlands. Manchmal will uns scheinen, als ob es im französischen Generalstab Kräfte gäbe, die glauben, mit ihrem afrikanischen Hinterland quer über das westliche Mittelmeer hinweg die nötige Raumtiefe zu besitzen, die auch einen Konflikt mit innereuropäischen Folgen durchhalten ließe. Das ist ein Irrtum. Aber die Erkenntnis dieses Irrtums könnte für Europa noch einmal mit ungeheuren Kosten verbunden sein. Zuweilen wird auch die Befürchtung geäußert, daß Italien die einschränkenden Bedingungen seines Daseins als Großmacht vergessen haben könnte. Die mangelnde Raumtiefe und äußere Verletzbarkeit Italiens, das völlige Fehlen wichtiger Rohstoffe und die Abhängigkeit der Zufahrt von dem guten Willen mächtiger Nachbarn sind Tatsachen so einfacher und eindeutiger Art, daß Italien kaum vergessen kann, daß es für sich allein nur eine geringe Handlungsfreiheit besitzt. Sie genügt, um Kleinstaaten auch selbständig unter Druck zu halten; damit aber ist die Grenze erreicht, jenseits deren Verständigung mit den Nachbarn gesucht werden muß. Verfolgen wir die Verhandlungen zwischen Paris und Rom, erfahren wir von einer inzwischen erfolgten Entspannung zwischen Rom und Belgrad, dann erhebt sich die Frage nach dem Bereich,

in den die unruhigen Wetter des italienischen Geltungsdranges abgelenkt werden. Wir haben schon bei unserer Betrachtung des Neujahrsabschlusses zwischen Paris und Rom betont, daß auf Grund dieses Ausgleichs ein beliebiges Hin- und Herschieben der Spannung zwischen den Alpen und dem abessinischen Hochland möglich wird. Für den weiteren Ablauf wird viel davon abhängen, ob man in Rom die politische Wegsamkeit der Alpen höher oder geringer einschätzt als die der äthiopischen Berge. Es ist von Berlin aus schwer zu beurteilen, wie man in Rom darüber denkt. Kriegerische Reden mit dem stolzen Hinweis auf die Bereitschaft auch für einen doppelten Kriegsschauplatz erinnern zu sehr an die Äußerungen französischer Marschälle in den letzten Wochen Napoleons III., als daß wir sie mit Genugtuung für den europäischen Frieden begrüßen könnten. An die Tatsache, daß nördlich der Alpen nicht mehr ein wehrpolitisch leerer Raum stößt, wird man sich bei den lateinischen Mächten des Südens gewöhnen müssen.

Die letzte Entscheidung über das europäische Geschick liegt heute — wie schon einmal in den spannungsreichen Jahren um die Jahrhundertwende — in englischen Händen. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die Entscheidung über den Ausbruch des Weltkrieges nicht erst 1914 fiel, sondern schon ein Jahrzehnt früher, in jenen Jahren, als das britische Weltreich und das zweite deutsche Kaiserreich nach vergeblichen Versuchen, einen gemeinsamen Kurs zu finden, voneinander wegzudriften begannen. Fragt man nach den letzten Gründen, so kommt man auf ein gegenseitiges Mißtrauen, für das weder die Sprache des einen noch die Sprache des anderen einen Ausdruck fand. Dazu kam jene allgemeinmenschliche Erfahrung, daß Nichtverstehen am gefährlichsten dann wird, wenn man den Versuch des Verstehens gemacht hat und sich darüber des Nichtverstehens erst bewußt wird. Nach den Versuchen Chamberlains, denen der greise Lord Salisbury mit abwartender Vorsicht gegenüberstand, kam es in England zur französischen Entente und zur Entspannung mit Rußland. Man empfand die Notwendigkeit, sich mit einer der großen Kontinentalmächte zu vertragen. Als die Verständigung mit Deutschland nicht gelang, wandte man sich dem Zaren zu. Die deutsche Politik Holsteins war aufgebaut auf einer unerschütterlichen Überzeugung: daß die asiatischen Gegensätze zwischen England und Rußland so groß seien, daß eine Verständigung zu den grundsätzlichen Unmöglichkeiten der Politik gehöre. Damit hätte Deutschland am längeren Arm des Hebels gesessen, und die Freiheit der Wahl behauptet, die ihm ohne Zweifel in den Jahren des Burenkrieges gegeben war. Man hat sie nicht zu brauchen gewußt und verlor nicht den berühmten Sperling, sondern eine ganz stattliche Taube in der Hand, weil man durch längeres Warten eine noch größere Taube auf dem Dach zu gewinnen hoffte. Der englischen Politik wurde das Warten zuviel, als sie bemerkte, daß ein Do-ut-des-Vertrag selbst mit Beelzebub zuweilen ein handlicheres Geschäft sein kann als eine Tischgesellschaft mit einem nahen Verwandten, dessen Sprache und gesellschaftliches Verhalten einem auf die Nerven

geht. Der asiatische Beelzebub hat sich zwar im Inneren verwandelt, geopolitisch ist er — in Drohungen wie in skrupelloser Geschäftsbereitschaft auf Zeit — geblieben, was er war. Verändert hat sich in den Augen der englischen Weltpolitik nur eines: in seiner östlichen Flanke sitzt ein ehemaliger Bundesgenosse mit wirtschaftspolitischen und weltpolitischen Ansprüchen an das britische Weltreich, die ebenso gefährlich sind und schneller verwirklicht werden können als die der eurasiatischen Binnengroßmacht. Die weltpolitische Verlockung, mit Beelzebub zu verhandeln, ist zwar etwas anders begründet als vor 30 Jahren, aber die Verlockung besteht. Die russische Politik, die ein korrespondierendes Bedürfnis empfindet, sich zu entlasten, gibt sich alle Mühe, die Tanzschritte des Genfer Parketts zu lernen. Niemand wird daher in Versuchung geraten, jenen Spruch von Christian Morgenstern, daß nichts sein kann, was nicht sein darf, in die Wehrpolitik zu übertragen und die Gefahr zu unterschätzen, die darin läge, daß in Moskau noch viele Toaste auf die Gesundheit des Königs von England getrunken werden. Weder England, noch Frankreich, noch Italien sehen Sowjetrußland in jener Beleuchtung, die sich für Deutschland und für Polen aus lebensgefährlichen Erfahrungen aufgedrängt hat.

Die Erinnerung an die Vorgänge der Jahrhundertwende sind für den Deutschen, vor allem für den jungen Deutschen von heute in eine große geschichtliche Ferne gerückt. Wir erinnern nicht deshalb daran, weil wir von Deutschland her Parallelen sehen, sondern weil uns bekannt ist, daß die Erinnerung an jene Vorgänge den Köpfen englischer Staatsmänner vertraut ist und Besorgnis erregt. Das hat mannigfache Gründe: vor allem den, daß in der englischen Außenpolitik eine ungebrochene Dauer auch des Personalbestandes von den Zeiten Lansdownes und Greys zu den Zeiten Simons und Edens führt. Die Entscheidungen, vor denen Lansdowne vor 30 Jahren stand, sind seinen Nachfahren im Foreign Office lebendige Fragen. Es gibt Leute, welche die damals auch von England gemachten Fehler nicht ein zweites Mal machen wollen; es gibt auch Leute, die der Meinung sind, daß die tatsächliche Entscheidung — für Frankreich und Rußland, gegen Deutschland — damals richtig war und heute wiederholt werden müßte. Wenn ein Fehler zu vermeiden sei — so sprechen Persönlichkeiten, die im englischen Kabinett nicht ohne Einfluß sind —, dann sei es der, daß man über die Tatsache der englischen Bindung offener sprechen müsse, als Grey das in den Jahren vor dem Weltkrieg getan habe.

Eines allerdings hat sich in einem Menschenalter grundsätzlich gewandelt: während in den letzten Regierungsjahren der Königin Viktoria die öffentliche Meinung Englands glaubte — für jene Zeit vielleicht mit Recht —, daß England es sich leisten könne, isoliert zu sein und in Europa nicht mitzuspielen, wenn es ihm dort mißfalle —: diese Stimmung ist in England vergangen. Man weiß, daß man europäischen Konflikten nicht ausweichen kann, wenn sie einmal ausgebrochen sind. Und darum ist man entschlossen, alles zu tun, um sie zu verhindern. Zweifel bestehen nur über den möglichen Weg. Die öffentliche Meinung Englands hofft, daß es ge-

lingen werde, ein bewegliches System europäischer Zusammenarbeit zu schaffen, in dem es weder Sieger noch Besiegte gibt, in dem auch Streitfragen territorialer Natur friedlich, wenn es sein muß, durch den gemeinsamen Druck der Großmächte, geschlichtet werden können. Scheitert dieser Versuch, bilden sich Mächtegruppen des Gegeneinander in Europa, dann sieht sich England vor die Wahl gestellt, ob es die konservierenden oder die revolutionär-dynamischen Kräfte stützen soll. Es wird auf seiten der konservierenden stehen. Entscheidendes wird davon abhängen, welche europäischen Mächte man im Lauf der nächsten Monate in England für die konservierenden halten wird.

Wir widmen der Haltung Englands in diesem Bericht so viel Raum, weil England in diesem Jahr zu entscheiden hat, und weil wir unseren Lesern die Möglichkeit geben wollen, diese Entscheidung auch dann zu erkennen, wenn sie in einer so typisch englischen Form erfolgt, daß sie vielfach nicht verstanden wird. Alle anderen Mächte Europas haben ihren Kurs gewählt. Reiht man die Einzelvorgänge der letzten Wochen zusammen, vom englischen Weißbuch über die Verschiebung des Ministerbesuchs zur Flandin-Rede und zum deutschen Wehrgesetz, von dem französischen, italienischen und russischen Echo darauf bis zum französischen Ruf nach Genf und den englischen Ministerreisen, so kann darüber kein Zweifel bestehen. Frankreich glaubt nicht mehr an einen Völkerbund, der als französisches Machtinstrument gegen deutsche Gleichberechtigung versagen könnte. Italien folgt dem französischen Kurs, und von Moskau her bläst man heftigen Atem in jeden Aschenrest, aus dem ein europäisches Flammenmeer sich entfachen ließe. Mit größtem Ernst und einem Ruf an die Verantwortung gerade Englands erinnern wir in diesem Zusammenhang an die Behandlung Memels. Wenn es wirklich eines Beweises für den tiefen Friedenswunsch Deutschlands und seines Führers bedurft hätte, dann läge er darin, daß nach dem Urteil in Kowno die Memelgrenze ruhig geblieben ist. Die wiedererstandene deutsche Wehrmacht weiß, daß die Möglichkeiten europäischen Kriegstheaters zusammengeschrumpft sind. Deutschland will eine Macht sein, aber eine Macht des Friedens.

Soviel zum großen Rahmen der europäischen Politik, in den sich alle kleineren Vorgänge einfügen müssen. Verzeichnen wir kurz:

In Norwegen ein neuer, freilich längst vorherzusehender Ruck nach links; in Spanien unveränderter Übergangszustand, bei dem jederzeit das Kabinett Lerroux an seinem inneren radikal-klerikalen Gegensatz zerbrechen kann; neue Unruhen in Französisch-Nordafrika, vor allem in Tunis, wo italienischer Konfliktstoff von mohammedanischem abgelöst wird; ähnliche Schwierigkeiten im syrischen Mandat, wo es die ungeschickte Hand des französischen Gouverneurs dahin gebracht hat, daß zum erstenmal seit vielen Jahrhunderten Mohammedaner und eingeborene Christen sich geeinigt haben. Gegen die Mandatsmacht!

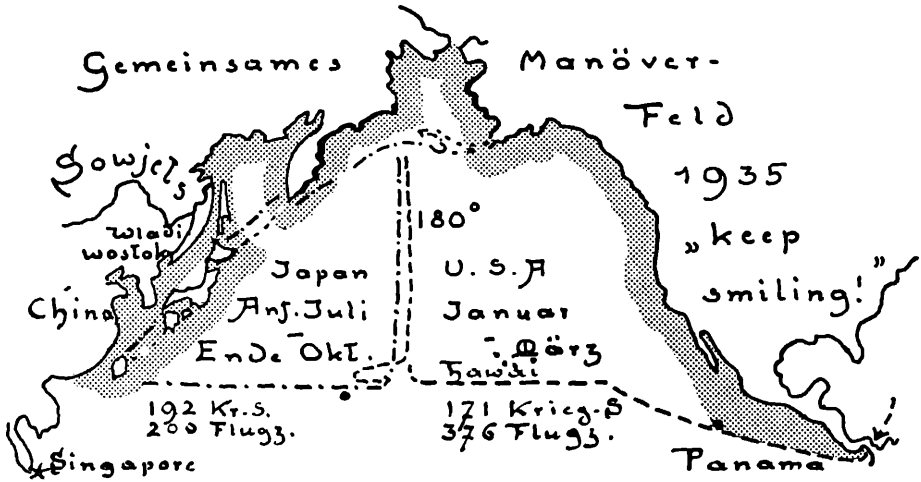
Die griechische Revolution, noch einmal hervorgebrochen aus den Parteigegen-

sätzen der Weltkriegszeit und genährt von den sozialen und stammespolitischen Spannungen der „neuen" Gebiete und der kleinasiatischen Flüchtlinge, verdient einen längeren Hinweis. Wir haben die Gegensätze zwischen den griechischen Kernlandschaften und den Außengebieten (Mazedonien, Thrazien und die Ägäischen Inseln) schon in einem früheren Bericht geschildert. Es ist kein Zufall, daß die Revolution, mit der Venizelos wohl endgültig die griechische Bühne verläßt, an dem geschlossenen Widerstand Altgriechenlands gescheitert ist, und dann auch in Kreta und Mazedonien zusammenbrach, wo sie den besten Nährboden gefunden hatte. Für den Frieden des Balkans ist es wohl ein Glück gewesen, daß die Revolution so schnell beendet war. Die rasche Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes in der nördlichen Ägäis hat verhindert, daß aus interessierten Gedanken benachbarter Mächte schon Taten geworden wären. Der energische Friedenswille der türkischen Staatsführung hat das seine dazu beigetragen.

Innere Auseinandersetzungen zwischen Bethlen und Gömbös in Ungarn, zwischen Benesch und den tschechischen Agrariern in Prag, erwähnen wir nur deshalb, weil sich in diesen Kleinstaaten der Druck und Zug der europäischen Außenpolitik in innerpolitischen Stellungskrieg übersetzt. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie der, den man beobachten kann, wenn schwimmende Holzstücke die Bewegung sonst unsichtbarer Stromkreise anzeigen. Einen Vorgang ähnlicher Art sehen wir auch in dem Sturz der belgischen Währung. Es wäre höchst oberflächlich, wenn man darin ein Finanzmanöver sähe, und weiter nichts. Die belgische Währung ist ein Opfer des Kampfes, den die neutralitätswilligen Kräfte des Landes gegen die Verbindungsträger des französischen Generalstabs führen. Hätte Frankreich gewollt, so wäre die belgische Währung zu halten gewesen. Aber das Gold der Bank von Frankreich hätte mit Eisen bezahlt werden müssen. Jetzt sucht Belgien Anschluß beim Sterling-Block; auch das ist alles andere als ein rein finanzpolitischer Vorgang.

In Irland hat sich De Valera von den radikalsten Trägern seiner ursprünglichen Idee getrennt — ein Vorgang, der weithin im englischen Bereich als Entlastung empfunden wird. Damit haben wir den europäischen Kreis der atlantischen Welt für diesmal abgeschritten. Die amerikanischen und afrikanischen Vorgänge des Monats sind ausnahmsweise von geringerem Gewicht (wenn wir von der schon ausführlich behandelten abessinischen Frage absehen). Wir versparen sie auf den nächsten Bericht. Nur eines sei noch betont: Das Gesicht der Vereinigten Staaten wendet sich mit den pazifischen Flottenmanövern wieder einmal nach Westen, wobei echte oder vorgeschobene Sorge für Alaska den Gesichtskreis beherrscht. Auch der Stille Ozean schrumpft langsam zum Manöverbecken.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum



Die Mittwinterzeit und Jahreswende — in Europa so vielgeschäftig und paktschwanger — hatte im Pazifischen Bereich, nach anfänglichem Wetterleuchten, zweifellos Entspannungen gebracht, die bis zum Frühjahr vorhielten.

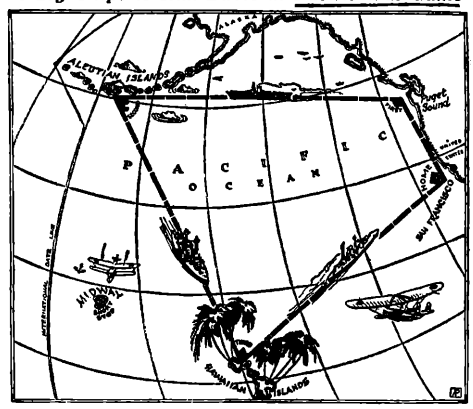
Ermöglichen sie gemeinsamen Gebrauch derselben nordpazifischen Manöverräume?

Sir Frederic Maze war nach beruhigenden Beeinflussungen der angelsächsischen Presse in England und Nordamerika („Times", „New York Times") ins Amt zurückgekehrt; O. M. Green (früher Herausgeber der „North China Daily News") hatte seinen guten Journalistenruf für „Vorzeichen besserer Tage in China" eingesetzt (Far Eastern Review, Bd. XXX, Nr. 12); Generalkonsul Kriebel hatte im „Völkischen Beobachter" seinen Landsleuten das viele Gute an dem sturmdurchwühlten Riesenland gezeigt und ihnen vor allem klar gemacht, wie sie die deutsche Gründung der Tung-Chi-Universität bei Shanghai zur vollen Leistungshöhe zu helfen hätten; und — last not least — hatte der japanische Außenminister Hirota Wege zur Überbrückung der politischen Klüfte zwischen den beiden führenden ostasiatischen Kulturvölkern gewiesen.

China selbst hatte durch die erste Nummer des I. Bandes seines „Journal of the Geographical Society of China" in einer höchst würdigen Form unmittelbar zur geographischen und geopolitischen Wissenschaft der Welt gesprochen und sie vor allem vor den schweren, vollen Ernst des Bevölkerungsproblems in China gestellt (Yin Tang Chang: „Seriousness of the population problem in China"; Journ. o. t. Geograph. Soc. of China, Bd. I, Sept. 1934, S. 3—12, engl. Auszug), vor ein Pro-

blem, das bei einer klugen Führung der chinesischen Kulturpolitik überhaupt so wenig mehr aus der Weltdiskussion verschwinden dürfte, wie das deutsche; es müßte nach ähnlichen Methoden, wie das italienische und japanische, dauernd darin schwebend erhalten werden. Yin Tang Chang errechnet allein für den chinesischen Nordwesten in den Außenländern Raumreserven für rund 105 Millionen Menschen (deren Druck sich notwendig beim Verlust dieser Rückhalträume anderswohin lenken müßte!). Das gibt bei einer Durchschnittsmasse von 470 Millionen mit 316 Millionen bodenfester Landbevölkerung und Verdoppelung in 70 Jahren Dynamik genug!

Navy Ships to Run Bases in Pacific War Game



America's naval naval pastime will have a parallel this summer when the nation's battle fleet undertakes its farthest-flung "war game." San Francisco is seen as home plate, Puget Sound as first base, the Aleutians as the keystone base, Midway a "deep short" and Hawaii "the hot corner," with ships and planes guarding the base lines and scurrying about the "outfield" to cut off long hits by the theoretical "enemy." The playing field extends from the glaciers of Alaska to the palm-fringed isles of the tropics with the tumbling wastes of the Pacific between and beyond.

Einen Anhalt für die Möglichkeit ihrer Zusammenfassung und Steigerung durch moderne Verkehrstechnik gibt die Eisenbahn- und Flugerschließung (z. B. „North China Herald", 16. 1. 35 „Communacations in Manchukuo") der bereits abgetrifteten nordöstlichen Länder der Mandschurei: Liaoning, Kirin, Heilungkiang mit Chingan und Jehol (mit Teilen von Chahar), deren weitere Fassungsfähigkeit Yin Tang Chang sogar mit nur rund 35 Millionen einschätzt, im Gegensatz zu seinen hochgegriffenen Zahlen von 10 Millionen für Chahar und 15 für Suiyuan.

Das höchst interessante Flugkärtchen für Korea und Mandschurei auf S. 547 der „Far Eastern Review", Bd. XXX, zeigt nicht nur die morphologische, geopolitische Bedingtheit der Fluglinienführung sowohl der japanischen wie der mandschurischen Fluggesellschaften, sondern auch die gegenseitige, zum Friedenhalten mahnende Bedrohung von Wladiwostok und Hsinking, die Verkehrsgleichläufigkeit und Abdrosselung der Linien Hsinking, Charbin—Tunhwa—Lungchingtsun—Nordkorea und Charbin—Ninguta—Wladiwostok. Es zeigt auch die Tatsache, daß sämtliche Bevölkerungsballungen Nordostasiens innerhalb der Reichweite des Hin- und Rückflugs moderner Bombengeschwader vom Stil der für die Nordpazifiküberquerung verwendeten amerikanischen und der neuen russischen liegen.

Auf der Strecke Mukden— (dem ein Rekordgeschäftsjahr nachgesagt wird) Hsinking findet sich nach wie vor eine gefährliche, kongestive Bahn- und Flugverkehrsbündelung, während sich um Mukden und Charbin ein deutliches Süd- und Nordverkehrsnetz entwickelt. Die Weltflugverkehrslücke zwischen dem japanischen Endpunkt Mandschuli und dem russischen Irkutsk mit nur 800 km kann bei einer sowjet-japanischen verkehrspolitischen Verständigung ebenso leicht durch Ver-

kehrsflugzeuge überbrückt werden wie durch Bombengeschwader bei vermehrten Reibungen, wie „The Aeroplane" richtig bemerkt.

Der pathetische Anruf von General Smuts vom 9. 11. 34 (London, Institute of International Affairs) an Japan: trotz dem Mißgriff der anglo-japanischen Allianz, doch den Angelsachsen Freund zu bleiben, deren Vertrauensverhältnisse untereinander das Grundgestein (bedrock) ihrer Politik sein müsse, hat Japan darauf gebracht, auch seinerseits „helfende Hände" in die Nähe auszustrecken. Die Capstadtrede von Smuts vom 10. 2. 35 hat Japan mit ihren Drohungen nur darin bestärkt.

Das bedeutete nicht nur ein Abflauen der überhitzten Stimmung an der mandschurischen Sowjetgrenze, sondern auch — trotz allen Peinlichkeiten bei der Grenzabrundung zwischen Jehol und Chahar — chinafreundliche Töne. Außerdem war die Begrüßung des deutschen Führers durch den neuen japanischen Botschafter, Graf Mushakoji — aus Familientradition deutschfreundlich, aber auch deshalb ausgewählt —, von einer erfreulichen, betonten Wärme, wie man sie selten von japanischen Staatsmännern an weithin sichtbaren Stellen wahrnimmt. Der „Manch. Guardian" nahm daran Ärgernis. (10. 2. 35.)

Gleichzeitig freilich versicherte der japanische Flottenbefehlshaber allen, die es sich nicht schon längst von selbst klar gemacht hatten, daß Japan die ehedem deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators auf Nimmerwiederhergeben behalten werde.

Die Kulturfähigkeit des gesamten deutschen Südseebesitzes ist freilich in einem ausgezeichneten kleinen Aufsatz von H. M. Gruber — der vor vielen Jahren, 20. 10. 1930, in der Materialsammlung „Wirtschaft und Kolonien" des Bundes für koloniale Erneuerung erschien, aber in seiner Art immer wieder in der Presse auftauchen müßte — ein wenig überschätzt worden.

Gruber berechnete damals nach einer klugen Methode die kulturfähige Bodenfläche der ganzen deutschen Schutzgebiete mit 95,13 Mill. ha (bei nur 180 000 ha vor 1914 in Pflanzenkultur, gegen 30 Mill. Deutschlands).

Ostafrika	995 000 qkm,	davon 40%	als kultivierbar geschätzt:	399 000 qkm,	39,90 Mill. ha;
Kamerun	790 000	40%		316 000	31,60
Togo	82 000	„ 40%		32 800	3,28
Südsee-Inseln	400 000	nur 30%		120 000	12,00
Südwestafrika	835 000	10%		83 500	8,35

Das ist eine scharfe Beleuchtung der Behauptung von Hann: eine Bodenfläche sei so viel wert, als sie Niederschläge empfängt, aber auch ein heilsamer Sporn für den engräumigen deutschen Volksbodeninsassen zum Nachdenken über den an ihm verübten Raumraub. Japan zeigt der Welt stets seine Enge. Deutschland zu wenig!

Wie man vollends weltüber „mit dem Scharfblick hungriger Raben auf allen weltpolitischen Zäunen sitzend", auf jeden Volkssplitter ein wachsames Auge haben muß, das zeigt uns vorbildlich ein italienischer Aufsatz von Ferdinando Milone: L'Australia e l'emigrazione italiana aus dem „Giornale degli economisti e rivista di statistica" von 1933, auf den wir deshalb zurückkommen.

weil er auf nur 24 Seiten nicht nur den Gegenstand selbst und seine geopolitischen Nachbarprobleme umreißt, sondern auch alles an Schrifttum aus England, Australien, Frankreich und Deutschland heranzieht, das ihm irgendwie bei der Beobachtung seiner Volksgenossen in Australien dient.

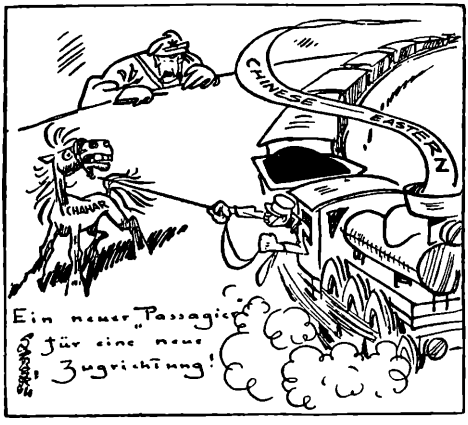
Scharf ist dem heimischen Volksdruck die Saugwirkung des leeren, wenn auch teilweise wenig naturbegünstigten australischen Raumes mit seinen 7,704 Mill. qkm, mit nicht einem Einwohner auf den qkm (ein Viertel der Volksdichte von Afrika!) gegenübergestellt. Dabei ist die Bevölkerungsverteilung noch dazu ganz ungleich und fällt in einer für Italiener, aber auch Deutsche und Japaner geradezu aufreizenden Weise auf ganze drei Menschen je tausend qkm in Räumen, deren Umfang Deutschland, Frankreich und Italien zusammen gleichkommt! Das alles wird mit jener stillen, unauffälligen, durchaus gestenlosen, sachlichen Eindringlichkeit vorgetragen, die wissenschaftlicher Politik ihre tiefsten Wirkungen sichert. Die Löhne Australiens übersteigen den gewiß nicht niederen Lohnstand von London um 42%, sind das dreifache der italienischen (Mailand, Rom). Wer spürt hier nicht denselben Stachel, den seinerzeit Dr. Gattineau in „Verstädterung und Arbeiterherrschaft in Australien" (Beiheft d. Geopol.) dem Abendland zeigte? Ungeheurer Egoismus hält hier die Riegel weiter Landschaften zu, in denen anderwärts verhungernde Menschen nach Millionen Nahrung fänden, die sogar nach den mäßigen Schätzungen von Hughes und Gregory die Hundertzahl von Millionen erreichen.

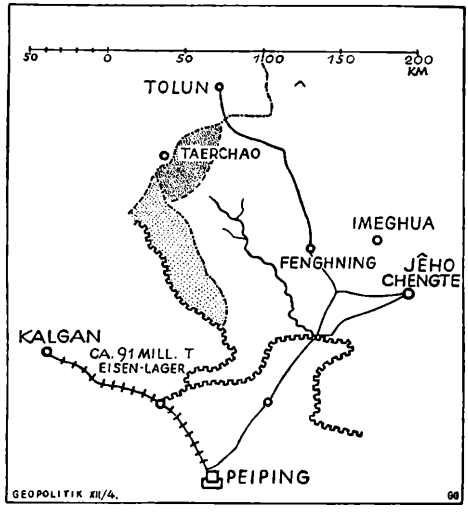
Kein Wunder, daß zwangsläufig Milone an seine Landsleute denkt, wie wir an die unsern dabei denken sollten. Freilich: nur der Staat New-York, Nordirland, Österreich, Dänemark weisen gleiche Verstädterungsgrade auf wie das hochverstädterte Australien trotz seinen jungfräulichen Böden!

Hier senken sich auch für Milone die tiefsten Wurzeln seines Wanderproblems in die seinen Italienern wesensfremde Landschaft hinab. Auch seine Landsleute unterliegen der Siedlungsballung, die sich zunächst auf Victoria erstreckte und heute etwa 50000 Menschen umfaßt, die sich dann zur Hälfte auf das Land ausgedehnt haben, so namentlich im Küstengürtel von Queensland (Zuckerkultur). Kennzeichnenderweise strömten dorthin hauptsächlich Mantovaner, Lombarden und Piemontesen, vielfach auch kleine, gut vorwärtskommende Arbeitsgemeinschaften bildend (Cooperative).

Es ist ein schlagender Kontrast, die hier im Verhältnis zur italienischen Einwanderung geprüften Zahlen den benachbarten indischen Volksdruckzahlen zu vergleichen, wie sie Narayan Ray in einer indischen Zeitung wiedergibt. Rund 353 Mill. (1931), von denen rund 272 in den britisch regierten Landschaften, 81 in den Fürstenstaaten, mit mehr als der sechsfachen Volksdichte der USA., im ganzen mit der gleichen, wie sie Belgien hat, in Bengalen, mit einer fast nicht ins Gewicht fallenden Auswanderung und Einwanderung, erschreckend hohen Geburts- und

Todeszahlen: Lebenswucherung, geringere Lebenskraft, frühe Verzweiflung am Überwinden des Lebens, z. B. ein Unterschied in der Kindersterblichkeit von 556 in Bombay gegen 60 in London! Gegen die zweifellos vorhandene, wenn auch sehr ungleich verteilte Übervölkerung empfiehlt Narayan Ray Fortschritt der Landwirtschaft und Industrialisierung, Methoden der Geburteneinschränkung oder Trägestauung, endlich Wanderung, und findet die indische Wanderbewegung ganz unzulänglich, beklagt auch das Fehlen einer zielbewußten Wanderungspolitik. Der agrarpolitische, industrielle Fortschritt und die Hemmungen der Volksvermehrung aber werden in einem Stil behandelt, der verrät, daß Indien in seiner Volkstheorie weit hinter dem anderwärts selbstverständlich Gewordenen zurückgeblieben ist!





Sonst ist die Schlagzeile in Indien so häufig: „Was Indien von Japan lernen kann" (A. P. 18. 1. 35 z. B.). Flucht vor Bevölkerungsvermehrung ist sicher nicht dabei! Im Gegenteil: Japan hat seit seiner gewaltsamen Erschließung fieberhaft aufgeholt, was es vorher versäumte.

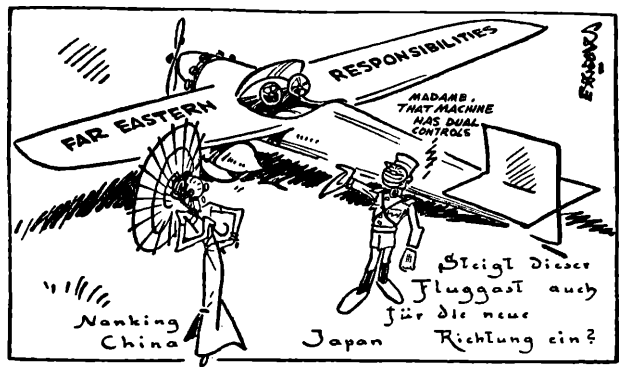
Selbstverständlich sucht man Auslauf für den Überschuß, wie Italien und wie Deutschland ihn suchen müßte.

Natürlich wird von Japan aus das Kraftfeld um das austral-asiatische Mittelmeer mit seinen großen unerschlossenen Inseln, neben überfüllten, mit seinem Öl und Zinn liebevoll beobachtet. In Siam beweist nicht nur die Elefantenschenkung jungsiamesischer Verbände an jung-japanische eine Sympathie mit realem Hintergrund! Eine weitere empfindliche geopolitische Gefahrzelle ist das Vorgelände von Singapore. Siam ist außerhalb, Birma innerhalb ihres eigentlichen Schutzbereichs. Aber Birma ist vor eine echt geopolitische, folgenschwere Entscheidung gestellt: die Frage, ob es weiterhin das unmittelbare Geschick des indischen Lebens-

raums teilen oder ein pseudo-selbständiges Randschicksal zu ihm verfolgen will. Über die Verschleierungen dabei spricht sich sehr scharf am 21. 2. 35 D. Graham Pole in einer Zuschrift an den „Manchester Guardian" aus, die — wegen anderweitiger Versorgung mit politischen Spannungen — in Deutschland leicht übersehen wird.

Nach einer heute noch gültigen Erklärung des britischen Premiers sollte Birma — und zwar sein Volk! — zunächst die Wahl haben, ob es von Indien getrennt sein wolle oder nicht. Das daraufhin erzielte Wahlergebnis von 1932 für 80 Sitze war: 42 Stimmen für Schicksalsverbundenheit mit Indien, 29 für Trennung, 9 Unentschlossene. Die am 6. 12. 1933 festgestellten, dahinterstehenden Wählerzahlen waren mehr als 500 000 gegen, nur 270 000 für die Trennung von Indien. Im Dezember 1932, im April und Mai 1933 hatten unklare Beschlüsse vorgelegen.

Erst zwischen dem 14. und 20. 2. 35 fiel eine im Grunde doch wieder sehr zweifelhafte Entscheidung; denn bei einer Ablehnung der Eingliederung in die neue bündische Staatsform Indiens steckten in den 47 ablehnenden gegen 37 zustimmenden Gewählten 16 britische Beamtenstimmen: das „Volk" von Birma war also mit 37 gegen 31 Stimmen für den Einbau in den indischen Bundesstaat! Es ist klar, daß aus einer solchen Abstimmung die geopolitische Zukunft eines Raumes von 605 000 qkm mit rund 15 Mill. Einwohnern und großen Entwicklungsmöglichkeiten kaum mit Dauerzuversicht wird hervorgehen können.



Darin liegt eine Warnung für alle Strukturstümpereien, wozu das frühere Anhängen Birmas an Indien durch die Briten zweifellos gehörte, das aber jetzt — innerhalb eines Jahrhunderts — die Zustimmung der Insassen gefunden hat, während das „empire" sie wieder weg haben will.

Welcher doppelte Wandel raumpolitischer Wertung!

Ist das Dreieck Siam—Singapore—Birma wegen seiner Lage zur Wendeflagge des indopazifischen Raumes besonders geopolitisch empfindlich, so sind es die innermongolische Reibungsfläche zwischen Japan, Sowjets, China und Manchutikuo auf der einen nordöstlichen Seite, das italienische Abenteuer zwischen Eritrea—Somaliland und Adis Abeba — trotz ihren Randlagen — durch die rassepolitischen Beschwerungen, die beide in sich bergen. „Wer heute einen Rassenkrieg vom Zaune bricht, kann sagen, wo er anfängt — wo er endet, nicht!"

Scheinbar sind es freilich nur Randfetzen, um die das Flämmchen züngelt; das innermongolische ist zudem durch die Staatsklugheit des japanischen Außenministers Hirota schnell ausgetreten worden. Um wie geringfügige Verlagerungen es sich zwischen Jehol und Chahar handelte, zeigt die Skizze. Aber was dahinter lauert, verraten die beiden Spottbilder. Gewiß wird der lauernde Gebieter des Kreml nicht wegen des Mongolenrößleins von Chahar losbrechen, wo er sich die chinesische Ostbahn nach der andern, fernöstlichen Fahrtrichtung entführen ließ. Aber die Möglichkeit, daß Nanking, sinnbildlich als verführbar dargestellt, mit seinem Marschall-Nichtdiktator — der aber doch sehr viel diktiert (vgl. z. B. „The Peoples Tribune, 1935, Nr. 3, S. 166 und Bild!) in das japanische Flugzeug zu einer neuen Fernostgemeinschaftspolitik steigt, hat doch einen sehr ernsten geo- und rassenpolitischen Hintergrund.

Hier würden ganz andere Massen und Räume in Bewegung gesetzt, soweit sie es nicht schon sind, als am Tor der Tränen, gleichviel ob die italienische Zange nördlich oder südlich von ihm zum Griff auf den letzten unabhängigen Staat Afrikas ansetzt. Die Antwort der weißen Rasse auf den feierlichen Friedensruf des äthiopischen Monarchen wird für alle farbigen Völker ungemein belehrend sein; die klugen Berater, die zu diesem Friedensruf rieten, werden gewiß dafür sorgen, daß ihn der kolonialpolitisch nicht voreingenommene Teil der Welt, samt der Frage des Angriffs und Friedensanbruchs, im richtigen Lichte sieht. Ganz wohl scheint England und Frankreich bei der Sache nicht zu sein; auch die indischen Fürsten sind unruhig geworden.

Das kann von einer ganz unerwarteten Ecke her das indische Verfassungswerk und den Glanz der britischen Kronfeier in Lenz und Frühsommer gefährden. Man sieht, wie empfindlich für Stoßrückwirkungen die Welt geworden ist!

Da tut es auch für die scheinbar auf Mitteleuropa eingeschränkten Mächte not, Wacht zu halten. Einen dieser guten Außenwächter sehen wir 1935 in neuem Gewande. Er ist aus seinem grauen von vorher mit Hoheitszeichen und Schwarz-Weiß-Rot in ein farbiges Gewand geschlüpft, und wir beglückwünschen ihn dazu: die Deutsche Wacht in Batavia, die diesmal Nr. 1 und 2 vereinigt. 20 Jahre deutscher Wacht in Niederländisch-Indien, vom 27. 1. 1915 an, haben einen guten Dienst getan. Möchten möglichst viele Binnendeutsche den Fahnenspruch nachdenklich lesen, den einer der wackersten kulturpolitischen Außenposten sich an den aufrechten Mast genagelt hat! Daneben haben sie sich ein ernstes, in weite Zukunft schauendes Hitlerbild gestellt. Die Leute dort wissen, daß sie an einer scharfen Ecke stehen, wie ihre „Deutsche Wacht" ein Kriegskind ist. Wer an scharfen Ecken steht, lernt die Augen offen und die Ohren steif halten, und geopolitische Weitschau gehört für ihn zu den Lebensnotwendigkeiten, wie sein tägliches Brot. Das hat die Heimat noch nicht erfaßt, und noch kämpfen die Männer, die es begriffen haben, wie der engere Kreis der „Geopolitik", wie L. Hausleiter, Th. Schultze,

G. Wirsing in der Presse weit vor der Front — zuweilen von vorn, zuweilen aber auch von hinten und quer beschossen.

Es herrschen Übergangszustände, etwa wie in der Taktik zwischen den Einmarschkämpfen mit ihren Schwerverlusten und dem leichter und doch zäher geschürzten Kampfgefüge an der Somme: wenn die Plänkler der Tagespresse mit falschen Fronten fechten, sei es darum; aber schade ist, wenn das schwere Geschütz der Gelehrtenstuben, nicht begreifend, um welche volkspolitische Kampfziele es geht, verheerend in die eigenen Reihen leuchtet.

Auch das erträgt eine gute Truppe; aber es ist schade um unnötige Verluste.

A. Hillen Ziegfeld:

Kartengestaltung — ein Sport oder eine Waffe?

Der unter dem Titel: „Zur Theorie der Raumdarstellung" im Heft 10 des Jahrganges 1934 dieser Zeitschrift gemachte Versuch der geopolitischen Kartenarbeit durch die Aufstellung von Grundsätzen in der Darstellungsweise die fehlende Systematik zu geben, legt mit dankenswerter Deutlichkeit Schwächen und Fehler der heutigen Kartenarbeit bloß. Die Notwendigkeit dieser durch das Mittel der Suggestivkarte von Tag zu Tag an Einfluß auf das politische Denken gewinnenden Arbeit der Kartengestaltung eine klare Ausrichtung durch Regeln und Richtlinien zu geben, wird von den Kartenpraktikern seit langem bekannt. Den Rückstand als solchen zu beheben, stehen aber Schwierigkeiten entgegen, die sich auch durch ein engeres Zusammenwirken der Kartengestalter aus Theorie und Praxis nicht überwinden lassen. Sie liegen im wesentlichen in dem Schwebezustand, in dem sich auch heute noch diese Arbeit befindet. Erst seine Beseitigung wird eine Ordnung der Arbeit erlauben — im Sinne der Regelsetzung wie auch einer wirklichen Planmäßigkeit, aus der heraus überhaupt erst ein nachhaltiges Wirken möglich wird.

Um dieses nachzuweisen, bedarf es von vornherein einer schärferen Betonung der Sonderstellung, die die Suggestivkarte einnimmt. Es genügt nicht, allein den Abstand der populären von der wissenschaftlichen Karte zu fordern. Soll die Suggestivkarte dem Bannkreis der wissenschaftlichen „Kartographie" entzogen werden, so muß zunächst die Eigengesetzlichkeit der Suggestivkarte feststehen. Soll die Allgemeingültigkeit der kartographischen Schulregeln, unter deren Einfluß auf das Kartenlesen die geopolitische Karte heute noch leidet, eingegrenzt werden auf den ihnen zustehenden Bereich, soll das Anrüchige jeder Popularisierung — und dieser Verdächtigung sieht sich heute die Suggestivkarte noch vielfach ausgesetzt — aufgehoben werden, so muß von vornherein das Primat der psychologischen Wirksamkeit sichergestellt werden, das die Suggestivkarte vom Grundgesetz der Kartographie unterscheidet. Denn, ist diese als Wissenschaft und Technik der bildhaften Aufzeichnung und Wiedergabe der Erdoberfläche verpflichtet und dadurch ge-

zwungen, ihre Entwicklung zu einer stetigen Verfeinerung ihrer Mittel zugunsten eines immer getreueren Naturalismus und Verismus zu nehmen, so soll die Suggestivkarte ihre Aufgabe in der Gestaltung einer ins Schlagwortartige übersetzenden Abstraktion suchen, in der die Schärfe der Formulierung des Gedanklichen und die Klarheit des entsprechenden Sinnbilds sich zu jener Unentrinnbarkeit der psychologischen Wirkung verbinden, die der Suggestivkarte ihre Bedeutung als politisches Kampfmittel und erzieherische Handhabe gibt.

Eine Systematik der suggestiven Kartengestaltung kann erst in dem Augenblick fruchtbar werden, in dem die Erkenntnis Allgemeingut wird, daß Formulierung und Symbolik, die beiden wesentlichen Elemente der Suggestivkarte, der „Kartographie" fremde und mit Recht — da außerhalb ihrer Aufgabe — fremde Forderungen sind, die Verwandtschaft der Suggestivkarte mit der Kartographie also sich lediglich in der Benutzung der Karte als Grundelement der darstellungsmöglichen Mitteilung erdgebundener Fragen und einiger bewährter technischer Ausdrucksmittel für bestimmte Erscheinungsformen des Erdbildes bestätigt. Im übrigen fußen die Grundgesetze der suggestiven Kartenarbeit in den Erfahrungen aus einer ebenfalls aus einem Zeitbedürfnis erwachsenen künstlerischen Sparte, der „Gebrauchsgraphik", die einst ihrerseits als „angewandte Kunst" den gleichen Kampf um ihre Autonomie gegenüber der „freien Kunst" zu bestehen hatte wie heute die Suggestivkarte gegenüber der Kartographie. Zur Klarstellung dieser wesenhaften Unterschiede wurde von mir für den Schaffensbereich einer neuen Kartenkunst, aus der u. a. auch die Suggestivkarte ihr Gesicht erhält, der Begriff der „Kartographik" geschaffen. Der Berechtigungsnachweis hierfür wurde von mir in einem Aufsatz in „Volk und Reich", 3. Jhrg. 1927, Mai/Juni-Heft, geliefert. Dort heißt es u. a.: „... der Vergleich beider Arten von Karten ist insofern unberechtigt, als übersehen wird, daß es sich bei der neuen Karte um einen Formgedanken handelt, um den Versuch, mit den Mitteln moderner Darstellungstechnik auch Probleme zur Verbildlichung zu bringen, endlich aber um den Wunsch, dem visuell erzogenen Menschen von heute eine Gedächtnisstütze zu geben, an dem das Einzelwissen haften kann. Während jene Karten hergebrachter Art im Ausdruck sachlich-berichtend, leidenschaftlich-passiv sind, ist die neue Karte gewalttätig, sie will den Leser fesseln, ihn zur Beschäftigung mit einem Problem zwingen — sie ist durchaus aktivistisch... Die Wissenschaft von der Geopolitik, die zuerst laut und leidenschaftlich nach der Karte als dem zeitgemäßen Mittel politischer Erziehung auf geographischer Grundlage verlangte, war es, die die Vorstellung von einer ‚suggestiven' Karte lebendig machte. Ihr ist es zu danken, daß die Karte von ihrem Platze gleichsam am Buchende in den Mittelpunkt textlicher Darstellung selbst aufrückte, aus einem untergeordneten Anhängsel Unterbau, ja konstruktives Element des Textgebäudes wurde... Die Gebrauchskarte ist aber anderen Gesetzen unterworfen als die Wand- und Handkarte, zumal in der Ver-

wendung innerhalb des Buches oder auf dem Filmstreifen, wo sie als Bestandteil einer graphischen Einheit auch deren ästhetischen Regeln unterstellt ist oder sein müßte... Die Folgerungen, die sich aus jener Erkenntnis ergaben, waren grundlegender Natur. Sie stellten die Arbeit des Kartenzeichners, soweit sie die Gebrauchskarte betrifft, zwischen das kartographische Gewerbe und jene angewandte Kunst, die sich als Gebrauchsgraphik Namen und Ansehen gemacht hat. Grund hierzu gab die enge geistige Verwandtschaft mit dieser. Dort wie hier steht die Frage der suggestiven Wirkung im Vordergrund des Interesses, ist die Anschaulichmachung eines bestimmten Gedankens die Aufgabe, ist die Findung einer Formel, die schlagwortartig Übersicht und Erkenntnis vermittelt, das Problem. Der Weg zur Verwirklichung der ‚suggestiven' Karte war damit vorgezeichnet. Er hieß: Konzentration des Ausdrucks durch weise Beschränkung und künstlerische Formgebung!

Für den Kartenzeichner ergaben sich daraus aber ganz neue Forderungen: Die Fähigkeit der richtigen Auswahl mußte ihm ebenso im Blute stecken wie das Urteilsvermögen über die Wirkungsmöglichkeiten dieser oder jener Darstellungsart. Um so dringlicher scheint daher die Notwendigkeit, die Gebrauchskarte als eine Gattung für sich weiterzuentwickeln, damit sie unbeeinflußt von jeglichem Zwang enger Überlieferung ihre Durchbildung erfahren kann. Im Sinne der Verwandtschaft mit der Gebrauchsgraphik und aus der Mittelstellung heraus, die es einnimmt, liegt daher Berechtigung genug vor, dieses Sondergebiet der Kartographie als Kartographik zu bezeichnen und von jener abzuheben... Die Heranbildung eines neuen Typus des Zeichners entscheidet den Fortbestand der ersten Anfänge einer ‚Kartenkunst', wie sie sich heute durchzusetzen beginnt. Die außerordentlichen Möglichkeiten zu vertiefter Wirksamkeit lassen es wünschenswert erscheinen, daß Verlegertum und Unterrichtsbehörde sich dieser Erkenntnis erschließen und die Pflege dieses einzigartigen Anschauungsmittels angelegen sein lassen."

Diese Forderung ist bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben. Die neue Kartenkunst sah sich zu ihrer Durchsetzung auf die Zufallsproduktion verwiesen, insbesondere aber als illegale Buchillustration der Preisschere des Verlegers ausgeliefert, der seinerseits wieder unter dem Zwang der Kalkulation des Verlagswerkes handelte. So unterblieb nicht nur die Einreihung des Kartengestalters in die Kategorie der geistig Schaffenden, sondern auch die materielle Anerkennung seiner Leistung. Die Abdrängung kartengestalterischer Tätigkeit auf eine nebenberufliche Beschäftigung vereitelte die Möglichkeiten zu einer systematischen Durchbildung und Verankerung der Arbeitsmethode und die notwendige Verständigung unter den Kartengestaltern selbst. Um so mehr wurde der eindrucksvolle Siegeslauf der scheinbar so leichten neuen Kunst ein Anreiz für den Dilettantismus, sich dieser Arbeit zu bemächtigen.

Erklärt sich das Unvermögen der verantwortlichen Kreise des Nachkriegsdeutsch-

lands, sich eines Erziehungsmittels von solchem Rang zu bedienen und alle Sorgfalt auf seine planmäßige Ausbildung zu legen im wesentlichen aus der Abneigung gegen eine politische Willensbildung des Volkes oder auch nur einer führenden Schicht, so sind heute alle Voraussetzungen dieser Art gegeben. Die Forderung nach einer planmäßigen Fortentwicklung und einem ebenso planmäßigen Einsatz der politischen Karte, die im Jahre 1932 vom Unterzeichneten dem eben gebildeten Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unterbreitet und im Jahre 1933 vor einem Sachverständigenkreis aller zuständigen Reichsbehörden mit voller Zustimmung aufgenommen wurde, wird mit dem Aufsatz von Schumacher erneut als offene Frage aufgeworfen. Sie läßt sich auf folgende Überlegung zusammendrängen: Die politische Karte erfreut sich bei unseren Gegnern aus dem Weltkrieg einer bevorzugten Pflege, ohne indes jenen Grad der Verfeinerung und Durchbildung erfahren zu haben, die die deutsche Suggestivkarte allen Schwierigkeiten zum Trotz erreicht hat. Wenngleich diese neuerdings als wichtige Handhabe für die Volkserziehung ihre Anerkennung gefunden, bleibt ihr jene zielbewußte Förderung versagt, die sie im Interesse des Volksganzen beanspruchen muß. Unterbleibt infolgedessen die planmäßige Weitergestaltung nach der Seite der methodischen Vervollkommnung wie auch der Abstufung je nach Leserschaft, so entwickelt sich angesichts der wachsenden Nachfrage nach Kartenmaterial ein hemmungsloser Dilettantismus, der das große Erziehungswerk der Karte zunichte zu machen droht. Diese Entwicklung findet eine wesentliche Förderung in dem Umstande, daß die Kartenkonjunktur den Verleger zu einer stärkeren Ausstattung seiner Werke mit Karten veranlaßt, ohne daß er imstande wäre, sich der Verlockung zu entziehen, die billigere Arbeit des Dilettanten der des verantwortlichen Kartengestalters vorzuziehen. Endlich aber verfestigt sich unter diesen Verhältnissen die Gebundenheit der Kartenarbeit an das Buch, während die zeitgerechte Aufgabe die Freimachung der Karte für Vortragszwecke verlangt. Die von Schumacher getadelte Tatsache, daß trotz einer Fülle von geopolitischen Arbeiten für die politische Tagesarbeit kaum brauchbares, d. h. psychologisches, dem Zweck angepaßtes, einheitlich ausgerichtetes Schulungsmaterial greifbar ist, erklärt sich als zwangsläufiges Ergebnis der oben geschilderten Umstände, nämlich der Abhängigkeit der Kartenarbeit von der Buchproduktion. Auf der anderen Seite besteht zwischen Kartenverlegern und Kartengestaltern überhaupt keine Verbindung, da, wie die große Zahl völlig verfehlter volkspolitischer oder wehrpolitischer Aufklärungstafeln beweist, der wissenschaftliche Bearbeiter und der Reproduktionstechniker allein sich genügen zu können glauben. Da sich aber die Abneigung des Verlegers, weitere Verteuerungsfaktoren aus dem Herstellungsgang fernzuhalten, wiederum rechtfertigen läßt aus dem Risikocharakter seiner Arbeit, ergibt sich für den Freund der Kartenarbeit der ebenso klare Schluß, daß die Fortentwicklung der politischen Karte für die planmäßige Erziehungsarbeit an unserem Volke niemals auf dem Boden der Zufalls-

produktion des Buchverlegers vor sich gehen kann. Und in der Tat findet man die Bestätigung hierfür gerade dort, wo eine scheinbare Planmäßigkeit und Kontinuität einer Kartenarbeit sich in einer erhöhten Kartenproduktion ausdrückt. Denn gerade in diesen Ausnahmen, die sich aus der Minderung des Verlagsrisikos durch den Auftragscharakter der Arbeit erklären, bestätigt sich die Erfahrung, daß im Rahmen üblicher Verlagstätigkeit eine planmäßige Kartengestaltung nicht finanziell verantwortet werden kann.

Dennoch ist die Verselbständigung der Karte auf dem Boden eines großzügigen Kartendienstes, gemessen an den Möglichkeiten heutiger Bedarfsdeckung, weniger eine finanzielle als eine organisatorische Frage, jedenfalls nicht eine vorwiegend finanzielle insofern, als der Aufwand für die Arbeit selbst durch den organisatorisch geregelten Bedarf seinen schnellen Ausgleich finden kann, während der Verleger der Mühe der Markterschließung ausgeliefert ist.

Das heißt also nichts anderes, als daß die Kartenarbeit nur als eine politische Aufgabe gelöst werden kann, so wie sie es ihrem Wesen nach ist. Wird der Einsatz der Karte für die politische Erziehung und Schulung als notwendig bejaht und ihre Vervollkommnung gefordert, so wird eben die Organisation der politischen Schulungsarbeit selbst auch den Aufwand der Kartengestaltung tragen müssen. Eingespannt in einen solchen Rahmen, kann jenes fruchtbare Zusammenwirken der kartengestalterischen Kräfte, der wichtige Austausch der Erfahrungen des Theoretikers und des Praktikers, nicht nur zur Beseitigung der heute bestehenden Mängel in Methode und Systematik führen, sondern eine Geschmeidigkeit dieses politischen Instrumentes erzielen, die nach innen als Schärfer des politischen Gewissens, nach außen als treffsichere Waffe sich immer wieder bestätigen wird. Endlich ist in einer solchen Verankerung der politischen Kartenarbeit allein jene notwendige Überprüfungsmöglichkeit nach Wert und Unwert geboten, die auf dem Boden individualistischer Verlagsarbeit nie geschaffen werden kann. Umgekehrt ist dem Verlegertum mit der Befreiung von einer unlösbaren Aufgabe einer Planarbeit auf dem Gebiete der Suggestivkarte jene Beweglichkeit wieder zurückgegeben, die Voraussetzung verlegerischen Schaffens ist.

Ein Verzicht auf eine Lösung der Kartenfrage im Sinne dieser Ausführungen würde nichts Geringeres bedeuten als die Verkümmerung eines der wirkungsvollsten Mittel zur Politisierung unseres Volkes.

Rupert von Schumacher:

Zur Theorie der geopolitischen Signatur

Grundgedanke

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß das verhältnismäßig reiche Schrifttum über die geopolitische Karte noch keine systematische Untersuchung der geopoliti-

schen Signatur aufweist. Alle Ansätze und Versuche dazu sind auf dem sowieso nach allen Richtungen durchgepflügten Gebiet der Signatur der politisch-, wirtschaftsgeographischen, ethnographischen Karte, also auf dem Gebiet der Darstellung „gegenständlicher" Objekte steckengeblieben. Einigermaßen überraschend ist dieser Umstand deswegen, weil seit der Einbürgerung der suggestiven geopolitischen Karte durch die Arbeiten Prof. K. Haushofers eine Reihe beachtenswerter geopolitischer Kartensammlungen erschienen ist. Die umfangreichsten und bekanntesten sind der „Geopolitische Typenatlas" von Schmidt-Haack (Justus Perthes, Gotha 1929), der „Geopolitische Geschichtsatlas" von Braun und Hillen Ziegfeld (Ehlermann, Dresden 1934, 2. Auflage) und „Die Staaten als Lebewesen. Geopolitisches Skizzenbuch" von Karl Springenschmid (Verlag Wunderlich, Leipzig 1934, 3. Auflage). Unter den jüngsten Erscheinungen sind zu nennen der „Wehrpolitische Atlas" von Zu der Luth (Bd. 1 u. 2 bei K. Vowinckel, Berlin-Grunewald 1934/35), „Deutschland und seine Nachbarn". Geopolitische Bildreihe" von K. Springenschmid (Wunderlich, Leipzig 1935), die „Wehrgeographie von Österreich" von Rudolf Mlaker (Konegen, Wien 1934). An Einzelarbeiten sind aus dem Verlag Kurt Vowinckel, der der Pflege der geopolitischen Karte ein besonderes Augenmerk widmet, die 1934 begonnenen Versuche mit einer neuartigen geopolitischen Höhenschichtenkarte hervorzuheben, die im Saarkalender zum erstenmal Anwendung in größerem Rahmen fand und besonders der geopolitischen Signatur ganz neue Bahnen weist. Weiter gehören dazu aus der Produktion des Verlages „Volk und Reich" die Experimente einer den „raum"politischen Anforderungen entsprechenden Schraffen- (Relief-) Karte in Schwarzweiß und die außerordentlich gelungenen Vorschläge von Dr. K. Trampler (in: „Der Unfriede von Versailles. Ein Angriff auf Volk und Lebensraum". Lehmanns Verlag, München 1934) zu einer geopolitischen Karte mit farbigen Signaturen, die zum erstenmal die bisher sporadischen Bestrebungen, zu einer farbigen geopolitischen Karte zu gelangen, auf eine brauchbare Grundlage stellen. Eine Fülle von Anregungen bietet auch das fast unübersehbare grenz- und volksdeutsche Schrifttum. Weniger kommt dagegen die wirtschaftsgeographische Literatur in Betracht, die zwar Unmengen von Karten hervorbringt, aber das raumpolitische Thema so wenig berührt, daß nur vereinzelte Signaturenversuche vorhanden sind.

Die keineswegs geringe kleine Schar der Darsteller geopolitischer Themen auf der Karte ist natürlich gezwungen gewesen, entsprechend der Neuheit der geopolitischen Karte auch neue graphische Ausdrucksformen für die Registrierung politischer Erscheinungen zu suchen und zu schaffen. Man sollte nun annehmen, daß dabei von einer methodischen Gliederung der politischen Erscheinungen ausgegangen worden wäre, um die Frage der Signatur einheitlich und allgemein gültig zu lösen, wie das ähnlich beim wirtschaftsgeographischen Stoffkreis geschehen ist. Eigentümlicherweise ergibt sich aber aus einer Übersicht über das geopoli-

tische Kartenwesen, daß offenbar nirgends, nicht einmal für private Zwecke, Versuche unternommen wurden, die politischen Erscheinungen in Kategorien zu gliedern, aus denen bestimmte Signaturengruppen abzuleiten gewesen wären. Infolge dieses Mangels von geeigneten Richtlinien für die geopolitische Signaturenwahl bzw. für die kartographische Verdolmetschung geopolitischer Themen ist bis jetzt das Problem der Signatur der schöpferischen Phantasie des Künstlers überlassen geblieben. Vielleicht mit dem einen guten Ergebnis, daß durch die künstlerische Freiheit Methoden und Wege aufgezeigt werden konnten, die bei einer systematischen Bearbeitung nicht in Erwägung gezogen worden wären. Theoretisch könnte man also das Fehlen systematischer Untersuchungen über die geopolitische Signatur hinnehmen, wenn nicht das gesamte geopolitische Kartenmaterial die sehr wenig befriedigende Tatsache lehren würde, daß zwar überall das Ringen um die Ausdrucksform für politische Erscheinungen vorhanden ist, aber die Ergebnisse auf dem Gebiet der Signatur mehr als karg sind. Es sind leider nicht nur verhältnismäßig sehr wenig feststehende eindeutige und leicht verständliche graphische Zeichen für politische Vorgänge und Verhältnisse gefunden worden — selbst diese wenigen Zeichen werden keineswegs einsinnig gebraucht, ja es kommt sogar vor, daß ein und derselbe Verfasser verschiedene Zeichen für das gleiche Thema benutzt ohne Rücksicht auf die politische Lesbarkeit der Karte und lediglich nach künstlerischem Gutdünken über die Gesamtwirkung des Kartenbildes.

Ausnahme bildet ein Zeichen: der Pfeil. Das bisherige geopolitische Kartenwesen vermittelt fast den Eindruck eines Pfeilkults, so daß die scherzhafte Bezeichnung „Pfeilkarte" für die geopolitische Darstellung schlechtweg nicht ganz unberechtigt erscheint. Es ist tatsächlich erstaunlich, was alles in geopolitischen Karten mit Pfeilen wiedergegeben wird: Konzeptionen, räumliches Wachstum, Unterwanderungen, Bündnisse, Raumtendenzen usw. Ohne Zweifel hat diese Kultivierung des Pfeils auch ihre guten Seiten: sie hat wenigstens eine Signatur bis zu einer kaum mehr überbietbaren Vervollkommnung entwickelt, wodurch dem gesamten Signaturenwesen ein hervorragendes Vorbild entstanden ist. Die Pfeilsignatur gestattet überdies eine ausgezeichnete Schulung des wissenschaftlichen und politischen Verantwortungsbewußtseins beim Zeichnen geopolitischer Karten. Keine Karte ist ja so gefährlich wie gerade die politische Schwarzweißskizze. Unbarmherzig enthüllt sie die politischen Gedankengänge des — unvorsichtigen Zeichners, und als politisches Mittel ist sie nicht bloß deskriptiv-passives, sondern ein höchst aktives Werkzeug in der Hand des Politikers. Der Pfeil als eine dynamische Erscheinungen verzeichnende Signatur birgt aber besondere Gefahren, weil er naturgemäß immer in die Bedeutung „Angriff", „imperialistische Absicht" usw. vom übelwollenden Gegner zurückübersetzt werden kann. Harmlos scheinende Geschichtskarten können sich da z. B. plötzlich in einen höchstgegenwärtigen Bumerang verwandeln, weil ein „Pfeil aus vergangenen Tagen"

eine böswillige gegenwärtige Auslegung ermöglicht. Die Häufigkeit der Anwendung des Pfeils als geopolitischer Signatur kann kaum allein die Ursache dafür sein, daß fast alle in der politischen Gegenpropaganda des Auslandes verwendeten Originalkarten gedankenlose Pfeildarstellungen aufweisen: diese Tatsache ist im Wesen der Signatur begründet. Wissenschaftlich zwingt der Pfeil, wenn er nicht vollständig schematisierend angewandt wird, insofern zur Gründlichkeit, als er eine genaue Kenntnis des räumlichen Verlaufs politischer Vorgänge voraussetzt, soll die Karte nicht unweigerlich der Lächerlichkeit wissenschaftlicher Scharlatanerie verfallen.

Als flächiges Pendant ist auf dem Gebiet geopolitischer Signaturen die Schraffe bzw. die Rasterung ebenfalls sehr weit entwickelt und durch vielfältige graduelle und formale Abstufung zum geopolitischen Ausdrucksmittel gestaltet worden. Flächentönung (die Rasterung ist ja eigentlich nichts anderes) und Pfeil können aber trotz aller Feinheiten nicht den Ansprüchen einer durchgebildeten geopolitischen Karte genügen. Für bestimmte politische Erscheinungen müssen deshalb andere charakteristische Zeichen gefunden werden, die allmählich, zu einem System zusammengefaßt, das künstlerische Schaffen an der geopolitischen Karte in zweckmäßige und vor allem psychologisch bestimmte Richtungen weisen müssen.

Was bis heute an wirklich verwendbaren Signaturen vorliegt, ist fast restlos von Hillen Ziegfeld und K. Springenschmid geschaffen worden, wobei der letztere die zahlreichsten Modifikationen hervorgebracht hat. Mit einer gewissen Einschränkung läßt sich Springenschmid überhaupt als Schöpfer der geopolitischen Signatur bezeichnen, während Ziegfelds Verdienst in der unerhört vorbildlichen, fast dogmatischen Strenge seiner Schwarzweißschöpfungen und in der Einführung und Durchbildung der Rasterung liegt, die er außerordentlich weit entwickelt hat. Springenschmids Ideenreichtum verleitet ihn manchmal zu allzu temperamentvollen Auffassungen, durch die er dem Künstlerischen und Psychologischen den Vorrang vor dem Politischen verleiht. Beide nähern einander neuerdings in zwei kleinen Schriften: Ziegfeld hat in der Geschichtsfibel von Kropp (Runge Verlag, Berlin-Tempelhof 1934) eine Serie von Karten geliefert, die, in der Manier aufgelockerter, der Allgemeinverständlichkeit des Zeichens erhöhte Beachtung gewähren, während Springenschmid in seinem neuesten Buch „Großmächte unter sich" (Kiesel, Salzburg, und Wunderlich, Leipzig 1934) strengere kartographische Bahnen beschreitet. Beide haben damit als die berufensten Interpreten der geopolitischen Kartenschöpfung Prof. Haushofers der Entwicklung der geopolitischen Karte einen neuen Impuls verliehen, der sich hoffentlich bald allgemein auswirken wird, wozu das Schaffen der außerordentlich feinen Psychologin Nadge (Volk und Reich) und die „Höhenschichten"anregung von Vowinckel-Diehl das ihrige beitragen mögen.

Methodik der Signatur

Bei der Schaffung von geopolitischen Signaturen sind mehr Gesichtspunkte maßgebend als bei der geopolitischen Karte an sich. Der Begriff „Geopolitik" — das geopolitische Thema — wird dadurch auf dem Gebiet der Signatur sehr eng gefaßt. Während geopolitische Karten theoretisch auf allen kartographisch darstellbaren Gebieten denkbar sind, beschränken sich die geopolitischen Symbole auf die Versinnbildlichung bestimmter politischer Erscheinungen (Ereignisse und Zustände), die mehr im Bezirk des abstrakten politischen Geschehens, also mehr im Ideellen und Geistigen als im Konkreten zu suchen sind. Letzten Endes läßt sich der Kreis geopolitischer Signaturendarstellung auf das Gebiet des Machtpolitischen, also auf Abstufung, Grad, Beziehung, Gegensätzlichkeit, Zusammenprall der „Macht" beschränken, soweit sie in den realen Faktoren begründet ist. Für alle anderen kartographischen Arbeitsgebiete bestehen schon mehr oder minder allgemein anerkannte und gebräuchliche Signaturen, so daß ihre Behandlung in der Geopolitik ausscheidet.

Zu den inhaltlichen Gesichtspunkten gesellen sich noch drei andere: der graphische, also rein künstlerische, der kartographische und der psychologisch-propagandistische. Daraus ergeben sich zahlreiche Ansprüche, die die geopolitische Signatur zu einem kleinen Kunstwerk an sich machen. Die kartographische Bindung erfordert vor allem eine Einschränkung der graphischen Freiheit, das heißt eine Ablehnung allzu weitgehender Stilisierung. Das psychologische Moment verlangt die Lesbarkeit der Signatur ohne nähere Erklärung, somit eine Einschränkung nurkonventioneller Signatur. Das geopolitische Symbol wird daher meist dem Figuralen entnommen werden, um durch die Darstellung allgemein bekannter Gegenstände eine unmittelbare, die politischen Abstrakta veranschaulichende Gedankenverbindung zwischen der Zweckbestimmung des gezeichneten Gegenstandes und der dargestellten politischen Erscheinung zu erzeugen.

Ein System der geopolitischen Signatur wird sich zwangsweise auf der methodischen Trennung dieser vier Gesichtspunkte und auf dem folgerichtigen Zu-Ende-Denken der Erfordernisse jedes einzelnen Gesichtspunktes aufbauen. Methodisch richtig wäre es, vier Systeme geopolitischer Signaturen unabhängig voneinander auf den vier Grundlagen aufzustellen, um die darstellerischen Möglichkeiten nach jeder Richtung zu erschöpfen. Erst dann wäre die Synthese zu gestatten, um das optimale Erzeugnis zu erhalten. Wenn im Folgenden alle vier Gesichtspunkte durcheinandergewürfelt sind, so ist das also theoretisch unbedingt falsch, ohne daß es einstweilen infolge der bisher mangelnden Bearbeitung des Gesamtthemas umgangen werden kann. Die Beschreibung soll deshalb versuchsweise die bildliche Ausschöpfung der Möglichkeiten ersetzen:

1. Die Raumbedingtheit des Darzustellenden entsprechend, müssen geopolitische Symbole kartographisch richtig versinnbildlichen.

Lage,
Richtung,
Abstand (Distanz),
Umgrenzung,
Ausdehnung (Flächenerstreckung),
Räumlichkeit (Dreidimensionalität).

Diese Forderung mag als Binsenwahrheit erscheinen. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich nicht um die Karte als solche, sondern um das Symbol handelt. Das Symbol wird aber immer vorwiegend nach graphischen und psychologischen Gesichtspunkten geschaffen, unter Vernachlässigung der kartographischen Richtigkeit. Besonders verlockend ist das Absehen von der kartographischen Bindung beim geopolitischen Symbol, weil die geopolitische Karte als propagandistische Waffe nur einen sehr allgemeinen Anspruch auf physikalische Richtigkeit erhebt, dagegen aber das psychologische Moment in den Vordergrund schiebt. Das geopolitische Symbol neigt deshalb dazu, die geographisch richtige Anordnung auf der Karte zugunsten stilistischer und figuraler Richtigkeit zu übersehen, ganz entsprechend den Anforderungen, die der Politiker an Symbol und Karte stellt. So reizt es z. B. Politiker, Propagandist und Graphiker, im Interesse bildhafter Wirkung das Thema der Einkreisung durch einen Kreis zu veranschaulichen, auch wenn der Verlauf der Kreislinie kartographisch unmöglich ist. Oder es wird um der künstlerischen Geschlossenheit des Bildes wegen das Zentrum eines Machtlinienbündels im geometrischen Mittelpunkt des Bündels, aber nicht an der Stelle der tatsächlichen raumpolitischen Zentrale angeordnet. Solche Einseitigkeiten aus formalen Gründen müssen jedoch unter allen Umständen vermieden werden, die Karte muß immer Karte bleiben, und das Symbol muß diesem Erfordernis Rechnung tragen.

2. Der graphischen Möglichkeit entsprechend läßt sich grundsätzlich in folgender Weise arbeiten: entweder man benützt

die lineare Darstellung,
die flächige Darstellung (Flächentönung oder -umrandung),
die Kombination von linearem und flächigem Symbol.

Stilistisch ergibt sich für das Symbol noch eine weitere graphische Unterscheidung — man kann

geometrische,
kartographische,
figurale

Formen verwenden. Man kann also z. B. die Einkreisung eines Landes durch eine Kreislinie um das eingekreiste Land, durch Flächentönung der Nachbarländer oder z. B. durch aufmarschierende Armeen veranschaulichen. Die Verwertung der drei Möglichkeiten in Reinkultur ist jedoch wenig ansprechend; man wird immer trachten müssen, Kombinationen zu verwenden. Die Wahl zwischen Fläche und

Linie ist dagegen meistens ohne weiteres frei: Linien dienen im großen und ganzen dynamischer, Flächen hingegen statischer Darstellung, wobei allerdings zu beachten ist, daß Flächentönung auch ein geeignetes Symbol für dynamische Darstellungen ergeben kann.

3. Um den psychologischen Ansprüchen an die geopolitische Symbolik gerecht zu werden, wird man in erster Linie das geistige Niveau des Kreises, an den sich die Karte wenden soll, analysieren müssen. Der Spielraum zwischen der derberen figuralen und der künstlerisch stilisierten Symbolik darf aber niemals auf der einen Seite die Grenze des guten Geschmacks und der wissenschaftlichen Richtigkeit, auf der andern die Grenze absoluter Abstraktion des Symbols, die zur Verständlichkeit und Allgemeingültigkeit erst des Übereinkommens bedarf, überschreiten. Wenn die Stilisierung des Symbols gezwungenermaßen zu weit gehen müßte, dann ist es besser, statt des Symbols zur Beschriftung zu greifen und durch sie das Thema zu schildern.

4. Nach dem dargestellten Thema selbst kann man zweierlei Signaturen unterscheiden:

Zeichen, die ein abstraktes Thema versinnbildlichen,

Zeichen, die einen Gegenstand oder etwas sinnlich Wahrnehmbares versinnbildlichen.

Die ersteren symbolisieren das Geistig-Politische, das unwägbare Ideelle, Gefühlswerte — also nicht das unmittelbar durch die Sinne mit Maß und Zahl Erfaßbare. Die andern — dinglichen — Signaturen interessieren dann nur insofern, als die dargestellten „Gegenstände" ebenfalls eine politisch-abstrakte Bedeutung erhalten.

Diese Unterscheidung der Themenstellung ist wohl das wichtigste Merkmal am Problem der geopolitischen Signatur, weil damit die Grenze zwischen der mechanisch zu schaffenden Signatur und der aus schöpferischer Formgebung politischer Gedankengänge entsprungenen gezogen ist.

Die abstrakte Signatur

Für die abstrakte Signatur ist die Aufstellung bestimmter Kategorien politischer Erscheinungen notwendig. Scheidet man dann weiter zwischen linear und flächenhaft organisierten Vorgängen und Zuständen, so wird man schnell zu einer brauchbaren Grundsignatur für jede Kategorie kommen, durch deren Abwandlung schließlich die jeweilige Signaturengruppe entsteht. Beispielsweise seien einige Kategorien behandelt.

Eines der umfassendsten politischen Themen ist das positive, nach vorwärts gerichtete Streben, das sich in folgende untergeordnete Themen aufspalten läßt.

Latente Ideen (Wunschträume)	Konkrete Pläne
Nationale raumgebundene Ideologien.	Konzeptionen
In Entwicklung befindliche Vorgänge	Planmäßige staatliche Arbeit
Unterwanderung, Bevölkerungsdruck, Überschichtung, Siedlungsbewegung, Kolonisation, Missionierung usw.	Einflußstreben, Vormachtstreben, Bündnis, Anschlußstreben, Anlehnungsbestreben, Beziehung allgemeiner Natur, Sympathien, Bedrohung usw.

Reale politische Vorgänge

Ausdehnung: Gebietserwerbung, Wachstum, Einbruch, Vormarsch usw.

Ein anderes Thema bildet der „Riegel", die politische Abriegelung eines Raumes, die natürliche und künstliche Sperrlinie, die sowohl defensiver als offensiver Natur sein können.

Ein ebenfalls sehr wichtiges Thema ist die Einkreisung, die in folgenden Formen veranschaulicht werden muß:

Politische Umfassung (dynamisch), bloß territoriale Umfassung (statisch) — („Mittellage").

Ein Thema, das bisher besonders wenig gepflegt wurde, ist die Darstellung von „Zusammenschluß", „Bündnis" usw. Die graduellen machtpolitischen Abstufungen sind hier so zahlreich und fein, daß die bisherige Methode der einheitlichen Flächentönung für ein bestimmtes Bündnissystem (statisch) oder der Anwendung des Pfeilbündels (dynamisch) nicht genügt. Mindestens müßten folgende Möglichkeiten in der Signatur unterschieden werden:

a) Bündnis auf der Basis faktischer und rechtlicher Gleichwertigkeit,
Bündnis, bedingt durch Vorrangstellung eines Staates,
Bündnis, bedingt durch ausgesprochene Hegemonie,
Suzeränitätsverhältnis.

b) Unionen,
Tendenz eines Gebietes zu einem andern,
Ähnlichkeit, Verwandtschaftsverhältnis (rassisch usw.).

Eine graphisch außerordentlich schwer zu lösende Kategorie bilden die Auflösungserscheinungen, bei denen ungefähr folgende untergeordnete Gesichtspunkte ausgedrückt werden müssen:

Zersetzung, innere Bruchlinie (latent), innere Bruchlinie (bereits vorhanden, Innengrenze), Auseinanderstreben eines Gebietes, vollständiges Auseinanderbrechen (Zerfall), Rechtsminderungen (Souveränitätsbeschränkungen, Internationalisierungen).

Bei der Darstellung von Vergleichen ist hinsichtlich der Signatur grundsätzlich ein Unterschied zwischen Vergleichen gleichzeitiger und zeitlich auseinanderliegender Erscheinungen zu machen. Bei zeitlicher Verschiedenheit wird es zweckmäßig

sein, die jeweilige Gegenwartslage durch die Tönung stark hervorzuheben, das Vergangene im Ton abzuschwächen und für das Zukünftige Konturen zu verwenden. Der Vergleich gleichzeitiger Dinge wird wohl manchmal die Anwendung verschiedener Symbole für das gleiche Thema erfordern, dabei darf aber niemals eine begriffliche Verletzung des Themas durch die Signatur eintreten.

Ein Kapitel, das geeignet ist, auf dem Gebiet des Kartenwesens die größten Umwälzungen hervorzurufen, ist die Erweiterung des Lebensraumes in der Vertikalen. Die dadurch entstehende echte Räumlichkeit (Dreidimensionalität) des Lebensraumes stellt das Kartenwesen vor Probleme, die zweifelsohne mit den bisherigen Methoden der Zweidimensionalendarstellung nicht zu lösen sind. Während man nämlich noch immer auf der Karte Vorgänge und Zustände, die gewissermaßen in übereinanderliegenden horizontalen Flächen angeordnet sind (z. B. Luftangriff auf die Erde und Bodenabwehr eines Luftangriffes), durch Tönungen, Überdeckungen veranschaulichen kann, scheitert die bisherige Karte und dementsprechend das Signaturenwesen an der Darstellung rein vertikal angeordneter Dinge, also z. B. an der „Grenzfläche" (vertikal!). Hier öffnet sich eine Welt des Denkens und Darstellens, in die der Mensch überhaupt erst hineinwachsen muß. Ob man künftighin zum dreidimensionalen Kartenmodell greift oder das Blockdiagramm weiterentwickelt, ist heute nicht zu entscheiden. Das Signaturenwesen wird deshalb auf diesem Gebiet auch nur Ersatzmittel schaffen können, solange die Darstellungsform der Räumlichkeit noch nicht gefunden ist.

Schlußbetrachtung

Es bedarf noch des Hinweises auf die dingliche Signatur, soweit sie geopolitisch bedeutsame Realitäten darstellt. Am wichtigsten ist die Kennzeichnung der verschiedenen politischen Grenzformen: Kampfgrenze, Sperrgrenze, freundliche Grenze, dann auch Naturgrenze, astronomische Grenze, künstliche Grenze (Limes, große Mauer usw.). Aus geopolitischen Gründen wird auch eine Abwandlung der üblichen Eisenbahnsignatur nach Spurweiten erforderlich sein, da die Spurweite am stärksten die politische Bedeutung eines Eisenbahnnetzes beeinflußt. Die politischen Rangunterschiede bei Siedlungen, die politische Bedeutung von Küsten und Gewässern usw. bedarf ebenfalls eigener geopolitischer Ausdrucksmittel, deren Schaffung fast restlos die Aufgabe künftiger Arbeit ist.

Der Überblick über das geopolitische Signaturenwesen ergibt somit ein ganz eigenartiges Gebiet politischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Aufgaben, das bis jetzt eine ausgesprochene Aschenbrödelrolle gespielt hat. Will man aber nicht auf ein politisches Ausdrucksmittel verzichten, so ist es höchste Pflicht, an der geopolitischen Karte und ihrem vornehmlichsten Kennzeichen, der geopolitischen Signatur, weiterzuarbeiten. Wenn es auch niemals möglich sein wird, restlose Vollkommenheit der Zeichengebung zu erhalten, weil sich das Leben selbst eben

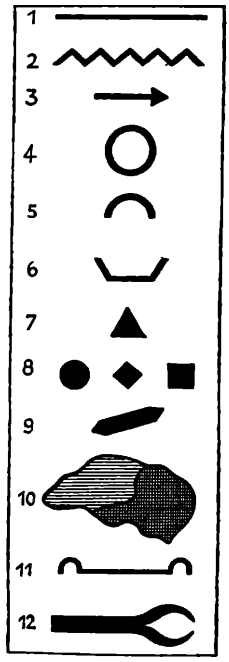
niemals schematisieren läßt und die Politik kaum auf den Nenner einiger Zeichen gebracht werden kann, so ist es doch möglich, in einem gewissen Rahmen eine Zeichensprache zu schaffen, die in ihren beschränkten Grenzen vollauf den an sie gestellten Anforderungen genügt. Voraussetzung der Verständlichkeit dieser Sprache ist aber, daß sie wissenschaftlich fundiert ist, und diese Fundierung herzustellen, ist allmählich zur Notwendigkeit geworden.

Die Signaturen

Im folgenden ist eine kurze Übersicht der wichtigsten Signaturen gebracht, systematisch geordnet nach den im voraufgehenden Text angeführten Gesichtspunkten. Die Übersicht ist keineswegs erschöpfend. Sie umfaßt die Grundsignaturen, abstrakte, einige dingliche und sinnwidrige Signaturen. Die Grundsignaturen sind auf die einfachste thematische Formel gebrachte Signaturen, aus denen sich alle andern durch Abwandlung oder Zusammensetzung ableiten lassen. Mit den dinglichen Signaturen soll zweierlei gezeigt werden: solche Signaturen, die in Beziehung zu einem abstrakten Thema treten, z. B. „Kampfgrenze", und solche, die eine besondere zeichnerische oder methodische Lösung verlangen (Beispiel für erstere: die Küstensignaturen, Beispiel für letztere: die Eisenbahnsignaturen).

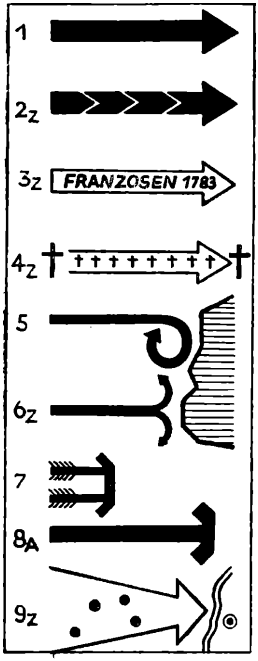
Die Buchstaben neben den Leitziffern bedeuten: „Z" — daß die Signatur von Hillen-Ziegfeld, „S" — daß die Signatur von Springenschmid, „A" — daß die Signatur von anderen entwickelt wurde. Die übrigen Signaturen sind vom Verfasser in Verbindung mit Herrn G. Gebhard und dessen Mitarbeiter Herrn Jedermann ausgestaltet worden. Beiden Herren sei an dieser Stelle der Dank für ihre graphischen Ratschläge ausgedrückt.

I. Grundsignaturen



1. Die Linie.
2. Die Zickzacklinie.
3. Der Pfeil.
4. Der Kreis.
5. Das Halbrund.
6. Das Mehrkant.
7. Der Keil.
8. Die Scheibe.
9. Der Stift.
10. Die Schraffur.
11. Die Klammer.
12. Die Zange.

II. Angriff, Vorstoß — Streben mit linearer Grundrichtung

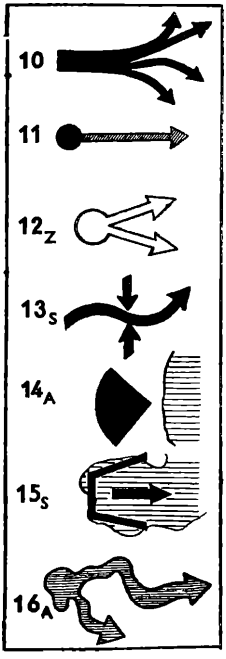


1. Der Pfeil. Diese Form des Pfeiles ist die beste Lösung. Alle geschweiften und sonstigen Formen eignen sich nicht für die strenge Darstellung des Kartenbildes. Sie wirken maniriert und machen die Karte leicht unernst.
2. Eine Form des Angriffspfeils, die sowohl das Moment des Angriffs als auch das der Bewegung besonders plastisch herausarbeitet. Der Pfeil läuft gewissermaßen wie ein Film ab.
3. Der Hohlpfeil. Er dient dazu, Erklärungen aufzunehmen, deren Anbringung sonst außerhalb des Kartenbildes in der Legende notwendig ist.
4. Der Hohlpfeil in Verbindung mit einer dinglichen Signatur. Hier veranschaulicht er die Wanderung des Christentums.

5. u. 6. Mit diesen beiden Formen wird die Vergeblichkeit eines Angriffs ausgedrückt.

7. u. 8. Mit diesen beiden Formen soll ein Frontalangriff charakterisiert werden.

9. Der Sammelpfeil oder Flächenpfeil. Seine auseinanderklaffenden Äste raffen gewissermaßen ein Gebiet, dessen Gesamtkräfte sich in Angriff befinden. Beispiel zeigt Angriffsrichtung eines Städtebundes.



10. Der Strahlungspfeil. Aufspaltung eines Angriffs nach verschiedenen Richtungen. Die Pfeile müssen das Verhältnis der Kraftströme wiedergeben. Ihre Summe muß die Breite der Hauptlinie ergeben. Graphisch sehr häufig falsch gelöst.
11. Der Planungspfeil. Er kennzeichnet die Planmäßigkeit einer Bewegung. (Angabe des Zentrums der Bewegung.)

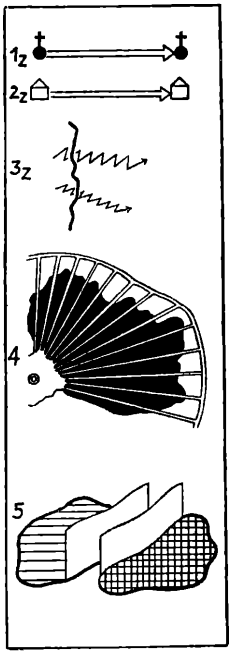
12. Darstellung des aus einem Gebiet (Raum) vorgetragenen Angriffs.

13. Einquetschung einer Machtlinie zwischen anderen — Flankenangriff.

14. Massierter Angriff mit gleichzeitiger Angabe des Angriffsraums.

15. Natürliche Öffnung eines Raums. Raumbedingtheit der Angriffsrichtung.

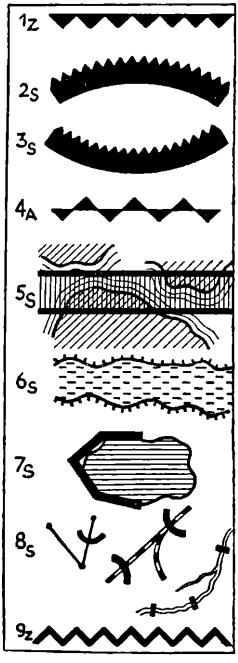
16. Angriffsbänder. Sie zeigen den Verlauf von Bewegungen durch von der Natur vorgezeichnete Gebiete. (Kartographisch richtige Pfeile!)



III. Spezielle Angriffssignaturen

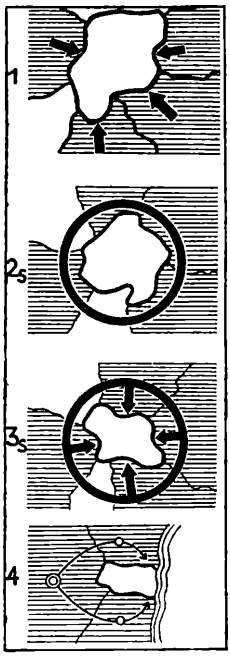
1. Missionierung.
2. Siedlungsbewegung (Kolonisation).
3. Unterwanderung.
4. Luftangriffsbereich.
5. Angriffs-Grenzflächen im dreidimensionalen Raum.

IV. Der Riegel (Sperraum, Blockierung)



1. Idealform der Riegeldarstellung.
2. Abriegelung, Abwehrriegel (Schutzwehr gegen Angriffe) — gekennzeichnet durch die Wölbung nach außen.
3. Einriegelung, Angriffsriegel (offensiv) — nach innen gewölbt.
4. Sperrlinie, Doppelriegel, von zwei Seiten gesperrt.
5. Politische Riegelzone — Raumbarriere von großer räumlicher Ausdehnung.
6. Natürliche Riegelzone (Gebirge, Wüste usw.).
7. Natürliche Blockierung durch Gebirge, Küstenlage usw.
8. Verschiedene Darstellungsformen der Blockierung von Linien (Verkehrslinien) — Bahnen, Straßen usw. —, Strömen usw. durch politische Hindernisse wie Grenzziehungen, Zollabschnürungen usw.
9. Widerstandslinie ohne Riegelunterbauung.

V. Einkreisung und Umfassung

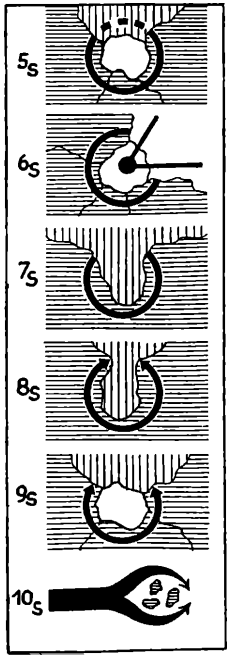


1. Darstellung der Einkreisung durch Pfeile in Verbindung mit Flächentönung des einkreisenden Staatensystems.

2. Darstellung der Einkreisung durch einen schematischen Kreis in Verbindung mit Flächentönung. (Soll die Abschließung besonders drastisch veranschaulichen, ist aber etwas zu schematisch. Bild 1 zeigt eine bessere Anpassung an die geographischen Verhältnisse.)

3. Anschauliche Kombination von Kreis-, Pfeil- und Flächentönung. (Die schematisierende Wirkung ist durch die geographische Beziehung der Pfeile ausgeglichen.)

4. Einkreisung in Form der Umklammerung. Die Pfeile geben gleichzeitig Ausgangspunkt und Richtung des einkreisenden Systems an.



5. Unvollständige Einkreisung. Die gebrochene Kreislinie im hell schraffierten Gebiet soll die politisch unsichere Stellung des betreffenden Staates im Einkreisungssystem ausdrücken.

6. Darstellung des freien Auswegs aus der Einkreisung.

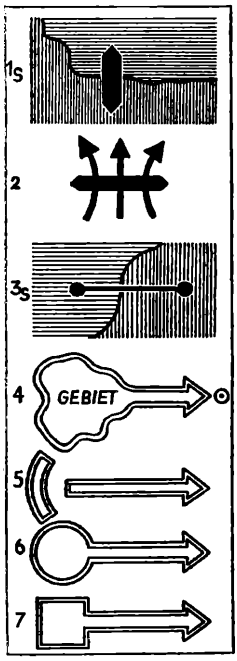
7. Umklammerung eines Gebietszipfels durch fremdes Gebiet (Darstellung des Zustandes — statisch).

8. Umklammerung mit Abschnürungsabsicht (dynamisch).

9. Unvollständiges Einkreisungssystem mit Schließungsabsicht und Angabe der Richtung der Einkreisungspolitik.

10. Umfassungsstreben (im Bilde an Inseln veranschaulicht).

VI. Bündnis, Zusammenschluß, Union, Angliederung, Anschlußstreben



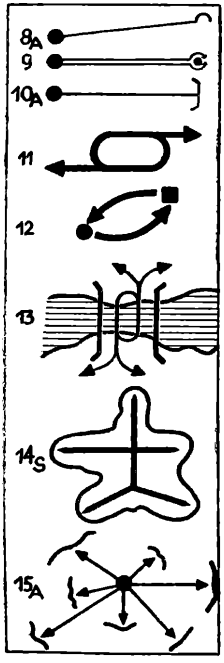
1. Bündnisklammer. Ausdruck der Wechselseitigkeit (dynamisch).

2. Räumliche Verbindung und Zusammenklammerung mehrerer Bewegungsrichtungen.

3. Bündnisklammer (statisch).

4. Raumpolitische Tendenz eines Gebietes zu einem anderen — Anschlußstreben (unschematisierte Darstellung durch Verdoppelung der Grenzlinie).

5., 6. u. 7. Schematisierte Darstellung der Tendenz eines Gebietes zu einem andern (Band, Kreis und Viereck sollen raumraffend wirken und Platz für Beschriftung schaffen).



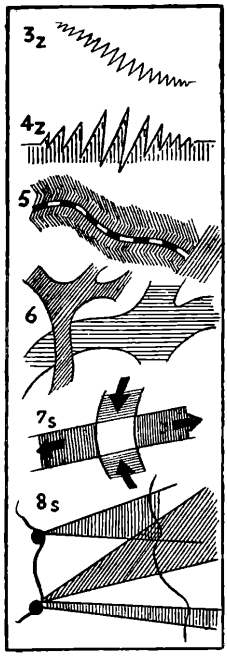
8., 9. u. 10. Bündnisklammer bei einseitigem Bündnisstreben (Hegemonie).

11. u. 12. Austauschverhältnis.

13. Politische Wechselbeziehung über einen territorialen Engpaß hinweg (politische Überbrückung eines fremden Raumes an empfindlicher Stelle).

14. Das machtpolitische „Nervensystem" eines Raumes (schematisch).

15. Wachstum von einer Zentrale aus bzw. Bereich einer Zentrale (im zweiten Fall besser ohne Pfeile).



VII. Zone und Sphäre

1. u. 2. siehe 5. u. 6. unter „Riegel".

3. Politische Reibungszone.

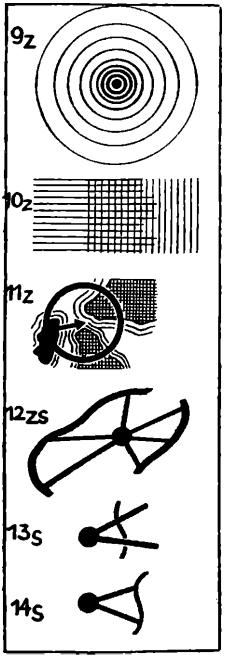
4. Völkische Zahnungszone (nicht sehr anschaulich).

5. Darstellung einer Zone durch einfache Schraffur nach der Art des Hauptgebietes (Bild: Eisenbahnzone durch fremden Machtbereich).

6. Machtstraßen. Geographisch richtig dargestellt. Bessere Darstellung als die üblichen Pfeile.

7. Macht„linien"kreuz. Machtstraßen und politischer Knotenpunkt.

8. Politische „Projektion". Politische und kulturelle Einflußsphären mit Ausstrahlungszentren.



9. Einflußbereich eines Zentrums („Aktionsradius" der Macht).

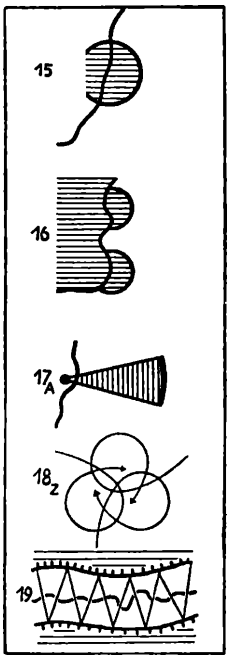
10. Darstellung der Durchdringung zweier politischer Faktoren (völkisches Mischgebiet, überkreuzende Macht- und Interessensphären usw. — Darstellung durch Überschneidung der Schraffuren).

11. Machtbereich. (Angabe der Reichweite durch Kreis, der Richtung durch Pfeil, der Machtstellung durch Flächentönung.)

12. Machtspielraum (flächig).

13. Spielraum („Freier Ausweg").

14. Spielraum („Distanz").

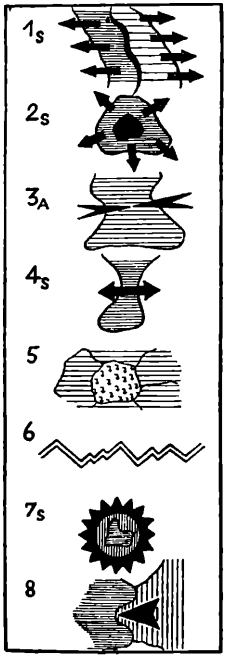


15., 16. u. 17. Gefährdungszonen (übergreifend).

18. Kampffeld.

19. Internationalisierte, entmilitarisierte usw. Zonen.

VIII. Auflösungserscheinungen



1. Auseinanderstreben eines durch inneren Riegel aufgespaltenen Gebietes.

2. Abtrift vom Kerngebiet.

3. Abkeilung durch innere und äußere Faktoren.

4. Politische Durchstoßung eines Gebietes.

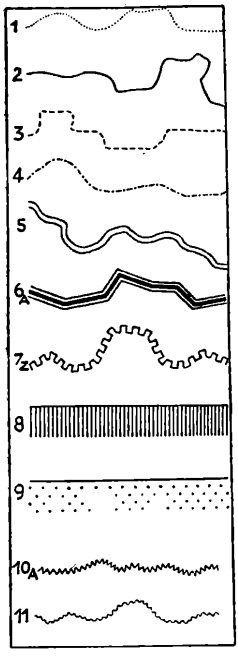
5. Politische Unzuverlässigkeit eines Gebietes (gebrochene, nach abwärts gekehrte Pfeile. Im Bild leider nicht erkennbar infolge zu starker Verkleinerung).

6. Politische Bruchlinie.

7. Aus dem Gesamtraum herausgerissenes Gebiet.

8. Auflösende Keilwirkung eines Gebietes.

IX. Dingliche Signaturen
A. Grenzen



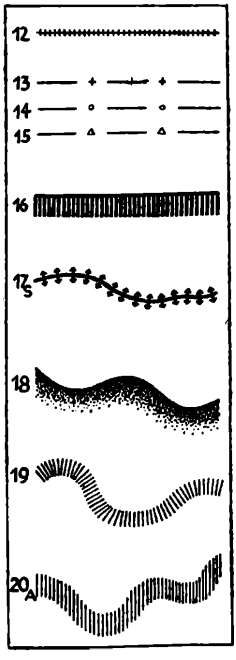
1. bis 5. Die häufigsten graphischen Variationen.

6. Wehrgrenze. (Der Festungsdarstellung entnommen. Stark zu schematisieren.)

7. Betonte Grenze.

8. u. 9. Übersetzung der üblichen Farbranddarstellung in Schwarzweißmethode.

10., 11. u. 12. Darstellung unsicherer Grenzführung.



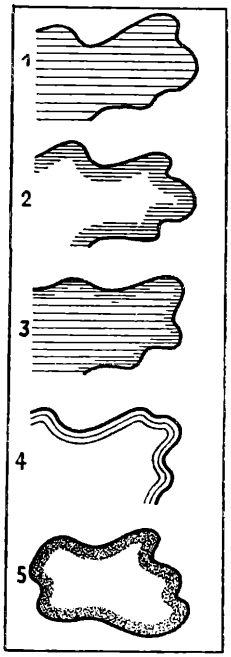
13., 14. u. 15. Variationen mit Kotenangabe.

16. Naturgrenze.

17. „Kampf"-Grenze.

18. Beste geopolitische Schwarzweißlösung: „Verdichtung" bis zur Grenzlinie.

19. u. 20. Überlagerte Grenzen. Z. B. Volkstumsgrenzen über Staatsgrenzen usw.



B. Küsten

1. Nur möglich, wenn keine Beschriftung eingesetzt und das Festland besonders hervorgehoben werden soll.

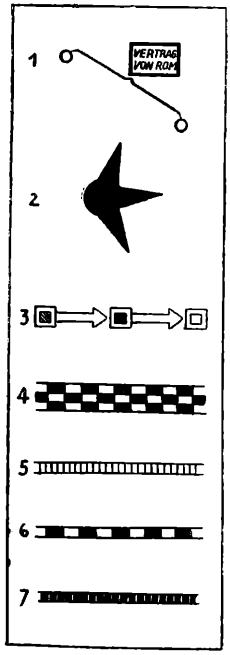
2. Nur anwendbar bei wenig gegliederten Küsten.

3. Vereinigung der Gesichtspunkte von 1. u. 2.

4. Sehr anschaulich und unbedingt zu verwenden bei allen „räumlichen" (topographischen) Darstellungen des Festlandes (die Küstenparallellinien wirken wie Schichtenlinien).

5. Die beste Darstellung reichgegliederter Küsten.

X. Einige Sonderfälle von Signaturen



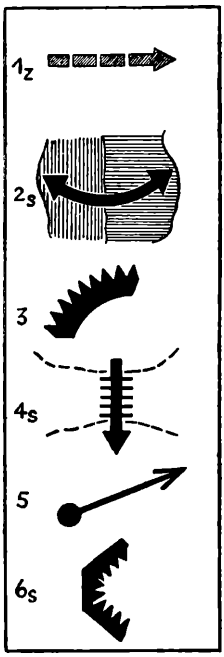
1. Beschriftungstafel (mit Bündnisklammer). Die Umrahmung eingefügter Texte ist wegen der Klarheit und Übersichtlichkeit immer der gewöhnlichen Eintragung von Texten vorzuziehen.

2. Politische Strahlungsrichtung eines Zentrums.

3. Hauptstadtverlagerung — ein Beispiel für die Darstellung zeitlich getrennter Dinge durch Farbtönung: Vergangenheit matt, Gegenwart voll getönt, Zukunft weiß. Darstellung von Siedlungen durch Quadrate der Verwendung der Kreisfläche vorzuziehen.

4. bis 7. Eisenbahnsignaturen mit der politisch wichtigen, aber fast nie dargestellten Angabe von Gleiszahl und Spurweite. — 4. Beispiel der Angabe der Gleiszahl (nach amerikanischem Vorbild): drei- oder mehrgleisige Strecke. — 5., 6., 7. Angabe der Spurweite: 5. Breit-, 6. Normal-, 7. Schmalspur. (Die übliche Unterscheidung von Haupt- und Nebenbahn ist viel weniger wichtig und meist nur sehr relativ richtig.)

XI. Sinnwidrige Signaturen



1. Häufig gebrauchter Angriffspfeil. — Falsch, da die Querleisten dem Sinn der Bewegung widersprechen. Vgl. damit II. 2.

2. „Bündnisklammer." — Falsch, da durch die Pfeile nicht eine Verheftung der beiden Territorien, sondern eher ein Auseinanderstreben angedeutet wird. Vgl. VI. 1. u. 3.

3. „Einriegelung." — Falsch, da die als Angriffssymbol gedachten Zacken außen am Riegel statt innen in der Angriffsrichtung angeordnet sind. Vgl. IV. 3.

4. „Durchstoß mit Querriegelwirkung." — Falsch, da die Schraffen eher den Pfeil auslöschen, als ihn verstärken. Vgl. damit VIII. 4. bzw. VI. 13.

5. „Abstand", „Distanz". — Falsch, da der Pfeil nicht Statik, sondern Dynamik, also „Angriff" ausdrückt. Vgl. VII. 14.

6. „Schutzlage." — Falsch, da die nach innen gerichteten Zacken einen Angriff signieren. Vgl. IV. 7.

Hans Hummel: Büchertafel

Deutscher Raum

Otto Maull: Deutschland. Bibliogr. Institut, Leipzig 1933. 542 S., 25 Karten, 41 Abb. Ln. 18,— RM.

Es gehört zu den schwierigsten und oft mißlungenen Aufgaben deutscher Fachgeographen, eine deutsche Länderkunde zu schreiben. Das Werk, das M. aus der Reife langer Erkenntnisjahre in der bekannten Sieversschen Reihe „Allgemeine Länderkunde" herausbringt, rechnet zweifellos zu den besten seiner Art. Trotz reicher Ausstattung ist das Werk verhältnismäßig billig und wird so seinen Platz auch in nicht geographischen Privatbüchereien finden. Mit der Präzision deutscher Gelehrtenarbeit entwirft uns M. das Gesamtbild des deutschen Raumes in seiner klaren und eindeutigen Schreibweise, die den Lesern der Z. f. G. aus vielen Berichten und Arbeiten der letzten Jahre wohlbekannt ist. In der Allgemeinen Übersicht umreißt M. das gesamtdeutsche Gebiet in seinen geologischen, morphologischen, klimatischen, biologischen und kulturellen Grundlagen. Der Hauptteil ist den Einzellandschaften gewidmet, die jeweils wieder in geographisch geschiedene Teilräume getrennt sind. Die deutschen Küstenlandschaften und ihr Hinterland (Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Niedersachsen), das binnenländische Ost- und Mitteldeutschland (Mark, Posen, Sachsen, Thüringen, Schlesien), das rheinische Deutschland, Oberdeutschland und Ostbayern sind die einzelnen Hauptabschnitte, deren geographisches Bild ausführlich behandelt wird. Ausgezeichnete Tabellen und eine sauber ausgewählte Bibliographie bilden den Abschluß des großangelegten Werkes. Das Schema der Teilgliederung ergibt sich aus einer durchgearbeiteten Karte der Landschaftsgliederung. Das Bibliographische Institut hat sich durch dieses Werk ein neues Verdienst erworben, zumal es die Antwort eines klugen und sachlichen Gelehrten auf das „Mitteleuropa" E. de Martonnes bedeutet.

Rupert von Schumacher: Deutschland-Fibel. Verlag Offene Worte. Berlin 1934. 127 S., 105 Abb. und Karten. 1,— RM.

In einem so kleinen Bändchen, unterstützt durch ausgezeichnete Abbildungen und Karten, die historische und politische Bedeutung des deutschen Raumes klärend darzustellen,

ist eine Meisterleistung, die hier zum ersten Male einwandfrei gelungen ist. Alles Wissenswerte ist enthalten, aber doch in einer eigenwilligen Art zusammengestellt, so daß aus der notwendigen Kompilation doch eine schöpferische Leistung wurde. Daß Karl Haushofer das Vorwort schrieb, kennzeichnet den Wert des Bändchens, das bereits überall in der Schulung der großen Organisationen benutzt wird. Guido F. Gebhardt hat die gedankenreichen Karten des Buches gezeichnet.

Werner Schlegel: Sinn und Gestaltung der großen deutschen Revolution. Heling, Leipzig 1933. 174 S. Ln. 3,90 RM.

Sch. sieht in der deutschen Revolution die endgültige Absage an das 19. Jahrhundert mit seinen individualistischen Ideen und glaubt an den Totalitätsgedanken der Zukunft. Er greift die Rechtsgeschichte heraus und stellt die römische Rechtsidee der deutschen Auffassung gegenüber. Die im zweiten Teil gemachten Vorschläge sind teils bereits in Angriff genommen, teils in anderer Form erledigt.

Wilhelm von Kloeber: Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution. Oldenbourg, München und Berlin 1933. 142 S., 1 Karte. Br. 1,80 RM.

Es wird ein nützlicher, unkommentierter Überblick über die Tatsachen der deutschen Geschichte seit 1914 gegeben.

Will Decker: Der deutsche Weg. Koehler & Amelang, Leipzig 1933. 120 S. Ln. 2,50 RM.

D. stellt einen sehr guten Lehrband für den Arbeitsdienst zusammen, der als Leitfaden für die politische Schulung gedacht ist und seinen Zweck vollauf erfüllt. Er spricht über Adel der Arbeit, Führertum, Grundgesetze deutscher Art und fügt einen geschichtlichen Überblick an.

Max Claus: Die deutsche Wende in Europa. Callwey, München 1934. 238 S. Br. 4,50, Ln. 5,50 RM.

Eine lebendig geschriebene Geschichte Deutschlands seit dem Wiener Kongreß, knapp, datenbelegt, aber keineswegs trocken. Beinahe etwas zu journalistisch, aber doch empfehlenswort.

Hans Schwarz: Die preußische Frage. Der Nahe Osten, Berlin 1932. 127 S. Br. 1,40, Ln. 1,80 RM.

Sch. ist letzten Endes der berufene Mann, über Preußentum zu schreiben, wenn er es auch in der ihm eigenen leisen, philosophischen Art tut, die wohl zwischen den Zeilen mehr gibt als in ihnen. Vor 1933 erschienen, ist es jetzt eine interessante Lektüre.

Johann van Leers: Deutschlands Stellung in der Welt. Quelle & Meyer, Leipzig 1934. 93 S. Br. 1,90 RM.

Mit Schärfe und Bestimmtheit umreißt v. L. die deutsche Außenpolitik, nachdem er einen geopolitischen Überblick über die Entwicklung des Reiches gegeben hat. Als Schulungsbuch bringt das Bändchen viel Material.

Friedrichkarl Roedemeyer: Sprache Deutscher Landschaft. Langewiesche, Königstein und Leipzig 1934. 229 S., viele Abb. und Karten. Ln. 2,40 RM.

In der Reihe der Blauen Bücher erscheint ein wunderschöner Band, der eine Wanderung durch einzelne deutsche Sprach- und Stammesgebiete enthält. Das Buch führt den Leser, jeweils von ausgezeichneten Bildern begleitet, kreuz und quer durch Deutschland und spricht von Sprache, Stamm und Eigenart der deutschen Landschaften. Ein verständiges Hilfsbuch zur praktischen Geopolitik.

Fritz Söllheim: Erziehung im neuen Staat. Beltz, Langensalza, Berlin, Leipzig 1934. 125 S. Br. 2,— RM.

Ein Abriß neuer deutscher Pädagogik, der besonders den Gedanken der Berufserziehung nachgeht.

Germanische Urzeit in Oberschlesien. Aus Oberschlesiens Urzeit, H. 20. Der Oberschlesier, Oppeln 1933. 96 S., viele Abb. und Karten. Br. 1,50 RM.

In einer verdienstvollen Arbeit stellen oberschlesische Heimatforscher eine Fülle von Material zum Beweise der germanischen Vorzeit Oberschlesiens zusammen. Hervorgehoben seien besonders die Einleitungsaufsätze von Walter Matthes und Georg Raschke.

Wolfgang La Baume: Urgeschichte der Ostgermanen. Danziger Verlagsges., Danzig 1934. 167 S.

Gewissermaßen in Ergänzung zum vorigen führt La B. denselben Nachweis für die ostgermanischen Siedlungsgebiete in Westpreußen an Hand von genauen Kommentaren zu Einzel- und Sammelfunden im Beobachtungsgebiet, ein wesentliches Werkzeug für die Erhaltung des deutschen Anspruches.

Karl Heidkamp: Friedrich Wilhelm I. Akad. Verlagsges. Athenaion, Potsdam 1935. 158 S., 20 Abb. Br. 2,40, kart. 2,80, Ln. 3,80 RM.

„Ein deutsches Vorbild" ist der berechtigte Untertitel, den diese erste volkstümliche Lebensbeschreibung des Soldatenkönigs führt. Leidenschaftlich setzt H. die Gestalt Friedrich Wilhelms I. in das rechte Licht, ein Buch, auf das man schon lange gewartet hat. Der Vater stand für uns bis vor kurzem im Schatten des Sohnes, eine Tatsache, deren Unrichtigkeit wir empfanden, aber nie änderten. So kommt dies Buch zur rechten Zeit, das Vorbild der Deutschen, Diener an Volk und Staat.

Ernst Gerhard Friehe: Geschichte der National-Zeitung 1848—1878. Reinicke, Leipzig 1933. 222 S. Br. 6,— RM.

Erich Leupolt: Die Außenpolitik in den bedeutendsten politischen Zeitschriften Deutschlands 1890—1909. Reinicke, Leipzig 1933. 181 S. Br. 7,20 RM.

Beides in ihrer Art interessante Kulturdokumente und Beiträge zur Geschichte des letzten Jahrhunderts.

Bernhard Poll und **Wilhelm Ziegler:** Schicksalswende 1914. Heymann, Berlin 1935. 76 S., 3 K. Br. 2,— RM.

Auf Grund archivarischen Materials behandeln zwei Kenner der Kriegsgeschichte das erste Kriegsjahr mit seinen militärischen Ereignissen. Westoffensive bis zum „Wettlauf zur Küste", Ostaufmarsch bis Brzeziny, Seekrieg, Kriegswirtschaft, innere und äußere Politik sind die einzelnen Abschnitte des quellenreichen Bandes.

Müller-Brandenburg: Das Diktat von Versailles. Der Nationale Aufbau, Leipzig 1934. 45 S., 2 K. Einzelpreis br. 0,50 RM.

Für Schulungszwecke im Arbeitsdienst herausgegeben. Knappe, treffende Übersicht.

Johannes Guthmann: Um die Westmark Oldenbourg, München und Berlin 1935. 105 S., 21 Abb. u. K. Br. 2,80 RM.

Adolf Müller: Der Kampf um die Saar. Reclam, Leipzig 1934. 80 S., 3 K. Gb. 0,75 RM.

Fritz Carl Roegels: Deutsches Schicksal an der Saar. Korn, Breslau 1934. 100 S., 40 Abb., 2 K. Br. 2,50 RM.

Johann Thies: Deutschlands Recht auf das Saargebiet. Beltz, Langensalza 1935. 48 S., 1 K.

Viktor Bruns: Die Volksabstimmung im Saargebiet. Heymann, Berlin 1934. 184 S. Br. 4,80 RM.

Saarabstimmung und Völkerbund. Heymann, Berlin 1934. 28 S.

Wenige Tage nach der endgültigen Heimkehr des Saarlandes in das Reich gilt es, Nachlese der angeschwollenen Saarliteratur zu halten. G.s Buch über die Westmark gliedert sich in einen allgemeinen Teil der Westmarkfragen und einen Teil über die Saarfrage. Beides knapp und gut. Aber nicht ganz so knapp wie das Büchlein M.s, der jedoch seinerseits auf kleinerem Raume mehr Material gibt. Ein komprimierter Reclamband von ausgezeichneter Brauchbarkeit für Leser, die schon etwas von der Sache verstehen. Umfangreicher, journalistischer und propagandistischer ist der reich bebilderte Band R.s, ein aktuelles Zeitdokument. Th. gibt die Saarfrage für den Unterricht bearbeitet heraus. Die beiden bei Heymann erschienenen Bände sind rechtlicher Natur. B. bringt eine sehr umfangreiche Völkerrechtsbelehrung über das Saarstatut, in der sämtliche Saarbeschlüsse seit Versailles in der Manier des erprobten Völkerrechtskämpfers kommentiert sind. Das andere ist ein schmaler Band in deutscher, französischer und englischer Sprache über eine Saaruntersuchung der Akademie für Deutsches Recht.

Friedrich Grimm: Das deutsch-französische Verhältnis von Versailles bis zum heutigen Tage. Lohse, Wilhelmshaven 1933. 16 S. 0,25 RM.

In einem Vortrag gab G. einen knappen Überblick, der in einem Sonderdruck erschien.

Martin Spahn: Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich. Hendriock, Berlin 1932. 63 S., 1 K.

Ein kleines, handliches Bändchen über Elsaß-Lothringen, das schnellen Aufschluß über Geschichte und Wirtschaft besonders seit etwa 100 Jahren gibt. Geistvolle Arbeit eines fachkundigen Gelehrten.

Wolf-Günther Künoldt: Die geographischen Grundlagen für die Kriegszüge am Rhein und in den Rheinlandschaften zur Römerzeit und von 1792 bis zum Weltkrieg. 2 Teile. Hirt, Breslau 1935. 87 S., 12 K. in Sondermappe. Br. 10,— RM.

Eine wichtige Arbeit zur Wehrgeographie der deutschen Westgrenze. Dankenswert besonders, daß die römischen Feldzüge berücksichtigt wurden. Allerdings hat K. ein Thema, das eine Lebensarbeit füllen könnte, auf ein schmales Bändchen zusammengedrängt, das nicht ganz hält, was der lange Titel verspricht. Die Karten sind bunt, aber nicht sehr aufschlußreich, da nur die militärischen Operationen eingezeichnet sind, aber wehrgeographische Grundlagen nicht zum Ausdruck kommen, was nach dem heutigen Stand wehrgeopolitischer Kartographie nicht schwer gewesen wäre.

Ulrich Crämer: Das Problem der Reichsreform in der deutschen Geschichte. 24 S. Frommann, Jena 1935. Br. 0,90 RM.

C., der an maßgeblicher Stelle an der Gestaltung der Reichsreform mitarbeitet, hat seine Antrittsvorlesung in Jena, wo er sich als Privatdozent für Geschichte habilitierte, über die Geschichte der Reichsreform gehalten, auf wenigen Seiten ein fesselnder Überblick, der in die Gedankengänge der neuesten Reichsreformgesetzgebung einführt.

Helmut Nicolai: Der Neuaufbau des Reiches nach dem Reichsreformgesetz vom 30. 1. 1934. In: Das Recht der nat. Revol., H. 9. 78 S. Heymann, Berlin 1934. Br. 2,— RM.

Ein anderer bedeutender Mitarbeiter am Werk der Reichsreform erläutert von der juristischen Seite die durch das Januargesetz geschaffenen Voraussetzungen, im besonderen das neue Verhältnis zwischen Reich und Ländern.

Konrad Olbricht: Schlesien. 184 S., 39 K., 94 Abb. Hirt, Breslau 1933. Br. 4,80, geb. 6,— RM.

Einer der wirklichen Kenner des schlesischen Landes legt die Erfahrung langer Jahre in einem sauberen Handbuch über Schlesien nieder, das ein Musterbeispiel der Betrachtung größerer deutscher Räume ist, neben der reinen Geographie die großen Fragen des schlesischen Raumes nicht außer acht läßt und so seinen Stein zur Erkenntnis deutscher Landschaft beiträgt. Nach dem üblich schematisierten geographischen Grundriß schließt O. eine Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie an und beschäftigt sich dann mit den Einzellandschaften, wobei sich über die Abgrenzung der Teilräume streiten läßt. Bedauerlich ist, daß die zweifellos wesentlichen Arbeiten Geißlers über Schlesien (Schlesien als Raumorganismus u. a.) wenig oder keine Erwähnung gefunden haben. Warum?

Arthur Graefe: Grenzmark Sachsen. 96 S., 15 K., 200 Abb. Limpert, Dresden 1934.

Ausgezeichnet bebildert und mit sehr instruktiven Karten liegt eine neue, umfangreiche Veröffentlichung im Stil der Tramplerschen „Bayerischen Ostmark" vor, die propagandistisch hervorragendes Material um die Erkenntnis sächsischen Grenzschicksals bietet. Die Kapitel „Sachsen wieder Grenzland", über die Grenze selbst und den Verkehr sind ausgezeichnete, bewußt geopolitische Darstellungen.

Margarete Fuhrmann: Lübeck. 92 S., 1 K., 5 Abb. Hirt, Breslau 1933. Geh. 3,50 RM.

Man wird bei diesen Stadtgeographien das Gefühl nicht los, daß es sich nur um erweiterte Vorworte zu einem Stadtführer im Sinne Baedekers handelt. Eine Stadtgeographie, die Geschichte nicht lebendig zu machen vermag oder, wie im vorliegenden Falle, lebendigste Geschichte in kargen Worten nur streift, bleibt Torso. Ausgerechnet Lübeck.

Hermann Aubin u. **Eduard Schulte:** Der Raum Westfalen. Bd. II: Untersuchungen zu seiner Geschichte und Kultur. 306 S., 24 K. Hobbing, Berlin 1934.

Wir hoffen, in kurzem über die bereits früher erschienenen Bände I und III, den allgemeinen und den Wirtschaftsband, zusammenhängend berichten zu können. Jetzt liegt hier der zweite Teil des geschichtlichen Bandes vor, in dem Paul Casser zunächst Westfalen literaturgeschichtlich behandelt. Die wichtigen Abschnitte folgen dann: Der niederrheinisch-westfälische Reichskreis, Die politische Neugestaltung Westfalens (1795 bis 1815), Der Plan der Angliederung von Ostfriesland, Emsland und Osnabrück (1866 bis 1869), Das Westfalenbewußtsein im Wandel der Geschichte (als Schlußbetrachtung). Hier arbeiteten mit: Aloys Schulte, Eduard Schulte, Max Braubach, Paul Casser. Auf bestem Material fußend, gestaltet sich in diesem Band Geschichte und Kultur einer der geschlossensten, einheitlichsten Landschaften Deutschlands, wenn auch immer wieder im Laufe der Geschichte die Flut politischer Verwicklungen gerade über Westfalen hinwegging. Klar wird der Begriff Westfalen, die Bestimmung seines Raumes herausentwickelt, zuerst aus der Literatur, dann im Kampf um Reichskreiseinteilung, Säkularisation und politische Neugründung nach den napoleonischen Kriegen. Unterstützt werden die Einzeldarstellungen von sauber gezeichneten Geschichtskarten. Die Reichsreform wäre ein Stück weiter, wenn alle Oberpräsidenten so hervorragende Materialsammlungen über ihre Provinzen herausgegeben hätten.

Josef Winschuh: Industrievolk an der Ruhr. 128 S., 100 Abb. Stalling, Oldenburg 1935. Kt. 2,90 RM.

Gewissermaßen eine Verteidigungsschrift industrieller Massensiedlungen. Sicher sehr interessant, und vor allem mit schönen Photos, aber man kann sich die Beziehung zwischen Industrievolk und Volkstum noch direkter vorstellen als auf dem Umweg über Hygiene und Kunstkultur. An der Ruhr wird sich wohl so bald nichts ändern lassen, aber man soll auch nichts glorifizieren, was es noch nicht ganz verdient. Wer ist schuld daran?

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 3800

FRITZ EXNER:

Polens Vorstoß nach Donaueuropa

Es war zweifellos in den letzten Monaten eine außerordentlich interessante Beobachtung, die steigende Anteilnahme Polens im Donauraum festzustellen. Dieses Interesse, das sich immer klarer aus einem bisher rein wirtschaftspolitischen in ein allgemeinpolitisches umzuwandeln beginnt und das heute bereits Polen zu einem allgemein beachteten Faktor in der donaueuropäischen Politik macht, hat ja gerade in der jüngsten Vergangenheit durch den Warschauer Besuch Gömbös' und die Stellungnahme Beneschs in der Frage der polnisch-tschechischen Beziehungen die Aufmerksamkeit der weiteren politischen Öffentlichkeit erregt. Es läßt sich aber nicht mehr verkennen, daß über solche an sich besonders wichtige Einzeltatsachen hinaus Polen im Begriff ist, sich als wesentlicher und mitbestimmender Faktor in das donaueuropäische Spiel einzuschieben. Gerade für die deutsche Öffentlichkeit ist es von Wichtigkeit, sich frühzeitig mit dieser Tatsache vertraut zu machen und sie auf ihre Bedeutung hin für das Kräftespiel im Donauraum, darüber hinaus in ihrem Gewicht für die deutsche Südostpolitik zu analysieren.

Es läßt sich heute eine ziemlich klare zeitliche Grenze ziehen, von der ab die bis dahin neutrale Stellung Polens zu den Donaufragen in eine eigene polnische Aktivität umschlägt. Es sind dies die für die polnische Außenpolitik überhaupt epochemachenden Jahre von 1932 bis 1933, d. h. die Zeit, in welcher Polen erst das große Nichtangriffsvertragswerk mit Rußland und anschließend den Ausgleich mit Deutschland durchführen konnte. Von diesem Tage an mußte sich die polnische Außenpolitik entweder darauf beschränken, im Rahmen dieser Begebenheiten nun die politische Kleinarbeit des Ausbaues dieser großen Grundentwicklungen zu übernehmen. Oder aber sie ging konsequent den Weg zur Erringung einer polnischen außenpolitischen Großmachtstellung auf allen Gebieten weiter; dann mußte sie in erster Linie an den Aufbau einer maßgeblichen polnischen Position auf dem dritten großen Kraftfelde gehen, das für Polen nun einmal schicksalsgegeben erscheint: in Zwischeneuropa. Das bedeutete vorweg die Bereinigung einiger alter polnisch-zwischeneuropäsicher Probleme, insbesondere der litauischen Frage und der polnisch-tschechischen Auseinandersetzung, darüber hinaus ein Eingreifen im Ostseeraum und auf der anderen Seite ein Vorarbeiten im Donauraum. Die polnische Politik wählte diesen zweiten Weg.

Während die polnisch-baltische Arbeit, insbesondere die polnisch-litauische Auseinandersetzung seit Beginn des Jahres 1933 stark im vollen Rampenlicht der europäischen Öffentlichkeit vor sich ging, wurde die polnische Wirksamkeit im Donauraum ziemlich lange fast allgemein außer acht gelassen. Erst die oben erwähnten Ereignisse zeigten, wieweit diese Dinge heute bereits gediehen sind. Wobei — und

das ist wichtig — nicht außer acht gelassen werden darf, daß es sich hier um Einzelmaßnahmen, auch nicht um Einmischung in eine Teilfrage — etwa die tschechisch-ungarische Auseinandersetzung — handelt, sondern allem Anschein nach um ein planmäßiges Eingreifen in die Donaupolitik.

Eine solche These fordert eine eingehende und auf Tatsachen beruhende Begründung; sie kann heute bereits gegeben werden. Wir denken dabei vor allem an die Tatsache, daß sich Polen heute immer eindeutiger für Ungarn interessiert. Der Gömbös-Besuch in Warschau, der in einem kulturpolitischen Abkommen auch äußerlich seinen Niederschlag fand, ist dabei nur ein, freilich besonders wichtiges Moment in einer Entwicklung, die bereits ein Jahr hindurch geht. Während sich Polen noch Anfang 1933 vorsichtig in allen Fragen, die Ungarn betrafen, zurückhielt, hat im Laufe des letzten Jahres eine immer deutlichere Option der polnischen Volksmeinung für Ungarn stattgefunden. Die Sympathien zwischen beiden Völkern sind ja alt; sie können bereits bis ins alte polnische Reich zurückverfolgt werden, sie fanden aber beispielsweise 1848 einen ebenso deutlichen wie eruptiven Ausbruch in der Teilnahme, die vor allem das galizische Polentum durch Stellung von Freiwilligen und Offizieren für den ungarischen Aufstand bezeugte. Und diese Sympathie, die insbesondere durch die gleichartige aristokratische Volksstruktur, aber auch im weiten Maße im ganzen Volkscharakter ihre Grundlage hatte, hat sich vor allem in Galizien bis ins neue Polen hinein übertragen. Die Wünsche dieses Polentums nach einer gemeinsamen Grenze mit Ungarn sind mehr als einmal deutlich in der großen galizischen Presse zum Ausdruck gekommen. Auch anläßlich des Gömbös-Besuchs war ja die tschechische Presse wieder voll von ähnlichen Verdächtigungen, die nicht mehr und nicht weniger behaupteten, als daß Abreden auf Teilung der Slowakei und Karpatho-Rußlands in Warschau getroffen wurden. Und wenn es auch mehr als unwahrscheinlich ist, daß solche Behauptungen auch nur einen Wahrheitskern enthalten, so deuten sie doch darauf hin, daß sich hier gemeinsame Interessen Polens und Ungarns einmal entwickeln könnten, und darüber hinaus, daß die polnisch-ungarische Zusammenarbeit heute bereits als ein fester Faktor von dauernder Bedeutung mindestens von ihren Gegnern im Donauraum gewertet wird.

Darüber hinaus ist es Tatsache, daß Polen — wenn auch nicht offiziell — heute bereits die Partei der von Prag aus mindestens bevormundeten Karpathenvölker in der Slowakei und in Karpatho-Rußland selbst ergriffen hat. Die Auseinandersetzung der vergangenen Monate gerade in dieser Richtung dürfte noch in Erinnerung sein, ebenso wie die Tatsache, daß beispielsweise bei der letzten Präsidentenwahl Masaryks mehr als die Hälfte der karpathischen Abgeordneten gegen diesen Repräsentanten der tschechoslowakischen Staatseinheit gestimmt hat. Wenn sich nun Polen eine, wenn auch nur kulturell gestimmte Schutzherrschaft über diese Volkstümer zumißt, so deutet sich hier ein Weg an, der Polens Interesse am Donauraum zu einem dauernden und sehr real unterbauten machen könnte. Wenn die

slowakische Emigration nicht mehr nur in Ungarn, sondern auch in den großen Presseorganen Galiziens ein Echo findet, wenn ein so maßgeblicher ukrainischer Abgeordneter wie Dr. Lewicki in Polen erklärt, man bemühe sich, die polnisch-ukrainische Gebiete zu einem Piemont der ukrainischen Bewegung auszugestalten, so liegt darin auch eine gefährliche Möglichkeit gegen die Staatseinheit der Tschechoslowakei und der Anspruch eines großpolnischen Staates auf Mitbestimmung über bedeutende Teile des Donauraums.

Was dieser neuen polnisch-ungarischen Zusammenarbeit aber erst ihre wahre gesamtdonaueuropäische Bedeutung gibt, das ist die Tatsache, daß das nun schon ein Jahrzehnt alte polnisch-rumänische Bündnis trotzdem in keiner Weise erschüttert scheint. Es war und ist ja noch heute die Schwäche der italienischen Position im Donauraum, daß es ihr nicht gelang, in den Ring der Ungarn umgebenden Mächte der Kleinen Entente einen Keil zu treiben. Hier ist der Grund, der die italienische Politik im Donauraum auf lange hinaus noch zur großpolitischen Wirkungslosigkeit verurteilen dürfte. Denn so richtig es ist, wenn man Ungarn als das Kernland des ganzen donaueuropäischen Problems hinstellt — diese Kernstellung wird doch entscheidend paralysiert durch die Tatsache, daß sich heute der feste Ring der drei Nachfolgestaaten um diesen Kern legt und seinem Wirkungsbereich ganz enge Grenzen zieht.

Von dieser Erkenntnis aus können wir erst das Gewicht der Tatsache einschätzen, daß das polnisch-rumänische Bündnis anscheinend die neue polnisch-ungarische Freundschaft unversehrt überdauert. Denn selbst wenn wir einzelnen Unstimmigkeiten in Bukarest im Gefolge der Beckschen Außenpolitik einige Bedeutung zumessen, so dürfen wir doch anderen Tatsachen, wie den erst vor kurzem erfolgten gemeinsamen polnisch-rumänischen Militärübungen, wesentlich mehr realpolitisches Gewicht zugestehen. Darüber hinaus dürfte sich Polen diplomatisch gut gesichert haben, wozu zweifellos noch die Tatsache kommt, daß eine ähnlich sture Unterstützung der ungarischen Revisionsforderungen, wie dies Mussolini tat, für Polen kaum je in Frage kommt.

Übersteht aber das polnisch-rumänische Bündnis diese Belastungsprobe, so dürften sich mindestens interessante Möglichkeiten für die Einflußnahme Polens auf seine beiden Freunde ergeben. Aussichten, die um so ergiebiger werden könnten, als offenbar ein gewisser rumänisch-ungarischer Ausgleich bereits zeitweise im Bereich der Möglichkeiten lag. Und wenn man auch gerade in solchen Punkten eher skeptisch als optimistisch sein muß, so wäre doch bereits eine Einflußnahme im Sinne der Mäßigung bereits ein Faktor, der die Bedeutung Polens für die donaueuropäische Politik in einem sehr klaren Lichte erscheinen ließe. Und als Symptom in dieser Richtung sei schließlich noch die Tatsache verzeichnet, daß kürzlich eine Reise des polnischen Außenministers nach Belgrad angekündigt wurde, die ihrerseits, wenn man auch ihre politische Wirkung nicht wird überschätzen dürfen, doch

deutlich genug zeigt, daß die polnische Aktivität anscheinend gerade im Donauraum längst nicht an ihrem Ende angelangt ist.

Dies System politischer Aktionen kündigt bereits deutlich genug an, daß Polen sich zu einem systematischen Eingreifen auf diesem Tummelplatz großpolitischer europäischer Interessen entschlossen hat. Auf der anderen Seite können wir feststellen, daß ein wirtschaftspolitischer Unterbau heute schon Polens Interessen einen sehr realen Hintergrund gibt. Wir wissen, daß Polen seit etwa zwei Jahren am Werk ist, sich durch einen ausgedehnten und planmäßig ausgestalteten Kompensationsverkehr neue Märkte zu erschließen. Als vorzugsweise Räume wurden gerade für diesen Verkehr zwei Ansatzpunkte für Polen angesehen: einmal die überseeischen Märkte und andererseits der Donauraum. Es läßt sich nicht leugnen, daß Polen auf beiden Gebieten nicht unerhebliche Erfolge errungen hat. Wenn auch die Fortschritte auf dem Überseemarkt die im Donauraum anscheinend auf die Dauer wesentlich überflügeln werden, so ist es doch Polen auch hier gelungen, durch Kompensationsverkehr mit fast allen Donaustaaten eine nicht unerhebliche zusätzliche Warenabnahme durchzusetzen.

Darüber hinaus versucht Polen mit erstaunlicher Hartnäckigkeit, vor allem seinen Häfen ein erweitertes Hinterland durch Anschluß von Gebieten des Donauraums zu gewinnen. Es ist freilich naheliegend, daß es hierbei nur auf sehr beschränkte Erfolge rechnen kann. Denn selbst wenn man von den natürlichen Einflußmöglichkeiten der Nordsee- und Adriahäfen absieht, legt sich hier die Tschechoslowakei wie eine breite Mauer vor den übrigen Donauraum und hat es in der Hand, mit Hilfe von Zöllen und Tarifen diese Handelswege zu gestatten oder unmöglich zu machen. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß der Posten des Vertreters der polnischen Häfen für den Donauraum, der in Prag von der Warschauer Regierung unterhalten wird, erst vor kurzem nach einem längeren Interregnum neu besetzt worden ist.

Damit ergibt sich eine Anzahl Kraftlinien, die heute bereits mehr oder minder kräftig sich im Donauraum, von Warschau gesehen, abheben und dem gesamten donaueuropäischen Bilde neue interessante Züge geben. Wir skizzieren sie hier kurz, weil sie uns auf diese Weise am klarsten die Bedeutung der polnischen Aktion im Donauraum abzuzeichnen scheint. Die neue Linie Warschau—Budapest ergibt zunächst einmal die naheliegende Möglichkeit einer Erweiterung nach Wien und vor allem nach Italien. Freilich scheint diese Linie, die sich bereits vor einigen Jahren einmal andeutete, heute durchaus nicht so ausgeprägt, wie wir dies wohl erwarten konnten. Denn Italien scheint, nachdem es seine Hegemonieansprüche über den Donauraum deutlich genug ausgesprochen hat, durchaus nicht restlos begeistert, plötzlich einer neuen selbständigen Macht entgegenzutreten, mit der es sich zunächst einmal auf dem Fuß der Gleichberechtigung auseinanderzusetzen hätte. Trotzdem läßt sich die Möglichkeit einer solchen Kraftlinie und ihre Be-

deutung für die Entwicklung der donaueuropäischen Frage keineswegs übersehen. Diese Linie, konsequent ausgebaut, könnte sogar noch einmal entscheidende Bedeutung mit Rücksicht auf die Gleichgewichtsverlagerung im Donauraum gewinnen.

Daneben freilich besteht noch eine Anzahl anderer solcher Kraftlinien, die dazu teilweise einen stärkeren realen Gehalt zu besitzen scheinen als die soeben angedeutete. Wir denken vor allem an die eine mögliche, die sich aus dem freundschaftlichen Verhältnis Warschau-Bukarest und Warschau-Budapest ergeben könnte. Wir haben oben bereits die Möglichkeiten dieser Kombination besprochen, wobei wir nochmals betonen, daß sie weniger in einem totalen rumänisch-ungarischen Ausgleich als vor allem in einer allmählichen Abmilderung der gespannten Beziehungen und in Teillösungen bestehen könnte. Damit freilich würde sich eine Kombination andeuten, die dem gesamten donaueuropäischen Problem ein völlig neues Gesicht verleihen kann, die vor allem darüber hinaus bis nach Osteuropa hinein ihre Auswirkungen haben müßte.

Wir denken schließlich daran, daß sich von Warschau aus eine neue Möglichkeit über Budapest nach Berlin ergeben könnte, eine Kraftlinie, die für unsere Südostpolitik nicht ganz ohne Bedeutung werden könnte. Freilich sollte man sich hüten, gerade eine solche Möglichkeit zu überschätzen. Wir wissen, wie gebunden heute und auf lange Zeit hinaus die ungarische Politik uns gegenüber bleiben wird. Sie ist gebunden einmal durch ihren Grundverbündeten Italien, darüber hinaus durch Frankreich, das stets eine Anzahl von Einflußmöglichkeiten gerade in Budapest besaß, und schließlich durch die chauvinistisch-magyarischen Stimmungen der ungarischen Innenpolitik, die sich immer wieder mit Vorliebe gegen die deutsche Volksgruppe und gegen einen angeblichen Pangermanismus richten. Immerhin wären über den Warschauer Weg hier ebenfalls in bestimmtem Rahmen Aussichten, die Positives ergeben könnten, wenn man sie nicht von vornherein überschätzt.

Und schließlich sei auf die heute sich erst ganz schwach andeutende Kraftlinie Warschau—Belgrad hingewiesen. Möglichkeiten sind hier vor allem durch den slawischen Charakter beider Staaten gegeben. Darüber hinaus zeigt sich eine Ähnlichkeit der Staatsstruktur Polens und Südslawiens, die viel stärker ist als die traditionelle Parallele Ungarn-Polen. Wichtig für uns ist vor allem die Tatsache, daß es sich hier um zwei dem neuen Deutschland relativ aufgeschlossene Völker und Staaten handelt.

Es bleibt übrig, nunmehr noch kurz auf die Gegenkräfte einzugehen, die sich einer polnischen Entwicklung in den Donauraum entgegenstellen und die sich heute bereits deutlich genug abzeichnen. Sie sind von verschiedenen Seiten erkennbar; doch läßt sich ein Staat schon jetzt als der eigentliche Gegenspieler Polens im Donauraum bezeichnen: die tschechoslowakische Republik.

Die Differenzen zwischen Warschau und Prag sind ja gerade in den letzten Monaten mehr als einmal deutlich an die Öffentlichkeit getreten. Doch scheint es, als

ob der Gesamtkomplex des polnisch-tschechischen Gegensatzes noch nicht in seinem vollen Umfang erkannt ist. Es geht im Kern gerade darum, daß Polen versucht, sich in das donaueuropäische Kraftfeld einzuschalten, daß hingegen Prag, das bisher die Führung der Kleinen Entente und damit die Leitung eines großen Teiles des Donauraumes diplomatisch innehatte, dies auf alle Fälle zu verhindern wünscht. Nur so ist die Zähigkeit, mit der auf einmal um die polnische Minderheit in Mähren und dem Teschener Schlesien gekämpft wird, verständlich, nur so aber auch, wenn der so kluge und vorsichtige tschechoslowakische Außenminister Benesch in seiner letzten Parlamentsrede von der Erkaltung der polnisch-tschechischen Beziehungen als dauernder Tatsache sprach.

Es sind drei Faktoren, die den Gegensatz der beiden Staaten heute zu einem dauernden und tiefgehenden zu machen drohen. Es ist einmal das Bestreben der Burg, heute Prag wieder mehr und mehr zum Zentrum einer „slawischen Politik" zu machen. Es ist weiter der heute völlig fest gewordene ungarisch-tschechische Gegensatz und die polnische Stellungnahme dazu, und es ist schließlich die Tatsache, daß die Tschechoslowakei sich als Wortführer der Kleinen Entente fühlt, d. h. jener Kräfte, die den Anspruch erheben, heute bereits gemeinsam die Großmacht des Donauraums darzustellen und deren Hauptvertreter daher nur mit äußerstem Mißtrauen einen neuen Konkurrenten auf diesem Kraftfelde auftauchen sehen.

Der bekannteste und zugleich äußerlich klarliegendste Gegensatz ist der tschechisch-ungarische, denn hier fühlte sich die Tschechoslowakei von je an ihrem Lebensnerv getroffen. Immer eindeutiger hat ja das Magyarentum sich vor allem gegen den nördlichen Nachbarn gewandt, von dem es schlechthin alles trennte, und dessen Dasein im heutigen Rahmen eindeutig mit der ständigen Zerstückelung des historischen Ungarn verbunden bleiben mußte. Von hier aus gesehen, mußte sich die Tschechoslowakei tödlich von Polen bedroht fühlen, als dieses sein Eingreifen in die donauländische Politik damit begann, daß es ostentativ durch den Anspruch auf Tschechisch-Schlesien den status quo angriff, durch die Sympathiekundgebungen für das Slowakentum an eine Daseinsfrage der Prager Republik griff und schließlich durch die Annäherung an Ungarn selbst Partei im tschechisch-ungarischen Streit zu nehmen begann. Die Folge war eine ständig stärkere Versteifung der tschechischen Politik, die ihren Höhepunkt bisher in der offiziellen Erklärung des Ministers Benesch fand.

Darüber hinaus aber trat Prag dem Warschauer Eingreifen auch deshalb entgegen, weil es hier eine Bedrohung seines ureigensten Gebildes, der Kleinen Entente, empfand. Diese in erster Linie zur Aufrechterhaltung des status quo im Donauraum begründete Genossenschaft erwies sich aber gegenüber den andrängenden neuen Gruppierungen doch nicht als standfest. Es ist Prag nicht gelungen, in seinem Widerstand gegen Warschau die Gesamtheit der Kleinen Entente auf seine Seite zu bringen und zur Stellungnahme zu bewegen. Vielmehr

scheint Rumänien mit Rücksicht auf sein polnisches Bündnis, dem osteuropäische Gesichtspunkte zugrunde liegen, sich von einer antipolnischen Einstellung völlig fernzuhalten und Südslawien, das so gut wie keine Reibungsflächen mit Polen selbst besitzt, dagegen eine ähnliche staatsrechtliche Entwicklung aufzuweisen hat, ebenfalls zu einem Eingreifen nicht gesonnen. Hier liegt eine Schwäche Prags, die dieses selbst nur zu genau kennt.

Es ist daher in diesem Zusammenhang interessant, daß Prag seinerseits nun daran zu gehen scheint, Polen zu überspielen und durch Einbeziehung Osteuropas die Kräftelage zu seinen Gunsten zu verschieben. Denn nur so ist es zu erklären, daß Prag nunmehr eine slawische Politik wieder aufnimmt, die ihm von früher her freilich vertraut ist, galt doch Prag von je als eine der Hochburgen der politischen und kulturellen slawischen Idee. In diese Richtung dürfte die Ankündigung gehören, die Dr. Benesch im Frühjahr vorigen Jahres gab und die nicht weniger besagte, als die endliche Einführung der Autonomie für die Karpatho-Ruthenen. Das bedeutete — zusammen mit den von je gepflegten ukrainischen Sympathien — die Aufnahme oder Androhung einer selbständigen und offensiven ukrainischen Politik.

Daß sich diese Maßnahme gegen Polen richten mußte und eine Androhung für den Fall einer Einmischung in donauländische Fragen enthielt, schien naheliegend. Denn von hier aus gewann die Möglichkeit einer förderativen Angliederung ukrainischer Landesteile für den Fall des Konflikts Wahrscheinlichkeit. Darüber hinaus scheint aber eine russisch-tschechische Annäherung von seiten Prags in den letzten Wochen ins Auge gefaßt worden zu sein und — fast eine Parallele zu den tschechischen Beschuldigungen gegen Warschau — wurden gerade in der letzten Zeit von polnischer Seite Beschuldigungen gegen Prag erhoben, daß dieses die Schaffung einer gemeinsamen Grenze mit Rußland auf Kosten Polens ins Auge gefaßt habe.

Fassen wir zusammen, so können wir heute bereits erkennen, daß es sich bei dem polnischen Vorstoß keineswegs um einzelne und unplanmäßige Vorgänge handelt, sondern daß Polen hier im Begriff ist, sich ein Kraftfeld zu schaffen, das seinen Großmachtansprüchen wesentliche Wirkungsmöglichkeiten bietet. Bereits heute wirtschaftlich ein bedeutsamer Faktor, geht nunmehr Polen, anscheinend planmäßig, dazu über, sich auch politisch vor allem im Ostteil des Großraumes einzuschalten. In diesem Ostteil hat es sich durch die kulturelle und allgemeine Annäherung an Ungarn, durch das trotzdem fortbestehende rumänische Bündnis und durch das Eingreifen in die Völkerwelt der Nordkarpthen feste Positionen von unzweifelhafter Stärke geschaffen. Der Gegenspieler Prag scheint hier stark in die Verteidigung zurückgedrängt. Darüber hinaus aber bahnt Polen heute bereits Beziehungen auch zum westlichen Donaubecken an. Wir können mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß — von unvorhergesehenen großpolitischen Ereignissen abgesehen — die Aktivität Polens im Donauraum noch längst nicht am Ende ihrer Wirkungsmöglichkeiten angelangt ist.

KARL HERMANN THEIL:

Die siebenbürgische Bastei

Aus der Geschichte eines kleinen Raumes

Die Geschichte des siebenbürgischen Hochlandes ist das beste Beispiel dafür, wie auch kleinste Räume in der Geschichte und in der Politik eine ausschlaggebende Rolle spielen können, wenn nur die entsprechenden geographischen und landschaftlichen Vorbedingungen gegeben sind. Im Norden, Osten und Süden vom Wall der Karpathen umgeben, im Westen durch das siebenbürgische Erzgebirge ebenfalls, wenn auch nicht so vollständig abgeschlossen, gleicht das siebenbürgische Hochland einer Bastei, die in den südost-europäischen Raum hineingestellt, dazu berufen war und ist, dessen Entwicklung maßgebend mit zu beeinflussen. Nach fast allen Himmelsrichtungen sind im Laufe der Jahrhunderte aus dieser Bastei Ausfälle unternommen worden, nach Süden, Westen, Osten, nur nach Norden nicht, wenigstens ist an geschichtlichen Tatsachen darüber nichts bekannt. Der Ausdruck „Bastei" für das siebenbürgische Hochland wurde absichtlich gewählt, da man trotz der Abgeschlossenheit dieses Gebietes nicht von einer Festung sprechen kann. Denn mit wenigen Ausnahmen waren es nicht selbständige, nicht in diesem Hochland unmittelbar wurzelnde Kräfte, die diese Ausfälle unternahmen, sondern vorgeschobene Posten irgendeiner westlich, östlich oder südlich von ihm siedelnden Macht. Das siebenbürgische Hochland erfüllte daher für alle diese Mächte tatsächlich nur die Aufgaben, die der Bastei irgendeiner Festung zukamen: Über die allgemeine Mauerlinie vorspringend, weit ausgebaucht, hatte sie die Aufgabe, den Feind in der Flanke fassen zu können und so den Verteidigern der übrigen Mauerabschnitte den Kampf zu erleichtern. Vom Altertum bis auf die Jetztzeit hat Siebenbürgen diese Aufgaben redlich erfüllt, und die große strategische Bedeutung dieses Hochlandes wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder unter Beweis gestellt.

Heute ist der Südostraum wieder in Bewegung, noch immer in Bewegung, trotzdem fünfzehn Jahre vergangen sind, seit die Jahrhunderte alte Ordnung in diesem Raume ihr Ende fand. Seine Neuordnung vollzieht sich nicht organisch aus sich selbst heraus, seinen natürlichen Interessen entsprechend, sondern gestört durch das Eingreifen der interessierten und im Wettkampf miteinander befindlichen Großmächte. Was in vergangenen Jahrhunderten sich vollzog, kehrt damit wieder, der Südostraum dient den verschiedensten Mächten als Aufmarschgebiet, und niemand kann mit Bestimmtheit sagen, wohin die Entwicklung eigentlich geht. Im Rahmen dieser Entwicklung aber wird sicher auch die siebenbürgische Bastei wieder eine gewisse, wenn auch durch die veränderten Methoden der Kriegsführung geminderte Rolle spielen; es wird daher gewiß von Interesse sein, einiges über die ge-

schichtliche Rolle dieses kleinen Raumes zu erfahren und daraus die Schlüsse für die Zukunft abzuleiten.

Rom ist es, das, soweit unsere geschichtlichen Kenntnisse reichen, zum ersten Male die Bedeutung der siebenbürgischen Bastei zu spüren bekommt. In Siebenbürgen hatten sich in den Jahrhunderten unmittelbar vor Christi Geburt die Dazier angesiedelt und in ständigem Fortschreiten auch das Gebiet südlich davon bis zur Donau besetzt. Unzählige Male drangen sie selbst über die Donau hinüber, raubten und plünderten im römischen Gebiet, reizten den römischen Koloß im Laufe der Jahrhunderte durch ungezählte kleine Nadelstiche, die ihm zwar im allgemeinen wenig anhaben konnten, aber in der heimgesuchten Gegend außerordentlich schwer empfunden wurden.

Rom versucht sich zu wehren. Strafexpeditionen gehen über die Donau, werfen die Dazier zurück, aber ohne dauernden Erfolg. Wenn Rom mit zu starken Kräften auftritt, weichen die Dazier zurück, verschwinden hinter den schützenden Gebirgswällen der siebenbürgischen Bastei. Diese aber anzugreifen erscheint den Römern zu gefährlich und zu gewagt. Zu lang sind die Nachschublinien, zu wenig gesichert das Hinterland. So begnügt sich Rom mit Teilerfolgen, mit Strafexpeditionen, die aber die Dazier nicht hindern, nach dem Abzug der Legionen wieder aufzutauchen und das Spiel von vorne zu beginnen. So ziehen sich diese Kämpfe durch mehrere Jahrhunderte, in deren Verlauf es zu mehreren Friedensschlüssen kommt, die für Rom nicht immer ehrenvoll sind. Bis dann im ersten Jahrhundert n. Chr. der König der Dazier, Decebalus, eine besonders starke Macht entfaltet, den Römern ernstlichen Schaden zufügt und sie so zu einer entschiedenen Stellungnahme zwingt. Traian, der seit kurzem über Rom herrscht, erkennt die entscheidende Bedeutung des Besitzes der siebenbürgischen Bastei: Wer sie in den Händen hat, beherrscht ihr ganzes Vorfeld im Südwesten, Süden, Südosten und Osten, oder kann es zumindest ständig bedrohen. Römische Kolonien in diesem Gebiet sind wertlos, solange sich Siebenbürgen in den Händen von Gegnern befindet. Der Erkenntnis folgt bei Traian bald auch die Tat. Zwei Feldzüge führt er gegen die siebenbürgische Bastei, deren letzter mit dem Selbstmorde Decebals und der endgültigen Vernichtung der Dazier endigt. So gelangt Siebenbürgen im Jahre 106 n. Chr. in die Hände der Römer.

Mit Eifer gehen nun die Römer an den Ausbau Siebenbürgens. Wenn sie zur Eroberung des Gebietes wahrscheinlich nur rein strategische Gründe bewogen hatten, so finden sie nun den Lohn für zwei aufeinanderfolgende Feldzüge auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Sie erschließen Salz- und Goldbergwerke, die reichen Ertrag abwerfen, gründen Städte, die rasch aufblühen, ein lebhafter Handel mit den übrigen Provinzen entwickelt sich: Siebenbürgen wird eine der ertragreich-

sten Provinzen der Römer. Über diesen Tatsachen vergißt Rom aber die viel größere strategische Bedeutung Siebenbürgens nicht. Ein ausgezeichnetes Straßensystem wird angelegt, das Siebenbürgen nach Ost und West, nach Norden und Süden leicht und rasch passierbar macht. Im Westen Siebenbürgens liegen die pannonischen Besitzungen der Römer, im Osten halten sie einen Teil der heutigen Moldau besetzt. Beide Besitzungen sind als Ebenen, die nur zum Teil durch Flußläufe geschützt sind und sonst keine natürlichen Grenzen haben, außerordentlich schwer zu verteidigen. Da ist es nun die Aufgabe Siebenbürgens, das Rückgrat zwischen diesen beiden Besitzungen zu bilden, sie in der Flanke zu schützen. Die siebenbürgische Bastei wird damit der wichtigste Stützpunkt Roms nördlich der unteren Donau, der Mittelpunkt, von wo aus jederzeit die Legionen nach der einen oder anderen gefährdeten Stelle entsendet werden können.

Bis zum Jahre 274 bleibt Siebenbürgen nun im Besitze Roms. In diesem Jahre aber beschließt Kaiser Aurelian die Räumung, da er es gegen die andrängenden Scharen der Völkerwanderung nicht mehr halten kann. Die siebenbürgische Bastei ist für Rom wertlos geworden, seine Kraft reicht zu ihrer Verteidigung nicht mehr aus. Und nun wird Siebenbürgen zum Ausfalltor nach Süden und Südwesten. Germanische Völkerschaften halten für kurze Zeit hier Rast auf ihrer Wanderung nach Süden, berennen dann von hier aus das römische Reich. Gepiden, Vandalen und Westgoten saßen hier, ihnen folgten Hunnen und Avaren, bis dann die Festsetzung der Magyaren in der pannonischen Tiefebene das Schicksal der siebenbürgischen Bastei auf Jahrhunderte hinaus festlegte.

*

Zur Zeit der Besitznahme des heutigen Ungarn durch die Magyaren hielten einen großen Teil des heutigen Altrumäniens die Petschenegen und später die ihnen verwandten Kumanen besetzt. Vorgeschobene Volksteile dieser Völker reichten bis nach Siebenbürgen und bildeten hier einen dünnen Bevölkerungsschleier. Als dann nach den Niederlagen bei Riade an der Unstrut und auf dem Lechfelde die Magyaren ihre bisherigen Raubzüge aufgaben und seßhaft zu werden anfingen, übernahmen die Petschenegen und Kumanen die seinerzeitige Rolle der Dazier gegenüber den Römern nun gegen die Magyaren: Die siebenbürgische Bastei erfährt eine Frontänderung und wird nun zum Ausfalltor nach Westen. Immer wieder stoßen die wilden Reitervölker in die ungarische Tiefebene vor, rauben und plündern, um dann zwischen den unwegsamen Bergen der siebenbürgischen Bastei zu verschwinden und sich der Verfolgung zu entziehen. Die Magyaren sind seßhaft geworden und längst nicht mehr so beweglich, wie in der Vergangenheit. Immerhin wehren sie sich und schlagen die Eindringlinge immer wieder zurück. Mit der Zeit aber müssen auch sie zur Überzeugung kommen, die einst schon Traian zu seinem Vorgehen gegen die Dazier bewogen hatte,

und ihre Gültigkeit auch für die nachfolgenden Jahrhunderte behält: Wer immer in den verschiedenen der siebenbürgischen Bastei vorgelagerten Ebenen sein Leben ruhig fristen will, muß Siebenbürgen selbst in Besitz nehmen und darf keinen Gegner dort dulden.

Stephan der Heilige und später Ladislaus der Heilige dringen immer wieder nach Siebenbürgen vor. Es sind aber nur Strafexpeditionen, die sie unternehmen, und keine Handlungen zur endgültigen Inbesitznahme Siebenbürgens. Dazu kommt es erst nach dem zweiten Feldzug Ladislaus des Heiligen, als es diesem im Jahre 1089 gelingt, die Macht der Kumanen in Siebenbürgen endgültig zu brechen und sie auch in ihrem Stammlande erheblich zu schwächen. Der Weg für die magyarische Einwanderung ist nun frei, doch geht sie nur langsam vor sich, und das unbevölkerte, an den Grenzen ungesicherte Land bietet für die allmählich wiedererstarkenden Kumanen einen starken Anreiz zu weiteren Einfällen. Aus diesen Tatsachen zieht schließlich Geiza II. (1141—1161) die Folgerungen. Er beschließt das Land zu besiedeln und ihm einen starken Grenzschutz zu geben. Vorbilder für eine Siedlungsaktion hat er im eigenen Lande genug. Seit den ersten deutschen Rittern, die mit Gisella, der bayerischen Herzogstochter und Gemahlin Stephan des Heiligen, ins Land kamen, hat der Zustrom der deutschen Einwanderer nicht mehr nachgelassen. Von den ungarischen Königen zum Schutze gegen den rebellischen Hochadel gerufen, kommen immer wieder deutsche Ritter in das Land, erhalten hier für ihre Dienste Land und ziehen dann, um es entsprechend ausbeuten zu können, deutsche Bauern und Handwerker nach. So hat Ungarn unendlich viel durch die deutsche Einwanderung gewonnen, und Geiza II. hat es nicht nötig, sich viel nach Einwanderern umzusehen. Es ist für die damalige Zeit selbstverständlich, daß nur deutsche Einwanderer in Betracht kommen. Von Rhein und Mosel ziehen Franken heran, die hier entsprechend den ihnen gewährten, damals hauptsächlich von den kolonisierenden Niedersachsen in Anspruch genommenen Ansiedlungsbedingungen bald Saxones, Sachsen genannt werden. Sie bringen mit sich die ganze, schon fortgeschrittene und hochkultivierte Bodenbearbeitung ihrer rheinischen Heimat, die von ihren Vorfahren in jahrhundertelanger Erfahrung gesammelten Kenntnisse im Roden von Waldgebieten und deren Verwertung. In wenigen Jahrzehnten entstehen im Süden und Südosten der siebenbürgischen Bastei blühende Dörfer, jedes geschützt durch eine wehrhafte Burg, denen im folgenden Jahrhundert bald blühende, große, handeltreibende Städte folgen, die den großen Städten der deutschen Heimat nicht in vielem nachstehen. Die siebenbürgische Bastei ist für Ungarn endgültig gewonnen, deutscher Hände Fleiß und Arbeit hat diesen kleinen Raum dem Osten abgerungen und endgültig dem Westen einverleibt.

Die Aktivität der jugendfrischen deutschen Siedler begnügt sich nicht mit der

rein passiven Aufgabe des Grenzschutzes im Südosten des Ungarnreiches. Diese Aktivität ist vielmehr so stark, daß durch sie die siebenbürgische Bastei zum Ausfalltor des von deutscher Kultur durchsetzten ungarischen Reiches gegen den barbarischen Osten wird. Wenige Jahrhunderte schon nach der Ansiedlung der Sachsen in Siebenbürgen finden sich außerhalb Siebenbürgens, jenseits der Karpathen im heutigen Altrumänien deutsche Städte und Siedlungen. Müller-Langenthal, Die Geschichte unseres Volkes (Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt), nimmt an, daß ihre Entstehung hauptsächlich auf Deutsche aus Polen zurückzuführen sei, da alle diese Städte an der vom deutschen Osten über Polen nach Konstantinopel führenden Handelsstraße lagen. Tatsache ist aber, daß der Handelsweg der siebenbürgisch-sächsischen Kaufleute nach Konstantinopel sich mit der aus Polen kommenden Handelsstraße vereinigte; wahrscheinlich ist es daher, daß ein großer Teil der Ansiedler dieser deutschen Städte aus dem näheren Siebenbürgen und nicht aus dem ferneren Polen kamen. Die Herkunft der Siedler in diesen Städten ist aber auch nebensächlich. Viel wichtiger ist die in der Geschichte so oft auftauchende unbegrenzte und dann doch nicht benützte Möglichkeit für das deutsche Volk. Man bedenke: Im Südosten treffen sich zwei Kraftlinien des deutschen Strahlungsfeldes. Die eine aus Polen kommende hat hinter sich den gewaltigen Druck des nach Osten ausgreifenden deutschen Mutterlandes, der zeitweilig so stark wurde, daß in Polen die Handelssprache die deutsche war. Die andere Kraftlinie hat ihre Basis in den deutschen Siedlungen der siebenbürgischen Bastei, deren beherrschende Stellung gegenüber den sie umgebenden Gebieten schon weiter oben geschildert wurde. Welche Möglichkeiten eröffneten sich hier für ein weiteres Ausgreifen deutscher Siedlungen nach Osten und Südosten! Die vereinigte Kraft der beiden Strahlungslinien mit dem damaligen Bevölkerungsüberschuß der deutschen Siedlungen in Siebenbürgen hinter sich, hätte einen großen Teil des heutigen Altrumäniens anders gestaltet, ganzen Gebieten des heutigen Balkans ein anderes Bild gegeben. In der deutschen Geschichte immer wiederkehrende Tragik hat jedoch auch hier mit rauher Hand eingegriffen. Größere, stärkere Mächte gaben der siebenbürgischen Bastei und ihrer deutschen Bevölkerung eine andere, neue, vielleicht weniger deutsche, aber für das ganze Abendland bedeutsame Aufgabe: Mitzuhelfen bei der Abwehr des gewaltigen Rammstoßes der Türkei gegen das Abendland.

*

Die nun folgende Periode in der Geschichte der siebenbürgischen Bastei muß eine wahrhaft heroische genannt werden. Vom Beginn des 15. Jahrhunderts an rollt Angriff auf Angriff der Türken gegen Siebenbürgen und das magyarische Stammland. Unendlich sind die Leiden, denen die Bevölkerung ausgesetzt ist, bewundernswert aber auch ihr heldenhafter Widerstandsgeist. Nun zeigt sich, wie gut seinerzeit Geiza II. daran getan hatte, gerade deutsche Siedler zum Schutze

seines Landes an dessen Ostgrenze zu berufen. Die vielen befestigten Städte, die zahllosen mit Kirchenburgen gesicherten Dörfer der Sachsen sind für die Türken zum größten Teile uneinnehmbare oder doch schwer zu erobernde Stellungen. Immer und immer wieder wird Hermannstadt, östlich von Wien wohl die stärkste Festung jener Zeit, von den Türken belagert, ohne jedoch erobert werden zu können. Mit Hochachtung sprechen die Türken von der „roten Stadt", wie sie Hermannstadt wegen seinen rotgestrichenen Mauern heißen, und ein Papst nennt diese deutsche Stadt im Osten „nicht nur des Reiches, sondern der ganzen Christenheit schirmendes Bollwerk, Mauer und Schild". Die siebenbürgische Bastei ist wieder auf ihre ursprüngliche, bei der Besiedlung mit Deutschen gestellten Aufgabe zurückgesunken, vom Angriff wieder auf die Verteidigung zurückgegangen. Und nun zeigt sich wieder die schon von Traian erkannte, beherrschende und wichtige Stellung dieses kleinen, von Gebirgen umschlossenen Raumes im Rahmen des südosteuropäischen Gesamtraumes. Nach vergeblichen Versuchen, in Siebenbürgen selbst festen Fuß zu fassen, stürzt sich die gesamte Kraft des türkischen Reiches auf das eigentliche Ungarn und versucht so die eiserne Stellung der siebenbürgischen Bastei zu umgehen. Im Jahre 1526 kommt es bei Mohacs zur Schlacht, das ungarische Heer wird vernichtet, ganz Ungarn fällt in die Hände der Türken, und auf der Burg von Ofen kann der kürkische Pascha seinen Roßschweif aufpflanzen.

Wie eine Insel ragt nun die siebenbürgische Bastei aus dem sie umgebenden türkischen Meer. Mit Ausnahme des Nordens umbrandet in allen Himmelsrichtungen die türkische Flut diesen kleinen, stehengebliebenen Rest des früher bis hierher reichenden Abendlandes. Im Osten sind die rumänischen Fürstentümer in den Händen der Türken, im Süden haben sie den ganzen Balkan besetzt, und im Westen ertönt ihr Hammerschlag an der innersten Pforte des Abendlandes. Wien ist nun der äußerste Vorposten des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes, im Osten aber kämpft Siebenbürgen seinen Kampf der Verzweiflung.

Eineinhalb Jahrhunderte, vom Jahre 1526 bis zum Jahre 1683, dauert dieser Kampf. Es ist ein Hohelied des zähen, angesichts des sicheren Unterganges geleisteten Widerstandes, was hier namentlich von der deutschen Bevölkerung getan wird. Es ist aber auch ein Zeichen für den nicht einzuschätzenden strategischen Wert der siebenbürgischen Bastei, der sich im Laufe der Jahrhunderte immer wiederkehrend zeigt. Natürlich ist auch Siebenbürgen von den Türken nicht verschont geblieben. Im Gegenteil, oft und oft durchziehen türkische Heere das kleine Land, verwüsten seine ungeschützten Teile und schleppen Tausende von Menschen mit sich in die Gefangenschaft. Jedoch die befestigten Städte der Sachsen halten sich, mehrere Male schlagen sächsische Heere in offener Feldschlacht die Türken zurück. Und dies von Gebirgen umschlossene, mit nur wenigen Ausgangspforten versehene Hochland ist dem Türken ungemütlich. Es gelingt ihm nicht, die sieben-

bürgische Bastei, wie er es mit den rumänischen Fürstentümern, mit den slawischen Balkanstaaten, mit Ungarn tun konnte, mit einem Schlage zu vernichten. Und so benützt er die andere Methode der langsamen Zermürbung. Fast ein Jahrhundert hindurch kann Siebenbürgen, das inzwischen ein selbständiges Fürstentum geworden ist, dieser Methode widerstehen. Dann gerät es immer mehr unter türkischen Einfluß, immer länger dehnen sich die Aufenthalte türkischer Heere auf, bis dann kurz vor der mit dem Jahre 1683 nahenden Befreiung auch der letzte Widerstand zusammenbricht. Dies kommt wohl am besten in der Tatsache zum Ausdruck, daß an dem Feldzuge Kara Mustaphas gegen Wien im Jahre 1683 auch eine sächsische Abteilung teilnahm. Wie so oft folgt aber auch hier auf den Zusammenbruch das Wiedererstarken. Siebenbürgen kommt im Gefolge der Offensive der Habsburger gegen die Türken unter österreichische Herrschaft und erhält neue Aufgaben, die es nicht minder gut erfüllt wie alle vorhergehenden.

*

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts geht Siebenbürgen endgültig in den Besitz Habsburgs über und wird dadurch dem Abendlande wiedergewonnen. Zwei Aufgaben hat es nun zu erfüllen: Gegen Osten übernimmt es wieder die alte Aufgabe des Grenzschutzes, gegen Westen aber bietet es für Habsburg eine willkommene Operationsbasis, um das oft unbotmäßige Ungarn zangengleich von Osten und Westen aus fassen zu können. Der Grenzschutz im Osten Siebenbürgens gilt noch immer den Türken, die Siebenbürgen im Süden und Osten durch die in ihrem Besitze befindlichen rumänischen Fürstentümer umklammern. Zur Sicherung der Grenze werden die an den Randgebieten Siebenbürgens siedelnden Rumänen und Ungarn zu den Regimentern der sogenannten „Grenzer" zusammengefaßt, deren Angehörige mit Boden beteilt werden und ständig zur Waffendienstleistung bereit sein müssen. Gegen Westen hatte Siebenbürgen, wie schon gesagt, die Aufgabe, die eine Hälfte der Zange zu bilden, welche Österreich um das unbotmäßige Ungarn zu legen gezwungen war. Wie sehr dies für Österreich von Vorteil war, zeigte sich in dem von dem Fürsten Rakoczy entfesselten Aufstand, dem sogenannten Kuruzzenkrieg. Nur in jahrelangen schweren Kämpfen und nur dadurch, daß Rakoczy von Osten und Westen zugleich gefaßt werden konnte, gelang es den Habsburgern, die Kuruzzenkriege siegreich zu beenden. Etwas geht aber aus beiden ihren Handlungen, aus ihrer Abwehr der Türkengefahr und der Art der Bekämpfung Rakoczys hervor: Auch Österreich hatte recht bald den Wert der siebenbürgischen Bastei erkannt und ihren systematischen Ausbau als Stützpunkt in Angriff genommen. Einen Augenblick allerdings gab es, als bald nach der Besitzergreifung die Wirren kein Ende nehmen wollten und die Behauptung Siebenbürgens zuviel Opfer zu erfordern schien, da dachte der Wiener Hof daran, das Land für immer aufzugeben. Der Weitblick des großen Feldherren und Staatsmannes Prinz Eugen von Savoyen bewahrte Habs-

burg jedoch vor diesem nie gutzumachenden Fehler, und so blieb denn die siebenbürgische Bastei fast zwei Jahrhunderte im Besitze Österreichs.

Mit der zunehmenden Vervollkommnung der Feuerwaffen und dem dadurch bedingten geringen Verteidigungswert der sächsischen befestigten Städte und Dörfer, mit der Höherentwicklung der Kriegstechnik und der Vergrößerung der stehenden Heere verlor die von Bergen umgürtete siebenbürgische Bastei immer mehr von ihrer Bedeutung. Dazu kam noch, daß es den Habsburgern gelang, das ganze große Gebiet ihres Reiches einer gewissen Befriedung zuzuführen, der auch die siebenbürgische Bastei teilhaft wurde. Siebenbürgen ist von nun an der kleine östliche Teil eines großen Reiches, dessen Schwerpunkt und dessen brennende Interessen nicht mehr im Osten, sondern im Westen liegen. Nur noch zweimal steht Siebenbürgen im Mittelpunkt kriegerischer Geschehnisse, ohne jedoch infolge der veränderten Verhältnisse in der Kriegstechnik die ausschlaggebende Bedeutung von früher zu haben: Das eine Mal in den Jahren 1848/49, als sich der eine Teil der österreichischen Streitkräfte vor den Ungarn nach Siebenbürgen zurückziehen mußte, um dann zusammen mit den russischen Truppen den Vormarsch nach Westen anzutreten und in Verein mit den von Westen anrückenden Österreichern die Magyaren zangengleich zu fassen. Und das zweite Mal im Laufe des Weltkrieges, als sich die Russen an den Nordkarpathen blutige Köpfe holten, und dann kurze Zeit später die deutschen Truppen die Pässe der siebenbürgischen Bastei als Ausfalltore gegen Rumänien verwendeten.

Durch den Friedensvertrag von Trianon hat Siebenbürgen neuerdings einen Frontwechsel mitgemacht: Aus der östlichen Provinz einer zum Westen zählenden Macht ist es zum Mittelstück, zum Kernpunkt eines bis dahin rein östlichen Landes geworden. Es erfüllt heute in Rumänien fast genau dieselben Aufgaben, die ihm vor bald zweitausend Jahren im Rahmen der nördlich der Donau gelegenen römischen Kolonien Traians zukamen. Wie damals gehören zur siebenbürgischen Bastei im Westen, Süden und Osten vorgelagerte, ungeschützte Ebenen, zu denen jetzt noch eine im Norden dazugekommen ist. Siebenbürgen bildet dadurch noch mehr wie früher das Rückgrat des Landes, die letzte Zuflucht im Ernstfalle. Angesichts der von Norden drohenden russischen, nur für den Moment gebannten Gefahr, der im Süden ungelösten Probleme gegenüber Bulgarien, der immer stürmischer werdenden Revisionsforderung Ungarns im Westen, wird eine voraussehende Staats- und eine richtig denkende militärische Führung immer wieder von Siebenbürgen aus die drohenden Gefahren bekämpfen müssen. So sehr auch die moderne Kriegsführung die beherrschende Stellung der siebenbürgischen Bastei gebrochen hat, haben doch die Erfahrungen des Weltkrieges gelehrt, daß ihre Gebirgsketten auch heute noch nicht zu unterschätzende Kampfstellungen bei der Verteidigung des Landes sind.

Politisch hat Siebenbürgen als Bestandteil des rumänischen Staates an eine den eigentlichen Interessen Rumäniens nicht entsprechende Staatengruppierung Anschluß erhalten. Im Nord- und Südwesten an die Kleine Entente und im Nordosten, nach dem auf Wunsch von Frankreich vollzogenen Ausgleich mit Rußland, an dieses. Damit ist Siebenbürgen aus einem Zusammenhang herausgerissen worden, der mit Ausnahme der Türkenzeit durch mehr als ein Jahrtausend gedauert hat: Seit Stephan der Heilige durch seine Heirat mit der bayerischen Prinzessin Gisella Ungarn und damit auch Siebenbürgen dem Westen anschloss, hat Siebenbürgen sich immer zu dem von Deutschland geführten Mitteleuropa gehörig gefühlt.

KARL SPRINGENSCHMID:
Geopolitik von der Heimat aus

Leichter ist es natürlich, Geopolitik vom Staate aus darzustellen, also außen zu beginnen und dann erst Verständnis für die geopolitischen Zusammenhänge der engeren Umwelt zu wecken, als umgekehrt, die Vorgänge in der Heimat als Ausgangspunkt der Betrachtung zu wählen und von diesem kleinen, engen Bezirk aus auf die Erscheinungen im großen zu schließen. Dieser Weg ist deshalb bequemer, weil der Staat alle angeht und daher ständig im Blickpunkt des allgemeinen Interesses steht; man weiß sein Werden, seinen Kampf um Selbstbehauptung, man kennt seine natürlichen Grundlagen, seine Schwächestellen, seine Gefahrzonen, man ringt mit ihm für eine Überwindung dieser Mängel, für eine bessere, dem Volke in seiner Gesamtheit geeignetere Form, man lebt sein Leben mit. Die Heimat aber ist nur ein kleiner Teil dieses großen Ganzen, ein Glied ohne politische Eigenständigkeit, eine Landschaft, deren Aufgabe es ist, sich dem Staate einzuordnen und ihm zu dienen. Die Zahl der Menschen, deren Schicksal mit diesem Gebiete verbunden ist, ist im Verhältnis zur Gesamtzahl des Volkes gering. Alles erscheint enger, unbedeutender, nicht nur kleiner, auch kleinlicher; nur wenige haben über die geopolitischen Zusammenhänge dieser Landschaft nachgedacht, fast nichts ist noch darüber geschrieben. In früheren Jahren hat vielleicht da und dort einer eine Abhandlung darüber verfaßt, die der Fortführung einer politischen Eigenständigkeit diente und ist, vielleicht nicht so sehr aus eigener Absicht, sondern weil er den Wert des Gliedes im Vergleich zur Bedeutung des Ganzen überschätzte, in gefährliche Nähe separatistischer Tendenzen geraten. Es ist daher gewiß schwer, geopolitische Arbeit von der Heimat aus zu beginnen, und es wird gut sein, gleich vom Anfang an klar zu sagen, was man mit dieser Arbeit will: An den Vorgängen im engen, leicht überschaubaren Bezirk der eigenen Umwelt den Blick schulen für das, was im Großen geschieht, von innen nach außen vorzustoßen und aufzuzeigen, wie die Kräfte, die im Raum der Heimat wirkten,

nun zusammenströmend, das Ganze tragen. Das Beispiel, das der vorliegenden Abhandlung zugrunde liegt, die geopolitische Darstellung des Landes Salzburg, trifft allerdings dieses Endziel heute noch nicht: Salzburg ist ein Bundesland des Staates Österreich, also eines Staates, der selbst, seiner geschichtlichen Funktion nach, nur ein Glied gesamtdeutschen Lebens ist oder doch sein soll.

Die Stadt Salzburg als Kerngebiet des Landes

Salzburg, die Stadt, liegt am Rande der Alpen, im Übergangsgebiet vom Gebirge zur Ebene. Der Alpenrand ist ein Gebiet hoher Tausch- und Handelstätigkeit. Das Gebirge schickt ins Vorland: Holz, Vieh, Salz, Erze; das Vorland ins Gebirge: Getreide, gewerbliche und industrielle Erzeugnisse. Die Landschaft am Saume des Gebirges ist gewissermaßen die Schwelle, über die der Verkehr nach beiden Richtungen geht. Es ist daher erklärlich, daß sich in dem Raume, der zwischen den letzten Gebirgsmauern — Untersberg, Watzmann, Göll, Hagen- und Tennengebirge — und der fruchtbaren Ebene des Alpenvorlandes liegt, Mittelpunkte des Handels und Gewerbes bilden mußten.

Eigenartig aber, daß die Stadt Salzburg gerade an einer Stelle entstand, wo ein letztesmal Berge an den Fluß herantreten, so daß der Raum zwischen Fels und Wasser so eng ist, daß er die Menschen zwang, ihre Häuser vielstöckig an die Bergwand anzubauen, während weiter draußen freie, unverbaute Ebenen liegen, die viel besseren Raum zur Entfaltung einer Bautätigkeit bieten würden. Jetzt noch müssen alljährlich die „Bergputzer" dafür sorgen, daß nicht von den Felswänden lockere Steine in die Gassen der Altstadt fallen. Wesentlich war für die Menschen damals nicht Licht, Sonne und Raum, sondern: Sicherheit. Die drei im Kreise sich zusammenschließenden Erhebungen — Festungsberg, Mönchsberg und Imberg — boten vorzüglichen Schutz und sind daher seit alter Zeit befestigt. Die Römer bauten auf die Trümmer der keltischen Burg, der Bischof auf die römischen Ruinen weiter durch die Jahrhunderte fort. Es war nicht schwer, die drei Stadtberge zu einem natürlichen Schutzring auszubauen und in das Schwellengebiet zwischen Bergland und Ebene einen uneinnehmbaren und daher beherrschenden Platz hineinzustellen. Ähnliches wiederholt sich bei allen Alpenrandstädten: Steyr, Gmunden, Kufstein, Füssen, bei denen gleichfalls der aus dem Gebirge vorbrechende Fluß die bestimmende Aufgabe führt. Der Fluß, die Salzach, war in alter Zeit Hauptträger des Verkehrs vom Gebirge zur Ebene (Holzflößerei, Salzschiffahrt). Die Stadt mußte daher am Flusse liegen, und zwar an jener Stelle, wo er das letztemal versperrt werden konnte. Hier hart am Ufer, auf steilem Felsen, baute der Landesherr seine Burg, von hier aus konnte er den Handel auf dem Flusse und auf den Wegen aus dem Gebirge beherrschen.

So hatte die Stadt Salzburg seit jeher die wichtigste Schlüsselstellung zwischen Gebirge und Vorland inne, sie lag im Treffpunkt aller Verkehrswege und Straßen,

an der letzten Riegelstellung des Hauptflusses. Im Ring der befestigten Stadtberge völlig sicher, daher unabhängig von neidvollen Nachbarn, frei in ihren Entschlüssen, konnte die Stadt ihre Macht ausbauen und zum Kerngebiet der ganzen Landschaft werden.

Der geopolitische Leitgedanke:

Wer am Alpenrande sitzt, wohlgeborgen zwischen Fluß und Berg, wird trachten, von hier aus, einerseits das reiche Vorland zu beherrschen, anderseits die Zugänge ins Gebirge in seine Macht zu bekommen, ja, womöglich seine Herrschaft über das Gebirge selbst auszudehnen, um Vorland und Bergland, beide einander ergänzenden Landschaften, in seiner Hand zu vereinigen.

Dafür sprechen nicht bloß wirtschaftliche Gründe — die Erleichterung des Warenaustausches in einem geschlossenen Wirtschaftsgebiet, gegenseitige Ergänzung der einzelnen Teilbereiche, wirtschaftliche Selbständigkeit und dadurch stärkere Widerstandsfähigkeit — es spielen auch politische Überlegungen dabei eine Rolle:

Das fruchtbarere Vorland verlockt die Bergbewohner immer wieder, in die Ebene vorzustoßen. In ganz bestimmten, fast gesetzmäßig verlaufenden Wellenbewegungen zeigt die Heimatgeschichte, wie das darbende, aber kühne und stark sich vermehrende Bergvolk von Zeit zu Zeit, in jeder dritten, vierten Generation, in die Ebene vorstößt: Kampf Salzburgs mit den Scharen der Pinzgauer Ritter, Bauernrevolten und -aufstände, Kampf des Erzbischofs gegen die lutherischen Bauern, Aufstand der Bauernschützen 1809 usw. Es liegt in dieser steten Gefahr und Bedrohung aber auch eine Kraftquelle, die Schlaffheit und beschauliche Ruhe nicht aufkommen ließ und immer wieder, verjüngend, neue Kräfte auf den Plan rief.

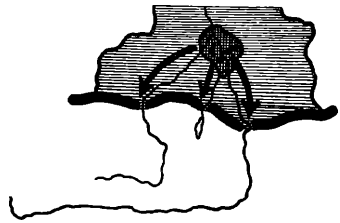
So mußte die Stadt sehr viel Kraft bergwärts entfalten. Nicht in der Richtung des geringsten Widerstandes, sondern im Gegenteil nach der Seite des heftigsten Kampfes wuchs ihr Machtbereich. Es genügte nicht, wenn die Stadt nur die letzten Bergkämme und Engpässe besetzt hielt, Salzburg mußte, um als politische Einheit bestehen zu können, die Bewegung, die aus dem Gebirge ins Vorland drängte, binden, mußte durchgreifen und das Gebirgsland im Rücken niederzwingen. Erst dann war seine Herrschaft gesichert.

Salzburg wächst ins Gebirge

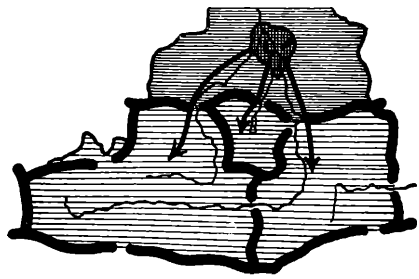
Eine Gebirgskammer, wie das Berchtesgadnerland, das lange Zeit salzburgisch war, oder eine geschlossene, nach allen Seiten leicht versperrbare Talschaft wie der Pinzgau, kann auch mit geringen Kräften leicht beherrscht werden. Es genügt dabei, die richtigen Punkte zu finden, die man festhalten muß, um die ganze Landschaft botmäßig zu machen. Es ist eine reizvolle Aufgabe, die ausgezeichnet geopolitisches Denken schult, zu beobachten, welche Pässe, welche Talengen, welche Übergänge von Salzburg aus besetzt, welche Befestigungen angelegt wurden, um die einzelnen Gaue „gefangen“ zuhalten. Schwieriger ist es, das ebene

Land zu beherrschen. Der Wald sperrt niemals so dicht wie der Berg. Der Fluß hat seit altersher nicht nur eine trennende, sondern auch eine verbindende Funktion. Salzburg wuchs zwar auch zu beiden Seiten der Salzach landabwärts, es beherrschte beide Flußufer fast bis zur Einmündung der Salzach in den Inn. (Auch das seit 1816 bayrische linke Salzachufer war früher salzburgisch.) Der Fluß trennte also nicht, sondern schloß im Gegenteil beide Landstreifen aneinander. Woher kommt es, daß sich Salzburg trotzdem in der Ebene viel weniger durchzusetzen vermochte als im Gebirge, so daß seine Versuche, sich gegen den Chiemsee oder gegen Oberösterreich auszudehnen, mißlangen? Die Ebene führt stets zu großen, weiträumigen Staatsbildungen. Bayern und Österreich beherrschten die Ebenen an der oberen und mittleren Donau und konnten eine größere Macht entfalten als das hart an das Gebirge gedrängte Salzburg. Nur einen schmalen Landkeil schob es zwischen die beiden Mächte hinein und verteidigte ihn mühsam nach beiden Seiten hin. Von der Ebene aus war Salzburgs Eigenständigkeit in Gefahr. Im Gebirge aber blieb es an der Macht.

Hier wirkte sich bald die natürliche Gunst seiner Lage aus. Die nördlichen Kalkalpen bilden an dieser Stelle breite, wenig zertalte Stöcke, mächtige, unzulängliche, nach allen Seiten steil abfallende Bergklötze, die das Gebiet vorzüglich abschließen. Natürliche Sperrmauern steigen über 2000 m unmittelbar aus der Ebene auf. Nur



Von seinem durch die drei Stadtberge wohlgeschützten Kerngebiete im Alpenvorlande aus, drang Salzburg an den drei Flußdurchbrüchen der Salzach, Königsee Aache und Saalach in das Gebirge ein.



Durch die drei Flußtore gelangte Salzburg in gut umschlossene und daher leicht zu beherrschende Bergkammern, durch die Salzach in den Pongau, durch die Saalach in den Pinzgau, durch die Königsee Ache ins Berchtesgadner Land, das lange Zeit salzburgisch war. Salzburg wurde der Talschaftsstaat des Salzachgebietes.

Vom Salzachgebiete aus versuchte Salzburg seine Herrschaft über die Alpen auszudehnen. Über den Radstätter Tauernpaß kam es in die Zwischenstellung des Lungau und von hier über den Katschbergpaß nach Kärnten, über den Felber Tauernübergang erreichte es das oberste Drautal. Es gelang ihm jedoch nicht, einen geschlossenen Staat durch die Alpen zu bauen.

entlang der Flußdurchbrüche konnten Wege ins Innere des Gebirges gebahnt werden.

Drei solche Flußtore öffnen sich zum Vorland, die man mit einem Blick von der Festung Hohensalzburg aus überschauen kann: Die Salzachenge des Paß Lueg, eines wilden, engen Talpasses, der in den Pongau führt, der Durchbruch der Königsee Ache bei Schellenberg, der in die so trefflich umschlossene Gebirgskammer des Berchtesgadner Landes führt, und der Steinpaß der Saalach bei Reichenhall, der über die kleine Zwischenkammer von Lofer in den Pinzgau führt. Alle drei Flußwege führen nach Salzburg hin, die Königsee Ache mündet ein Stück oberhalb, die Saalach ein Stück unterhalb der Stadt in den Hauptfluß des Landes. Es war daher nicht schwer, von Salzburg aus alle drei Zugänge abzusperren und dafür Sorge zu tragen, daß nur herein- und hinauskam, was dem Landesherrn recht und dienstbar war.

Salzburg wuchs daher nicht unmittelbar den Fluß aufwärts, von der Mündung zur Quelle, wie etwa Preußen die Oder aufwärts wuchs, es erreichte vielmehr das Quellgebiet der Salzach, den Pinzgau, über den Schrägdurchlaß der Saalach. Das hängt damit zusammen, daß zwischen Pongau und Pinzgau, dort wo der Fluß vom Längstal zum Quertal umbiegt, eine neue Enge liegt, der Taxenbacher Durchbruch, so daß es leichter war über die Saalach in den Pinzgau zu kommen als über die Salzach. Mit der Herrschaft über den Pongau und den Pinzgau wurde das Land Salzburg zu einem geschlossenen Talschaftsgebiet, die Salzach zum Hauptfluß des ganzen Herrschaftsbereiches. Salzburg stand im Gebirge.

Der Versuch, über die Alpen zu kommen

Die Kraft, die das Wachstum der Landesherrschaft in dieser ersten Phase bestimmt hatte, kam aus dem Gegensatz von Gebirge und Vorland und lag in der Überwindung dieser Spannung durch den Ausbau eines einheitlichen Machtbereiches. Die zweite, allerdings weniger erfolgreiche Phase in der Geschichte Salzburgs beruht auf dem Versuche, das Land über den Hauptkamm der Alpen hinüberzubauen und im Süden des Gebirges Fuß zu fassen, um nördliches und südliches Vorgelände in einer einzigen politischen Herrschaft zusammenzuschließen und die zwischen beiden Landschaften bestehende natürliche Wirtschaftsspannung wiederum eigenen Zielen und Zwecken dienstbar zu machen. Salzburg hatte mit dem Pongau und dem Pinzgau den Anstieg zum Hauptkamm des Gebirges in seiner Hand, nun ging es um die Beherrschung der wichtigsten Paßhöhen und die Sicherung des Abstieges. Doch in diesem Falle versagte die Natur dem Lande ihre Gunst. Es kommt alles darauf an, daß der Vorstoß über das Gebirge in einem einzigen Kernstieg zu bewältigen ist. So stieß die Schweiz aus den Urkantonen über den Gotthard vor ins Tessin (allerdings nur machtpolitisch, nicht durch tatsächliche Besiedlung), so stieg Tirol über den Brenner, nicht bloß machtpolitisch,

sondern beide Seiten des Passes besiedelnd, so wuchs Steiermark von der Steyr zur Enns und aus dem breiten Längstal der Enns in einem einzigen Anlauf über den Hauptkamm hinüber ins Murtal. Der geopolitische Grundgedanke ist klar: Anstieg, Paß und Abstieg in einer einzigen Hand zu vereinen.

Daß Salzburg nicht dauernd und mit geschlossenem Landbesitz über die Alpen wachsen konnte, hatte mehrere Ursachen. Zunächst lag das Kerngebiet zu weit vom Hauptkamm ab, lag draußen im Vorland. Es war also viel mehr Kraft nötig, den ganzen Alpenkörper politisch zu durchstoßen, wie in Fällen, wo das Kerngebiet hart am Hauptkamme liegt (Urkantone—Gotthard, Innsbruck—Brenner). Außerdem besitzt der Hauptkamm der Tauern keinen einzigen tiefen Einschnitt. Der Felbertauernpaß, der aus dem oberen Salzachtal im Pinzgau ins Iseltal hinüberleitet, ist nur wenige Monate schneefrei. Aber es zeigt von der Stoßkraft, die von Salzburg ausging, daß es trotz der schlechten Verbindung gelang, einzelne Posten im Iseltale, Windisch-Matrei, ja sogar Teile des Pustertales, zeitweise an das Erzstift zu bringen. Leichter ging die Überschreitung des Alpenkammes weiter im Osten, wo schon der von den Römern benützte Weg über den Radstätter Tauernpaß eine gute Leitlinie bot. Aber diese Straße führt nicht unmittelbar nach Kärnten, sondern in das Lungauer Becken, also in eine Zwischenstellung, die geographisch (Mur) zu Steiermark neigt. Doch der Lungau blieb jahrhundertelang bis heute salzburgisch, weil die Querwirkung, die von Salzburg südlich über die Alpen strebt, kraftvoller ist als der durch viele Engen und Bergriegel behinderte Versuch Steiermarks, flußaufwärts vorzudringen. Der Lungau war das Sprungbrett nach Süden. Über den Katschberg schob sich der Herrschaftsbereich südwärts vor und erreichte damit, wenn schon nicht die italienische Tiefebene, so doch das Kärntner Becken, das ja durch mehrere Tore in das südliche Alpenvorland leitet. Auch fehlte dem geistlichen Erzstift die Kraft einer geschlossenen Erbfolge- und Hausmachtpolitik, wie sie von den Tiroler Grafen betrieben wurde, und außerdem hatte Salzburg als geistlicher Staat keine freie, unabhängige Volkskraft hinter sich, wie die Schweiz. Aber gerade im Kampf mit diesen Widerständen erweist sich um so klarer, wie die geographischen Gegebenheiten immer wieder zum Handeln zwingen und neue Bewegungen auslösen. Salzburg drang trotzdem nicht durch. Es blieb eine Vorlandsherrschaft mit starkem Rückhalt im Gebirge, aber es gelang ihm nicht, einen Staat quer durch die Alpen zu bauen.

Salzburg zwischen Bayern und Österreich

Bezeichnend für den fehlgeschlagenen Versuch, über die Alpen zu kommen, ist der Umstand, daß die Stadt Salzburg nach wie vor der politische Zentralraum des Landes blieb. Allerdings, das Gebirge ist zu arm, zu unwirtlich, als daß man das Schwergewicht des Herrschaftsgebietes aus dem Vorlande in die neugewon-

nenen Talschaften hätte verlegen können. Werfen, Radstadt, Zell, Mauterndorf blieben nur Wachposten der Landeshauptstadt, mit bloß örtlichen Funktionen. Wäre der Zentralraum später der politischen Machtentfaltung nachgewandert, wie er etwa in Steiermark von der Stadt Steyr am Nordrand bis nach Graz am Südrande des Gebirges nachrückte, so hätte Salzburg entschieden länger seine Eigenständigkeit behauptet. Wo das politische Kerngebiet im Gebirge liegt, also fremdem Zugriff und Einfluß entrückt ist, wie in der Schweiz, ist die Widerstandsfähigkeit am größten. Das Schicksal Salzburgs aber wurde im Vorland entschieden.

Hier stand es zwischen Bayern und Österreich. Der Herkunft seiner Menschen, also dem stammlichen Gefüge nach, urbayrisch, der alten, kirchlichen nach Osten gewendeten Missionsaufgabe nach, österreichisch. Jahrhundertelang hatte es bald nach der einen Seite, bald nach der anderen gekämpft, hatte mit viel Geschick die beiden landhungrigen Partner gegeneinander ausgespielt, mit Hilfe des einen den andern geschlagen, unverrückbar das Ziel im Auge, zwischen beiden Gewalten selbständig zu bleiben.

Als Napoleon das Erzstift säkularisierte, war das Spiel zu Ende. Salzburg wurde vorübergehend bayrisch, dann österreichisch.

Während Tirol durch die gewaltige Mauer der nördlichen Kalkalpen vom Vorlande abgedichtet ist und immer das „Land im Gebirge" blieb, wirkte sich in Salzburg gerade die Schlüsselstellung, die es am Alpenrande einnimmt, in dem Sinne aus, daß schließlich der stärkere Vorlandstaat, Österreich, sich dieser Position bemächtigte. Salzburg verlor im österreichischen Verbande sogar zeitweise jede Eigenständigkeit und wurde lange Zeit mit Oberösterreich gemeinsam verwaltet. Erst später brachen die geschichtlichen Kräfte wieder stärker durch. Salzburg wurde ein eigenes österreichisches Bundesland und blieb es bis heute. Aber die Mittlerstelle zwischen Bayern und Österreich, die es so lange Zeit erfüllt hat, blieb in ihm auch in der Gegenwart lebendig.

Die Zeit wurde reif für den Zusammenschluß aller einzelnen Landschaften und Teilbereiche. Als nach dem furchtbaren Ende des Weltkrieges Österreich zerschlagen wurde, glaubte auch Salzburg, die Stunde sei gekommen, in der es Glied des großen deutschen Volksstaates werden sollte. Nicht bayrisch, nicht österreichisch — deutsch war die Losung. Am 30. Mai 1921 stimmte Salzburg für den Anschluß an das Deutsche Reich. Von 98546 Stimmberechtigten stimmten 97669 für den Anschluß, also über 99%, ein überzeugender Beweis gesamtdeutscher Gesinnung. Die Feinde nahmen diesen klaren Spruch des Volkswillens nicht zur Kenntnis. Salzburg, die Stadt, die kaum eine Gehstunde von der Grenze des Deutschen Reiches entfernt liegt, leidet daher unter dem gegenwärtigen Mißverhältnis zwischen den beiden deutschen Staaten am stärksten, nirgends aber sind die Kräfte, die darnach streben, beide Teile zusammenzuschmieden, so lebendig wie hier.

Hans F. Zeck:

Köln. Geopolitik einer Stadt

Der Nordrand der deutschen Mittelgebirge zeigt drei deutliche Einbuchtungen: die Kölner, die Leipziger und die Breslauer Bucht. Als Kölner Bucht bezeichnen wir den Vorstoß der Ebene zwischen Eifel im Westen, bergischem Land im Osten südwärts bis fast zur Ahr. Als Ganzes ist diese Bucht nicht absolut eben. Sie zeigt vielmehr sehr deutliche Höhenunterschiede, hervorgerufen durch Anschwemmungen des Rheines, der sich im Laufe geologischer Zeiträume ein immer tieferes Bett gegraben hat. So sind rechts und links des Stromes in dreifacher Abstufung Terrassen entstanden. Die Hauptterrasse bildet im Westen das Vorgebirge, während im Osten an den Rändern des Bergischen Landes nur noch zerfetzte Reste zu erkennen sind. Zwischen Vorgebirge und Bergischem Land dehnt sich nun die Kölner Bucht im engeren Sinne aus. Auf der Höhe von Köln erreicht sie eine Ostwestbreite von 30 km. In dieser Kölner Bucht im engeren Sinne hat sich der Fluß tiefer eingegraben und so die Mittelterrasse gebildet. Schließlich hat der Rhein ein noch tieferes Bett gesucht und die Niederterrasse zurückgelassen. Auf dieser Niederterrasse steht der größte Teil der Stadt Köln.

Auf der Mittelterrasse lagert Löß, der auch auf der Hauptterrasse zu finden ist, auf der Niederterrasse dagegen völlig fehlt. Da Löß waldfeindlich ist, hat auf der breiten Mittelterrasse Wald sicherlich in früher Zeit gefehlt und auf der Hauptterrasse ist er durchgängig gewesen, und zwar zu einer Zeit, als im übrigen Germanien siedlungsfeindlicher Urwald und Sumpfboden weite Landstrecken einnahmen. In der Tat sind nach Ausweis der Funde die Ränder der Hauptterrasse und die Mittelterrasse seit der jüngeren Steinzeit — vielleicht sogar seit der älteren Steinzeit — kontinuierlich besiedelt gewesen. Wir haben also in der Kölner Bucht ältesten deutschen Siedlungs- und damit ältesten deutschen Kulturboden vor uns, auf dem einst nach andern Völkern Kelten und später dann Germanen gesessen haben.

Als die Römer am Rheine erschienen und sich hier zur Grenzwacht einrichteten, suchten sie sich natürlich besonders günstige Stellen zur Anlage ihrer Kastelle aus. Es ist kein Zufall, daß eins der allerbedeutendsten dieser Kastelle auf heute Kölner Boden angelegt wurde.

Unterhalb der Niederterrasse fließt der Rhein in einer Anschwemmungsebene von stark wechselnder Breite. Auf der Höhe von Köln ist diese Stromebene etwa 600

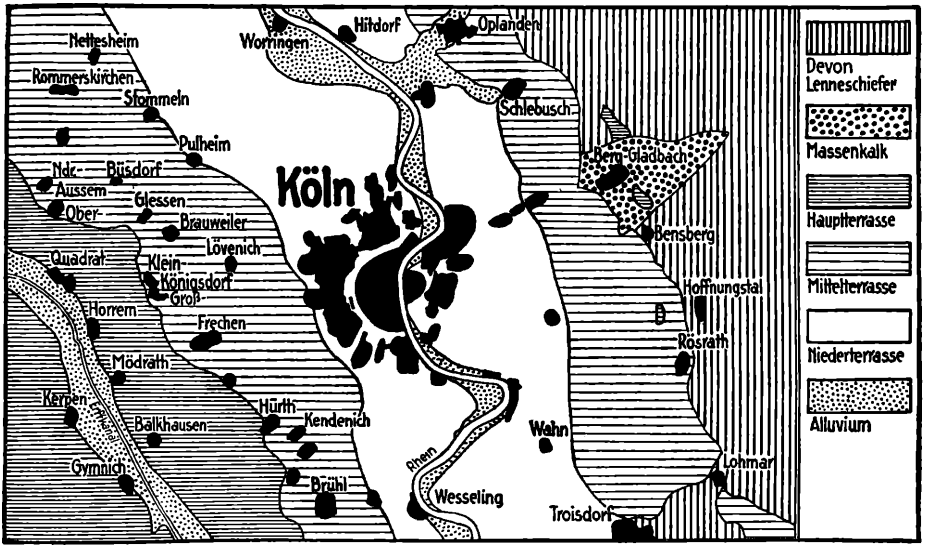
bis 700 m breit. Die höhergelegene Niederterrasse tritt also beiderseits sehr nahe an den Fluß heran. Eine gleich günstige Stelle ist weithin weder stromauf noch stromab zu finden. Kurz oberhalb Köln ist die Ebene reichlich 1¾ km, dicht unterhalb 2 km und bei Worringen schon 4 km breit. Bei Duisburg-Ruhrort erreicht das natürliche Überschwemmungsgelände eine Breite von 10 km und an der heutigen Reichsgrenze sogar von 25 km, so daß starke Deichbauten nötig waren, um das Siedlungsland zu schützen. Das hochwasserfreie Siedlungsland ist also bei Köln besonders nahe an den Strom herangeschoben und die Stromebene auf beiden Seiten nicht übermäßig breit. Diese Gunst der Natur ist der entscheidende Grund für die Anlage der Colonia Agrippina gerade an dieser Stelle.

Ein zweiter Grund kam hinzu: die Gunst der Verkehrslage. Dabei dürfen wir unterstellen, daß die Römer vorgeschichtliche Wege übernommen und ausgebaut haben, wie überhaupt das Wesen römischer Kulturarbeit in den Rheinlanden nicht darin lag, neuen Lebensraum zu schaffen, sondern den vorhandenen zu intensivieren. Wie Strahlen treffen sich hier vier große Wege bzw. gehen von hier aus: einer rheinab über Xanten—Nymegen zum Meer, einer stromauf über Koblenz—Mainz—Straßburg—Basel—die Alpen nach Italien und zum Mittelmeer, ein dritter über die Eifel—Trier—Metz—Toul—Lyon nach Marseille zum Mittelmeer und schließlich ein vierter über Jülich—Maasstricht—Tongern ins Pariser Becken. War auch die Gründung der Colonia Agrippina zuerst von militärischen Rücksichten bestimmt, so begünstigte die große Verkehrsbedeutung des Straßennetzes doch zugleich eine Handels- und Wirtschaftsblüte von weit mehr als durchschnittlicher Bedeutung. Kölner Erzeugnisse und Handelsgüter, Kaufleute und Fabrikanten sind weithin nachweisbar. Mit 30—40 000 Einwohnern war das römische Köln eine der bedeutendsten Städte nördlich der Alpen.

Die Römerstadt lag durchschnittlich 17 m über Kölner Pegel auf einem charakteristischen Stück der Niederterrasse. Im Osten reichte die römische Mauer bis an den abschüssigen Rand zum Rheine hin; im Norden und Süden bildeten deutliche Talsenkungen die Grenze; nur im Westen war der Übergang von der Römerstadt zur umgebenden Landschaft flüssig. Die Lage auf einer an drei Seiten 6—10 m abfallenden natürlichen und absolut hochwasserfreien Terrasse war glänzend gewählt. Mit 1 qkm Größe war Köln kleiner als Trier (3 qkm), aber etwa gleichgroß mit Mailand. Dank seiner hervorragenden örtlichen Lage und dank der vorzüglichen Verbindungswege mit dem gewaltigen römischen Straßennetz war Köln das militärische Rückgrat der römischen Stellungen von Mainz bis hinauf nach Xanten. Kein Zufall, daß in Köln besonders hervorragende Offiziere befehligten. Germanicus und der spätere Kaiser Trajan hatten hier ihr Standquartier. Caligula verbrachte hier seine Jugendjahre. Hier sind Vitellius und Sivanus zu Kaisern ausgerufen worden. Konstantin weilte zwar nur besuchsweise in Köln, aber er schuf hier die erste feste Rheinbrücke und baute der Stadt zum Schutz gegen die andringende

Germanenflut einen besonderen Vorposten auf dem rechten Ufer: das Castellum Divitiacum = Deutz. Seit 400 häuften sich die germanischen Einfälle und seit Mitte des 5. Jahrhunderts war Köln endgültig fränkisch. Germanisches Bauerntum löste die römische Stadtkultur ab. Im einst so blühenden Gemeinwesen machte sich Verfall breit ... aber nur vorübergehend. Die Gunst der Lage führte die Entwicklung Kölns bald zu neuen und glanzvolleren Höhen.

Auf germanischem Kolonialboden, bei Tournay, hatte Childerich sein Gaukönigtum, aus dem Chlodwig das Frankenreich schuf. Seit die riquarischen Franken besiegt waren, dehnte es sich bis zum Rhein. Aber das Schwergewicht lag in Gallien. Als aber die Karolinger die Merovinger ablösten, war eine fränkische Dynastie ans



Ruder gekommen, die an der uralten Völkerstraße von Osten nach Westen in der Gegend der Maasübergänge zwischen Maastricht und Lüttich begütert war und zum Rheine hinüberschaute. Die Kraft dieser Straße lockte die fränkische Politik an den Rhein und nach Köln. Aachen wurde Residenz und der Rhein zur politischen Schlagader des Reiches.

Jenseits des Rheines saßen die Sachsen bis in unmittelbare Nachbarschaft des Stromes und bedrängten immer wieder das strategisch wichtige Köln. 778 waren sie zum letzten Male bei Köln an den Rhein vorgestoßen. Im Bemühen, die Rheinlinie zu halten und Köln zu sichern, mußten sich die Franken als von Westen kommende Eroberer mit den Sachsen auseinandersetzen. So kam es aus politischen Gründen zur militärischen Auseinandersetzung, aus der schließlich ein so verhängnisvoller Religionskrieg sich entwickeln sollte.

Fest ins erste Reich eingebaut, setzte sich Kölns geographisch so günstige Lage schnell durch. Weitsichtige und kraftvolle sächsische Könige und Bischöfe führten die Stadt zu neuem Glanze. Sicherte zur Römerzeit eine überragende militärische Bedeutung den Aufstieg der Stadt, so jetzt die überragende Gunst der Verkehrslage, die Reichtum in die Stadt brachte und darauf gestützt eine ganz einzigartige Kunst- und Kulturblüte ermöglichte.

Am Rhein, dieser Lebensader des ersten Reiches, lagen viele Städte. Das allein genügte nicht, um den Aufstieg Kölns zu erklären. Wichtiger war schon, daß hier der Nordsüdweg mit einer Ostweststraße kreuzte. Aber auch diese Gunst teilte Köln mit andern Orten, die dadurch zwar bedeutend wurden, aber dennoch Kölns Größe nicht erreichten. Entscheidend für die mittelalterliche Hochblüte wurde erst die Tatsache, daß bis Köln der Mittelrheincharakter des Stromes reicht und von hier ab der Niederrheincharakter sich durchsetzt. Das Gefälle des Flusses nimmt von Köln ab schnell ab. Beträgt es zwischen Köln—Bonn noch 1 : 4275, so zwischen Köln—Düsseldorf nur noch 1 : 5800 und an der heutigen Reichsgrenze gar nur noch 1 : 10000. So machte die Gunst der Natur Köln zum Umschlagplatz der Seegüter von den schwerfälligen, tiefgehenden niederländischen auf die flachen, schmalen oberländischen Schiffe der Kölner. Die niederländischen Schiffe konnten auf dem breit und behäbig dahinfließenden Strom noch Segel als Antriebskraft verwenden, die oberländischen Schiffe aber mußten der immer stärker werdenden Strömung halber vom Ufer aus stromauf geschleppt werden. Den von der Natur erzwungenen Umschlag von einer Schiffsart auf die andere nutzten die Kölner durch ein Stapelrecht aus und zwangen jeden Kaufmann, seine Waren vor dem Weitertransport erst einmal in Köln zum Verkauf zu stellen. So wurde Köln automatisch ein zentraler Handelsplatz für die Güter ganz Europas und der Welt. Kein Zufall, daß in Köln von altersher das Speditionsgewerbe besonders hoch entwickelt war und daß diese Binnenstadt ein so bedeutendes Glied der deutschen Hansa geworden ist.

Die an sich schon große Bedeutung Kölns als Warenumschlagplatz auf der Rheinstraße wurde noch besonders wirkungsvoll unterstrichen durch die Einmündung des Ostwestweges durch Europa, der Englands, Flanderns, Brabants und Frankreichs Waren zur Rheinstraße brachte, von wo sie dann stromauf bis Italien geschafft wurden ... und umgekehrt. Die Gunst der Lage hat Köln zu einem der allergrößten Handelszentren des Mittelalters und dadurch zu einer ungemein reichen Stadt gemacht, die Große des Geistes und der Kunst immer wieder angelockt hat. Hier liegen die natürlichen Untergründe der reichen und reizvollen Geschichte des mittelalterlichen Köln.

Als nach der Entdeckung Amerikas und der vielen neuen Seewege die Rhein—Rhone-Furche und die Ostweststraßen ihre überragende Bedeutung als die Lebensadern Europas schlechthin verloren, verhinderte die Lage Kölns am Schnittpunkt dieser zwar an Bedeutung geminderter aber doch nicht bedeutungslos gewordener

Straßen ein Absinken Kölns in Vergessenheit, wie es das Schicksal so mancher andern ehemals bedeutenden Stadt geworden ist. Selbst die unheilvolle territoriale Zersplitterung konnte Kölns Bedeutung nicht auslöschen, so sehr sie auch an der Lebenskraft der Stadt gezehrt hat.

Als mit fortschreitender Industrialisierung der ganze Kontinent wieder wirtschaftliche und damit politische und kulturelle Bedeutung erhielt, da trat die uralte Gunst der natürlichen Lage Kölns am Schnittpunkt der großen Straßen Europas wieder klar hervor. Köln wurde der bedeutendste Eisenbahnknotenpunkt Europas und der zentrale Mittelpunkt des Postaustausches und ist es bis zur Stunde geblieben. Von Köln führte die erste Eisenbahn über die Grenzen eines Landes hinaus. Es ist kein Zufall, daß Köln mehr ein- und ausgehende Schnellzüge aufzuweisen hat, als selbst die Viermillionenstadt Berlin und daß Köln das bedeutendste Bahnpostamt wenigstens Europas besitzt. Das ist kein erworbenes Verdienst, sondern ein zugefallenes Geschenk, denn an allen Wegen, die oft in doppelter und dreifacher Linienführung in Köln sich kreuzen, sind wirtschaftliche, politische, geistige, kulturelle Zentren ersten Ranges entstanden. Köln ist nach dem Urteil führender Wirtschaftsgeographen natürlicher Mittelpunkt einer Kulturlandschaft von 1000 km im Umkreise (Philippson, Blum usw.).

Handel ist Lebensgrundlage der Kölner Wirtschaft geblieben. Händlerische Grundlage hat das hiesige Unternehmertum nie verleugnet, selbst dort nicht, wo es sich industriell betätigte. Es bevorzugte die Verfeinerungswirtschaft, wo es gilt, einen größern Kreis von Kunden mit differenzierten Erzeugnissen zu versorgen. Konfektionelle Verarbeitung ist für die Textilzweige, Maschinen- und Apparatebau für die Metallwirtschaft bezeichnend. Eigentümlich ist auch die auf derselben händlerischen Grundlage aufbauende anregende Tätigkeit des Kölner Bankiers, der sich trotz der erdrückenden Machtfülle Berlins bis zur Stunde behaupten konnte, wenn auch die Hochleistungen im vorigen Jahrhundert liegen. Man braucht nur an Namen wie Hansemann, Deichmann, Mevissen usw. zu erinnern, die in schöpferischem Weitblick das rheinische und damit das Kernstück des deutschen Eisenbahnwesens aufgebaut haben.

An der industriellen Entwicklung der Neuzeit hat Köln einen besondern Anteil durch die Braunkohlenfelder, die in großer Mächtigkeit bis über 100 m unmittelbar vor den Toren der Stadt liegen. Die Flöze ziehen sich unter dem Rheine her bis zur rechten Rheinseite hinüber, verlieren aber dort an Mächtigkeit und Regelmäßigkeit, so daß bisher nur linksrheinisch der Abbau in Angriff genommen wurde. Auf der Basis der Braunkohle ist dann eine mächtige Brikett- und späterhin eine noch imposantere Elektroindustrie aufgebaut worden. Eine ganz besondere Rolle spielt dann noch die chemische Industrie, deren Werk Leverkusen Weltruf genießt.

Trotz des industriellen Einschlages ist entsprechend den natürlichen Gegebenheiten Köln in erster Linie Verkehrsmittelpunkt und Handelsplatz geblieben. Längst

sind im Westen des Reiches neue Zentren entstanden, die teilweise sehr große Bedeutung erlangten, aber Köln ist das erste unter ihnen geblieben und wird es dank seiner geographischen Lage leichter haben, sich im Wettbewerb mit ihnen zu behaupten, wie es sich auch in der Vergangenheit behauptet hat, trotzdem ihm keine Sonne der Fürstengunst schien und die Beengung als Festungsstadt hoffnungsvolle Ansätze zerstörte.

Gunst der Lage verdankt Köln seine Gründung, Gunst der Lage seine Blüte durch viele Jahrhunderte hindurch. Aber alle Gunst der Natur bliebe nutzlos, wenn nicht ein Menschenschlag hier säße, der ebenso aufgeschlossen wie beweglich, imstande gewesen ist, diese Gunst der Natur auszuwerten. So fügen sich Gunst der Natur und Lebenskraft der Menschen zu jener Harmonie, die erst gemeinsam gewertet das Geheimnis der Lebenskraft dieser alten Stadt erklärt.

EUGEN LANGEN:
Zur juristischen Geopolitik Europas

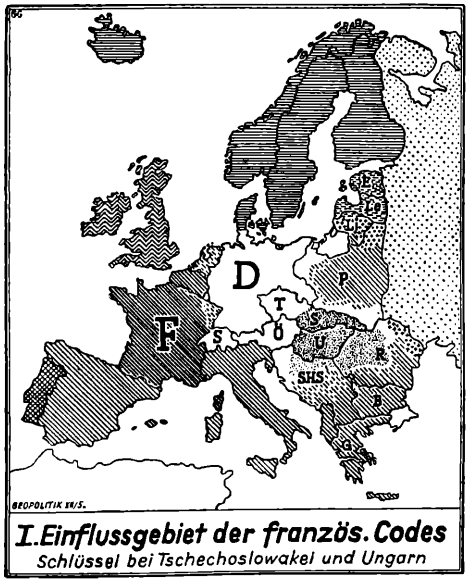
Seit dem Ausgange des Weltkrieges wissen wir, daß die Zeiten frisch-fröhlicher Militärkriege für Europa vorbei sind. Den Wagenburgen der Völkerwanderungszeit gleich liegen die Nationen wieder einander gegenüber. Ganz Europa, ja die ganze Welt ist das Schlachtfeld, auf dem jeden Augenblick wieder von allen gegen alle und mit allen Mitteln gekämpft werden kann. Ruhen (vorübergehend!) die militärischen Mittel, so wird inzwischen um so erbarmungsloser mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges und der friedlichen Durchdringung gearbeitet. Selbst die Wahrung des schönen Scheines, nach dem Politik bisher die Lehre von der Ordnung des Völkerlebens sein sollte, ist von deutscher Ehrlichkeit inzwischen schon geopfert worden (Carl Schmitt: Politik als Freund-Feind-Verhältnis).

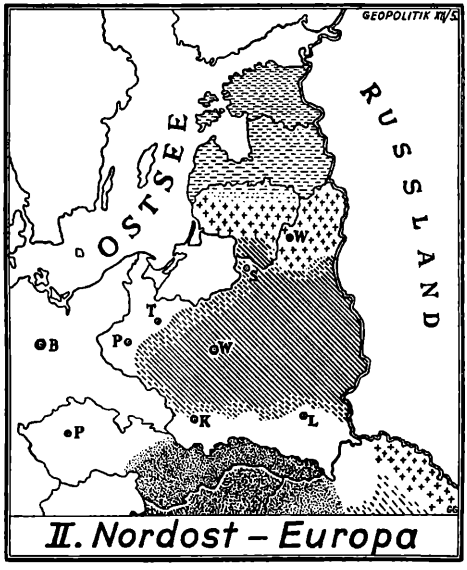
Beide, Wirtschaftskrieg und friedliche Durchdringung, benutzen als Waffe das nationale Recht. Das nationale Recht kann, gerade weil alles aus ihm hergeleitete Verhalten ob mit oder ohne wahre Berechtigung eben immer doch als „Recht" auftritt, als Angriffs- wie als Verteidigungsmittel vorzüglich gebraucht werden. Die Bedeutung guter Kenntnisse und Erfahrungen auf dem Gebiet der fremden Rechte sollte daher um so höher geschätzt werden, je mehr ein Land beabsichtigt, mit rein friedlichen Mitteln sich gegenüber anderen Ländern zu behaupten. Dieser Teil der juristischen Geopolitik, der sich (wie auch die beiden Karten) überwiegend auf das Wirtschaftsrecht bezieht, entspricht den Arbeiten von Langhans-Ratzeburg (Die großen Mächte, geojuristisch gesehen) auf dem Gebiet der staatsrechtlichen Zusammenhänge und Einflußzonen.

Neben den nationalen Rechten gibt es aber in Europa seit den Zeiten des Sokrates einen ebenfalls recht lebendigen Ideenkreis, der gesprächsweise Kultur, Zivilisation,

Naturrecht, göttliches Recht usw. benannt wird. Unter weißen Männern kann daher, wer mit diesem Ideenkreis angegriffen wird, sich mit dem nationalen Recht verteidigen. Und umgekehrt. So hat Deutschland es 1914 zu tun versucht. So geschieht es uns neuerdings wiederum (vgl. die „klassische" Ablehnung des Hanfstängl-Stipendiums durch die Harvardprofessoren). So klingt es aus den Worten Iphigeniens zu Thoas:

„Wir fassen ein Gesetz begierig an,
Das unserer Leidenschaft zur Waffe dient.
Ein anderes spricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widersetzen, das Gebot,
Daß jeder Fremde heilig ist."





Um das Kampffeld zu beherrschen, wäre eine bessere Kenntnis der vergangenen Kämpfe erwünscht, also dessen, was hier

Europäische Rechtsgeschichte

genannt sein soll, um es möglichst zu objektivieren.

1. Mit der Schaffung der Rhein-Donau-Grenze durch die Römer entstanden in Europa die beiden Rechtsgebiete des Germanischen und des Römischen Rechts, neben denen das Gebiet des slawischen Rechts unbedeutend erscheint. Das Römische Recht, soweit es Wirtschaftsrecht war, bedurfte nicht einmal der besonderen staatlichen Förderung. Es mußte sich, allein wegen seiner Qualität, schon von selber durchsetzen, sobald in dem Gebiet des germanischen Rechts die Dorfwirtschaft verlassen wurde. So sinnlos es ist, heute noch nach Schuldigen an der Übernahme

zu suchen, so bedeutsam wäre es, aus diesem Vorgang zu erkennen, welche Bedeutung ein gutes Wirtschaftsrecht im Wettstreit der Nationen haben kann. Es ist ein Exportartikel! Mehr sogar, es zieht neben und womöglich vor dem Kolonisten und vor dem Militär in fremdes Gebiet ein, Musterbeispiel einer friedlichen Durchdringung. Wenn neben dem römischen Wirtschaftsrecht auch das römische Familien- und Erbrecht gewisse Eroberungen machen konnte, so spielen hier doch wohl besondere Gründe mit, die nicht verallgemeinert werden dürfen (Christinisierung, Kanonisches Recht, antike Philosophie). Aber vielleicht darf auch hier gesagt werden, daß das besser durchgebildete, in System gebrachte Denken über einen reicheren Gefühlswert siegte und immer siegen wird. Das Römische Recht war eben nicht nur als Wirtschaftsrecht ein ius gentium, sondern es durfte als Erbe und Bewahrer der antiken und christlichen Philosophie ganz allgemein Weltgeltung beanspruchen und hat sie von jeher beansprucht (Kanonisches Recht). Um nur zwei hervorragende Stellen zu bezeichnen, an denen dieses „übernationale" Recht dem modernen nationalen Staat ans Leben geht: Der Kommunismus kann auf Platons Staat, die Trennung von Staat und Kirche aufs Neue Testament gestützt werden.

2. Dem Eindringen des römischen Wirtschaftsrechts in germanisches Gebiet entspricht in kleinerem Umfange das Eindringen des hanseatischen und deutschen Stadtrechts in slawisches Gebiet. Stadtrecht von Magdeburg und Lübeck ist neben anderen deutschen Rechten heute noch im sog. baltischen Privatrecht Estlands und Lettlands wirksam, das im übrigen durch den deutschen Professor v. Bunge geformt worden ist. Auch später noch einmal, im 19. Jahrhundert, hat ein besser durchgebildetes deutschsprachiges Handels- und Wechselrecht Eroberungen gemacht in Bulgarien, Ungarn, Italien. Deutsches Aktienrecht war vorbildlich für Ungarn, Bulgarien, Polen, Sowjetrußland, Litauen und Skandinavien. Die GmbH. ist bekanntlich eine deutsche Erfindung. Das Gebiet deutscher Rechtsgeltung erweitert sich noch erheblich, wenn man das Kaiserliche Österreich und die Schweiz hinzunimmt (vgl. Karte 1). Das öst. allg. BGB., von Zeiler 1811 aus Naturrecht und Gemeinrecht (römisch) genial zusammengeschmolzen, gilt trotz seines ehrwürdigen Alters noch in den meisten Nachfolgestaaten. Die Zivilprozeßordnung Franz Kleins hat außerdem noch Dänemark und Bulgaren für sich erobert. Daß die seit 1862 mittels des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches bestehende Rechtsgleichheit zwischen Deutschland und Österreich durch das Deutsche HGB. von 1897 sang- und klanglos aufgegeben wurde, ist tief bedauerlich. Ebenso, daß in Ungarn die von 1895—1915 währenden Bemühungen, das dortige Gewohnheitsrecht und den Codex Juris Hungarici nach dem Vorbilde des deutschen BGB. zu erneuern, zum Erliegen gekommen sind. Mit dem Lande selbst ist auch das Recht Österreichs in die Verteidigung gedrängt. Dagegen dürfte die den großen Gesetzen der Schweiz von 1881 und 1907 innewohnende Kraft in

Zukunft erst richtig hervortreten. Die erste Eroberung hat 1926 das Zivilgesetzbuch in der Türkei gemacht. Neben diesem eigentlichen deutschen Rechtsgebiet muß Skandinavien leider als „germanisches" Rechtsgebiet besonders behandelt werden. Diese Gruppierung ist jüngsten Datums, denn erst Ende des 19. Jahrhunderts begannen Schweden, Norwegen, Dänemark und Grönland eine allmähliche Rechtsangleichung, in die seit 1918 Finnland sich einbeziehen läßt. Holland dagegen ist 1838 dem Ansturm der französischen Codes erlegen und führt seitdem sein Rechtsleben im wesentlichen ohne Familienanschluß. Ziemlich unabhängig, aber auch umgekehrt ohne Einfluß auf Europa verläuft die Rechtsgeschichte Englands.

3. Von hervorragender europäischer Bedeutung ist aber die großartige Gruppe der französischen Codes und ihrer Gefolgschaft. Diese drei Codes halten, wie die Karte zeigt, nicht nur die drei großen romanischen Länder Frankreich, Spanien und Italien besetzt, sondern unter ihrem Einfluß stehen sehr wesentlich auch Belgien und (schwächer!) Holland, Griechenland, Bulgarien, das alte Rumänien-, Serbien- und Montenegrogebiet sowie das Gebiet Kongreßpolens bis hinein in den Süden des heutigen Litauen. Die Karte zeigt deutlich, daß die bekannten Grundsätze der französischen Politik gegenüber einem deutschen Mitteleuropa auch auf unserem kleinen Kampfabschnitt wirksam gewesen sind. Die erleichterte Benutzbarkeit altrömischer Fundamente, der Schwung der Revolutionszeit, das juristische wie militärische Genie Napoleons haben diesen Siegeszug möglich gemacht.

Dies ist in sehr groben Umrissen die europäische Rechtsgeschichte bis heute. Die Friedensverträge haben ihr kein neues Blatt hinzugefügt. Denn die Nachfolgestaaten haben mit Ausnahme Polens bisher auf wirklich bedeutende Gesetze verzichtet und nur hier ein Aktienrecht, dort die dringendsten familienrechtlichen Reformen geschaffen. Sie haben nach wie vor eine für Einheimische wie Ausländer gleich furchtbare Rechtszersplitterung, von der die Karte kaum einen Eindruck vermittelt. Man versuche aber einmal sich vorzustellen, daß z. B. Jugoslawien nicht nur nach dem fortgeltenden Recht der Staaten, aus denen es gebildet ist, in 5 Teile zerfällt, sondern daß beispielsweise in einem dieser Teile (Bosnien und Herzegowina) wiederum noch immer türkisches neben österreichischem Recht gilt, und daß endlich über diesen Wirrwarr die Notdecke der eigentlichen jugoslawischen Gesetzgebung gelegt ist!

Diese Zustände würden zweifellos das Eindringen eines klaren und dem Geiste der Zeit entsprechenden Rechts ganz anders begünstigen, als die Verhältnisse vor dem Krieg. Es wird sich also wohl in den kommenden Jahren erweisen, ob der Block deutschen Rechts in Mitteleuropa kräftig genug ist, sich auszudehnen, oder ob das französische Rechtsgebiet rund um uns erhalten bleibt. Eine dritte und durchaus vorhandene Möglichkeit wäre, daß das erneuerte italienische Recht als erster Kulturträger in Südosteuropa am Platze ist. Äußere Machtmittel haben mit

diesem Vorgang viel weniger zu tun als vielmehr die innere Kraft eines Rechts und seine Geeignetheit Vorbild zu sein. Wir haben ja schon darauf verwiesen, daß trotz neuer Staatsgrenzen im Osten die alten Rechte fortgelten. Es gelten sogar dort Rechte, die in ihrem Ursprungsland bereits verschwunden sind, wie z. B. osmanisches und zaristisches Recht. Die Dauerhaftigkeit des besseren Rechts zeigt sich auch in Elsaß-Lothringen, wo trotz Einführung der Codes 1924 noch große Teile deutschen Rechts in Geltung blieben, und zwar solche, in denen das deutsche Recht besonders hervorragt (Vereine, Dienstvertrag, Sozialversicherung, Genossenschaft, Privatversicherung u. a. m.). Auch die Gegenprobe läßt sich machen. Schon verhältnismäßig kurze Zeiten militärischer Besetzung können, wenn sie kräftiges, entsprechendes Recht mitbringen, dieses verpflanzen (Franzosen in Ägypten, 1804/09 in Italien, 1794—1814 in Belgien und Rheinland); während wiederum die deutsche Besetzung Polens, des Balkans, Baltikums und Belgiens 1914—1918 ebensowenig Spuren hinterlassen hat wie die germanischen Königreiche in der Völkerwanderungszeit (ausgenommen vielleicht das langobardische Recht in Oberitalien) oder die englische Besetzung Niederländisch-Indiens 1811—1816. Diese beiden letzten Beispiele machen zugleich die Bedeutung deutlich, die ein kodifiziertes Recht gegenüber dem nicht geschriebenen hat.

Wenn es aber Tatsache ist, daß das Recht neben der oder sogar gegen die Macht sich erhalten und ausbreiten kann, so liegt hier eine große Möglichkeit für das erneuerte Deutschland. Falls in Zukunft eine bewußt werbende Rechtspolitik betrieben würde, so wären das keine moralisch verwerfbaren Eroberungen, keine Verstöße gegen irgendwelche „Ostpakte", sondern wir könnten stets darauf verweisen, daß „pénétration pacifique" eine französische Erfindung sei, wir aber von dieser Erfindung um so mehr Gebrauch machen dürften, als unser Ziel nicht Eroberung fremder Kulturgebiete, sondern Wiederanschluß der deutschen Kulturinseln an das Mutterland sei. Über die Technik einer solchen Politik ist oben schon einiges gesagt: Die Rechtsgeschichte stellt die Aufklärungsgruppe. Sie setzt Kenntnis und liebevolle Beschäftigung mit dem Fremden voraus. Hier haben die Institute für ausländisches und internationales Privatrecht und für öffentliches Recht, die Zeitschrift für Ostrecht, das rechtsvergleichende Handwörterbuch für das Zivil- und Handelsrecht des In- und Auslands (Schlegelberger) schon Hervorragendes geleistet. Die öffentliche Anteilnahme und Förderung müßte aber noch vergrößert werden. Das Verkehrs- und Wirtschaftsrecht marschiert als erstes ein. Es muß klar, leicht faßbar und kodifiziert sein. Aber die Texte dürfen nicht zu abstrakt sein, wie es das deutsche BGB. gegenüber dem österreichischen war. Sogar an den französischen Codes wird diese Schwäche getadelt (Derota, Artikel „Rumänien" im Handwörterbuch). In weitem Abstande erst folgt das übrige Privatrecht, Strafrecht und öffentliches Recht. Die Zeiten, wo fremde Verfassungen und Zivilgesetzbücher (Türkei) einfach abgeschrieben und übersetzt wurden, dürften

vorbei sein. Auch die blinde Begeisterung für fremde Ideen und ihre Aufnahme, wie die Ideen von 1789, sind durch größere Wachheit und verschärftes Mißtrauen der Nationen künftig erschwert. Man wird nicht nur Ideen von seinen Nachbarn verlangen, sondern auch erst ihre praktische Bewährung abwarten, ehe man das Neue übernimmt. Wir können annehmen, daß das Führerprinzip als der oberste Grundsatz deutschen Gemeinschaftswesens auch anderswo Schule machen wird, wenn wir auch zur Zeit um seine praktische Durchführung und Abgrenzung (Aktiengesellschaft! Unterschied zur Diktatur!) zu ringen haben. Das gleiche gilt vom Verzicht auf den seit Montesquieu die Staatsverwaltung tragenden Grundsatz der Gewaltenteilung. Wir teilen uns in die Ablehnung dieses Grundsatzes mit der Sowjetunion. Aber das ist nur äußerlich. Der innere Gegensatz liegt in der Begründung: hier „Diktatur des Proletariats", dort „Volksstaat", und muß mit wachsender Durchbildung unseres Staatsaufbaus immer deutlicher werden. Der Rassegedanke als Abwehr in der Form gesetzlicher Kontrolle (Arierparagraph) ist eine Kulturtat im Vergleich zu anderen Methoden, wie z. B. diejenige wilder Progrome (Osteuropa) oder stiller Sabotage (Holland). In der positiven Rassenpflege sind wir mit der Gründung des Reichssippenamtes beim Ministerium des Innern, dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und dem geplanten Ausbau des Personenstandsregister zu bevölkerungspolitischen Familienregistern zwar im Vormarsch, liegen aber gegenüber Ländern wie Italien, Holland und der Schweiz nicht unbedingt an der Spitze. Die Fragen der Verbindung von Staat und Volk durch die Partei sind theoretisch wie praktisch bei uns erst bestenfalls ebensoweit gefördert wie in Italien, das mit Durchbildung und allgemeiner Anerkennung der Elitentheorie uns in der Lösung des Konfliktes „Masse — Individuum" sogar voraus ist. Ähnlich dürfte es sich mit der Neuregelung der Arbeitsverfassung verhalten. Deutsche Führung wird dagegen unbestreitbar im Bauernrecht vorhanden sein. Die Bedeutung des Erbhofgesetzes kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Auch die landwirtschaftliche Preisregelung muß bei weiterem Fortbestehen zwangsläufig revolutionierend wirken und das gesamte Wirtschaftsleben beeinflussen (vgl. Vowinckel, Bericht über den 2. Reichsbauerntag in Goslar, Heft 12, 1934 der Geopolitik). Somit darf, trotz aller Einschränkungen wegen des derzeitigen Standes der theoretischen und praktischen Durchführungsarbeit, doch wohl erwartet werden, daß die deutsche Nation als Ideenträger in der juristischen Geopolitik, in der Rechtsgeschichte Europas, bald eine Rolle spielen wird und vielleicht berufen ist, die seit 1789 bestehende französische Führung abzulösen.

GUSTAV FESTER:

Das Chaco-Problem IV

Die militärischen Ereignisse bis März 1935

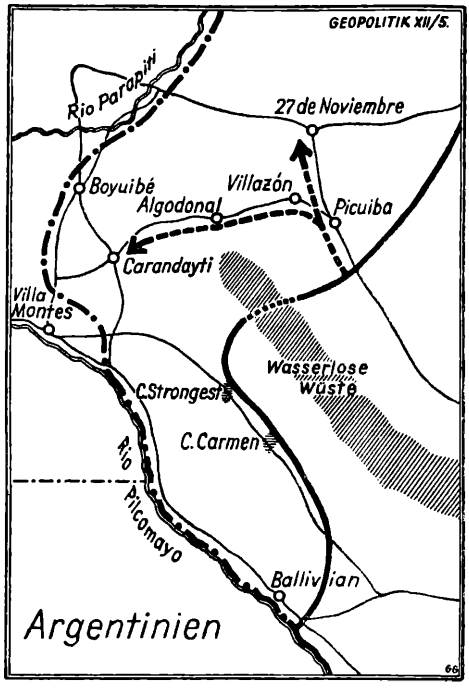
Eine Fortführung der bisherigen Berichte unseres argentinischen Mitarbeiters in folgenden Heften: 1932, Heft 11 (November), S. 664 ff.; 1933, Heft 3 (März), S. 136 ff.; 1934, Heft 2 (Februar), S. 111 ff. Wir bitten, die 1932 und 1933 veröffentlichten Karten auch für die folgenden Ausführungen ergänzend heranzuziehen. Die Schriftleitung.

Wieder ist ein Jahr seit dem letzten Bericht verstrichen, ohne daß ein Ende des brudermörderischen Ringens abzusehen wäre. Paraguay allerdings hat insofern rein militärisch sein Kriegsziel erreicht, als mit dem Vordringen bis zu den Ausläufern des Kordillerensystems, bis zum Parapiti und nach Villa Montes, sich praktisch das ganze strittige Chacogebiet in seinen Händen befindet.

Fast das ganze Jahr 1934 wurde durch das Ringen um den wichtigen Stützpunkt Ballivian am Pilcomayo ausgefüllt, den man nicht mit Unrecht als das Verdun des Chaco bezeichnet hat. Auch mit Sedan hätte man den Platz vergleichen können, indem die Bolivianer mit halbverkehrter Front, d. h. mit dem Rücken gegen die argentinische Pilcomayogrenze zu kämpfen hatte. Die zähe Verteidigung trotz ungünstiger strategischer Lage erfolgte auch nur aus Prestigegründen, gegen den Willen des Generals Peñaranda, auf ausdrückliche Anordnung des Präsidenten Salamanca, dessen erzwungener Rücktritt im November dann die Folge des notwendigerweise eingetretenen Zusammenbruchs war.

Zunächst allerdings waren die paraguayischen Erfolge gegen die tief gestaffelten bolivianischen Grabensysteme nur gering; Ende Mai erfolgte sogar ein nicht unwesentlicher Rückschlag, indem die 8. paraguayische Division bei dem Versuch, den linken bolivianischen Flügel bei Cañada Strongest (nördlich von Ballivian, dort, wo die Front vor Villa Montes nach Nordosten umbiegt) zu umfassen, selbst teilweise eingekesselt wurde und über 1600 Gefangene verlor. Erst Ende Juni begann die Schlacht von neuem auf der ganzen 250 km langen Front, wo inzwischen auf bolivianischer Seite der tschechische General Pacek das Kommando übernommen hatte. Daß die Initiative des Handelns jedoch durchaus auf Seiten des paraguayischen Führers Estigarribia lag, zeigte sich im August/September durch die überraschenden Nebenhandlungen an der paraguayischen Nordwest- und Nordfront. Letztere, an sich weniger wichtig und mit nur schwachen Kräften gegen das zahlenmäßig überlegene Korps Lanza durchgeführt, brachte das bekannte Fort Vanguardia und eine Anzahl weiterer Stützpunkte des Gebietes zwischen dem Rio Paraguay und der Stadt Santa Cruz in paraguayische Hände. Wesentlich bemerkenswerter war der von den Bolivianern als „unlogisch" bezeichnete Vorstoß im Nordwesten, der die paraguayischen Truppen in 14 Tagen an die 300 km

über die wichtigen bolivianischen Etappenorte Picuiba und Algodonal bis dicht vor Carandayti führte, den Hauptstraßenkreuzungspunkt nördlich von Villa Montes. Es muß dahingestellt bleiben, ob Estigarribia tatsächlich den Durchbruch gegen Villa Montes und das Abschneiden der gesamten bolivianischen Pilcomayoarmee beabsichtigte. Auf alle Fälle aber zeigte er eine bewunderungswürdige Elastizität des Handelns, indem er vor überlegenen, von der Pilcomayofront herbeigezogenen bolivianischen Kräften in raschem strategischen Rückzug wieder bis Picuiba zurückging; eine von den Bolivianern geplante Abschneidung größerer paraguayischer Truppenteile wurde durch Fliegeraufklärung vermieden, doch gingen 11 Geschütze vor Carandayti verloren.



Das wichtigste Resultat dieser Nebenhandlung im Nordwesten war die vollkommene Täuschung der Bolivianer über die paraguayischen Angriffsabsichten. Sie hatten über die Hälfte der Pilcomayoarmee weggezogen und waren den zurückgehenden Paraguayern im November bis Picuiba und Villazón gefolgt, in der offenbaren Absicht eines entscheidenden Vorstoßes in Richtung auf die Mennonitenkolonien. Estigarribia dagegen, ohne sich um die Bedrohung seiner rechten Flanke zu bekümmern, setzte aufs neue seine Hauptkräfte auf der Pilcomayofront ein; es gelang der doppelte Durchbruch durch das starke Grabensystem bei Cañada El Carmen (nördlich von Ballivian), der wieder zu einem der berühmten „Coralitos", d. h. der Einkesselung und Waffenstreckung von 7000 Bolivianern führte; am 17. November wurde dann auch Ballivian erstürmt. Wohl ebenso wichtig wie diese praktische Vernichtung der bolivianischen Pilcomayoarmee war die reiche Beute an Kriegsmaterial im Werte von über 3 Millionen Dollars, darunter 8 Geschütze, 430 Maschinengewehre und 300 Lastkraftwagen.

Wie schwer Bolivien von der Katastrophe getroffen war, zeigt auch die am 8. Dezember dekretierte allgemeine Mobilmachung sämtlicher Jahresklassen. Das bolivianische Oberkommando scheint jetzt nur mehr bestrebt, die Verteidigung auf möglichst kurzer Linie, nordsüdlich längs des Abfalls des Hügellandes durch-

zuführen. In rascher Folge fallen im Nordwesten Picuiba, 27. de Noviembre und Villazón wieder in paraguayische Hände, wobei 2000 Gefangene gemacht werden, und in der zweiten Hälfte des Januar hat die paraguayische Nordgruppe mit ihrem rechten Flügel den Rio Parapiti, die von Paraguay beanspruchte Grenze erreicht, mit Zentrum und linkem Flügel die wichtigen Straßenknotenpunkte Boyuibé und Carandayti erobert. Gleichzeitig ist auch die paraguayische Mittelgruppe über Capirenda, die Südgruppe längs des Pilcomayo konzentrisch auf Villa Montes vorgestoßen, letztere ohne sich um die bolivianischen Befestigungen auf dem Südwestufer des Pilcomayo zu kümmern. Mitte Februar verläuft die Front vom Rio Parapiti südwärts bis Camatindi (wo sich bereits Petroleum-Bohrtürme befinden) und dann im Halbkreis um Villa Montes herum über Agua Blanca zum Pilcomayo. Mit dem möglichen Fall von Villa Montes wäre der eigentliche Chacokrieg zu Ende, da es kaum wahrscheinlich ist, daß Estigarribia die Operationen nach dem bolivianischen Hochlande zu tragen beabsichtigt. Andererseits dürften die Bolivianer kaum mehr imstande sein, nennenswerte Angriffserfolge zu erzielen, da die „levée en masse" immer minderwertigeres Soldatenmaterial an die Front bringen wird. Wahrscheinlich wird man eine neue Periode des Stellungskrieges erwarten dürfen, und es ist zu erhoffen, daß jetzt beide Parteien sich einer neuen Vermittlung geneigt zeigen werden.

Der diplomatische Nebenkriegsschauplatz

Weder für den Leser noch für den Chronisten ist die Schilderung der Einzelphasen des diplomatischen Ränkespiels besonders erbaulich, so daß also eine kurze Rekapitulierung der Ereignisse bis zum März dieses Jahres genügt. Der Vorschlag der Völkerbundkommission von Februar 1934 hatte den Rückzug der Bolivianer bis zur Linie Villa Montes—Roboré, den der Paraguayer dagegen wieder bis zum Ufer des Rio Paraguay vorgesehen. Ferner sollte zwar die Hayeszone diesmal vom Schiedsspruch ausgenommen bleiben, nicht aber das in allen früheren Vertragsentwürfen als paraguayisch angesehene Gebiet von Puerto Casado und den Mennonitenkolonien. Da außerdem wiederum die Frage der Schuld am Kriege nicht erörtert werden sollte, lehnte Paraguay den Vorschlag der Kommission ab, worauf diese nach Genf zurückkehrte.

Nach Veröffentlichung des Kommissionsberichts verhängte der Völkerbund im Mai die Waffensperre über beide kriegführende Teile. Der diesbezüglichen Aufforderung aber scheinen die für Aus- und Durchfuhr von Kriegsmaterial in Frage kommenden Länder vielfach nur sehr langsam nachgekommen zu sein; es muß bezweifelt werden, ob die Sperre überhaupt je wirksam war. Einerseits wurden kurz vor Torschluß getätigte Lieferungsverträge von der Sperre nicht erfaßt, und andererseits konnten die Nachbarländer der Kriegführenden sich nicht an dem Vorgehen beteiligen, da sie diesen gegenüber teilweise vertraglich gebunden waren.

Chile hat sogar die Frachten auf der Aricalinie wesentlich herabgesetzt, was im August im Verein mit dem Umstand, daß zahlreiche chilenische Offiziere in bolivianische Dienste traten, vorübergehend zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch Paraguay führte. Chile beteiligte sich auch nicht an dem erneuten Vermittlungsschritt Argentiniens, Brasilien und der Vereinigten Staaten, der von Paraguay vorbehaltlos angenommen wurde, indes Bolivien die Aktion dadurch zum Scheitern brachte, daß es als „Vorgabe" die Abtretung eines Hafens südlich von Bahia Negra forderte; man wollte jedenfalls auf bolivianischer Seite verhindern, daß der Schwerpunkt wieder von Genf wegverlegt würde, wo man inzwischen gute Freunde gewonnen hatte. Daß im übrigen die Lage Boliviens nicht nur militärisch, sondern auch innerpolitisch bedenklich war, zeigen die sonderbaren Ereignisse vom November, indem der als Seele des Widerstands geltende Präsident Salamanca telegraphisch während eines Frontbesuches seinen Rücktritt erklärte. Tatsächlich soll der Präsident den Rücktritt des Oberkommandierenden Peñaranda gefordert haben, worauf dieser mit sanfter Gewalt den Spieß umdrehte, mit der Begründung, daß gerade die Anordnungen des Präsidenten zum großen Teil an den letzten Mißerfolgen schuld gewesen seien. Der nunmehr an Salamancas Stelle getretene Vizepräsident Tejada galt früher als Vertreter einer Verständigung mit dem Gegner, ohne daß diese Tendenz jedoch seitdem merkbar geworden wäre.

Am 18. November wurde ein neuer Vermittlungsvorschlag des Völkerbundes veröffentlicht. Die Feindseligkeiten sollten sofort eingestellt und die beiderseitigen Truppen je 50 km von der Front zurückgezogen werden. Es sollte dann eine Friedenskonferenz in Buenos Aires zusammentreten, und erst wenn diese nach zwei Monaten nicht zu einem positiven Ergebnis käme, sollte der Haager Gerichtshof in Tätigkeit treten. Diesmal stimmte Bolivien vorbehaltlos zu, während Paraguay, ohne eigentliche Ablehnung, Gegenvorschläge machte. Insbesondere wurde bemängelt, daß keine Demobilisierung vorgesehen war, daß der schematische Rückzug von 50 km die paraguayischen Truppen teilweise in das eben überwundene Durstgebiet zurückgeführt hätte, daß die Schuldfrage abermals nicht untersucht werden sollte und daß schließlich der Haager Gerichtshof gegebenenfalls erneut über die Zuerkennung der Hayeszone zu befinden hätte. Da Paraguay am 12. Januar nochmals auf den geforderten Garantien bestand, hob der Völkerbund die Waffensperre Bolivien gegenüber auf, worauf Paraguay Ende Februar in Genf seinen Austritt erklärte.

Einem oberflächlichen Beobachter könnte es scheinen, als ob die Genfer Maßnahme eine gerechte Sanktion gegenüber dem hartnäckigen Eroberungswillen Paraguays wäre. Tatsächlich aber kann der Völkerbund (wie schon in vielen anderen Fällen) keineswegs als irgendwie objektive Instanz angesehen werden. Wäre dies der Fall, so hätte in erster Linie die primäre Schuldfrage untersucht werden müssen,

und eine solche Untersuchung hätte unzweifelhaft Bolivien als den ursprünglich angreifenden Teil erscheinen lassen. Daß man dagegen die Erörterung der Schuldfrage geflissentlich vermied und im Gegenteil mit der einseitigen Aufhebung der Waffensperre eine Sanktion gerade über den — von einer höheren Warte aus betrachtet — angegriffenen Staat verhängte, beweist, daß in Genf nur allzuviel von dem vorhanden ist, was man in Lateinamerika als „intereses creados" bezeichnet. Paraguay vermag dem ausländischen Kapital nichts zu bieten, hat auch nur wenig Kriegsmaterial gekauft, Boliviens Freundschaft dagegen möchte man sich im Hinblick auf die reichen Mineralschätze nicht gern verscherzen. Verschiedene Länder scheinen sich in Genf zu nicht ganz uneigennützigen Vertretern der bolivianischen Sache gemacht zu haben; insbesondere die Tschecho-Slowakei hat durch ihre umfangreichen Waffengeschäfte und die Entsendung einer Militärmission nach Bolivien nicht eben übermäßige Neutralität bekundet.

Für Paraguay bedeutet der Völkerbundsbeschluß jedenfalls keine materielle Schädigung der Kriegsführung, da man sich überreichlich mit Beutematerial eingedeckt hat. Gewisse Schwierigkeiten sind durch den Genfer Beschluß für Argentinien und Uruguay entstanden, die sich bisher noch nicht dazu geäußert haben. Es darf erhofft und erwartet werden, daß beide bei dieser wie bei möglichen weiteren Sanktionen Genf die Gefolgschaft versagen werden.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Oft verbirgt sich hinter starken Worten eine noch stärkere Unsicherheit: Wer das nicht weiß, wird kaum zu einer klaren Deutung der Vorgänge von Stresa und von Genf gelangen. Gewiß — eine einstimmige Kundgebung des Völkerbundes nimmt sich äußerlich bedenklich genug aus und sie darf psychologisch, als Vorbereitung einer neuen Schuldlüge für den schlimmsten Fall, nicht unterschätzt werden. Fragt man nach der Stärke der Willensbildung, die hinter den Beschlüssen von Genf und Stresa steht, so beginnt man zu zweifeln. Ist Italien wirklich so selbstsicher, wie es auftritt? Glaubt man sich im Ernst zugleich einem europäischen Konflikt und einem ostafrikanischen Kolonialkrieg gewachsen? Ist man in Frankreich wirklich bereit, die letzten Konsequenzen aus einem Militärbündnis Frankreich—Kleine Entente—Sowjetrußland zu ziehen? Schwankt man in Polen wirklich so stark, wie die Haltung der polnischen Delegation in Genf vermuten läßt? Sind die drei Westmächte wirklich so einig, wie sie scheinen möchten? Hat England sich wirklich schon jetzt entschieden?

Das alles sind Fragen, die man nicht mit Schärfe und sicherem Urteil beantworten kann. Daß man es gerade jetzt nicht kann, ist uns ein Beweis dafür, daß

in dieses Jahres launischem April sehr viel weniger entschieden worden ist, als der Anschein ausweist. Europa steht noch immer am Kreuzweg: Wir wissen, daß es von einigen Mächten auf den Weg der bewaffneten Koalitionen gezerrt werden soll, der früher oder später zu einem selbstmörderischen Kriege führen muß — die Entscheidung ist noch nicht gefallen. Trotz Genf und Stresa. Aber es bedarf nur noch weniger Schritte: eine Moskaureise mit weiten Vollmachten, neue Bindungen zwischen Rom und Paris — es könnte sein, daß schon in wenigen Monaten auch für die englische Politik kein anderer Weg mehr offenstünde als der gefährlichste: für England um so gefährlicher, als er mit halbem Herzen und einer inneren Resignation gegangen würde, die das Herz eines Weltreichs nicht ertragen kann.

Das Britische Reich rüstet zum fünfundzwanzigsten Regierungsjubiläum seines Königs. In den Feiern der nächsten Wochen wird man Sorgen und Schwierigkeiten zu vergessen suchen. Nach dem Abschluß der Festlichkeiten wird man zu entscheiden haben in einer Reihe von großen äußeren und inneren Fragen. Im Inneren ist das gegenwärtige Kabinett erneuerungsbedürftig; der Mann an der Spitze beweist mit allen seinen Äußerungen der letzten Monate, daß ihm die Spannkraft mangelt, noch länger Ministerpräsident zu sein. Aber das innere Gleichgewicht von Englands nationaler Regierung ist so beweglich, daß ein Personenwechsel sofort in grundsätzliche Fragen hineinführt. Soll man weiter auf den orthodox-konservativen Pfaden der Finanzpolitik Neville Chamberlains wandeln? Oder soll man als letzte der großen Mächte den noch nirgends zu Ende gegangenen, und noch nirgends in seinen letzten Wirkungen überprüfbaren Weg der großzügigen Arbeitsbeschaffung aus öffentlichen Mitteln gehen, der von Lloyd George empfohlen wird? Soll man Pfund (und Dollar — die beiden Währungen könnten nur zugleich stabilisiert werden) weiter sinken lassen, und es in Kauf nehmen, daß früher oder später die letzten Goldblockländer den gleichen Weg gehen? Die Zeiten sind längst vorbei, wo man den theoretischen Versuch machen konnte, Finanzpolitik und Außenpolitik getrennt zu behandeln — jede dieser Fragen führt sofort in Probleme des Reichszusammenhangs, in Probleme der Auseinandersetzung mit anderen Staaten hinein.

Die alte Frage von Ottawa: Bevorzugung der Dominien auch gegenüber den Ländern, z. B. Südamerikas, die noch stärkere britische Kapitalien aufgenommen haben als manche Dominien (wie z. B. Argentinien), kehrt immer wieder: zuletzt in Ausgleichsverhandlungen gegenüber Australien und Argentinien (Vieh und Wolle); ebenso die Frage, wie man die skandinavischen Länder des Sterlingblocks sinnvoll in den Wirtschaftskreislauf des Empire einfügen könne.

In den Dominien selbst sind alte Fragen lebendig: Bei einer Nachwahl in East London hat sich die englisch-nationalistische Partei Natals gegenüber der Einheitspartei Smuts-Hertzog behauptet — was auf der anderen Seite auch dem nationalistisch-radikalen Flügel der Buren wieder Auftrieb geben wird. Die Regierung

Hertzog freilich sitzt fest; vertritt sie doch ein bei dem Zahlenverhältnis zwischen Weiß und Schwarz in Südafrika lebensnotwendiges Prinzip: das achtungsvolle Zusammenstehen der europäischen Bevölkerungen, ob sie nun englischer oder holländischer Abkunft sind. Wir hoffen nur, daß sich beizeiten auch die Erkenntnis durchsetze, daß diese Achtung und Gleichberechtigung auch den Deutschen ein gutes Recht ist, deren Kolonisationsleistung in manchen Teilen Südafrikas gewiß nicht geringer ist als die der Engländer und die der Buren. — Ungelöst aber ist die Frage der Eingeborenenreservate; sie wird wohl eine ganze Zeit ungelöst bleiben. Und wenn ein rhodesischer Ministerpräsident von den Vereinigten Britenstaaten Afrikas träumt — Kap-Khartum — wir spüren den Geist von Cecil Rhodes dahinter! — so mag die Erfüllung noch länger auf sich warten lassen. Bemerkenswert ist nur die Selbstverständlichkeit, mit der rhodesische Ministerpräsidenten z. B. über das Völkerbundsmandat Tanganyika dabei verfügen.

Kenya erlebt zur Zeit eine reizvolle Sonderkonjunktur als Nachbar von Italienisch-Somalia. Hier scheint noch die freundliche Möglichkeit lokalisierbarer Kriege und entsprechender Kriegsgewinne in der Nachbarschaft zu bestehen. Der asiatisch-indischen Rückwirkungen aus Abessinien wird an anderer Stelle gedacht; wir erinnern hier noch einmal daran, daß der augenblickliche Friede im abessinischen Bereich nur eine Funktion der Regenzeit ist! Sobald das Klima wiederum europäische Truppenbewegungen erlaubt, wird es an neuen Zwischenfällen nicht mangeln, die als Vorwand für italienischen Einmarsch dienen können. Wir sind gespannt, mit welchen Einstimmigkeiten der Völkerbund dann auf den Plan treten wird; was Japan dazu sagen wird, wissen wir schon heute; aber es wird nicht ohne Reiz sein, die Äußerungen oder die Schweigsamkeit Litwinows in einem solchen Fall zu beobachten. Der Vorgang, der sich bei der Aufrollung der Meerengenfrage durch den türkischen Außenminister in Genf abspielte, könnte ein Muster sein!

Die Türkei hat schon mehrfach angekündigt, daß sie das gegenwärtige Meerengenregime als eine Beeinträchtigung ihrer Souveränität ansehe und geändert wünsche. Neu war die türkische Forderung für keine der Westmächte. Aber es war vielleicht zu viel Ironie von türkischer Seite darin, daß man für die formale Ankündigung ausgerechnet jene Sitzung benutzte, in der die Heiligkeit der Verträge wieder einmal bekräftigt werden sollte. Sir John Simon wurde böse, und Litwinow wurde es leicht, seinem türkischen Freund zu sagen, daß Rußland gegen eine Befestigung der Meerengen nichts einzuwenden habe.

Dardanellen und Bosporus haben eine lange Geschichte. Seit die Türkei aufgehört hat, eine Großmacht zu sein, und den Weg durch die beiden Meerengen ohne Widerspruch zu beherrschen, ist die Frage der Sperrung oder Öffnung der Meerengen immer wieder gestellt worden. Es ist reizvoll zu beobachten, in welch wechselndem Sinn durch die verschiedenen Mächte. Fast ein Jahrhundert hindurch haben England und Frankreich sich bemüht, die Meerengen für eine russische

Durchfahrt gesperrt zu halten. Da sie selbst im Schwarzen Meer keine Wünsche hatten, war es ihnen recht, wenn eine allgemeine Sperre galt. Im Krimkrieg war es plötzlich anders. Nach dem Krimkrieg war die Sperre wieder da, bis der Krieg von 1870 den Russen die Möglichkeit gab, sich von dem Vertrag zu lösen. Als 1914 die Straßen wieder gesperrt wurden, war es ein Kriegsgrund der Westmächte gegen die Türkei. Bei der veränderten europäischen Kriegslage war der Zugang zu südrussischen Häfen für die Allierten lebenswichtig. Hätte Admiral de Robeck gewußt, wie wenig Munition am 18. März 1915 noch in den deutsch-türkischen Batterien vorhanden war, hätte er den Mut gehabt, noch einige Schiffe zu opfern — wer weiß, wie schnell der Weltkrieg ein anderes Gesicht gewonnen hätte? 1918 wurde der Weg nach Konstantinopel für die Westmächte frei, und damit gleichzeitig der Weg zu den ukrainischen Häfen, von denen aus in den russischen Bürgerkrieg eingegriffen wurde. Die Erinnerung daran mag den Kreml veranlassen, eine gesperrte Meerenge lieber zu sehen als eine offene. Denn im großen hat sich das Problem mit den technischen Möglichkeiten der neuesten Zeit völlig verschoben: Vor hundert Jahren mag der Ausgang ins Mittelmeer für die russische Macht der Ausgang zum freien Meer gewesen sein. Das Mittelmeer ist heute genau so verschlossen und verschließbar wie die Ostsee und die Nordsee. Der Ausgang ins Mittelmeer ist im Ernstfall nicht mehr viel wert. Man muß schon die Räume englischer, amerikanischer und japanischer Flottenmanöver betrachten, wenn man den Wert europäischer Binnen- und Randmeere richtig, d. h. niedrig genug einsetzen will. Freies Meer gibt es heute westlich der Linie Grönland—Island—Irland—Nordwestspanien—Madeira; auch das nur bedingt: die beherrschende geopolitische Lage der Azoren im mittleren Atlantik sollte nie vergessen oder übersehen werden.

Bevor wir den Atlantik westwärts überschreiten, sei noch einer Reihe von kleineren Vorgängen in Europa selbst gedacht. Die Nachwehen der griechischen Revolution sind härter als sie zunächst erscheinen mochten; wir können dem vielgeplagten und sich mühenden Land einer uralten Tradition nur wünschen, daß das drohende Wort seines scheidenden Unruhestifters Venizelos nicht in Erfüllung gehe: Griechenland habe jetzt fünfzig Jahre Bürgerkrieg vor sich. Das freundliche Verhältnis zwischen Griechenland und der Türkei ist ungetrübt; beiden aber bereitet die kommende bulgarische Gleichberechtigung auf dem Rüstungsgebiet Sorge. In Bulgarien selbst hat ein neuerlicher Regierungswechsel stattgefunden, der den im letzten Jahr gefährdeten König in den Vordergrund bringt. Als Ergebnis der letzten Regierungen blieb ein freundlicheres Verhältnis zu Südslawien, und das endgültige Niederwerfen der Nebenherrschaft der makedonischen Organisationen in Bulgarien selbst. Südslawien steht wie die Tschecho-Slowakei vor Wahlen, bei denen regionalistische Stimmen zum erstenmal seit langem wieder zu Gehör kommen. In Ungarn hat der innere Kampf mit einem Überrumpelungssieg des Ministerpräsidenten Gömbös sowohl gegen die Kleinlandwirte Tibor v. Eckardts wie gegen die

Magnaten des Grafen Bethlen und erst recht gegen die Legitimisten des Markgrafen Pallavicini geendet — ein Vorgang, der für die weitere Entwicklung des Donauraums eine nicht nur auf Ungarn beschränkte Bedeutung hat. Zu gleicher Zeit verschachert Fürst Starhemberg alpenländische Deutsche als Fremdenlegionäre für den italienischen Feldzug in Abessinien. Auch das muß festgehalten werden.

Im Nordosten hat sich ein Schritt der Garantiemächte in der Memelfrage trotz allen bösen Willens nicht vermeiden lassen; der Sowjetgesandte in Kowno sorgt dafür, daß die litauische Regierung ihren gefährlichen Kurs auch weiterhin beibehält. Versteht sie nicht, was es bedeutet, wenn das Deutsche Reich dazu gezwungen wird, Litauen als einzigen Staat auszunehmen, wenn es seine Bereitschaft erklärt, mit jedem seiner Nachbarn Nichtangriffspakte zu schließen? Sieht z. B. die britische Regierung wirklich nicht, wie wenig die Haltung des russischen Gesandten in Kowno zu der friedliebenden Haltung der russischen Außenpolitik paßt, an die zu glauben Downingstreet im Augenblick vorgibt? Des Abbruchs der Wirtschaftsverhandlungen zwischen Rußland und Amerika zu gedenken, ist kaum Sache des Atlantischen Berichterstatters: die wichtigsten Rückschlüsse darüber weisen in den Pazifischen Bereich.

In den Vereinigten Staaten läuft das große Experiment weiter; es ist noch immer viel zu früh, um darüber zu urteilen. Aber man wird festhalten müssen, daß eine steigende Welle der Gegnerschaft gegen Roosevelt und seinen New Deal durch das weite Land geht. Diese Gegnerschaft ist eine doppelte: Auf der einen Seite stehen die alten, überwiegend republikanischen Kräfte, denen Roosevelt schon zu viel geändert hat; auf der anderen Seite stehen die stärkeren radikalen Kräfte, denen Roosevelt zu vorsichtig, zu bedächtig ist. Sie haben im Süden, in der Gestalt des schon mehrfach erwähnten Diktators von Louisiana, Huey Long, einen für Roosevelt nicht ungefährlichen Vorkämpfer.

Kubanische Wirren verdienen gemeldet zu werden, weil immer die Möglichkeit besteht, daß auf der wirtschaftlich so bevorzugten und gleichzeitig so gefährdeten Monokulturinsel Extremexperimente beispielhafter Art auch für andere lateinamerikanische Gebiete mit stark gemischten Bevölkerungen vor sich gehen könnten. Einstweilen hat die Regierung Mendieta noch die Herrschaft in der Hand.

Lateinamerika im ganzen strebt einer Periode gesteigerten Selbstbewußtseins und wirtschaftlicher Sicherung zu. Kolumbien hat eine erste Nationale Ölgesellschaft gegründet, die wenigstens einen Teil seiner Bodenschätze — dem Beispiel Mexikos und Venezuelas folgend — fremdem Zugriff entzieht. In Brasilien ist an einigen der unruhigen Stellen, wie z. B. São Paulo, eine Lockerung der noch bestehenden Sondermaßnahmen eingetreten. Die meisten südamerikanischen Staaten haben aus der Weltkrise gelernt: sie streben eine größere Vielfalt ihrer Kulturen an, natürlich auch eine verstärkte Versorgung mit heimischen Industrieprodukten, und sind auf dem dahin zielenden Weg ein gut Stück vorwärtsgekom-

men. Die Periode der schärfsten Krise ist für Südamerika zu Ende; die panamerikanische Handelskonferenz in Buenos Aires, die im Mai eröffnet wird, hat leichteres Arbeiten als ihre Vorgängerin. Der Chacokrieg freilich geht weiter — nunmehr in jenem Raum zwischen Villa Montes und Santa Cruz, in dem zwischen Bolivien und Paraguay das natürliche Gleichgewicht geopolitischer Vorteile — Klima, Morphologie, Länge der Verbindungslinien — eintritt. So kann der Krieg noch lange dauern, wenn es nicht einem gemeinsamen Druck der Nachbarn gelingt, einen Frieden zu erzwingen. Vom Völkerbund ist dabei nicht mehr die Rede.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Noch entblößten die Erkundungsreisen der britischen Minister [die zum erstenmal über die Luxuslinie London—Paris—Oberitalien—Rom hinaus nach Osten, nach Berlin, Warschau, Moskau, Prag führten], die Tagung auf Isola Bella und das Fehlurteil von Genf die ganze Kleinräumigkeit und das gegenseitige Versteckenspiel alteuropäischer, gegen Bismarcks und Victorias Zeit sogar rückentwickelter Großmachtpolitik alten Stils! Inzwischen aber entwickelten sich auch weiterhin die pazifischen und ostasiatischen Machtverlagerungen mit erstaunlicher Offenheit der Zielsetzungen und Größe der Linienführung.

Das wurde vom Westen her vielleicht am schärfsten in einer britischen Oberhaussitzung beleuchtet, in der die Lords Peel, Newton, Barnby und Stanhope sich besonders deutlich aussprachen. Grundton: Europa hat vor lauter Tagungen und Ministerreisen versäumt, genügend auf den Fernen Osten aufzupassen, England die Gelegenheit verpaßt, wo es allenfalls noch zwischen China und Japan, zwischen USA., Japan und Sowjets hätte vermitteln können; der Völkerbund hat eine Reihe von Niederbrüchen, Fehlschlägen und Mißgriffen dort zu verzeichnen. Freilich ist die „Lage voller Argwohn" (suspicion), die chinesische Presse von ihm besessen, in der Zwangsvorstellung, daß Japan die Alleinkontrolle Chinas und den Ausschluß aller westlichen Einflüsse erstrebe (Peel).

Stimmung der Sowjets zur westeurasiatischen Entwicklung: mühsam versteckter Spott, wie bei Litwinow, zuweilen, wie bei Radek, hinter der Maske der Furcht vor deutscher Ostausdehnung Franzosen und Tschechen auslachend; zur Fernostentwicklung geschäftsmäßig, z. B. durchaus kein Aufschäumen beim Vorschlag des Verkaufs von Nordsachalin, sachlicher Empfang des ersten Schecks über viele Millionen Yen wegen der gewesenen ostchinesischen Bahn, des Ostendes der einstigen Magistrale. Liquidation: „Zahlen macht Frieden!" Dafür rührige Tätigkeit dort, wo geopolitisch freie Hände die Durchdringung von Sinkiang mit seinen reichen Bodenschätzen gestatten. Indien und Tibet suchen sich zu verwahren, so gut es geht; aber die Sowjetpsychose strömt durch tausend Rinnsale ein.

Amerika ist vorsichtig geworden; es nahm die Flottenübungsgrenze gegen Japan (etwas) zurück. Schwüle Vorahnungen von der Schwere eines etwaigen Alleinkampfes mit dem auf seinem Heimatboden, für sein Alles gegen ortsfremden Imperialismus streitenden asiatischen transpazifischen Gegner stellen sich von Washington bis Hawai ein. Schon wird englische Vermittlung im Pazifik angeboten („Agreement in respect of the Pacific") — zunächst unverbindlich (Lord Lamington [C]). Tröstend sagt Lord Barnby, der ortskundige Führer der letzten mandschurischen Handelserkundung: „Wegen der Finanzlast allein könnte Japan nicht in der allernächsten Zukunft an die Aufsaugung eines größeren Teils von China denken." Das stellt es ja auch amtlich in Abrede; es will nur führen und leiten, unbedingt und ohne fremden Beisatz.

Dem Kaiser Kang Te (ehedem Puyi) ist bei seinem Besuch in Tokio durch das Ehrengeleit der japanischen Flotte, dann in einer Parade von 15000 Mann mit allem technischen Kriegsgerät zu Lande deutlich genug gezeigt worden, was sanfte Führung ist. Marschall Chiang Kai-shek hat — [als Voraussetzung ähnlicher Vorgänge weiter südlich] — eine Seelenstimmungs-Änderung in Japan mit sehr deutlicher Aussprache gewünscht. Solche Seelenstimmungs-Revisionen sind nach unserer geopolitischen Erfahrung schwer und selten.

Lord Lothian pries dem indopazifischen Kraftfeld als einziges Heilmittel zu dauerndem Frieden die Grundsätze der Washingtonverträge an und im Zusammenhang damit eine Konferenz der damals Beteiligten. Der Unterstaatssekretär Lord Stanhope aber warnte vor einem Versuch, den Fernen Osten auf einer Konferenz zu zerreden und den „Kollaps" dort gar zu nahe zu sehen; über eine sehr vage Hilfsversprechung scheint der gegen diesen „Kollaps" versuchte Anlauf der Weltanleihe nicht hinausgegangen zu sein. Japan hat ihn sich schnell verbeten. Man könne nur Spannungen erleichtern, meinte Lord Stanhope dazu, „without any great flourish of trumpets" — (ohne lebhafte Trompetenstöße), wie es leider im Westen bei ähnlichen Gelegenheiten nicht möglich zu sein scheint.

Wie sehr ist im Gegensatz dazu in Stresa und Genf trompetet worden. Deshalb haben wir diese vergleichende Betrachtung mit den gelassenen Zeugnissen des britischen Oberhauses an die Spitze des Maiberichts gestellt. Wie ruhig und aufmerksam Italien im Fernen Osten mitbeobachtet, verraten etwa Gino Scarpas ausgezeichnete Studie: „I Problemi dell'Asia", oder die geopolitische Zeichnung Indik und Pazifik in Almagiàs „Oceani", beide richtiger Weltschau dienend, ohne in den beschauten Räumen unliebsames Aufsehen zu wecken.

Deutlicher als die im Fernen Osten vorsichtigen Italiener äußern sich natürlich die Japaner, namentlich ihre Admirale, so Nobumasu Suetsugu, der Kommandant der Marinestation von Yokosuka, zuerst in „Osaka Mainichi", dann in der „Far Eastern Review" [Nr. I, Bd. XXXI, S. 3—7] und sein Vorgänger über „The Japanese Naval Position" und „Japans Sea Defense".

Namentlich die erstere, geopolitisch höchst lehrreiche Studie verdient die große Aufmerksamkeit, die sie in den USA. gefunden hat. Da aber einige ihrer Schlüsse, so die Unblockierbarkeit des japanischen Reichskörpers, die Notwendigkeit für Seemächte, „eine erste Seewehrlinie außerhalb der Heimatgewässer als Ideal auch einer reinen Abwehrseestrategie zu haben", von Amerika aus geradezu bestätigt werden, dürfen wir sie wohl als wehrgeopolitisches Gemeingut pazifischer Seemächte annehmen.

Unsere Leser wissen, daß die Grenze des Binnen-Meeresraumes für Japan — die innere Verteidigungslinie — von der Straße von Formosa über Riu-Kiu und Boninbogen und Kurilen auf Kamtschatka zuläuft und so selbstverständlich Inland-See und Japan-See, mit ihren Eingängen: Tsushima-, Tsugaru-, Soya- und Tatarstraße, aber auch Nordchina-See und Ochotskisches Meer in sich schließt.

Das „Einkorken" der russischen Geschwader in Ryojun-Port-Arthur und Wladiwostok in den Jahren 1904 und 1905 wird als vorbildlich, wohl auch für ein ähnliches Verfahren in der Bucht von Manila und im Perl-Hafen, gerühmt.

Bei solchen Grundauffassungen ist freilich die Fluglinie der Pan-American Airways über das Goldene Tor nach Hawai—Midway—Wake—Guam—Manila mit ihren allerdings z. T. winzigen Radiostationen und Stützpunkten (Easter I. in der Midway Gr. rund 1 Quadratmeile; Wake — unbewohnt — mit nur 7 m Meereshöhe!) ein wehrgeopolitisches Ärgernis für die Vorkämpfer Asiens. Seine einzelnen Brückenpfeiler liegen allerdings unter den rund 2550 Inseln und Lagunen des japanischen Reichs „in den Klauen des Feindes", der seine südliche Verteidigungslinie entsprechend in die Südsee vorschiebt. Das hindert nicht einen „freundlichen" usamerikanischen Flottenbesuch in Yokohama und Kobe zwischen den amerikanischen und japanischen nordpazifischen Manövern.

Auch Kiel wurde 1914 von Briten besucht.

„Eine ähnliche Blockadegunst für indirekte Blockade, wie sie in der Nordsee England gegenüber Deutschlands nassem Dreieck hatte, kommt bei den viel leichter zu verteidigenden drei größten Seemächten nicht vor."

Jede von ihnen hat eine enorme Küstenentwicklung (Japan über 45 000 km) und Ausfallpforten darin genug. Das macht moderne Seekriege so kostspielig und gewagt. „Das Schicksal Deutschlands kann nicht über Japan kommen." Japan ist, wovon auch die Amerikaner überzeugt sind, leicht zu verteidigen und schwer anzugreifen. Dennoch werden die Mandatinseln in der Südsee als Japans „ozeanische Lebenslinie" bezeichnet. Sie läuft weit außerhalb der vitalen Teile, wie die kontinentale. Englands „Grenze am Rhein", nach Baldwin, ist harmlos dagegen! „Von Izu über Shichito, Ogasawara, Kazan, Retto, Marianen, Marshal-I. bis zu den Ost- und Westkarolinen ist eine natürliche Seewehrlinie Japans aufgebaut." So der japanische Admiral, dem man die Garde-Flotten-Station, die Seewehr der Reichshauptstadt anvertraut hat.

Um unsere Leser mit großzügigen Raumvorstellungen vertraut zu machen, haben wir diese Linie roh nachgemessen: rund 5000 km südliche Seewehr-außenschanzen! Das bedeutet eine recht ansehnliche Zunahme weiträumiger Wehrauffassung für ein Land, das nach 220jähriger Absperrung [1636—1854] von der Hochseefahrt erst vor 80 Jahren wieder den Bau von mehr als einmastigen Schiffen gestattete. Die Binnen-Seewehrgrenze erstreckt sich auf 7000 km. Auch das ist ansehnlich genug. Aber an ihrem Nordende nähert sich die letzte Nordinsel Japans, Shimushuto, auf nur 1200 km der äußersten Nordwestinsel der USA. in den Aljuten, in denen wenig mehr als 1600 km weiter der Nordkriegshafen der USA., Dutch Harbour, liegt. Hier handelt es sich, bei allerdings zeitweise schwer durchfliegbaren Wetterlagen und häufigen Nebelbildungen, um Raumweiten, die an sich heute von Geschwaderflügen leicht überwunden werden. Auf diese Nordgefahr hält Japan ein wachsames Auge. Darum braucht es eine Flottenstärke nach eigenem Ermessen, „ohne die seine Zukunft ein unlösbares Rätsel sei"! Wenn am 31. 12. 1936 der Washingtonvertrag abläuft, werden nach den jetzigen Bauplänen Japan und die USA. fertig haben: Großkampfschiffe 9 15; Flugzeugträger 5 5; Große Kreuzer 12 17; Kleine Kreuzer 17 14; Zerstörer 77 60; U-Boote 35 : 24. Daraus geht eine geopolitisch verschiedene Bewertung der Schiffstypen hervor, gewiß auch ein Unterschied in der Wirtschaftskraft. Dennoch wäre es falsch, Japans Werftleistungen zu unterschätzen; „Kongo" (1913) war das letzte importierte Schiff. Der jetzige Unterschied wiegt die Gunst der geopolitischen Vorzüge von Japans Wehrlage nicht auf.

Japan ist sich dieser geopolitischen Lagengunst vollkommen bewußt und verwertet sie in seiner Flottenbau- und Außenpolitik. Die Vereinigten Staaten sind sich aus den gleichen Gründen über die Schwierigkeiten etwa beabsichtigter unfreundlicher Handlungen im klaren; Rußland weiß, daß es im Fernen Osten um weite Räume als Einsatz spielt, wenn sich auch seine Ausgangslage durch die Flugwaffen und U-Boot-Entwicklung um Wladiwostok wesentlich gebessert hat — falls dieser ganze Stützpunkt nicht gleich zu Beginn oder vorher unschädlich gemacht wird. Im ganzen wird die Spannungsgefahr durch ein weitgehendes Wissen um ihre Gegebenheiten eher entgiftet als überreizt; wie denn überhaupt wohlverstandene Geopolitik überall aus phraseologischem Dunst zu den sachlichen Kanten zurückführt. Das Wissen darum durchdringt z. B. die vielen Japan-China-Annäherungsaufsätze in den Zeitungen und Zeitschriften (so allein in „Transpacific"' vom 14. 3. 1935, S. 2, 4, 7/8); es tritt in sehr bemerkenswerten Aufsätzen über „Japan und Deutschland" („Transpacific", Nr. 8, S. 6) hervor. Oder die „Pac. Affairs" (III/35, S. 8/9) machen sich solche Betrachtungen über die Fernoststrategie zu eigen, auch wohl in der kühlen und sachlichen Behandlung der Frage des Weiterbesitzes der ehedem deutschen Südseeinseln.

Praktisch wird sowohl von den Sowjets, wie von ihren asiatischen Gegenspielern

sehr viel mit Geopolitik gearbeitet; ihr Wert als unterste Tragstufe einer wissenschaftlich betriebenen, immer noch genug auf Empirie und Fingerspitzengefühl angewiesenen Außenpolitik ist in Asien und im Bereich des Pazifischen Ozeans unbestritten.

Auch in dem vielfach ganz ungescheut betriebenen Ringen um die chinesischen Außenländer und ihre ganze oder teilweise Ablösung vom eigentlichen Reichskörper, so bei den Sowjetanleiheversuchen von Sinkiang, bei Aufbauversuchen japanisch-siamesischer Volksbeziehungen, ja selbst beim Versuch, die Olympiade für das 2600. Reichsgründungsjahr zu gewinnen, ist geopolitischer Untergrund erkennbar. Es hält nur zuweilen schwer, ihn aus dem Wust der Tagesnachrichten herauszuschälen.

Beim Nachlassen und Zurechtrücken der großen Spannungen treten die vielen kleineren Bewegungen und örtlichen Reibungen deutlicher und lärmender hervor. Damit der Beobachter die großen Linien nicht darüber verliere, sind ihm vor allem immer wieder zusammenfassende Selbstdarstellungen mit geopolitischem Leitzug oder doch Einschlag wertvoll, wie etwa die neu herausgebrachte japankundliche Zeitschrift „Nippon" des Japan-Instituts Berlin, worin die „Vorgeschichte der Meiji-Restauration" von Kuroda zeigt, was solche Selbstdarstellungen für geopolitisches und völkerpsychologisches Verständnis leisten können, worin auch die bibliographische Arbeit von Dr. H. Präsent zu ihrem Recht kommt. Sie kann gar nicht genug verbreitet und nachgeahmt werden, wie auch die Sammelleistung der „Ostasiatischen Rundschau".

Zu den kleineren Bewegungen rechnen wir auch die Begleiterscheinungen des mandschurischen Kaiserbesuches in Tokio mit ihrer wohlberechneten Eindruckswirkung, aber auch den Verfassungsstreit über die Bedeutung der japanischen Kaiserwürde zwischen Ikki-Minobe auf der einen, Hiranuma und den Samurai auf der andern Seite. In stillen Zeiten mag es möglich sein, nationale Palladien unbefangen wissenschaftlich auf Alter und Zustand zu prüfen. Niemand aber wird erwarten, daß er das gleiche dann wagen kann, wenn ein Palladium seine Heiligkeit und Unantastbarkeit als nationaler Grundwert im Kampf ums Dasein eines Weltreichs möglicherweise erweisen muß. Dann ist eben nicht die Zeit, einem wirkungsvollen Staatsmythos kritisch den Nimbus zu trüben; wer es dennoch tut, muß wissen, daß er starke Verteidiger auch der legendären Teile der Staatskultur gegen sich in Waffen ruft, wie Professor Minobe das getan hat.

Besonderen Dank erwirbt, wer — umgekehrt verfahrend — hinter scheinbar nebensächlichen Zügen große und wichtige Zusammenhänge mit Bedeutung für geopolitische Vorausschau aufdeckt, wie das etwa im Heft 3 von „Petermanns Mitteilungen" Fr. Otte über die Verstädterungsfrage in dem immer noch nur mit 20% verstädterten China [bei nur 3% Vertragshafenbevölkerung in 31 Städten], und U. Frey mit dem leider nur allzu knappen Hinweis auf die symptomatische

Bedeutung von „Westaustraliens Austritt aus dem australischen Bundesstaat" geleistet haben. Auch den Hintergrund des zweibändigen Japanwerks von Prof. Schultze durchzieht ein dichtes Netz geopolitischer Beobachtungen, denen wir ein Seitenstück für Indien wünschen möchten, während die japanische Regie in der Mandschurei auf diesem Felde außerordentlich rührig ist. [„Manchukuo Year Book" von 1934, 3. B.]

Wie man in Indien die Selbstbefreiung Deutschlands in weiten Kreisen sieht, das zeigt die beigefügte Spottzeichnung aus der „Amrita Bazar Patrika" vom 20. 3. 1935 mit der Hitler in den Mund gelegten Äußerung: „Seht ihr denn nicht, daß die Dame nicht einmal frei atmen kann?"

Daß man daraus im Weiterdenken auch für Indien Folgen zieht, ist begreiflich. Hier wie dort kann sich England nicht zu ganzen Taten und Worten aufraffen. Sowenig es — trotz Lansburys ermunterndem Zuspruch — bei den höchst bemerkenswerten Parlamentskommissionsverhandlungen vom 11. 4. 1935 möglich war, unter den verschiedenen Klauseln und Zusätzen den hohen Herren das befreiende Wort vom „Dominiumszustand" [Dominium Status] zu entreißen, obwohl es nun doch einmal 1919 in die Indische Welt hineingechleudert worden ist (u. a. Macdonald sehr geläufig war) und dort nicht mehr sterben kann, sowenig findet man sich — bei aller redlichen Reisebeflissenheit — zur Verheißung eines neuen Europa durch, das eben nicht auf den Ruinen eines seiner Großvölker errichtet werden kann, wie Lord Eden richtig bemerkte. „Manch. Guardian" vom 12. 4. 1935, S. 4 bringt die Einzelheiten und wiederholt den springenden Punkt:

„Es ist die erklärte Politik des Parlaments, zu sorgen für die steigende Heranholung von Indern zu jedem Zweig der indischen Verwaltung, für die schrittweise Entwicklung von Selbstregierungseinrichtungen, mit dem Ziel fortschreitender Verwirklichung einer verantwortlichen Regierung in Britisch-Indien als integrierender Bestandteil des Reichs."

Es ist ein Kampf um Formeln und Buchstaben, gewiß, hinter dem aber ein Kampf um weite Erdräume vor sich geht. Schon einmal hat ein so geführter Kampf — bei dem man das Eigenrecht mündig werdender Weltteile nicht sehen wollte — das Vereinigte Königreich sein transatlantisches Widerlager eines weltmeerumspannenden Reiches unter Bluts- und Rassenverwandten gekostet. Jetzt wankt im India-Meer-Reich der artfremde, gewaltige Schlußstein des Gewölbes im Gefüge; und wieder hinkt man immer wieder um eine schmale Zeitfristspanne hinter dem Augenblick nach, in dem schon ein erlösendes Wort als befreiende Tat gewertet würde, in Indien, in Mitteleuropa und China, und wird schließlich aus Schicksalsgemeinschaft Arbeitsgemeinschaft hochzüchten, auch wenn sie jetzt noch zwischen so verschiedenen Rassen und Räumen nicht gesehen wird. Hier dämmern Weltentscheidungen herauf.

Um zur Klärung einiger technischer Streitfragen beizutragen, die durch gedankenreiche Betrachtungen von Oberst Haselmayr [u. a. im V. B. vom 14. 2. 1935] ihrer Lösung näher gebracht worden sind, möchten wir z. B. behaupten, daß reine Wehrmachtshaushaltzahlen in der Regel die Wehrgeopolitik nichts angehen, sondern bei Fragen der Wehrpolitik zu entscheiden sind, soweit sie nicht allgemeine Symptome für Emporschnellen der Landesverteidigungsausgaben allerwärts und Begräbnis von Abrüstungsgedanken weltüber sind.

Etwas ganz anderes aber ist es, wenn zahlenmäßige Stärke und Heeresstruktur aus auffälligen Gründen einander gar nicht entsprechen, sondern typische, schließlich bodenbestimmte Unterschiede obwalten, wie z. B. darin, daß in Rußland das Verhältnis der schweren Artillerie zur leichten 1 7 (225 schwere gegen 1558 leichte Batterien), in Polen und Jugoslawien rund 1 3, in Frankreich fast wie 1 : 1 (298 schwere gegen 321 leichte Batterien), in Italien 244 schwere gegen 310 leichte, in Belgien 58 schwere gegen 74 leichte Batterien ist.

Denn darin sprechen sich geopolitische Wertungen von ins Auge gefaßten Kriegsschauplätzen aus, ebenso wie Angriffsabsichten klar werden bei der Motorisierung und der Kampfwagenfrage, wenn z. B. Frankreich 4300 und Rußland 3000 Kampfwagen entfaltet, gegenüber 200 italienischen und 600 polnischen: da will man in wegsame Länder mit guten Straßen fahren!

Noch schärfer drückt sich der Angriffscharakter in der Luftrüstung Frankreichs mit seinen 5000—6000 Kriegsflugzeugen aus, die durch Zusammenspiel via Prag mit den rund 4300 der Sowjetbünde, mit den von Serienausschüttung zu Serienausschüttung vervielfältigten russischen Maschinen zur größten Angriffs-

gefahr der Erde werden. Die weit zurückhängende kleinere Stufe der rund 1000 Angriffsmaschinen besitzenden Luftmächte zweiter Ordnung, wie Südslawen und Tschechoslowaken, aber auch die an ihrer Spitze marschierenden Italiener und Japaner bleiben dagegen völlig in der Hinterhand.

Auch in diesem Zurückhängen drücken sich wehrgeopolitische Tatsachen aus: Klimaschwierigkeiten (Japan!), Rassenhemmungen, Ölmangel, Raumfehler. Auf diesem Felde rächt sich gleichmäßig das Übersehen erdbestimmter und rassenmäßiger Grundzüge, Antriebe und Hemmungen, die von Blut und Boden her zusammenwirken. Dieses UND — von entscheidender Bedeutung! — muß GROSS geschrieben werden. Das gilt, wie für die Geopolitik überhaupt, besonders für die Wehrgeopolitik!

CARL SCHMIDT:

Schulung, Schule und Geopolitik[1])

> Josef Ponten: Die deutsche Landschaft und der deutsche Mensch. „Wir sind politisch so gereizt, daß selbst dieser sanfte Titel auf den Hinterbeinen sitzt. Wir überschauen, was er enthält, um zu wissen, was wir zu verteidigen haben ... Wir wollen sehen, wie er wurde, wie er ist und wie er sein wird. Alle politisch gebeugten Zeiten verhielten sich so. Das ernster gewordene Auge verlegt die Achse des Sehens, der Blick wird historisch. Wir wollen die historische deutsche Landschaft betrachten."

Wenn man heute die geographische Sacharbeit der letzten Jahre überblickt, wie sie z. B. von der Sachgruppe für Erdkunde im NLSB. (NS.-Lehrerbund) geleistet wird, dann kann man zwei große Arbeitsgebiete unterscheiden. Diese beiden sind Heimatkunde und Geopolitik. Um diese beiden Pole kreist die Arbeit dieser Sachgruppe. Man kann sie auf einen gemeinsamen Nenner bringen, wenn man die Grundfrage so stellt: Was kann die Erdkunde zur nationalen Selbstbehauptung beitragen?, oder: Wie kann die Erdkunde die politische Willensbildung unseres Volkes fördern? So gesehen, fällt die Heimatkunde mit unter die Geopolitik, wenn auch in der Praxis bei dem Thema Heimatkunde mehr Wert auf die geographische Analyse, die Stoffsammlung alten Stiles, gelegt wird. Geht aber die Heimatkunde weiter zur Synthese, zur Wertung, so wird sie durch die Bestandsaufnahme dessen, was deutsch ist, politisch.

Man kann dann auch anders sagen: sie ist national. Das bedeutet nichts grundsätzlich Neues, sondern nur die stärkste Betonung der Fragestellung, die unsere Zeit an jede Wissenschaft hat. Die Wissenschaft ist zur Kunde geworden, die aus einem großen Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten auswählt, aber nicht wissenschaft-

1) *Wir bringen diesen Beitrag, der sich nicht in allem mit unserer Anschauung deckt, als ersten einer Reihe, die sich mit der Stellung der Geopolitik im Rahmen der wissenschaftlichen Einzelfächer und in der Schulung befaßt.* *Die Schriftleitung.*

liche Ergebnisse zu ihrem Zweck umformt. Denn das ist die Grundforderung, daß Wissenschaft immer Wissenschaft bleiben muß. Für jede Schulung und jeden Unterricht ergibt sich daraus, daß nur der zur Leistung dieser Arbeit berufen ist, der das nötige Rüstzeug mitbringt. Wir würden unserem Volke einen schlechten Dienst erweisen, wenn wir diese Forderung außer acht ließen. Aber weil diese Wissenschaft, wie ich oben gezeigt habe, Kunde ist, findet in ihr der trockene Gelehrte keinen Platz, ist in ihr kein Raum für „Objektivität an sich". Nein, wo vom Nationalen die Rede ist, da gehört das Herz mit dazu. Da bekommt alles Farbe und Licht und wird aktuell und lebensnah. Und von hier aus findet man den Weg zum Herzen der Schüler, packt alle, die man schulen soll.

Das deutsche Volk hat im Saarkampf in großem Ausmaße die Methode der Geopolitik kennengelernt. Es ist durch die vorbildliche Leistung des Saarkalenders mit geopolitischen Karten vertraut gemacht worden. An diese Arbeit gilt es anzuknüpfen. Geopolitik ist keine Wissenschaft auf Zeit, der man nach geleistetem Dienst kündigen kann. Sie muß einen ständigen Platz in unserem Bildungswesen bewahren. Wenn heute der Presseverband die Zeitungen auffordert, keine Nachricht ohne gemeinverständige Ortsangabe herauszugeben, so ist das solch wohlverstandene Weiterarbeit. Genau dasselbe haben wir, wenn Zeitungen ihren Lesern billige Atlanten anbieten mit der stillschweigenden Verpflichtung, alle Ortsnamen dann nur in der Schreibweise der ausgegebenen Atlanten zu bringen. Und weiter sollte es nach dem Saarkampf nicht so sein, daß jede politische Schulung wieder nur weltanschauliche (sprich: innenpolitische) ist. Wir liegen auf keiner Insel. Deutsch sein heißt, in vielem anders sein als die da draußen. Und wie soll ich dieses Anderssein erkennen, wenn ich von draußen nichts weiß? Dann kann es so kommen, daß ich überrascht bin, wenn von außerhalb plötzlich in meine eigene Sache hineingeredet oder gar hineingeschossen wird. Geopolitik soll uns gerade davor bewahren und uns ein Wissen geben, das uns ungeschminkt unser Raumschicksal enthüllt.

Selbstverständlich ist damit die Geopolitik ein Teilgebiet der Lebensraumkunde, unter der man in manchen Gauen das Wissen vieler Einzelfächer zusammenzufassen versucht, um dadurch eine analytische Zersplitterung zu verhindern und zur Zusammenschau zu zwingen. An anderer Stelle habe ich mich schon dagegen gewandt, daß Geopolitik als Fach in die Schule eingeführt werden soll an Stelle von Geschichte und Erdkunde. Man kann erst etwas zusammenfassen, wenn man die Einzelheiten zu erkennen gelernt hat. Die Erkenntnis der Einzelheiten hat aber jeweils ihre eigene Methode, wenn es sich einmal um geschichtliche, das andere Mal um geographische Stoffe handelt. Daher heißt es zum mindesten für die höhere Schule immer: Geopolitik *im* Unterricht und nicht Geopolitik als Unterrichtsfach.

Wenn man einmal nur deutsche Geschichte als Rassenschicksal und deutsche Geschichte als Raumschicksal nebeneinander hält, dann werden einem die Grenzen der Leistungsfähigkeit der Geopolitik deutlich. Wer nicht um die Grenzen einer

Wissenschaft weiß, soll die Finger davon lassen. Wie viel hat z. B. die Rassenkunde damit zu tun, um die Auswüchse des Blondfimmels zu bekämpfen. Damit ist nur das gesagt, was von jeder wissenschaftlichen Arbeit zu gelten hat: sie hat zu geschehen unter ernster Verantwortung.

Mit dem Gesagten ist wohl deutlich geworden, daß es bei uns keine Schulung geben sollte, ohne daß der Geopolitik in ihr ein entsprechender Anteil zugewiesen wird. Wir stehen hier am Anfang einer großen Aufgabe, die durch geopolitische Schulungslager der Lehrer heute mit allem Ernst in Angriff genommen wird. Die dabei zu vermittelnden Grundbegriffe sind nicht allzu zahlreich. Das wesentliche ist die geopolitische Grundhaltung, die sich schließlich nicht lehren läßt, die aber von dem Leiter solcher Schulungsarbeit gezeigt werden muß. Wenn in Unterricht und Schulung z. B. über Grenzen gesprochen wird, so braucht das noch lange nicht Geopolitik zu sein, wenn auch das Thema geopolitisch ist. Es gibt nur ganz wenige wirkliche Geopolitiker. Ihnen nachzueifern, ist unser Ziel. Und wir sind auf dem Wege zu diesem Ziel nur dann, wenn wir auf dem Boden des wissenschaftlich Verantwortbaren bleiben. Also heißt es, in der Schulung vor allem dieses Verantwortungsbewußtsein wecken. Die Freude und die Liebe zu dieser Arbeit werden dann nicht ausbleiben. Getragen von diesen beiden, werden wir dann das leisten können, was das neue Reich von uns erwartet, einen Beitrag zu geben zur politischen Willensbildung und nationalen Selbstbehauptung unseres Volkes.

GOTTFRIED FITTBOGEN:
Sprachinselforschung und Volkstumskunde

I. Sprachinselforschung.

Nach dem Zusammenbruch hat sich in Polen eine Gruppe von deutschen Forschern daran gemacht, Aufbauarbeit zu leisten und der Reihe nach — als die dringlichste Aufgabe — die Durchforschung und Darstellung der einzelnen deutschen Siedlungsgruppen, die innerhalb der Grenzen des heutigen Polen vereinigt sind, in Angriff zu nehmen. Nicht wenige Ergebnisse liegen bereits vor. Die Arbeiten dieser ostdeutschen Forscher weisen alle einen Zug der Familienähnlichkeit auf. Wie könnte das auch anders sein? Leben sie doch alle unter denselben Bedingungen, sie sehen sich denselben Aufgaben gegenüber und arbeiten nicht jeder isoliert für sich, sondern in Fühlung miteinander. Dazu kommt noch ein besonders wichtiger Umstand: die Form des Objekts, das sie zu bearbeiten haben, ist für alle dieselbe; die Deutschen ihres Landes wohnen (abgesehen von einem Teil der früher reichsdeutschen Gebiete) nicht mehr im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, sondern außerhalb desselben, auf Sprachinseln. Diese Arbeiten haben es also alle mit Sprach-

inseln zu tun, und zwar fast nur mit den jungen Sprachinseln der letzten beiden Jahrhunderte.

Es kann nicht ausbleiben, daß die Gemeinsamkeit des Objekts zu gemeinsamen Gesichtspunkten führt. Und so geht denn nun einer aus diesem Kreise daran, eine Theorie der Sprachinselforschung zu entwickeln. Es ist nötig, daß der Arbeiter sich Gedanken über seine Arbeit macht; aber indem er sie formuliert, kann die Unzulänglichkeit alles Irdischen dazu führen, daß die Formulierungen nicht ganz vollkommen sind, daß sie zu Mißverständnissen und Auseinandersetzungen führen und so störend auf die Arbeit zurückwirken können. Mephisto steht im Hintergrund und wartet auf den Augenblick, wo er höhnisch lächelnd konstatieren kann:

Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten.

Sosehr also theoretische Erwägungen nötig sind, sosehr muß man sich ihrer Grenzen und der Gefahren, die hier drohen, bewußt sein. Wichtiger als der Ausdruck selbst ist immer das, was man damit sagen will.

Walther Kuhn also entwickelt jetzt eine Theorie der Sprachinselforschung. Der Titel lautet: „Deutsche Sprachinsel-Forschung." Geschichte, Aufgaben, Verfahren. Plauen i. Vogtl. 1934, Verlag Günther Wolff, 403 S. (Broschiert 9 RM., gebunden 10 RM.)

Das außerordentlich Fruchtbare der Sprachinselforschung liegt darin, daß der Sprachinselforscher immer vom einzelnen ausgeht, vom Detail, vom Konkreten. Jede Sprachinsel ist eine „kleine Lebenseinheit mit klaren und festen Grenzen", sie tritt dem Forscher als biologische, nicht als politische Größe gegenüber; sie verlangt von ihm, daß er ihre „Naturgeschichte" schreibt. Die Hauptaufgabe ist, die eigenen Kräfte der Sprachinsel zu erfassen und die Lebens- und Kulturformen, die sie aus eigener Kraft — durch Modifikation oder durch Neuschöpfung — hervorgebracht hat. Dann erst kommen die Einwirkungen von anderer Seite.

Ein weiterer Vorteil der Sprachinselforschung ist es, daß sie am lebenden Objekt getrieben wird, sie ist Arbeit „im Gelände". Es kann in der Tat kaum eine bessere Einführung geben, als wenn der Anfänger, der sich auslanddeutschen Studien zuwendet, zunächst seine Kräfte an einer Sprachinsel erproben kann und an ihr methodisch arbeiten lernt. Kuhns Buch ist ganz auf praktische Arbeit eingestellt. Er gibt geradezu eine praktische Anweisung für die Arbeit, eine Anweisung, sehen zu lernen, worauf es ankommt, und das wissenschaftliche Handwerkszeug zu gebrauchen. Er teilt das Fragebuch mit, das er auf Studienwanderungen mitnimmt. Gerade dieses praktische Kapitel ist methodisch besonders instruktiv. Es ist vielleicht das wichtigste des ganzen Buches, denn es enthält die Grundlage für alles weitere.

In der Sprachinsel überwiegt nun weit die Unterschicht, oder, wie Kuhn lieber und ehrfurchtsvoller sagt, die Mutterschicht; die nationale Oberschicht beteiligt

sich nicht an der Gründung von bäuerlichen Sprachinseln (S. 239, 240). Darauf beruht die enge Verbindung der Sprachinselforschung mit der Volkskunde und auch ihr „Charakter des Kleinmalenden" (S. 274).

Es leuchtet ein, wie fruchtbar die Sprachinselforschung sein kann und welch strengen Zwang zur Sachlichkeit sie ausübt. Ebenso leuchtet ein, daß die Methode, die an den deutschen Sprachinseln Polens entwickelt ist, sich auch auf die anderen deutschen Sprachinseln übertragen läßt. Tatsächlich muß sie auch für die Sprachinseln anderer Völker, etwa der Tschechen, der Slowaken oder der Franzosen gelten — nur wird man in der Hauptsache diese Arbeit den anderen Völkern überlassen und nur selbst Hand anlegen, wo besondere Gründe dazu vorliegen. Dasselbe gilt, um es gleich hier zu erwähnen, von dem unfassenderen Gebiet der Volkstumskunde, über die wir später zu sprechen haben; die von ihr aufgestellten Prinzipien müssen an sich für alle Völker gelten. Neben der deutschen wird es eine französische, polnische, magyarische usw. Volkstumskunde geben[1]). Aber das können wir getrost den anderen überlassen, wir werden uns mit der deutschen Volkstumskunde begnügen. Sie bietet uns der Arbeit genug.

Manches bleibt noch zweifelhaft und im Fluß. Und das ist gut so. Bei Pionierarbeiten kommt es darauf an, zunächst die allgemeine Richtung einzuschlagen, das weitere kann man der Zukunft überlassen.

Kuhn selbst bemerkt einmal (S. 151): „Der weitaus größte Teil der Gemeindechroniken, Gedenkbücher usw. (aus den Sprachinseln) zählt kaum zur sprachinselkundlichen Literatur, da er den Gesichtspunkt des Sprachinselmäßigen nicht kennt." Von sprachinselmäßiger Forschung und Literatur könne erst seit dem Kriege die Rede sein (S. 15).

Was Kuhn hier von den Chroniken usw. sagt, gilt ebenso, vielleicht sogar noch mehr, von den zusammenfassenden Werken. Die beiden Teutsch in Siebenbürgen z. B. haben sich kaum als Sprachinselforscher, ihre Werke kaum als Sprachinselforschung empfunden; sie fühlten sich als Vertreter einer Volkspersönlichkeit und nahmen aus diesem Bewußtsein das Ethos ihres Wirkens. Streng genommen, müßte man also die Literatur über die Sprachinseln aufspalten in zwei Teile; einen Teil, der nach „sprachinselmäßigen Gesichtspunkten" gearbeitet ist, und einen Teil, der unter der Herrschaft anderer Gesichtspunkte steht. Ein solcher Versuch hätte die Übersicht über die bisherige Literatur, die im 2. Kapitel geboten wird, noch erheblich fruchtbarer gemacht; so unterscheidet sie sich wenig von einer Übersicht über die Auslanddeutschtumsliteratur.

Der Gesichtspunkt der Volkspersönlichkeit, oder neutral gesprochen, der Volksgruppe, ist auch für die Sprachinselforschung selbst nicht gleichgültig. Ihre schönsten Früchte wird sie ernsten, wo sie Sprachinseln erfaßt, die zusammen eine Volksgruppe ausmachen, selbst also von der Volks*inselforschung* zur Volks*gruppen*-

1) Vgl. Heinz Closs, „Der Auslanddeutsche", 1934, Nr. 6, S. 378.

forschung fortschreitet. Es ist natürlich ein bedeutender Unterschied, ob man es mit einer isolierten Sprachinsel zu tun hat oder mit einer Vielheit von Sprachinseln, die zusammen eine Volksgruppe, vielleicht sogar eine Volkspersönlichkeit ausmachen. Es lassen sich nicht alle Fragen der Sprachinseln, die zusammen eine Volksgruppe ausmachen, unter „sprachinselmäßigen" Gesichtspunkten bearbeiten. Das wird zur Geltung kommen, je mehr die Volksgruppen auf dem Wege zur Entwicklung einer Volkspersönlichkeit vorangeschritten sind, am meisten also bei den alten Sprachinseln (z. B. den Siebenbürger Sachsen).

Die Sprachinselforschung wird also von sich aus, d. h. unter „sprachinselmäßigen" Gesichtspunkten, nur einen Teil der Aufgaben, die uns die Volksgruppen der Sprachinseln stellen, lösen können. Sie wird die Volksgruppenforschung zu Hilfe rufen müssen.

II. Volkstumskunde.

Damit haben wir schon die Frage berührt: in welchem Verhältnis steht die Insel der Sprachinselforschung zur übrigen Forschung?

Kuhn antwortet darauf: Sie ist ein Teil der Kunde vom Auslanddeutschtum; diese wieder ist ein Teil der allgemeinen Deutschtumskunde (S. 37, 38). Sie ist also der Teil eines Unterteils.

1. Um mit der Unterabteilung zu beginnen: Welche Stellung nimmt die Sprachinselkunde im Rahmen der Kunde vom Auslanddeutschtum ein?

Die Auslanddeutschen gliedern sich nach Kuhn in drei Gruppen: Grenzdeutsche, Sprachinseldeutsche, Streudeutsche. Will er nun, daß — nach dem Muster der Sprachinselforschung — auch für die beiden anderen Gruppen der Auslanddeutschen eine analoge Forschung entwickelt werde? Es würde dann künftig neben der Sprachinselforschung auch eine Grenzdeutschtumsforschung (der Begriff des Grenzdeutschtums unterliegt freilich manchen Schwierigkeiten und würde vielleicht besser durch einen anderen, und zwar eindeutigen Begriff ersetzt) und eine Streudeutschtumsforschung als „vollgültige Wissenschaftsgebiete" geben. Die Systematik scheint es zu fordern; es würden dann drei gleichberechtigte Geschwister im Hause der „Kunde vom Auslanddeutschtum" wohnen.

Auf der anderen Seite betont Kuhn die besondere Fruchtbarkeit des Sprachinselgesichtspunkts, so daß man zweifeln kann, ob er die beiden anderen für fähig hält, Grundlage eines „vollgültigen Wissenschaftsgebietes" zu werden. Die Klärung kann man getrost der Zukunft überlassen.

2. Und nun die Kunde vom Auslanddeutschtum selbst. Worin liegt das Recht, sie als ein besonderes Arbeitsgebiet zu betrachten? Nur an der Gewohnheit? Oder läßt sich ein Grund dafür angeben? Nur in diesem Fall wäre man berechtigt, die Kunde vom Auslanddeutschtum als Teilgebiet innerhalb der „allgemeinen Deutschtumskunde" zu beackern.

Im allgemeinen, scheint es, hat sich die „Kunde vom Auslanddeutschtum" bereits so durchgesetzt und wird so sehr als selbstverständlich empfunden, daß man sie als gegeben hinnimmt und nicht mehr nach ihrer Berechtigung fragt. Fragt man sie aber einmal nach ihrer Berechtigung, dann ergeben sich zwei Gründe, ein äußerer und ein innerer.

Zunächst der äußere: die Grenzen. Die Auslanddeutschen werden von den anderen Deutschen durch politische Grenzen geschieden. Diese Grenzen sind zwar zufällig — namentlich die nach dem Weltkrieg gezogenen Grenzen tragen vielfach das Merkmal der Zufälligkeit. Aber was ist „zufällig"? Alles Geschichtliche ist „zufällig". Streckt deshalb die Wissenschaft vor allem Geschichtlichen die Waffen? — Dann würde es keine Geschichtswissenschaft geben. Die geschichtlich-zufälligen Grenzen der Vergangenheit haben — unbeschadet dieser „Zufälligkeit" — nachhaltige Wirkung ausgeübt und z. B. den verschiedenen deutschen Siedlungsgruppen im ehemaligen Ungarn einen Zug der Familienähnlichkeit eingeprägt, der mit der Aufhebung der Grenzen nicht einfach ausgelöscht ist. Und auch die neuen Grenzen haben bereits zu wirken begonnen; die 15 Jahre, die seither verflossen sind, bedeuten für manche Gebiete ein Jahrhundert.

Es gibt aber noch einen tieferen Unterschied zwischen den Deutschen draußen und drinnen. Die auslanddeutschen Teile unseres Volkes stehen unter fremder Herrschaft, fremdem Einfluß. „Das Fremde, dem sie ausgesetzt sind, ist das feindliche Prinzip, mit dem sie alle zu ringen haben. Die Erscheinungsformen des Ringens mögen noch so mannigfaltig und verschieden sein, das Prinzip, mit dem sie ringen, ist überall dasselbe. Und darin liegt der innere Zwang und die innere Berechtigung, alle diese Volksteile unter demselben Gesichtspunkt zu betrachten und sie einheitlich zu behandeln [1])." Damit ist also ein wesentlicher Einteilungsgrund gefunden.

3. Aber die „Kunde vom Auslanddeutschtum" ist selbst nur ein Arbeitsgebiet innerhalb eines größeren Ganzen. Dies größere Ganze wird am besten mit dem Wort Volkstumskunde bezeichnet (vgl. meinen Aufsatz: „Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslanddeutschtum", Mitteilungen der Deutschen Akademie, 1933, S. 133—171).

Die vertiefte und blutvollere Auffassung des Volksbegriffs, die aus Krieg und Zusammenbruch geboren ist, setzt sich auch in der Wissenschaft durch. „Vor hundert Jahren schuf Jahn den Begriff des Volkstums, heute will die Volkstumskunde Gestalt gewinnen." Sie wendet sich mit besonderer Liebe den Teilen des deutschen Volkes zu, die außerhalb der Reichsgrenzen leben. „Grundsätzlich muß natürlich die vertiefte Auffassung des Volksbegriffs und der Volkstumskunde auch dem binnendeutschen Teil unseres Volkes zugute kommen; auch Art und Geschichte seiner einzelnen Stämme, „Schläge" und Gruppen sind genauer zu durchdringen"

1) Vgl. meinen Aufsatz: „Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslanddeutschtum". Mitteilungen der Deutschen Akademie, 1933, S. 171.

(a. a. O. S. 170). Doch diese Dinge sind weniger dringlich. Der Begriff Volkstumskunde liegt sozusagen in der Luft. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Johann Wilhelm Mannhardt gebraucht ihn und kündigt seine Vorlesungen im Marburger Vorlesungsverzeichnis unter der Rubrik „Volkstums- und Staatenkunde" an (seit Sommersemester 1931); und Alfred Lattermann, Glied des ostdeutschen Arbeitskreises, hat diesen Begriff mündlich bereits im Sommer 1928 in Dornfeld, der deutschen Volkshochschule in Galizien, gebraucht[1]). Hoffen wir mit ihm, daß er sich nunmehr durchsetzt.

Kurt Vowinckel:

Der Baumwollmarkt und Deutschlands Selbstversorgung[2])

Reichs-Kredit-Gesellschaft: Baumwolle. Weltmarktprobleme und deutsche Versorgungslage. Bericht vom 5. 3. 35, nicht im Handel.

Anton Zischka: Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle. 8, 330 S., mehrere Abb., Leipzig 1935, W. Goldmann Verlag. Kart. RM. 3,80.

Im Rahmen des Strebens nach Selbstversorgung hat das Reich sich vor allem mit der Frage der Baumwollversorgung bzw. des Ersatzes der Baumwolle auseinanderzusetzen:

„Die Baumwolle ist an den Umsatzwerten gemessen nach dem Getreide der bedeutendste Welthandelsartikel. In der deutschen Einfuhr steht sie sogar an erster Stelle, dicht gefolgt von Ölfrüchten und Wolle; sie umfaßte 1933, dem letzten normalen Einfuhrjahr, wertmäßig 7,3% der Gesamteinfuhr."

Deutschland ist völlig auf Einfuhr oder Ersatz angewiesen. Seine Stellung als großer Einkäufer gibt ihm eine geopolitisch sehr beachtenswerte Stellung auf dem Baumwollweltmarkt. Will man sich die politische Auswirkung klarmachen, benötigt man einen Überblick über diesen Weltmarkt, der seinerseits wieder sehr fesselnde Züge zeigt.

„Über Baumwolle liegen, im Gegensatz zu verschiedenen anderen Rohstoffen, sehr eingehende internationale Statistiken vor. Über die gesamte Baumwollversorgung der Welt ist von der New York Cotton Exchange folgende Bilanz aufgestellt worden:

In 1000 Ballen zu 500 lbs	Erntejahr 1. August bis 31. Juli				
	1930/31	1931/32	1932/33	1933/34	1934/35
Weltvorräte zu Beginn des Erntejahres	9176	11371	13769	14056	13664
+ Weltproduktion	24638	24890	25005	25060	22180
= Gesamt-Weltversorgung	33814	36261	38774	39116	25844
— Weltverbrauch	22443	22492	24718	25452	?
= Weltvorräte am Ende d. Erntejahres	11371	13769	14056	13664	?

„In das neue Erntejahr 1934/35 ist der Baumwollmarkt also mit Vorratsbeständen von rund 55% des Weltjahresverbrauchs eingetreten. Da die Ernte 1934 vor allem wegen der Anbaurestriktion in den USA. beträchtlich unter Vorjahresstand lag, ist der Markt insgesamt entlastet worden."

1) Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 27 (1934), S. 186. — Auch Kuhn verwendet den Ausdruck gelegentlich (Sprachinsel-Forschung, S. 6, 394).

2) Wo nichts anderes angegeben ist, entstammen die Zitierungen dem Bericht RKG.

„Weltbaumwollerzeugung (nach Angaben des USA.-Ackerbauamtes):

In 1000 Ballen zu 500 lbs	Erntejahr 1. August bis 31. Juli				
	1930/31	1931/32	1932/33	1933/34	1934/35
USA.	13264	16136	12391	12473	9212
Britisch-Indien	4382	3187	3928	3975	4262
Ägypten	1619	1250	992	1739	1546
China	1533	1057	1789	2606	2799
Rußland	1519	1770	1864	1806	1625
Brasilien	375	444	280	447	720
Übrige Länder	1391	1526	1353	1904	2016
Insgesamt:	24083	25370	22597	24950	22180

Die Entwicklungszüge auf dem Baumwollmarkt sind ungemein beachtenswert:

„Überall in der Welt entstehen neue Baumwollkulturen. Denn Baumwolland steht überall — abgesehen von den klimatisch kühlen Zonen — zur Verfügung. Rußland baut Baumwolle in Turkestan, wobei es sogar, allerdings bei stark herabgedrücktem Bedarf seiner Bevölkerung, die Selbstversorgung mit Baumwolle anstrebt. Japan ist bestrebt, den Baumwollanbau in Ostasien zu fördern; in Mandschukuo, Südkorea, neuerdings in Siam und durch Pacht in Abessinien. England tut das gleiche in Indien, Irak, Oberägypten, Sudan und Uganda. Weitere Baumwollkulturen entstehen in Südafrika, Kongo, Australien und Südamerika. Brasilien kündigt für die nächste Ernte bereits 1,2 Mill. Ballen an und ist im Begriff, ein neuer wichtiger Konkurrent auf dem Weltmarkt zu werden ... Auf Grund der klimatischen Bedingungen soll sogar eine Ernte von 6—8 Mill. Ballen möglich sein. Schließlich schreitet man neuerdings zum Baumwollanbau auch in vielen kleineren Ländern in warmen Zonen, die bei den heutigen Devisenverhältnissen auf eigene Rohstoffversorgung bedacht sein müssen. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Balkan- und Mittelmeerländer. Ein wichtiger Antrieb ist heute in vielen Ländern u. a. die Tatsache, daß sie die Baumwolle jederzeit gegen deutsche Waren austauschen können. — Auf der anderen Seite ist — ein paradoxes Bild — USA. dazu übergegangen, seine Baumwollanbaufläche zu vermindern und so das investierte Kapital zu zerstören."

„Die einzelnen Baumwollarten sind nicht ohne weiteres austauschbar; vielmehr sind erhebliche Qualitätsunterschiede zu berücksichtigen. Dabei ist vor allem die Stapellänge maßgebend, d. h. die durchschnittliche mittlere Länge des Fasermaterials eines Büschels Baumwolle. Ferner sind von Wichtigkeit Feinheit und Farbe. Am wertvollsten sind die farblosen Baumwollsorten. Schließlich wird der Wert der Baumwolle auch durch die Seidigkeit und die Reißfestigkeit erhöht. Die Haupthandelssorten sind folgende: 1. nordamerikanische Baumwollen, größtenteils mittlere Sorten; 2. südamerikanische Baumwollen, hauptsächlich peruanische und brasilianische. Sie stehen zum Teil im Preis über den mittleren amerikanischen Sorten. 3. Ostindische Baumwollen, in der Regel von geringerer Qualität; 4. ägyptische Baumwollen, die qualitativ an führender Stelle stehen; besonders bekannt sind Sakellardis und Mako."

Der Baumwollmarkt hat sich seit der Krise gut erholt; jedoch handelt es sich dabei um eine systematische Marktbeeinflussung zusammen mit den Auswirkungen einer schlechten Ernte. Die Marktbeeinflussung geht überall nach zwei Richtungen: Verringerung der Anbauflächen und Stützung der Preise. Die Mittel dazu werden, vor allem in den USA., durch eine Steuer auf den Inlandsverbrauch gewonnen. Aber gerade die USA. drücken noch mit erheblichen Beständen auf den Markt, die sie jedoch wegen ihrer starren Handelspolitik (grundsätzliche Ablehnung von Kompensationsgeschäften) nur schwer ausführen können. Roosevelt schickt jetzt einen Sondergesandten, Johnston, in die Baumwollerzeugungsländer, um unter der Drohung mit einem systematischen Dumping der USA. (die Regierung kontrolliert 5,7 Mill. Ballen, besitzt davon mindestens 2 Mill. Ballen) allgemeine Beschränkung des Anbaus und Quotenregelung des Absatzes zu erzwingen. Gelänge das, wären die USA. praktisch die Beherrscher des Baumwollmarktes.

Der geopolitisch notwendige und berechtigte Kampf um wirtschaftliche Unabhängigkeit (Autarkie) hat inzwischen aber in den Ländern, deren Klima den Anbau von Baumwolle nicht zuläßt, zu Ersatzmaßnahmen geführt. Hier ist für uns besonders das Deutsche Reich wichtig. Die Baumwolleinfuhr beträgt:

	Mengen in 1000 t (1 t = 4,215 Ballen zu 500 lbs)			Werte in Mill. RM.		
	Einfuhr	Ausfuhr	Netto-Einfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Netto-Einfuhr
1930	433	116	317	581	154	427
1931	380	99	281	337	88	249
1932	425	84	341	291	58	233
1933	473	72	401	307	47	260
1934	399	62	337	260	43	217
2. Halbjahr 1933	237	40	197	154	26	128
2. Halbjahr 1934	158	29	129	105	22	83

„In ihrer Zusammensetzung nach Provenienzen haben sich neuerdings wesentliche Veränderungen ergeben. Das größte Bezugsland war und ist noch heute USA. Gerade dieses Land hat sich aber auf Grund des Widerstandes seiner eigenen Industrie am meisten gegen den Kompensationsverkehr gesperrt. So begann der deutsche Baumwollhandel andere Produktionsländer aufzusuchen, da diese verhältnismäßig noch wenig industrialisierten Länder sich aufnahmefähiger für deutsche Warenlieferungen zeigten. Deutschland ist so einer der aufnahmefähigsten Märkte für ‚Exotenbaumwolle' geworden."

Als Ersatz für Baumwolle kommen in der Hauptsache Kunstbaumwolle, Kunstspinnfasern und Kunstseide in Frage. Der Bericht der Reichskreditanstalt verweist hier auf das Werk von v. Brasch, Das Rohstoffproblem der deutschen Woll- und Baumwollindustrie, Berlin 1935, aus dem ein Teil der weiteren Angaben entnommen zu sein scheint.

Kunstbaumwolle ist eine irreführende Bezeichnung für das Ergebnis der Wiederverarbeitung alter Baumwoll-Lumpen. Es könnten maximal etwa 60 000 t davon hergestellt werden (1928 waren es 22 437 t). Der Stoff, der nur wenig teurer ist als Rohbaumwolle, kann mit bis zu 30% der echten Baumwolle beigemischt werden.

Kunstspinnfasern werden nach dem Viscose-Verfahren hergestellt (IG-Farben und Glanzstoff) und nach dem Kupferoxyd-Ammoniakverfahren (gemeinsam von IG-Farben und Bemberg). Grundstoff ist Zellstoff aus skandinavischen und finnischen Fichtenstämmen, neuerdings deutsches Buchenholz. Herstellung ist teurer als Baumwolle, aber billiger als Kunstseide, Nachteil ist geringere Reißfestigkeit, vor allem bei Nässe. Deutsche Kapazität derzeit maximal 30 000 t = ca. 8% des Baumwollbedarfs. Es sind 15 Fabriken im Bau, die in 18 Monaten fertig sein sollen. Bei voller Ausnutzung beträgt die Kapazität dann insgesamt 100 000 t = 25% des deutschen Baumwollbedarfs. Gegenüber den Baumwollpreisen von 1933 sollen sich durch Kunstspinnfaserbeimischung zur Baumwolle bei Hemden bis zu 20%, bei Wäsche und Futterstoffen bis zu 26% Kostensteigerung ergeben, während die Beimischung zur Wolle einen niedrigeren Herstellungspreis ergibt.

Kunstseide wird derzeit vorzüglich als Ersatz für Seide verwandt. Die Erzeugung soll 1935 auf 45 000 t, 1936 auf 70 000 t gesteigert werden. Damit würden für Baumwollersatz 1935 ca. 18 000 t, 1936 etwa 43 000 t frei werden.

Über die Möglichkeiten des Baumwollersatzes in Deutschland hat Brasch für 1935 und 1936 folgende Schätzungen aufgestellt (siehe Tabelle auf Seite 328):

Als reine Schätzungen noch nicht vorhandener Erzeugungsmöglichkeiten sind diese Angaben mit Vorbehalt aufzunehmen.

Deutschland wird also vorerst ein Zuschußland bleiben. Die handelspolitische Deckung haben wir bisher erzielt durch hohe Exporte von Textilfertigwaren. Dieser Export ist schwer getroffen durch Handelshemmungen und durch die Konkurrenz der Abwertungsländer.

*

	1935				1936			
	t		% des Gesamtbedarfs		t		% des Gesamtbedarfs	
	Minimum	Maximum	Minimum	Maximum	Minimum	Maximum	Minimum	Maximum
Kunstbaumwolle....	45000	60000	12	16	45000	60000	12	16
Kunstspinnfasern[1]..	18000	40000	5	11	30000	75000	8	20
Kunstseide	8000	20000	2	5	10000	45000	2	12
Insgesamt	71000	120000	19	32	85000	180000	22	48

*

Zischka hat für die geopolitische Dynamik seines Stoffes keinerlei Verständnis. Er hat aus einem ziemlich bescheidenen Material die Geschichte und die grundsätzlichen Tatsachen zusammengetragen, so daß er viele Unterlagen in bequemer Form bietet. Die Form der Wiedergabe ist durchaus zeitungsmäßig, nur auf schmackhaftes Schlucken des Stoffs berechnet. Die Haltung gegenüber den Tatsachen ist liberalistisch und unkämpferisch. Das Ergebnis der ganzen Darstellung:

„Wirtschaftskämpfe sind zwecklos. Man kann sie nicht gewinnen. Sie ändern nichts dauernd. Nur technischer, nur wissenschaftlicher Fortschritt schafft bleibende Vorteile."

Rupert von Schumacher:
Der Große Weltatlas

Bearbeitet und mit der Hand gestochen in der kartographischen Abteilung des Bibliographischen Instituts in Leipzig, mit Bemerkungen zu den Karten von Dr. Edgar Lehmann. 2. vermehrte Auflage, Leipzig 1934, mit herausnehmbaren Karten und einem Register mit rund 70000 Namen. Buchformat 47,5 × 35 cm. In Ganzleinen RM. 24,—, in Halbleder RM. 30,—.

Dieser Atlas ist das Ergebnis folgerichtiger Übertragung geopolitischen Gedankenguts auf das geographische Atlantenwesen. Zum erstenmal werden hier größere politische Einheiten jeweils auf einer Karte zusammengefaßt: jede Karte zeigt einen politischen Großraum. Durch diese Methode ist es möglich geworden, Zusammenhänge und Vorgänge richtig und leicht zu überschauen, während bisher bei der üblichen Länderdarstellung, bei der die Länder häufig noch in verschiedenem Maßstab, zum Teil sogar in verschiedener Projektion dargestellt waren, ein räumliches Bild der Erde nicht zu gewinnen war. Der Gedanke, der dem Großen Weltatlas zugrunde liegt, ist so zweckmäßig, daß man von einer Revolutionierung des Atlantenwesens ohne Übertreibung sprechen kann. Es ist anzunehmen, daß diese Methode allgemein Eingang finden wird, weil sie unseres Erachtens die einzige ist, die den Anforderungen, die die politischen Ideengänge unsere Zeit an die Karte stellen, genügt. Ergänzt wird der Aufbau des Atlasses durch die technische Ausstattung. Jede einzelne Karte kann aus dem Atlas herausgenommen werden und als Wandkarte bei Vorträgen, in Büros usw. Verwendung finden. Das macht den Atlas geradezu zu dem kartographischen Hilfsmittel der politischen Schulung schlechthin.

Einzelne Karten verdienen besondere Hervorhebung. Die Karte „Mittel- und Nordeuropa" zeigt das organische Ganze des Ostseeraums, Mitteleuropas und des Donauraums in einer bisher unerreichten Anschaulichkeit. Die Karte „Deutschlands südlicher Teil" beseitigt durch die Einbeziehung Österreichs in das Kartenbild die Sünden, die bisher gegenüber der Darstellung Österreichs und des deutschen Volksbodens in den meisten Atlanten begangen wurden. Die Karte der Alpenländer ermöglicht endlich einmal einen Überblick über den deutschen Alpenraum, wobei hervorzuheben ist, daß durch die Einzeichnung der alten österreichischen

1) Gerechnet zu Baumwollersatz mit etwa $^2/_3$ bis $^3/_4$ der gesamten Erzeugung, der Rest für Wolle.

Staatsgrenzen auch die notwendigen geschichtlichen Vergleichsmöglichkeiten geboten sind. Die Karte „östliche Mittelmeerländer" zeigt den Balkan und die gesamte Türkei, wodurch der üblichen Unsitte der kartographischen Trennung der asiatischen Türkei vom Balkan ein Ende bereitet ist.

Die Herausgeber waren sichtlich bestrebt Wiederholungen möglichst zu meiden. Das politische Ineinandergreifen verschiedener Räume würde es aber zweckmäßig erscheinen lassen, bei einer Neuauflage noch einige Karten einzufügen, die zwar im gewissen Sinn Wiederholungen darstellen, aber politisch doch notwendig sein dürften, bzw. für die geopolitische Zeichenarbeit ein dringendes Bedürfnis sind: dem politischen Begriff des Südostraums entspricht eine Karte, die die Länder Tschechoslowakei, Österreich, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien, Albanien, Griechenland, Türkei, eventuell mit Einschluß der Ukraine verlangt. Diese Karte würde gleichzeitig die kleineren Raumeinheiten Donauraum, Balkan, Ägäis, Kleinasien zeigen und dadurch den erforderlichen Überblick über die Struktur des Südostraumes mit allen ihren politischen Einheiten — Kleine Entente, Balkanbund, italienisches System usw. — zeigen. Damit wäre auch der Übelstand der jetzigen Zerreißung des Südostraumes beseitigt. Ähnlichen Überlegungen entspringt die Notwendigkeit einer Karte des Nahen Osten. Die politische Einheit, die aus der Türkei, Persien, Afghanistan, Ägypten, Arabien, Irak mit Einschluß der islamischen Sowjetländer gebildet wird, verlangt unter allen Umständen ein eigenes „Raumbild", eine besondere Karte. Die Wiederholung verschiedener Teile der Karte aus andern Karten entspricht auch hier dem politischen Gedanken des Atlasses. Sehr stark zu erwägen wäre als Pendant zur Sowjetunion eine Karte des Britischen Weltreiches, die leider nirgends in dieser Form zu finden ist. Sehr zu begrüßen wäre auch eine Karte Lateinamerika als Darstellung der politischen Einheit. Bei Vorderindien müßten die Randländer als raumzugehörige Vorfelder unbedingt Aufnahme finden. Eine pazifozentrische Weltkarte großen Maßstabs als Ergänzung der atlantozentrischen ist eine alte Forderung K. Haushofers, da sie uns die heute Wirklichkeit werdende Raumschau der Weltpolitik vermittelt. Nicht ganz befriedigend sind die ozeanischen Karten. Es ist eine großmaßstäbliche, politische Atlantikkarte notwendig. Eine Karte des Indischen Ozeans mit besonderer Betonung der britischen Indiameerumrahmung ist unerläßlich. Schließlich wäre noch daran zu denken, mit einer Karte des „Deutschen Raumes" und insbesondere der sechs deutschen Staaten dem volksdeutschen Gedanken Rechnung zu tragen.

Hans Hummel: Büchertafel

Gerhard Endriß: Stadtgeographie des Bayerischen Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg. 197 S., 1 K. Hirt, Breslau 1934. Geh. 5,— RM.

Da es sich hier um eine Zusammenfassung handelt, treffen die bei dem Buche von M. Fuhrmann gemachten Bemerkungen nicht zu. Dafür tritt hier als Übelstand auf, daß man aus einem geschlossenen Landschaftsbild willkürlich die Städte herausgreift und einheitlich behandelt, während die Kulturgeographie gerade der Städte sich doch am besten aus der Landschaft ableitet, zumal viele der angeführten Städte und Märkte doch nur schwerlich den Anspruch einer Sonderbehandlung erheben können. Mit einer wirklichen Landeskunde über denselben Bezirk wäre mehr geholfen — statistisch auseinanderreißende Arbeiten sind leicht, aber wer fügt zusammen?

Gottfried Fittbogen: Die wissenschaftlichen Aufgaben der Kunde vom Auslanddeutschtum. 38 S. München 1933.

Ein Sonderdruck aus den Mitteilungen der Deutschen Akademie. Für die Methodik der Auslanddeutschenforschung wird die der Volkstumskunde mit Recht empfohlen. Eine anregende Schrift.

Franz Thierfelder: Die wirtschaftliche Bedeutung des Auslanddeutschtums. 36 S. Enke, Stuttgart 1934. Geh. 1,20 RM.

Eine sehr wichtige Arbeit als Einführung in einen Fragenkreis, der bisher schändlich vernachlässigt wurde. Wohl deswegen, weil die statistischen Unterlagen hierzu nur schwer zu beschaffen sind. Ein fruchtbares neues Arbeitsfeld für jene volksdeutschen Publizisten, die seit Jahren im allgemeinen doch immer wieder dasselbe schreiben. Franz Thierfelder sei für die Anregung dieses Themas besonderer Dank.

Kurt Trampler: Volk ohne Grenzen. 56 S., 9 K., 16 Abb. Grenze und Ausland, Berlin 1934. Geh. 0,70 RM.

Umarbeitung des Aufsatzes aus Heft 1, 1934 der Z. f. G.: Deutsche Grenzen.

Rudolf Fischer: Gefesseltes Volk. Der Kampf der Sudetendeutschen. 64 S. 0,60 RM.

Herbert Kranz: Luxemburg. 80 S., 20 Abb. RM. 1,50.

Friedrich Metz: Die Alpen im deutschen Raum. 32 S., 13 Abb. Sämtlich Grenze und Ausland, Berlin und Stuttgart 1934. 0,70 RM.

Der rührige VDA.-Verlag gab einige kleine Schriften heraus, die wir gerne melden. Aus der Reihe hebt sich das interessante Bändchen über Luxemburg, in dem wohl erstmalig das Luxemburger Land seine monographische volkspolitische Würdigung findet.

Werner Conze: Hirschenhof. Die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland. In: Neue Deutsche Forschungen. 153 S., 1 K. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934. 5,— RM.

Zuerst möchten wir unsere Leser auf eine großzügige Neugründung aufmerksam machen, deren erste Veröffentlichung wir hiermit ankündigen: Die Neuen Deutschen Forschungen sind eine Neugründung des schnell aufwärts strebenden Verlages Junker & Dünnhaupt, die sich in vielen Abteilungen dem Abdruck wertvoller Doktorarbeiten und Habilitationsschriften aus allen Wissenschaftsgebieten widmen. Hier liegt eine Veröffentlichung aus der Abteilung Volkslehre und Gesellschaftskunde vor, die nach einleitenden Bemerkungen über den deutschen Kulturboden des Nordostens in eine Einzeluntersuchung der soziologisch und volkspolitisch interessanten Deutschensiedlung Hirschenhof eintritt. Ein auch methodisch wichtiger Beitrag zur Sprachinselforschung.

Joachim-Hans Schreiber: Die deutschen Kolonien, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Stellung als Mandate des Völkerbundes. In: Völkerrechtsfragen, H. 43. 132 S. Dümmler, Berlin-Bonn 1935. Kt. 6,50 RM.

Eine ausführliche völkerrechtliche Abhandlung über die ehemals deutschen Kolonien als Mandate, bedeutsam für eine Zeit, in der diese Mandatstellung bedenkliche Veränderungen erfährt.

Harry Koenig: Heiß Flagge! 152 S., 2 K., 18 Abb. Voigtländer, Leipzig 1934. Geb. 4,80 RM.

Ein spannend geschriebenes Buch über die deutschen Kolonialgründungen der 80er Jahre von einem, der auf S.M.S. „Elisabeth" dabei war.

Arthur R. Herrmann u. **Arthur Nitsch:** Die Wirtschaft im nationalsozialistischen Weltbild. 67 S. Hirschfeld, Leipzig 1934. Kt. 1,50 RM.

In der Schaeffer-Sammlung erschien ein Stichwortkommentar der NS.-Wirtschaftstheorie.

Kurt Schmitt: Die Wirtschaft im neuen Reich. 32 S. Callwey, München 1934. Kt. 0,60 RM.

Der ehemalige Reichswirtschaftsminister kommentiert ebenfalls die Grundsätze der NS.-Wirtschaftspolitik und gibt in knapper Form einen Abriß der wesentlichen deutschen Probleme. Auch auf das Ausgleichsproblem zwischen Landwirtschaft und Industrie wird sachlich eingegangen.

Franz Döring: Gold oder Papier? 47 S., Callwey, München 1934. 0,90 RM.

Hjalmar Schacht schrieb ein Geleitwort zu dieser nützlichen Einführung in die modernen Währungsprobleme, die die deutsche Lösung dieser Fragen erläutert.

Fritz Edel: Deutscher Arbeitsdienst. 43 S. Callwey, München 1934. 0,90 RM.

E. gibt einen Abriß vom wirtschaftlichen und erzieherischen Wert des Arbeitsdienstes, den K. Hierl einleitet. Eine klare Programmstellung.

R. v. Ungern-Sternberg: Die Planung als Ordnungsprinzip der deutschen Industriewirtschaft. 108 S. Enke, Stuttgart 1932. Geh. 4,— RM.

Wir erwähnen nachträglich als aktuell für eine Zeit, die sich stark mit planwirtschaftlichen Dingen beschäftigt, dieses Werk, das erstmalig solche Gedankengänge in Deutschland grundsätzlich erörtert hat. Als Grundlage dienen die russischen Erfahrungen, deren Anwendung auf Deutschland mit Recht wegen der völlig andersgearteten Verhältnisse in praxi abgelehnt wird.

Wilhelm Salomon-Calvi: Die Bedeutung der Bodenschätze und Bodenformen für Deutschlands politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung. 24 S. Winter, Heidelberg 1933. 0,75 RM.

Reichsgründungsrede in Heidelberg 1933. Anregendes, temperamentvolles Schriftchen.

Hans Olof von Rohr hrs.: Großgrundbesitz im Umbruch der Zeit. 160 S. Stilke, Berlin 1935. Geb. 3,50 RM.

Wir wollen dieses Buch als Symptom immerhin anführen, ohne allerdings zu den tagespolitischen Fragen, die dieses Buch aufwirft, Stellung zu nehmen, da die Z. f. G. nicht das rechte Forum für eine sich aus diesem Buche entwickelnde Polemik sein dürfte. Allerdings gebietet die Berichterstattung, zweierlei festzustellen: 1. In dem Buch wird dauernd Großgrundbesitz mit Adel und umgekehrt identifiziert. 2. Nur der kleinste

Teil der Träger adliger Namen in Deutschland besitzen Grund und Boden. Daraus einen Führungsanspruch abzuleiten, der auf Zeiten von vor 200 Jahren zurückgeht, erscheint unratsam. Als geopolitisch-bevölkerungspolitische Tatsache stellen wir ferner zweierlei fest: 1. (S. 98) 1925 hatten 1722 private Eigentümer (0,04% der Gesamtzahl landwirtschaftlicher Eigentümer) in Großbetrieben über 1000 ha 4,8 Mill. ha (15% (!) der in privatem Eigentum befindlichen landwirtschaftlich genutzten Fläche) in Besitz. 2. Der Referent, der zufällig die von Börries Frh. v. Münchhausen geschilderten Verhältnisse im Altenburgischen aus eigener Erfahrung genau kennt, gibt zwar die Kulturbedeutung der einzelnen Adelsfamilien in dem Berichtsgebiet zu, verweist aber 1. darauf, daß das Gebiet zu den verstädtertsten des Reiches gehört und nicht als Beispiel für Großgrundbesitzhäufigkeit angeführt werden kann, daß 2. die bäuerliche Kultur von den Großbauern der Gegend (den Schellenberg, Kühn, Köhler, Schade usw.) getragen worden ist, daß 3. die angeführten Adligen Thümmel, Gabelentz, Lindenau mehr Beamte als Großgrundbesitzer waren.

Hans v. d. Decken u. **Walter Hahn:** Deutschlands Nahrungs- und Futtermittelversorgung. In: Ber. ü. Landwirtsch., H. 88. 113 S. Parey, Berlin 1933. Geh. 7,80 RM.

In den unentbehrlichen „Berichten" kam lange erwartet eine Zusammenstellung über die deutsche Nahrungsversorgung heraus, die in ausführlichen statistischen Angaben den deutschen Nahrungsbedarf analysiert und erstmalig unter Zugrundelegung nur schwer erreichbarer Quellen auf den Futtermittelbedarf eingeht, der den wesentlichen Teil des deutschen landwirtschaftlichen Einfuhrbedarfes ausmacht. Unerschöpfliches Zahlenmaterial steckt in dem Band.

Georg Bonne: Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Auslande unabhängig machen? 72 S. Pahl, Dresden 1935. Br. 1,50, kt. 2,— RM.

Neuauflage eines kurz nach dem Kriege erschienenen Büchleins, das speziell auf die hygienische Seite eingeht. Enthält sehr wertvolle Warnungen in der Grundwasserfrage.

Herbert Lorenz: Die Lebensmittelversorgung Plauens, einer typischen Industriegroßstadt in der Mittelgebirgszone. 133 S., 11 K. Triltsch, Würzburg 1934.

Ein interessanter Beitrag zum Versorgungsproblem, das von allen Verstädterungsfragen am leichtesten statistisch zu untermauern ist.

Heinz Schmalz: Die Industrialisierung Ostpreußens. 43 S. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1934.

Als H. 53 der Schriften für neues Bauerntum. Eine kurze, sehr treffende Schilderung der ostpreußischen Pläne, die zwar im einzelnen behandelt, doch geschickt in das deutsche und osteuropäische Gesamtproblem gestellt werden.

Christian Krull: Die ostpreußische Landwirtschaft. 120 S. Osteuropaverlag, Berlin-Königsberg 1931. Geh. 5,20 RM.

Für ein weiteres Studium der wirtschaftlichen Planungen in Ostpreußen ist diese Arbeit über die Landwirtschaft unserer östlichen Provinz sehr brauchbar. Es führt die große Arbeit von Hansen für die Zeit nach dem Kriege fort, ist jetzt allerdings durch die neue Gesetzgebung zum Teil überholt, trotzdem aber voll wertvollen Materials.

Hermann O. Heß: Strukturwandlungen der pfälzischen Industrie. 344 S., 2 K. Jäger, Speyer 1933. Br. 12,—, geb. 15,— RM.

Sehr umfangreiche, ins einzelne gehende Arbeit über pfälzische Wirtschaftsfragen nach dem Kriege, unter dem Einfluß der deutschen Gebietsverluste im Südwesten des Reiches. Im Grunde ein ausgezeichneter praktischer Beitrag zur Standortfrage, da die neue Verkehrslage des Landes und die veränderten Bezugs- und Absatzbedingungen eine völlige Umkonstruktion der Struktur und einen Abbruch der auf ganz anderen Grundlagen errichteten Vorkriegsentwicklung forderten. Ausführliche Statistiken und Diagramme. Gerade für die Rückgliederungszeit des Saarlandes sehr wichtig, da H. eingehend über die Verflechtung mit dem Saargebiet berichtet.

Kurt Witthauer: Der Durchgangsverkehr durch Deutschland und seine geographischen Grundlagen. 101 S. Hirt, Breslau 1933. Kt. 3,— RM.

Auf 28 Seiten die geographischen Voraussetzungen für einen Durchgangsverkehr durch Deutschland zu schreiben, ist schwierig und auch hier wie bei ähnlichen Versuchen nicht gelungen. Das Kapitel über „Die Lage Deutschlands" ist knapp ein Primanerklassenaufsatz. Im Kapitel „Verkehrsspannungen" hätten die Produktionszahlen wegbleiben können, sie sind überall abzulesen, wie überhaupt das Buch das, was es bringen sollte, eine Monographie des Durchgangsverkehrs in seinen strukturellen Grundlagen, nicht bringt, dafür aber unendlich viel Gemeinplätze. Das Durchgangsstraßennetz des Mittelalters kommt sehr schlecht weg, obgleich gerade in diesen Fragen die reizvollen geographischen Aufgaben liegen. Anschließend im Hauptteil im wesentlichen Statistiken.

Werner Daitz: Die nationalsozialistische Ostraumpolitik und der Hansa-Kanal. 64 S. Wirtschaftspolitischer Verlag, Berlin 1932. Br. 1,— RM.

Nach einleitenden Ausführungen von Werner Daitz schreibt Hans Schröder über die Notwendigkeit und Anlage des Hansa-Kanals eine recht wertvolle Denkschrift mit sehr konstruktiven Gedanken.

Walter Metag: Die Tunnelanlagen der deutschen Mittelgebirge. 58 S., 16 K. und Diagr. Hirt, Breslau 1934. Br. 1,50 RM.

Ein ungewöhnlicher Beitrag zur Verkehrsgeographie, der leider nicht verkehrs- und geopolitisch ausgewertet wurde. Viel wertvolles Material.

*

Voinovitsch: „Histoire de Dalmatie". Es ist sonderbar, daß es bis jetzt keine ausführliche und zusammenfassende Geschichte für einen der meistumkämpften Landstriche Europas gab, dagegen eine kaum noch zu überblickende Flut von Streitschriften zur Untermauerung rein politischer Ansprüche vorlag. Dieses Versäumnis ist jetzt nachgeholt worden durch die glänzend geschriebene „Histoire de Dalmatie" des Grafen Lujo Voinovitsch, die in zwei Bänden mit zusammen 892 Seiten im Verlag der Librairie Hachette, Paris, erschienen ist. Sie darf als Standwerk bezeichnet werden. Wer, wie der Verfasser dieser Kritik bei seinen Vorarbeiten zur „Adriafrage" (Vowinckel, 1933), die Erfahrung gemacht hat, daß es ungemein schwer ist, aus der verwirrenden Fülle leidenschaftlich vorgebrachter Ansprüche und Beweisgründe die Wahrheit auszusondern und ein Bild zu entwerfen, das inzwischen von der Kritik als zutreffend anerkannt worden ist, der wird eine so umfassende Stoffsammlung warm begrüßen und nur bedauern, daß sie nicht schon früher vorlag. Es ist allerdings auch zu begreifen, daß Voinovitsch sieben volle Jahre seines Lebens daran wandte, dieses Werk zur Verteidigung seines slawischen Vaterlandes zu schreiben, das wirklich den Namen eines Denkmals verdient. (Kein größerer sachlicher Gegensatz dazu läßt sich denken als das, in der Form freilich auch vollendete imperialistische Plaidoyer des Italieners Ugo Morichini „Il Bacino Adriatico e la Dalmazia"!) Es ist eine andere Art von Geschichtschreibung, als wir sie gewöhnt sind. Elegante Gelehrsamkeit verbindet sich mit schwerem Gewicht in einer ungemein gefälligen Form. Voinovitsch ist ein Mann der großen Welt, äußerst kultiviert, der das Französische wie das Deutsche und Italienische vollendet beherrscht und in jeder dieser Sprachen schreibt; er ist, mit seinen tiefen klassischen Kenntnissen, die ihm eine Deutung der Mythologie gestatten, ein Nachfahr etwa jener Dichter des „Slawischen Athen", die in mehreren Sprachen sangen, weit über die engen Mauern ihrer Vaterstadt hinausblickend. Seine Abkunft aus einem der alten Geschlechter des tausendjährigen Ragusa erschließt ihm Quellen und persönliche Erinnerungen, die einem Außenstehenden sonst kaum zugänglich sein würden; eine unglaublich eingehende Kenntnis des Schrifttums gestattet ihm die Anführung von Hunderten von Zeugnissen und Belegstellen, die vielfach Neues bieten. Vielgestaltig, wild und in manchem groß ist die Geschichte dieser vielbegehrten Küste, Legende und Staatsmythos, Bürgerfreiheit und Imperialismus gehören zu ihren Zügen; hier wird ihr Verlauf herausgearbeitet in einer vorbildlichen Form, den Anforderungen unserer Zeit angepaßt. — Die der französischen Ausgabe beigefügte Karte könnte weit besser sein; bei den 20 Bildern fehlt manchmal die Beziehung zum Text.

J. März.

Die diesem Heft beiliegenden Werbeblätter über Keesings Archiv und den Großen Weltatlas empfehlen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 3800

TARAKNATH DAS:

Zur weltpolitischen Lage im Pazifik

Wie ein Inder von weltpolitischem Rang von Washington aus das pazifische Kraftfeld sieht, das wird jeden Leser der Geopolitik fesseln, gleichviel, ob er zustimmt oder Vorbehalte macht — wie Herausgeber und Schriftleitung. K. H.

Nachdem Großbritannien und die Vereinigten Staaten Japans Forderung nach Gleichberechtigung der Seestreitkräfte abgeschlagen hatten, blieb die Londoner Flottenkonferenz erfolglos. Japan kündigte die Abmachungen der Konferenzen zu Washington und London über die Begrenzung der Rüstungen und anderer Fragen. Dadurch entstand eine neue weltpolitische Lage. Dies zeigt u. a., daß die Probleme im Pazifik zu den wichtigsten Faktoren in der Weltpolitik von heute und morgen zählen werden.

I

Ehe wir auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Weltpolitik im Pazifik eingehen, müssen wir einige grundlegende Tatsachen, die zu der jetzigen Lage geführt haben, betrachten. Am Ende des Weltkrieges stand England einer Lage gegenüber, welche die durch Jahrhunderte geheiligte Vorherrschaft zur See gefährdete. Die Entwicklung der amerikanischen und japanischen Flotte während des Weltkrieges wurde trotz der vollkommen zerstörten deutschen Flotte für England zur drohenden Gefahr. Damals jedoch hatte Großbritannien weder die Macht noch die günstige Gelegenheit, einen dieser beiden Wettbewerber zu vernichten. England stand im Gegenteil drei furchtbaren Wettbewerbern in der Weltpolitik gegenüber: Frankreich in Europa, Japan in Asien und den Vereinigten Staaten in Amerika. Die englisch-französische Konkurrenz in der Weltpolitik war bedingt durch die wachsende Stärke Frankreichs auf dem europäischen Kontinent und durch den Zusammenprall der englischen und französischen Interessen im nahen Osten und besonders in Kleinasien. Japan war in politischen und wirtschaftlichen Dingen Englands größter Rivale. Die japanische Flotte wurde als eine so drohende Gefahr für England angesehen, daß sich die britischen Staatsmänner entschlossen, als Sicherheitsmaßnahme für das Imperium in Singapore einen unüberwindlichen Flottenstützpunkt zu bauen. Am meisten wurde Englands Vormachtstellung im Welthandel von den Vereinigten Staaten bedroht, deren bedeutende wirtschaftliche und industrielle Kraft und unglaublich schnell anwachsende Flotte die Englands, welches zäh an dem „two-power standard" festhielt, so gut wie ganz ausschaltete.

Großbritannien brauchte in diesem Augenblick Zeit, um die großen, durch den Weltkrieg gewonnenen Gebiete seinem Reich einzuverleiben. Die ersten diplomatischen Schachzüge Englands suchten daher die drei Seemächte in Schranken zu halten: Nordamerika, Japan und Frankreich. Dies ist der eigentliche Ursprung der

Washingtoner Konferenz 1921 bis 1922, die die Rüstungen begrenzen sollte. Sie war nicht von den amerikanischen, sondern von den englischen Staatsmännern herbeigeführt worden. Die amerikanischen Behörden luden auf Veranlassung der britischen Staatsmänner zu der Konferenz ein, und das britische Programm wurde durch Vermittlung gewisser amerikanischer Delegierter durchgeführt. Es wird jetzt allgemein anerkannt, daß der verstorbene Mr. Balfour (der spätere Earl) das eigentliche Programm der Konferenz zusammengestellt hat.

In der Washingtoner Konferenz erreichten die Engländer gerade das, was sie wollten. Sie lösten das englisch-japanische Bündnis, scheinbar Amerika zuliebe. In Wirklichkeit aber hatten die britischen Behörden auf der Reichskonferenz, die vor der Washingtoner Konferenz abgehalten worden war, beschlossen, das englisch-japanische Bündnis zu lösen, um die weltpolitische Stellung Japans zu schwächen. Der erste Punkt im britischen Programm war, wenn möglich, die Isolierung Japans in der Weltpolitik zu betreiben. Durch diese angebliche Konzession, die Großbritannien den Vereinigten Staaten machte, erreichte es wesentliche Zugeständnisse in Flottenfragen. Amerika sah von seiner geplanten Aufrüstung zur See ab und gestand Großbritannien Gleichheit in Schlachtschiffen zu. Während England einige „blue prints" seiner Schlachtschiffe zerstörte und später zwei der größten Kriegsschiffe der „Hood-Class" baute, vernichtete Amerika verschiedene halbfertige Schlachtschiffe. In der Washingtoner Konferenz wurde u. a. beschlossen, das Verhältnis der Seestreitkräfte der fünf Großmachten wie folgt festzusetzen: Großbritannien und die Vereinigten Staaten 5, Japan 3, Italien und Frankreich 1,75. Dadurch gelang es England, den two-power standard seiner Flotte in Europa aufrechtzuerhalten und es sicherte sich die Vorherrschaft zur See über alle Nationen der Welt, einschließlich der Vereinigten Staaten. Der Erfolg der britischen Diplomatie wurde von den amerikanischen Admirälen, die sich gegen die Zerstörung von amerikanischen Kriegsschiffen verwahrten, voll anerkannt. Sie waren überzeugt, daß die wirkliche Macht einer Nation zur See nicht durch die Zahl ihrer Kriegsschiffe und deren Tonnage, sondern durch ihre Flottenstützpunkte, ihre Besatzung und ihre Handelsschiffe bedingt sei. Englands Vorherrschaft zur See wurde durch die amerikanischen Zugeständnisse aufrechterhalten.

Der Erfolg britischer Staatskunst bei der Washingtoner Konferenz war so groß, daß der König persönlich den altverdienten britischen Staatsmann, Mr. Balfour, mit verschiedenen Ehren auszeichnete. In der Konferenz zu Washington war es England gelungen, Amerika die Hände zu binden, um letzterem den Bau einer größeren und stärkeren Flotte als der Englands für die nächsten zehn Jahre unmöglich zu machen; Japan und Frankreich brachte England in der Flottenfrage in eine ungünstige Position. Weiterhin gelang es England, die amerikanisch-japanische Spannung durch den Eindruck bei den Amerikanern zu verschärfen, die Lösung des englisch-japanischen Bündnisses sei Amerika zuliebe erfolgt. Gleich-

zeitig machte England die Japaner glauben, daß die Politik der Vereinigten Staaten es zur Lockerung der englisch-japanischen Beziehungen zwänge, andererseits Japan in seinem Bestreben zu unterstützen, die Nichtbefestigung von Flottenstützpunkten im Pazifik zu erreichen, was wiederum die Vereinigten Staaten im Pazifik schwächte. Japan durchschaute deutlich das Spiel Englands, das das Programm britisch-amerikanischer Zusammenarbeit benutzte, um Japans Macht in Asien zu verringern. Es war auf ein solch unerwartetes Ereignis nicht vorbereitet und willigte deshalb ein, als Seemacht niedrigeren Grades behandelt zu werden, gab Shantung auf, welches ihm durch den Versailler Vertrag zugesprochen worden war, und zog sich von Sibirien zurück, dessen Besetzung ihm Hunderte von Millionen Dollars gekostet hatte. Die Japaner erhielten in der Washingtoner Konferenz eine sehr gute Lektion. Sie waren sich der Grenzen ihrer Stärke bewußt und mußten sich daher auf die Verteidigung beschränken; sie stellten der englisch-amerikanischen diplomatischen Offensive eine engere Verbindung mit Frankreich gegenüber, indem sie die damals bestehende französisch-japanische Entente wiederbelebten, später freundschaftliche Beziehungen mit Sowjetrußland aufnahmen und sich sehr anstrengten, Chinas Zustimmung zu politischer Zusammenarbeit zu erhalten.

2

Seit dem Ende der Washingtoner Konferenz wurde die Lage in der Weltpolitik im allgemeinen und im Pazifik im besonderen durch viele Ereignisse verändert. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, seien einige dieser Änderungen genannt:

1. Verstärkung der anglo-japanischen wirtschaftlichen Konkurrenz in der ganzen Welt.

2. Mißglückte Anstrengungen Japans, China auf seine Seite zu bringen, der Ausbruch des chinesisch-japanischen Konfliktes und die Gründung von Mandschukuo.

3. Sieg des Nationalsozialismus in Deutschland und die neue Gruppierung der Mächte in Europa, wie z. B. das französisch-russische Bündnis und Rußlands Eintritt in den Völkerbund.

4. Wiederaufbau der deutschen, russischen und türkischen Seemacht und zunehmende Bedeutung der spanischen Flottenstreitkräfte in Europa.

5. Wirtschaftlicher Zusammenbruch in Amerika.

6. Verstärkung der amerikanisch-britischen finanziellen und wirtschaftlichen Konkurrenz seit dem Ottawa-Übereinkommen, das innerhalb des britischen Imperiums Reichsvorzugszölle einräumte, einen Sterlingblock in allen Teilen der Welt schuf und die Vorherrschaft des Dollars angriff.

Infolge dieser weltpolitischen Veränderungen ist Japan heute Englands größter Konkurrent, dem die Vereinigten Staaten und an dritter Stelle Frankreich und Sowjetrußland folgen. Das britische Programm zur Aufrechterhaltung der englischen Vorherrschaft in der Weltpolitik und besonders zur See ist sehr einfach:

In Europa spielt es Frankreich und Deutschland abwechselnd gegeneinander aus, um die Unsicherheit in beiden, seine Unterstützung suchenden Lagern zu vermehren. Bis jetzt war England darin außerordentlich erfolgreich. Es ermutigte Deutschland in seiner Forderung nach grundsätzlicher Gleichberechtigung. Jetzt unterstützt es Frankreich und Rußland bei deren Forderung eines Ost-Locarnos. England ist in Europa unverletzbar; es ist seiner Herrschaft im Mittelländischen Meer infolge der französisch-italienischen Konkurrenz in der Seerüstung sicher.

Bei der letzten Londoner Konferenz gingen Englands Bemühungen dahin, die Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten so zuzuspitzen, daß beide Mächte gezwungen seien, Englands Unterstützung anzurufen. Dank der Klugheit der britischen Staatsmänner sind beide Länder in die Falle gegangen. Zuerst ermutigten die britischen Staatsmänner die Japaner verschiedentlich und versuchten, sie zu überzeugen, daß England ihr wirklicher Freund sei. England verweigerte der amerikanischen Regierung (Staatssekretär Stimpson) seine Hilfe in ihrer mandschurischen Politik. England sandte eine Handelsdelegation nach Japan, deren Führer von der Möglichkeit einer Wiederbelebung der anglo-japanischen Allianz und von der britischen Zusammenarbeit mit Japan bei der Entwicklung Mandschukuos sprachen. Dann ermutigte es die Japaner, indem es ihnen ankündigte, daß die englische Regierung Japan grundsätzlich Flottengleichheit zubilligen werde, falls die Vereinigten Staaten damit einverstanden wären. Gleichzeitig aber sprachen englische Staatsmänner privat und offiziell über die von Japan drohende Gefahr und die Notwendigkeit englisch-amerikanischer Zusammenarbeit, um den Frieden aufrechtzuerhalten. Obgleich sich England der japanischen Forderung nach Flottengleichheit widersetzen wollte, benutzte es die Amerikaner als williges Werkzeug gegen Japan in der Londoner Konferenz.

Die amerikanischen Unterhändler haben bei der Londoner Konferenz ihrem Lande ausgesprochen schlechte Dienste erwiesen und das englische Spiel äußerst wirksam unterstützt, indem sie sich den Forderungen Japans nach Gleichberechtigung widersetzten. Kürzlich haben einige amerikanische Staatsmänner Japan mit der Erklärung bedroht, daß Amerika, wenn Japan 3 Schiffe baue, 5 bauen werde. Klar sehende Politiker erkennen, daß die wirtschaftliche und politische Rivalität zwischen Japan und England größer ist als die im Kampf stehenden Interessen Amerikas und Japans. Trotzdem spielt England die Rolle des Vermittlers zwischen den Vereinigten Staaten und Japan. Hierfür ist in erster Linie der Mißerfolg amerikanischer Diplomatie verantwortlich. Die Japaner sind sich der Situation voll bewußt und hoffen, daß die japanisch-amerikanischen Beziehungen die normale Entwicklung eines freundschaftlichen Verhältnisses nehmen werden.

Es scheint jedoch wenig Hoffnung für eine solche Lösung zu bestehen, weil einmal viele Amerikaner bereits von England beeinflußt sind und zum anderen viele zu denken geneigt sind, daß England ernstlich auf eine anglo-amerikanische

Verständigung hinarbeitet, die Japan fesseln und die amerikanischen Interessen im Orient fördern würde. Sie glauben sogar, daß Japan auf dem Wege vollständiger Isolierung in der Weltpolitik begriffen ist und daß es zur Annahme des amerikanischen Programms ohne viel Schwierigkeiten gezwungen werden könne.

3

Wie aber ist nun die weltpolitische Lage im Pazifik wirklich? Welches sind die Möglichkeiten und Folgen eines tatsächlichen Bündnisses, das die Engländer und Amerikaner als „wholehearted understanding" bezeichnen?

Die Lage im Pazifik wird zweifellos von der Lage in Europa beeinflußt. Viele Amerikaner denken, daß Rußland Japan angreifen oder gegen es kämpfen will, um die Isolierung Japans in der Weltpolitik zustande zu bringen. Sicherlich fürchten viele Russen die japanische Macht im Fernen Osten und möchten diese mit allen Mitteln bekämpfen. Aber niemand sollte vergessen, daß unter den jetzigen inneren und äußeren Zuständen in Rußland die russischen Staatsmänner Unterstützung von außen, besonders in Europa, suchen, um den Status quo aufrechtzuerhalten. Diese Politik führte zu dem französisch-russischen Bündnis und dem Eintritt Rußlands in den Völkerbund. Rußland hängt von der französischen Unterstützung in Europa ab, während Frankreich von der russischen Unterstützung gegen Deutschland abhängt. Aber sicher ist, daß Frankreich Rußland in einem Kampf gegen Japan nicht unterstützen würde. Dies ist klar ersichtlich aus der Tatsache, daß Rußland sogar nach dem Eintritt in den Völkerbund — augenscheinlich auf Anraten Frankreichs — seine Verhandlungen mit Japan wegen des Verkaufs der Ostchinesischen Eisenbahn an Mandschukuo fortsetzte. Sicherlich ist trotz des letzten französisch-russischen Bündnisses kein Grund vorhanden anzunehmen, daß die französisch-japanische Entente, die nach der Washingtoner Konferenz wiederauflebte, in irgendeiner Weise geschwächt worden ist. Wenn auch Rußland Japans Marsch nach Asien durch Verbindungen mit japanfeindlichen Mächten zurückhalten möchte, zwingt es die internationale Lage in Europa doch, seine Kräfte auf die Entwicklung einer Politik zu konzentrieren, die ihm Sicherheit in Europa und Festigung seiner Stellung durch die Entwicklung seiner Industrien bietet.

Außerdem sollte kein Beobachter der Weltpolitik vergessen, daß Rußland, trotz seiner freundlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, die Bildung eines anglo-amerikanischen Blocks, der Japan zerstören und eine angelsächsische Vorherrschaft im Pazifik und im Fernen Osten herstellen könnte, diesmal keineswegs ohne weiteres gutheißen würde. Viele russische Staatsmänner sehen in einer russisch-japanischen Annäherung — ohne daß das Gleichgewicht der Macht im Fernen Osten gestört wird — eine größere Sicherheit für Rußland. Frankreich gewinnt durch die Zerstörung Japans nichts. Frankreich benötigt im Gegenteil die japanische Unterstützung in Asien. Japans Niederlage würde Frankreich der Gnade

Englands in Fragen der Aufrechterhaltung der französischen Vorherrschaft in Indochina ausliefern. Die Japaner hängen nicht ausschließlich vom guten Willen Frankreichs oder Rußlands ab; sie sind darauf bedacht, mit diesen zwei Mächten auf freundschaftlichem Fuß zu bleiben. Sie sind bereit, zu einer Verständigung bezüglich ihrer jeweiligen Interessen an Mandschukuo, der Mongolei und Indochina zu kommen. Gleichzeitig pflegt Japan sorgsam Freundschaft mit Deutschland, das eine nicht zu verachtende Rolle im Falle einer aktiven und feindlichen Haltung Rußlands gegen Japan spielen würde. Viele Leute glauben, daß Frankreich und Italien in einer künftigen Flottenkonferenz die Vereinigten Staaten gegen Japan unterstützen würden, weil sie sich geweigert hatten, mit Japan zusammen die Abmachungen der Londoner und Washingtoner Konferenz zu kündigen.

Sicherlich besteht zwischen Japan und Italien eine wachsende wirtschaftliche Konkurrenz, und es ist die traditionelle Politik Italiens, wenn irgend möglich, der britischen Außenpolitik zu folgen. Aber gleichzeitig darf nicht vergessen werden, daß die italienisch-französische These über die grundlegenden Beschlüsse für die Flottenrüstung der Japans ähnlicher ist, als der der Vereinigten Staaten. Auch Frankreich und Italien wollen — wenn möglich — von dem festgesetzten Seemächteverhältnis loskommen. Sie wollen auch der alleinige Schiedsrichter über die Art ihrer Flottenrüstung sein. Sie möchten die obere Grenze der Gesamttonnage für ihre Schiffe kennen und dann volle Freiheit für das Herstellungsprogramm haben.

Die lebenswichtigste Frage, der die amerikanischen Staatsmänner gegenüberstehen, ist die Art der anglo-amerikanischen Zusammenarbeit, die den britischen Staatsmännern und Admirälen annehmbar erscheinen wird. Die Engländer wirken auf die Möglichkeit einer anglo-amerikanischen Zusammenarbeit hin, um ihre eigenen Interessen zu fördern und nicht, um die amerikanische weltwirtschaftliche Stellung zu stärken. Die Engländer betrachten die Amerikaner als Rivalen, aber sie möchten die Amerikaner benutzen, um einen anderen Rivalen — Japan — zu schwächen oder auszuschalten und um ihre eigene Stellung im Pazifik zu verbessern.

Diplomatie bedeutet nicht Selbstlosigkeit; daher ist es nötig, die tatsächliche Haltung der britischen Regierung gegenüber der amerikanischen Politik im Osten und ihre künftigen Verwicklungen zu prüfen. Ohne auf die Vergangenheit der amerikanischen und britischen Politik im Fernen Osten einzugehen, sollte man doch nicht vergessen, daß bei zwei hervorragenden Gelegenheiten die Engländer die Amerikaner im Stiche gelassen und die Japaner unterstützt haben:

1. Als der amerikanische Staatssekretär Knox 1910 die Internationalisierung der Mandschurischen Eisenbahn vorschlug, unterstützte die britische Regierung nicht nur nicht die amerikanische Regierung, sondern erneuerte das anglo-japanische Bündnis 1911. Dies war die Folge der damaligen weltpolitischen Lage. England brauchte Japans Unterstützung gegen Deutschland.

2. Als kürzlich der Sekretär Stimpson die englische Unterstützung für die Auf-

rechterhaltung der chinesischen Oberherrschaft suchte, ließ die britische Regierung die amerikanische Regierung im Stich und verabschiedete den Neunmächtepakt.

Jetzt sprechen die englischen maßgebenden Kreise von einer „all round Anglo-American Co-operation". Betrachten wir die Möglichkeiten, die aus der Befolgung einer solchen Weltpolitik entstehen könnten.

Lord Lothian, der frühere Sekretär von Lloyd George, der die Konferenz zu Washington inszenierte, ist einer der wichtigsten und aufrichtigsten Befürworter der englisch-amerikanischen Zusammenarbeit. In seinen Aufsätzen, die im Londoner „Observer" erschienen sind, und in seinen Oberhausreden hob er nachdrücklich hervor, daß im Falle eines „all round understanding" zwischen Amerika und England die anderen Staaten, wie Rußland, China, Frankreich und Italien, Amerika und England in der Aufrechterhaltung des Weltfriedens unterstützen würden. Die Folgerungen, die sich aus diesem Vorschlag ergeben würden, sind von sehr großer Tragweite. Sogar nach der Unterzeichnung des Viermächte- und des Neunmächtepakts gab es keine „whole-hearted Anglo-American Co-operation" wegen der verschiedenen Leitgedanken, die der Politik der beiden Regierungen zugrunde liegen.

Die Vereinigten Staaten verweigerten unter Präsident Coolidge das Zusammengehen mit England, als letzteres gegen China Gewalt anwenden wollte, um die antibritische Boykottbewegung zu unterdrücken. Die Engländer haben ein regelrechtes Protektorat über Tibet aufgestellt, dem sich China widersetzt. Soll die „all round co-operation" zwischen England und Amerika die Unterstützung Englands durch Amerika gegen China bedeuten? Die Engländer scheinen an der Expansion in Szechuan und Sinkiang, wo plötzlich Aufstände verschiedener Art stattgefunden haben, interessiert zu sein. Wenn die Engländer Grenzveränderungen auf Kosten Chinas vornehmen wollen, wird dann England Amerika zur Hilfe rufen?

Wenn aus irgendeinem Grund ein anglo-russischer, anglo-französischer, anglo-japanischer oder anglo-deutscher Streit ausbricht, wird dann Amerika England bis zum Kampf unterstützen müssen? Bedeutet ein „all round understanding" mit England, daß Amerika der englischen Außenpolitik sogar bis zum Eintritt in den Völkerbund folgen muß? Es steht bereits fest, daß bei Verwicklungen des „all round understanding" die Schuldenzahlungen zwischen England und Amerika nach den Wünschen Englands geregelt werden. In einer Äußerung im britischen Parlament zu diesem Thema wies Ramsay MacDonald darauf hin, daß England ein solches Verhalten von den Vereinigten Staaten erwarte.

Wie wird Englands Haltung, der sich die Vereinigten Staaten anzupassen hätten, gegenüber der Flottenfrage sein? Einmal während der Londoner Konferenz wurde die Nachricht verbreitet, daß sich England und Japan auf das Verhältnis 5 : 4 : 4 für die Flotte der drei Mächte geeinigt hatten: 5 für England, 4 für Japan und die Vereinigten Staaten. Selbstverständlich wurde dies von dem japanischen Auswärtigen Amt und späterhin auch von britischen Wortführern auf das heftigste ge-

leugnet. Der Grundgedanke der britischen Diplomatie ist jedoch die Vorherrschaft Englands zur See gegenüber den Vereinigten Staaten und Japan. Bei verschiedenen Gelegenheiten brachte die britische Admiralität den Gedanken zum Ausdruck, daß das jetzige Verhältnis geändert werden sollte und forderte, daß England 70 Kreuzer anstatt 50, die ihm bei der Washingtoner Konferenz zugebilligt worden waren, haben soll. Welchen Preis wird England fordern, wenn es die Vereinigten Staaten bei der nächsten Flottenkonferenz gegen Japan unterstützt?

In diesem Zusammenhang möchte ich auf folgende interessante Bemerkung von Mr. Ferdinand Kuhn jr., einem der Sonderkorrespondenten der New York Times, vom 8. 12. 1934, hinweisen:

„England zieht immer noch die qualitative Abrüstung der quantitativen Abrüstung vor. Mit anderen Worten, die Vereinigten Staaten möchten die Anzahl der Schiffe um 20% verringern, während England es vorzieht, die Größe derselben zu vermindern. Das ist die gleiche alte Meinungsverschiedenheit, die jeden Versuch einer Verminderung der Flottenstärke seit Jahren unmöglich gemacht hat. Dies zeigte sich 1927 in Genf, 1930 in London und 1932 wiederum in Genf, als Präsident Hoover vorschlug, alle Rüstungen um ein Drittel zu vermindern. Und wenn nicht ein Wunder geschieht, wird dies bei allen Verhandlungen, die der japanischen Kündigung des Vertrages von Washington folgen, wiederum in Erscheinung treten. Der britische traditionelle Gedanke ist natürlich der amerikanischen Politik, die große Schlachtschiffe beibehalten will, scharf entgegengesetzt. England war immer gegen die übertriebene Größe in solchen Schiffsgattungen, wie großen Schlachtschiffen, Flugzeugmutterschiffen, und hat in Genf der Herabsetzung der oberen Grenze für die Schiffsgröße in solchen Klassen wie auch die Verringerung der Geschützkaliber angeboten. Wenn England an seiner Idee der Rüstungsbegrenzung festhält, wird Amerika gezwungen sein, die Zahl seiner großen Kriegsschiffe und einiger neugebauter 10 000-Tonnen-Kreuzer zu vermindern. Eine gründliche Untersuchung ergibt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der britischen und japanischen Idee der Verringerung der Größe von Kriegsschiffen, Mutterschiffen und großen Kreuzern. Werden die amerikanischen Admiräle bei der geringen Anzahl ihrer Flottenstützpunkte solche Schiffe aufzugeben bereit sein und die Wehrkraft der amerikanischen Flotte heruntersetzen?"

In diesem Zusammenhang wird es nützlich sein, den japanischen Vorschlag zu überdenken, welcher sich dem amerikanischen Programm von großen Kampfschiffen, großen Mutterschiffen und großen Kreuzern widersetzt. Gleichzeitig schlägt Japan eine wirkliche Veränderung der oberen Tonnengrenze für die Flotten der drei gleichberechtigten Mächte vor. Weiterhin wünschen die Japaner, daß jeder Nation der Bau von Kriegsschiffen erlaubt sein solle, daß die Schiffe der Verteidigungsmöglichkeit eines Landes jeweils angepaßt sein und innerhalb der dem Lande zugebilligten Höchsttonnage bleiben müßten.

Viele lehnen sich dagegen auf, daß Japan, nachdem es dem Verhältnis 5 : 5 : 3 bei der Washingtoner Konferenz zugestimmt hat, jetzt Gleichberechtigung fordert. Sie vergessen, daß sich Japan bei der Konferenz zu Washington dem zugeteilten Verhältnis unterwerfen mußte. Und das Japan von 1935 ist nicht das von 1920. Japan ist stärker geworden und befindet sich jetzt in einer günstigeren Lage als im Jahre 1920, da es plötzlich dem anglo-amerikanisch-chinesischen Zusammengehen und der Kündigung des anglo-japanischen Bündnisses gegenüberstand. Durch die Gründung von Mandschukuo hat Japan die volle Verantwortung für die Verteidigungsangelegenheiten dieses Landes übernommen. Auch das Wiedererscheinen der russischen Flotte im Pazifik hat eine neue Lage geschaffen. Japan ist gleichzeitig in bezug auf seine strategische Lage und die Beschaffung von Rohmaterialien für die Rüstungsindustrie besser gestellt als im Jahre 1920. Heute fühlt sich Japan stark genug, eine asiatische Monroe-Doktrin als feststehende Tatsache zu verkünden.

Die weltpolitischen Tatsachen im Pazifik sind weder für ein englisch-amerikanisches „all round understanding" (was einem englisch-amerikanischen Bündnis gleichkommt), noch für eine erzwungene Isolierung Japans in der Weltpolitik günstig. Die japanischen Staatsmänner fördern eine Isolierung in der Weltpolitik sicherlich nicht. Sie versuchen im Gegenteil nach Möglichkeit, ihre Lage in der internationalen Politik zu verstärken. Die Lage im Pazifik ist heute, soweit Japan in Betracht kommt, ähnlich wie seinerzeit nach dem japanischen Sieg über China im ersten chinesisch-japanischen Krieg vor ungefähr 40 Jahren. Als sich China beim ersten Vertrag von Schimonoseki bereit erklärte, die Halbinsel Liau-tung abzutreten, gingen Rußland, Deutschland und Frankreich gemeinsam gegen Japan zugunsten Chinas vor. Daraufhin erklärte sich Japan bereit, Liau-tung wieder an China zurückzugeben, um die Isolierung in der Weltpolitik und eine Niederlage in einem Krieg gegen vier Mächte zu vermeiden. Heute hat Japan tatsächlich das Protektorat über die Mandschurei übernommen; Rußland, England und die Vereinigten Staaten sind beunruhigt über die Verstärkung japanischer Macht durch diese Ausbreitungspolitik. Aber heute sind weder die Vereinigten Staaten, noch England, noch Rußland bereit, eine gemeinsame Front zu bilden und — wenn notwendig durch einen Krieg — das Kaiserreich der aufgehenden Sonne zu bezwingen, weil das Japan von 1935 nicht das von 1895 ist und außerdem die weltpolitische Lage Japans nicht so ungünstig ist, wie ein schlecht Unterrichteter denken könnte. Das steht bei Japans Weltpolitik fest: falls Japan wirklich durch ein Zusammengehen der Vereinigten Staaten, Englands, Rußlands, Chinas, Frankreichs und Italiens vor der Isolierung steht, wird es wahrscheinlich gewisse Konzessionen machen, genau wie 1895, um einen Krieg zu vermeiden. Die japanischen Staatsmänner befürchten jedoch nach der jüngsten Entwicklung im Pazifik nicht, daß ihr Land wirklich isoliert wird. Aber gleichzeitig fördern sie keinerlei Feindseligkeiten gegen irgendeine Großmacht. Besonders nicht gegen die Vereinigten

Staaten, England und Rußland. Dies erhellt aus der Tatsache, daß sie einen Nichtangriffspakt mit Amerika und auch einen Dreimächte-Sicherheitspakt zwischen den Vereinigten Staaten, England und Japan unterzeichnen wollen. Sie sind gewillt, alle akuten Schwierigkeiten mit Rußland zu bereinigen und zu einer Verständigung mit der Sowjetrepublik auf der Basis gemeinsamer Sicherheit zu kommen.

Die wirkliche Lage im Pazifik ist nicht so dunkel. Wenn die amerikanischen Staatsmänner nicht den Engländern in die Hände spielen, die sich über ein Steigern des amerikanisch-japanischen Konfliktes freuen würden, und wenn die Vereinigten Staaten nicht durch die angeblich so großen Vorteile einer anglo-amerikanischen Zusammenarbeit gegen Japan sich weigern, ihre gegenwärtige Haltung Japan gegenüber freundlicher zu gestalten, werden die freundlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, wie sie früher zwischen den beiden Ländern während der Amtszeit des verstorbenen Präsidenten Th. Roosevelt bestanden, wieder aufleben. Es ist viel über die Notwendigkeit einer anglo-amerikanischen Zusammenarbeit gegen Japan zur Sicherheit des Weltfriedens geschrieben worden. Es ist jedoch meine feste Überzeugung, daß, ebenso wie im Jahre 1905 die englisch-französische Entente die damals bestehenden Konflikte zwischen Frankreich und Deutschland nicht beseitigte, sondern vergrößerte und den Weltkrieg unvermeidlich machte, ein englisch-amerikanisches Zusammengehen gegen Japan den Frieden im Pazifik nicht sichern würde, sondern eher den Anlaß zu einem Konflikt im Pazifik und zu großen weltpolitischen Veränderungen werden könnte. Ein solcher Konflikt wird weder den Vereinigten Staaten noch Japan von Nutzen sein. Der zukünftige Frieden im Pazifik hängt von der Lösung bedeutender Schwierigkeiten zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ab, welche durch Unterhandlungen, die alle weitblickenden Staatsmänner der Vereinigten Staaten und Japans wünschen, erreicht werden kann. Eine solche Lösung ist die Unterlage für eine wirkliche Abrüstung und ein Faktor für den Weltfrieden.

R. S.:

Mandschukuo im Umbau

Eindrücke von einer Reise

Tokio, in den ersten Tagen des Jahres 1935.

Seit Beginn der modernen Geschichte Japans, also seit 1868, ist die japanische Außenpolitik auf folgendes Generalziel ausgerichtet: Ausdehnung des zu engen Lebensraumes auf den asiatischen Kontinent. Formosa, Südsachalin waren Vorbereitungen, Korea, Kwangtung-Halbinsel ein erstes Fußfassen, Mandschukuo aber ist der Sprung auf das Festland selbst. Jede dieser Ausdehnungen hatte nicht bloß strategische Bedeutung. Japan ging immer dazu über, die erworbenen Gebiete mit neuem wirtschaftlichen und politischen Inhalte zu füllen, der einer höheren Ent-

wicklungsstufe entsprach als die vorher erreichte. Die Notwendigkeit einer solchen wirtschaftlichen und politischen Neugestaltung ist in Mandschukuo noch größer als bei den früheren Ausdehnungen. Der wirtschaftliche und politische Charakter des südlichen, ganz besonders des nördlichen Nachbars zwingen, abgesehen von den stark empfundenen Notwendigkeiten Japans selbst, zu einer solchen positiven Ausfüllung dieses Landes. Mandschukuo nur als administrativ angegliedertes Gebiet oder großes Heerlager wäre für Japan auf die Dauer untragbar. Der geographisch abgegrundete Charakter des neuen Staates, d. h. der früheren Mandschurei plus Jehol und die strategische Abgeschlossenheit von den beiden Nachbarn, geben günstige Voraussetzungen für eine solche wirtschaftliche und politische Zielsetzung.

Seit drei Jahren ist dieser Prozeß der Umgestaltung im Gange. Über die Fortschritte dieser Arbeit ist fast ebensoviel Propaganda verspritzt worden wie über den Akt der Schaffung Mandschukuos. Besonders Eifrige glaubten schon nach dieser kurzen Zeit von „unerhörten Fortschritten" sprechen zu können. Ebenso fleißige Gegner konstatierten nichts als bloßen Niedergang oder die Entstehung eines riesenhaften Heerlagers. Der persönliche Eindruck einer Reise durch Mandschukuo wird beide Behauptungen korrigieren. Darüber hinaus aber gibt die Fühlungnahme mit Land und Leuten die Möglichkeit, die Grundprobleme zu erkennen, deren Lösung oder Vernachlässigung erhebliche Bedeutung für den Ausgang des großen japanischen Experimentes haben muß; ein Experiment, das Japan zur vorherrschenden asiatischen Insel-, aber auch Kontinentalmacht zugleich machen soll.

Mandschukuo im wirtschaftlichen Umbau

Die wirtschaftliche Entwicklung der Mandschurei war schon vor der Loslösung vom chinesischen Reiche erheblich durch Japan beeinflußt. In dem neuen Staate, dessen Kernstück die frühere Mandschurei bildet, ist diese Entwicklung fast ausschließlich durch Japan bestimmt und auf Japan zugeschnitten. Schon vor der Schaffung Mandschukuos waren über 70% aller ausländischen Kapitalsanlagen in der Mandschurei in japanischen Händen. Im Außenhandel standen Japan und Korea mit 50 bis 60% an erster Stelle. Das japanische Wirtschaftsziel ist auf weitere kräftige Entfaltung des Warenaustausches zwischen den beiden Ländern gerichtet, begleitet von zunehmendem Kapitalexport aus Japan. Diese Steigerung des Waren- und Kapitalexportes ist hauptsächlich auf die Entwicklung des Transportnetzes und Erschließung der für Japan wirtschaftlich-strategischen wichtigsten Rohstoffe eingestellt. Als Siedlungsland für die japanische Überbevölkerung hat es vorläufig wenigstens noch keine große Bedeutung.

Hier aber taucht das erste große Wirtschaftsproblem für Mandschukuo auf. Soll die Durchsetzung der obengenannten Wirtschaftsziele den großen japanischen Finanzgruppen mit ihren Privatinteressen überlassen werden, oder sollen diese nur so weit herangezogen werden, als sie einer staatskapitalistischen oder staatssoziali-

stischen planmäßigen Entwicklung mit rationeller Arbeitsteilung zwischen beiden Ländern nicht entgegenstehen. Dieser wichtige, zwar noch theoretische Gegensatz der japanischen Innenpolitik ist zu einem ernsten praktischen Wirtschaftsproblem in Mandschukuo geworden.

Worum es dabei geht, das deutet eine im Oktober erschienene Broschüre des japanischen Kriegsministeriums zu den Fragen der Landesverteidigung an. Dort heißt es: „Der heutige ökonomische Organismus hat sich auf der Grundlage des Individualismus entwickelt der von einer Minderheit angehäufte Reichtum ruft Elend der Massen, Hunger, Ruin der Kleinindustrie und der Landwirtschaft hervor; er beunruhigt das Leben der Nation." Oder noch deutlicher an einer anderen Stelle: „... es ist notwendig, daß die Auffassung von einer individualistischen und egoistischen Wirtschaft aufgegeben wird, die Anschauung eines ökonomischen Kollektivismus anerkannt wird ..." Wohl verstanden, diese Schrift ist vom Kriegsministerium herausgegeben worden, nicht von einzelnen Gruppen oder Personen.

Bis heute ist dieser Streit um die Vorherrschaft in Mandschukuo nur formell zugunsten des Militärs, nicht schon faktisch entschieden, was erhebliche Reibungen und Hemmungen für die wirtschaftliche Entwicklung hervorruft. Die Schwierigkeiten bereitende militärische Befriedung des Landes hat natürlich nicht sehr viel Zeit für die Durchführung der geplanten großzügigen Erschließung der für Japan so wichtigen mandschurischen Rohstoffe gelassen. Doch darüber hinaus haben gerade die erwähnten Meinungsverschiedenheiten ebenfalls sehr hemmend eingewirkt. Die Erschließung neuer Kohlengruben, neuer Eisenvorkommen, zentralisierte Bearbeitung der Goldvorkommen, systematischer Übergang zu Baumwollanpflanzungen und andere Pläne mehr sind bisher meistens auf dem Papiere stehengeblieben. Selbst die Nachforschung nach Petroleum in Jehol ist nicht voran gekommen, und die Ausnutzung der natürlichen Rohstoffe zur Aluminiumherstellung ist bis heute ein Fiasko geblieben. Die Sojabohnengewinnung macht sogar eine schwere Krise durch. Es mag kein Zufall sein, daß der Export aus Mandschukuo 1934 gefallen ist, sogar der Export nach Japan.

Dies schließt natürlich nicht aus, daß andere wichtige Unternehmungen in Gang gekommen sind. Von privatwirtschaftlicher Seite sind Ölmühlen, Zementfabriken, Sodawerke gebaut worden. Die halbstaatliche südmandschurische Eisenbahn hat ihr Bahnnetz und eine Reihe von Nebenbetrieben wie Eisenwerke vergrößert. Das japanische Privatkapital ist aber überwiegend andere Wege gegangen. Es hat sich mehr an die Stelle des früheren chinesischen und russischen Privatkapitals gesetzt. Vom Hotel bis zur Bierbrauerei, vom Kramladen in Hsinking bis zum Sojabohnengroßhandel hat japanisches Kapital das chinesische verdrängt. Dieser Prozeß der „Japanisierung" des Vorhandenen ist noch nicht abgeschlossen. In der letzten Zeit ist aber eine bemerkenswerte Verlangsamung eingetreten.

Hier deutet sich das zweite wichtige Problem des wirtschaftlichen Umbaus

Mandschukuos an: die Frage nach der volkswirtschaftlichen Rentabilität der von Japan dort angelegten Kapitalien. Drei Jahre Mandschukuo haben dem japanischen Staate, abgesehen von den früher schon aufgewandten Summen, mehr als 300 Millionen für die militärische und politische Umgestaltung gekostet. Dazu kommen Millionenausgaben für den luxuriösen Ausbau der neuen Hauptstadt Hsinking, die kaum rentabel werden dürften. In allergroßzügigster Weise hat die halbstaatliche südmandschurische Eisenbahn das Bahnnetz erweitert, alte Bahnen erneuert und Schulden gestrichen. Im letzten Jahre sind allein dafür fast 400 Millionen angelegt worden. In direkter Verbindung führen jetzt Züge von Seishin in Korea über Tunhua-Harbin bis hoch nach Norden dicht an den Amurfluß heran. Der größte Teil dieser Strecke ist erst seit 1931 gebaut oder fertiggestellt worden. Eine neue Bahn führt von Tumen an der koreanisch-mandschurischen Grenze nach Norden direkt bis zur nordmandschurischen Eisenbahn. Nach Jehol und Richtung Mongolei stoßen ebenfalls neue Linien vor. Und immer weiter geht der Ausbau des Bahnnetzes. In derselben großzügigsten Weise sind in Nordkorea die beiden wunderbaren Häfen Seishin und Rashin ausgebaut worden. Rashin zum modernen riesenhaften Kriegshafen, Seishin als Handelshafen, der als zweites Dairen gedacht ist. Wirtschaftlich sind alle diese ausgeführten Anlagen unrentabel; sie müssen es wohl auch noch lange bleiben. Der wirtschaftlich produktive Verkehr ist gering, zeigt nicht mal aufsteigende Tendenzen. In Seishin sieht man heute täglich vielleicht ein Schiff etwas einsam und verlassen an den Riesenschuppen des neuen Hafens liegen. Und selbst dieses eine Schiff hat meistens militärische Ladungen. Bald wird Erwerb und Reorganisation der nordmandschurischen Eisenbahn, um die seit Jahren gehandelt wird, neue Belastungen für die bisher so gut gehende südmandschurische Eisenbahn und damit für den japanischen Staat und Großfinanzunternehmungen bringen. So großzügig auch all die Anlagen sind, immer häufiger wird die Frage gestellt: kann sich der in einer erheblichen Finanzkrise steckende japanische Staat solche Kühnheit im Ausgeben noch lange weiter leisten? Schon beginnen gewisse japanische Finanzkreise etwas nervös zu werden. Vom reinen strategischen Gesichtspunkte sind all diese Ausgaben selbstverständlich. Doch der Schaffung Mandschukuos liegen ja auch erhebliche wirtschaftliche Forderungen und Absichten zugrunde.

Damit kommen wir an das Kernproblem des wirtschaftlichen Umbaus Mandschukuos. Die bisherige wirtschaftliche Energieentfaltung und Konjunktur war überwiegend durch militärische und administrative Notwendigkeiten bedingt. Die Agrarwirtschaft aber, von der 80 bis 85% der Dreißig-Millionen-Bevölkerung lebt, ist in den bisherigen Aufstieg nicht mit hineingezogen worden.

Wohl bekommt der mandschurische Bauer, wenn er seine Sojabohnen absetzt, heute wertbeständiges Geld, nicht mehr wertlose Papierfetzen wie unter Chang hsue liang. Doch der Weltmarkt für Bohnen ist erheblich eingeschrumpft, die Preise noch stärker gefallen. Dagegen sind die Bedarfsartikel der Bauern, Salz, Werkzeuge,

Stoffe teilweise sogar teurer geworden. Die erstaunliche Leistung Japans, in kurzer Zeit eine grundlegende Geldreform durchgeführt zu haben, hat unter diesen Umständen für die Bauern schwere deflationistische Wirkung mit sich gebracht. Nach japanischen Angaben hatte der mandschurische Bauer selbst bei normaler Bohnenernte und ausreichendem Absatz jährlich nur 72 Yen Geldeinnahmen. Heute soll sich dies Einkommen teilweise um 30 bis 50% vermindert haben. Die neue Ernte ist nach amtlichen Angaben durchschnittlich um 20 bis 25% geringer. Viele Landstriche weisen noch niedrigere Zahlen auf. Die Anbaufläche ist zurückgegangen und schon tauchen hin und wieder die verdächtigen Mohnfelder auf. An Stelle Chang hsue liangs, der früher der Monopolist der Sojabohnenernte war, sind heute die großen japanischen Finanzgruppen getreten. Möglicherweise gerechtere Herren, aber auf keinen Fall mildere. Zu diesen harten Tatsachen kommen die ständig wiederkehrenden Überschwemmungen wichtiger Agrargebiete und die militärischen Aktionen gegen die Truppenreste der früheren chinesischen Generale und gegen die Banditen. Doch gerade die jetzige landwirtschaftliche Krise ist es, die dem Banditentume immer neue Kräfte aus der Bauernschaft zuführt und ihm teilweise einen anderen, bedeutsameren Charakter gibt. Es ist auch selbstverständlich, daß unter solchen Agrarverhältnissen an eine großzügige Ansiedlung japanischer Bauernmassen, selbst wenn sie aus dem Norden kämen, kaum zu denken ist. Bisher sind alle dahingehenden Versuche gescheitert.

In der Tatsache, daß sich in wichtigen Gebieten der Mandschurei die Lage der Bauernschaft nicht verbessert, teilweise sogar verschlechtert hat, liegen alle wirtschaftlichen Probleme und eine Reihe politischer des neuen Staates eingeschlossen. Und je schneller dieses Kernproblem gelöst wird, desto besser für Japan, für Mandschukuo und für die nach zunehmendem Handel mit diesem neuen Staate strebenden fremden Mächte.

Zwar haben eine Reihe von Ländern ihren Export nach Mandschukuo im Jahre 1934 steigern können. Deutschland um rund 900000 Yen, Amerika sogar um 9 Millionen, England um 5 Millionen (Januar bis Juli 1934). Japan allerdings steigerte seinen Export nach Mandschukuo um rund 49 Millionen in derselben Zeit. Doch diese Steigerung dürfte nur eine vorübergehende Erscheinung bleiben, wenn nicht ein breiter Aufstieg der mandschurischen Landwirtschaft großzügige Möglichkeiten eines Massenabsatzes schafft, der auch durch weitere Entwicklung der japanischen Industrie allein von dieser nicht gedeckt werden kann. Heute führt Mandschukuo nur solche Waren ein, die Japan nicht liefern kann. Die Anzahl dieser Waren wird aber immer kleiner, selbst bei Anhalten der stark militärisch bedingten Exportkonjunktur. Es dürfte einleuchten, daß die zunehmenden Auslagen Japans für den neuen Staat den Druck der japanischen Privatwirtschaft bei der Vergebung von Aufträgen sehr verstärken müssen. Dazu kommt noch die Billigkeit der japanischen Waren und des japanischen Kapitals im Vergleich zum ausländi-

schen. Sehr offen wird bei Unterhaltungen mit offiziellen Persönlichkeiten auf diese Tatsache hingewiesen. Es müßten schon erhebliche politische Vorteile von anderer Seite angeboten werden, bevor Japan auf die Ausnutzung seiner wirtschaftlichen Sonderstellung in Mandschukuo verzichten würde. England allein dürfte das Land sein, das hier besondere Berücksichtigung finden könnte und vielleicht schon gefunden hat. Doch größere Hoffnungen auf einen sich ständig erweiternden Absatz darf sich das Ausland nur dann machen, wenn die Agrarkrise in Mandschukuo überwunden ist und die 30 Millionen Menschen ihre Kaufkraft entschieden gesteigert haben.

Gerade an diesem Punkte könnte Deutschland zum Vorteile der Beteiligten Erhebliches leisten. Der Zusammenhang zwischen der Agrarkrise und dem fallenden Sojabohnenexport ist so einleuchtend, daß über kurz oder lang die verantwortlichen japanischen und Mandschukuokreise den von Deutschland gemachten häufigen Vorschlägen nicht mehr ausweichen können. Deutschland sollte mit allen Mitteln diese Zusammenhänge klarlegen. Es könnte sonst durchaus die Zeit kommen, wo für Deutschland das Problem eines Ausgleiches der deutsch-mandschukuoischen Handelsbilanz nicht mehr so wichtig ist; für die Sojabohnen aber der bedeutendste europäische Absatzmarkt endgültig verlorengegangen ist.

II. Politische Probleme des neuen Staates

Die oben behandelten wirtschaftlichen Fragen Mandschukuos weisen deutlich auf eine Reihe mit ihnen verbundener politischer Probleme hin.

Der von Japan in den neuen Staat hineingetragene Meinungsstreit um privatwirtschaftliche oder staatlich kontrollierte planwirtschaftliche Entwicklung ist, ins Politische übersetzt, die Frage: Welche japanischen Kräfte, welche politischen Richtungen sollen verantwortlich für den Aufbau des neuen Staates sein. Entsprechend den inneren Gegensätzen in Japan selbst, stehen sich hier das Militär mit seinem nationalistisch-faschistischen zivilen Anhang und die großen Finanztrusts mit ihren verschiedenen Organen und Anhängern gegenüber. Gerade in diesen Tagen sind wichtige Entscheidungen gefallen, die dem Militär die Vormachtstellung auch formell gegeben haben. Selbst nach Abschluß der akuten militärischen Aktionen behält das Militär weiter das erste Wort in der Gesamtentwicklung Mandschukuos. Der Oberkommandierende der Armee in der Mandschurei ist zum höchsten Zivil- und Militärbeamten Japans im neuen Staate gemacht worden, das heißt praktisch zur höchsten ausübenden Gewalt. Seine Verantwortlichkeit der Tokioer Regierung gegenüber ist auf eine tatsächliche Verantwortlichkeit dem Kriegsminister gegenüber reduziert worden. Nur der japanische Außenminister kann ihm als einziger ziviler Minister, soweit es sich um außenpolitische Fragen Mandschukuos handelt, Anweisungen geben. Wie weit sich dieser Grundsatz aber durchführen läßt bei der starken außenpolitischen Aktivität des japanischen Militärs, dürfte nur von der

jeweiligen Persönlichkeit des Außenministers abhängen. Alle anderen Ministerien sind von der Beeinflussung der Entwicklung Mandschukuos ausgeschaltet worden.

Abgesehen von der großen Bedeutung dieser Beschlüsse für die innenpolitische Entwicklung in Japan, verstärken sie eine Reihe von schon vorhandenen Tendenzen in der Verwaltung und Politik Mandschukuos. Es muß mit einer verstärkten Einstellung aller privater und staatlicher Aktivität auf militär-politische Gesichtspunkte gerechnet werden. In dieser Beziehung dürfte auch nicht vor der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft haltgemacht werden, dem Bollwerk der großen Finanzinteressen [1]). Mit der Reorganisation dieser Gesellschaft will das Militär auch einen wichtigen Stützpunkt der Parteien, die ihre finanzielle Kraft teilweise aus dieser Gesellschaft gezogen haben, treffen. Mit dem gestiegenen Einfluß des Militärs in Mandschukuo ist auch jeglicher Gedanke an provinzielle oder lokale Selbstverwaltung in Mandschukuo beseitigt. Für absehbare Zeit sind dahingehende Hoffnungen gewisser chinesischer Kreise begraben. Sicher ist auch, daß der Kampf gegen jegliche Oppositionsbewegung mit bisheriger Schärfe weitergeführt werden soll. Dabei wird das Militär auch nicht vor Opposition einzelner japanischer Kreise haltmachen. Der Versuch der zivilen Kwangtung-Polizei, sich der Kontrolle des Militärs zu entziehen, ist, wie bekannt, Ende dieses Jahres gründlichst gescheitert. Wie weit das Militär in der Lage ist, aus rein militärischen Gründen des Kampfes gegen die Banditen die häufig betonte Bauernfreundlichkeit in die Tat umzusetzen, muß die Zukunft lehren.

Hiermit stoßen wir auf das zweite große politische Problem: die weitere Entwicklung der Beziehungen der breiten mandschurischen Bevölkerung zur formellen und faktischen Regierungsgewalt; das heißt zu dem kleinen Kreis von Mandschukuo-Beamten und zu den Japanern. Das sogenannte Banditenwesen, das gerade heute spezifische Züge gegenüber dem Banditenunwesen zur Zeit Chang hsue lins (der Vater des verjagten Changs) entwickelt, muß als Ausdruck eines recht unbefriedigenden Verhältnisses angesehen werden. Besonders deutlich ist dies in Südost- und Ostmandschukuo. Hier ist die Verbindung des Banditentumes mit der Agrarkrise deutlicher, und auch eine antijapanische Einstellung scheint allgemeiner zu sein. Hier spielt das koreanische Element eine große Rolle, das nach den Unruhen von 1919 in Korea in die Mandschurei ausgewandert oder geflüchtet war. Die weitere Gestaltung der Agrarverhältnisse, das heißt Aufstieg oder Niedergang der Landwirtschaft, wird im wesentlichen entscheiden, ob diese Gegensätze zu einer ernsten Politisierung der teilweise gut bewaffneten Opposition führen oder ob Befriedung und Annäherung möglich sein wird. In den Städten aber, in denen sich die Agrarkrise natürlich ebenfalls auswirkt, wird bei der zukünftigen Gestaltung der Beziehungen zur Regierung die Art und Weise eine große Rolle spielen, wie die

1) *Vgl. den Aufsatz Warneck: Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei. Ztschr. f. Geopolitik XII/1935, Heft 1, Seite 29 ff. Die Schriftl.*

„Japanisierung" der kleinen und mittleren Wirtschaftsbetriebe durchgeführt wird. Geschieht diese rücksichtslos auf Kosten der chinesischen Unternehmer und Händler, dann kann die sich entwickelnde städtische Opposition leicht in Verbindung mit der bewaffneten ländlichen Bewegung treten. Auf jeden Fall ist die Frage nach dem Verhältnis der mandschurischen Bevölkerung zum neuen Staate noch nicht eindeutig positiv zu beantworten; noch ist es recht labil. Hier wird zum ersten Male das japanische Militär zu zeigen haben, ob es unter voller Verantwortung neue Verhältnisse auf neuen Wegen schaffen kann. Dann wird es sich auch entscheiden, ob die dünne Schicht der Gebildeten, die heute mit Japan zusammen arbeiten, zuverlässige Mitarbeiter werden. Nationalistische und kommunistische Propaganda werden die Schwierigkeiten bei der Lösung dieses Problemes noch erhöhen.

Je labiler das Verhältnis zwischen Bevölkerung und neuem Staate wird, desto stärker wird sich die Tendenz durchsetzen, alle irgendwie mit Verantwortung verbundenen Posten mit Japanern zu besetzen. Es besteht also durchaus die Gefahr, daß sich die bisherige japanische Führung und Anleitung in eine kolonialmäßige Regierung und Verwaltung umwandelt.

Das wichtigste außenpolitische Problem des neuen Staates ist seine Beziehung zur SSSR., in zweiter Linie zu China und in dritter Linie zu den anderen Mächten. Doch selbst persönliche Eindrücke, in Mandschukuo gesammelt, genügen nicht, die von Tokio aus empfundene Unsicherheit bei der Beurteilung der zukünftigen Gestaltung der Beziehungen zur SSSR. zu beseitigen. Nur zwei Eindrücke drängen sich an Ort und Stelle unmittelbar auf: 1. daß der Verkauf der Sowjeteisenbahn noch längst keine Lösung der Spannung zwischen den beiden Nachbarn bringen wird, und 2. daß die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Mandchukuos sich eindeutig gegen eine katastrophale Wendung durchsetzen müßten, wenn auf beiden Seiten die Köpfe kühl und logisch bleiben. Von großer Bedeutung für die weitere Beziehung zur SSSR., aber auch zu China, wird die Entwicklung der mandschurischen Agrarwirtschaft, und damit auch das Verhältnis der Bevölkerung zur mandschurischen Regierung sein. Es ist eindeutig, daß ein wirtschaftlicher Niedergang und damit ein Anwachsen der antijapanischen und antimandschurischen Stimmung unter der Bevölkerung sich recht ungünstig auf die außenpolitischen Beziehungen des neuen Staates zu den beiden Nachbarn auswirken muß. Die Wahrscheinlichkeit gesteigerter Wirkung der nationalistischen chinesischen und besonders der kommunistischen Propaganda wird in einem solchen Falle als ernste akute Gefahr empfunden werden. Bei persönlicher Fühlungnahme mit japanischen Beamten und Offizieren in Mandschukuo tritt die gesteigerte Empfindlichkeit für solche Einflüsse sehr deutlich hervor. Hier liegen politische Gefahrenquellen von schwer zu übersehender Größe, wobei die Gefahr der kommunistischen Beeinflussung der Freischärler und unzufriedenen Bauern größer als die der nationalistischen Propaganda koreanischer und chinesischer Elemente einge-

schätzt wird. Hier wird Rußland nicht bloß zum geographischen Feind, wie in früheren Zeiten, sondern auch gleichzeitig zum Systemfeind Japan-Mandschukuos. In der schon erwähnten Broschüre des Kriegsministeriums sind gerade in dieser Beziehung einige recht klare Formulierungen gebraucht: „Rußland hat nur deshalb die starke Armee, um die Weltrevolution durchzuführen. Weil diese Rüstungen gegen Japan gerichtet sind, müssen wir stark genug sein, um dem Bolschewismus entgegenzutreten. Die aktive Gegenwirkung muß einsetzen, wenn die passiven Mittel versagen. Das heißt, es bleibt dann nur der Krieg ..."

Allerdings: positive wirtschaftliche Entwicklungen und Aufstieg könnten die obenerwähnten Gefahren wesentlich einschränken. China gegenüber könnte sogar der Spieß umgedreht werden. Die propagandistische Wirkung eines wachsenden Wohlstandes der mandschurischen Bauern auf den chinesischen in China braucht nicht unterschätzt zu werden. Dann ließe sich der Traum mancher Japaner, aber auch Chinesen nach Erweiterung des neuen Staates in der Richtung Peiping leichter verwirklichen. Die Beziehungen Mandschukuos zur Mongolei sind noch völlig im Werden. Daß in der Richtung einer engen, eventuell engsten Beziehung gearbeitet wird, dürfte sicher sein [1]).

Die politischen Beziehungen Mandschukuos zu den fremden Mächten hängen natürlich stark davon ab, welchen Anteil diese an dem Waren- und Kapitalexport nach Mandschukuo erhalten werden. Bedeutender wirtschaftlicher Aufstieg wird die fremden Mächte erheblich weicher in dieser Beziehung machen. Doch muß betont werden, daß die Frage der Anerkennung Mandschukuos heute schon einen Teil ihrer Zugkraft verloren hat. Man gewinnt den Eindruck, daß wenigstens das Militär nicht mehr sehr an einer solchen Anerkennung durch die anderen Staaten interessiert ist.

*

Japan hat seine seit Jahrzehnten vorbereitete Ausdehnung des zu engen Lebensraumes durchgeführt. Es gibt keine fremde Macht, die diese Tatsache rückgängig machen könnte. Japan hat also Zeit, das neue Gebiet wirtschaftlich und politisch auszufüllen. Es hat eine selten große Chance! Es ist in der Lage, auf einem verhältnismäßig unverdorbenem Boden wirtschaftliche Gesichtspunkte praktisch durchzuführen, die unseren Gedankengängen über Ziel und Zweck einer Volkswirtschaft sehr nahestehen und die in dem echt japanischen Begriff „Kodo" enthalten sind. Es ist auch in der Lage, nach seinen zahlreichen Erklärungen und Versicherungen einen politischen Zustand in Mandschukuo zu schaffen, der nichts mit der durch den Westen gehandhabten kolonialen Niederhaltung zu tun haben soll. Und wenn diese etwas überschwengliche Zielsetzung reduziert werden würde auf die einfache Formel, daß ein Gebiet entwickelt werden soll, wo Millionen von Menschen von wirtschaftlicher Not befreit sein wollen — dann ist dies schon ein Mandschukuo wert.

1) *Vgl. den folgenden Aufsatz Warneck: Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung in diesem Heft.* *Die Schriftleitung.*

SIEGFRIED WARNECK:

Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung

Harbin, im Oktober 1934.

Geopolitisch betrachtet besteht der fernöstliche Teil des asiatischen Kontinents aus zwei, im Laufe vieler Jahrhunderte einander feindlich gegenüberstehenden Räumen — dem chinesischen Kulturraum von Tibet bis an die Küste des Stillen Ozeans im Süden und dem der Mittel- und Ostasiatischen Nomaden- und Jägervölker nördlich davon. Die Trennungslinie dieser fast in allem, Klima, Rasse der Bevölkerung, Kultur usw. so verschiedenen Räume hat schon sehr früh, im 3. Jahrhundert v. Chr., durch die Vollendung der chinesischen Großen Mauer (213 v. Chr.) ihren sichtbaren Ausdruck gefunden. Der Schwerpunkt der außenpolitischen Geschichte Chinas seit jener Zeit bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts lag in dem beinahe ununterbrochenen Kampf, welchen die Chinesen als Träger der einzigen dauerhaften selbständigen Kultur im Fernen Osten gegen die Nomaden des nördlichen Raumes vom Tarimbecken und der Dsungarei im Westen bis zur Mandschurei im Osten mit wechselhaftem Erfolg zu bestehen hatten. Gleich den Wogen des Meeres erhoben sich bis dahin unbekannte Stämme in der dunklen Tiefe der Steppen Asiens und zogen brausend und waffenklirrend in eiligem Marsch gegen die Grenzen des gelobten Landes der Mitte, um in andauernden Kämpfen ihren Anspruch auf Herrschaft und Beute geltend zu machen, genau wie einst die alten Germanen ihre Feldzüge gegen Rom unternahmen. Einzelne dieser Völker, so die Hsiung-nu (3. Jahrh. v. Chr. bis zu Beginn unserer Zeitrechnung), die Toba (4. bis 6. Jahrh. n. Chr.), die Kidan (Liau-Dynastie 907—1125), die Niudschen (Djin-Dynastie 1125—1234) gründeten mächtige Reiche, von denen manche neben dem heimatlichen Norden zeitweilig ganz Nordchina bis zum Yangtzetal beherrschten. Arm an Kultur, ohne historische Überlieferung und zahlenmäßig unterlegen, konnten diese Eroberervölker ihre russische Eigenart auf chinesischem Boden nicht erhalten; das besiegte Kulturland rächte sich an den Söhnen der Wildnis, indem es ihnen ihren kriegerischen Geist nahm und auf diesem Wege ihren Fall, sei es direkt oder indirekt, herbeiführte. Die staatlichen Gebilde der nördlichen Völker verschwanden mit derselben Leichtigkeit, wie sie entstanden waren.

Der soeben geschilderte Prozeß hat sich auch, allerdings in verschiedenem Maße, an den Mongolen und den Mandschus, den beiden letzten Eroberervölkern, die der nördliche Raum hervorgebracht hat, vollzogen. Während jedoch die Mandschus auch in ihrer Heimat beinahe restlos im chinesischen Ganzen aufgegangen sind [1]), haben die wenig assimilierungsfähigen Mongolen sich in ihren heimischen Steppen in

1) Das neueste, 1934 von der Ostchinesischen Bahn herausgegebene Werk über die Mandschurei schätzt die Zahl der Mandschus, welche ihre Sprache noch sprechen oder wenigstens verstehen, auf höchstens 40—50 000.

großer Zahl und in klar ausgeprägter kultureller Eigenart erhalten[1]). Im 13. Jahrhundert unter Tschinggis Chan und seinen unmittelbaren Nachfolgern die Beherrscher des größten Reiches der Weltgeschichte, haben sie seitdem keine weltpolitisch so bedeutende Rolle mehr gespielt; erst die jüngste politische Entwicklung scheint auf eine eventuelle Möglichkeit ihres Wiedererscheinens im Vordergrunde des historischen Geschehens zu deuten. Wenn auch nur als mehr oder weniger unselbständiger passiver Faktor, werden sie vielleicht wieder zu größerer politischer Bedeutung gelangen. Um den jetzigen Stand der Mongoleifrage richtig zu erfassen, wollen wir uns in aller Kürze mit den historischen Geschicken des mongolischen Volkes vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart beschäftigen.

Der fünfte Großchan des mongolischen Weltreiches, Kublai Chan (gest. 1294), der seine Residenz aus Karakorum nach Khanbalik (das jetzige Peking) verlegt und die mongolische Yuan-Dynastie auf dem Throne Chinas begründet hatte, war der letzte, wenn auch teilweise nur mehr nominelle Beherrscher des gesamten Erbes Tschinggis Chans. Nach seinem Tode ging der Verfall des Reiches schnell vor sich. 1368 bereits mußte Togon-Temur, der letzte Kaiser der Yuan-Dynastie, aus Peking in die mongolische Heimat seiner Ahnen fliehen, die auch fernerhin vom Hause Tschinggis Chans regiert wurde, während der gewesene Mönch Dschu Yuan-Dschang in China die Ming-Dynastie begründete. Die darauffolgenden Jahrzehnte waren Zeugen eines langwierigen mongolisch-chinesischen Krieges und gleichzeitig großer innerer Kämpfe in der Mongolei. Infolge der Wirren teilten sich die mongolischen Stämme in eine östliche und eine westliche (bekannt als Oiraten oder Oleuten) Gruppe. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts entfalteten begabte Oiratenchane eine große Macht und vereinigten das Reich nördlich der Großen Mauer wieder in einer Hand. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zerfällt das Mongolenreich jedoch bereits von neuem, um in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum letztenmal unter dem Tschinggischaniden Dajan Chan (1470—1544) geeinigt zu werden. Vor seinem Tode teilte Dajan Chan das Reich unter seine elf Söhne, von denen die älteren Anteile in der südlichen Mongolei erhielten, während das nördliche, jetzt als „Äußere Mongolei" bekannte Gebiet der Chalha, dem jüngsten, Geressandsa, zugesprochen wurde. Damit wurde der Anfang für die jetzt bestehende Einteilung der östlichen Mongolei in eine „Äußere" und eine „Innere" gelegt. Von diesen Gebieten spielte anfangs die südliche Innere Mongolei die leitende Rolle. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erfolgte die Einführung des

1) Zuverlässige Angaben über die Zahl der in Zentralasien lebenden Mongolen sind vorläufig noch nicht ermittelt worden. Owen Lattimore schätzt sie auf etwa 3,5 bis 4 Millionen (Äußere Mongolei etwa 1 Million, Innere — etwas unter 1 Million, Jehol — etwa 500 000 und die übrigen Teile Mandschukuos etwa 1 Million). Russische Quellen schätzen die Zahl der Mongolen dagegen auf nur etwas über 2 Millionen Köpfe (darunter: Äußere Mongolei (1921) etwa 542 000, ganz Mandschukuo mit Jehol (1934) etwa 1 Million; der Rest fällt auf den chinesisch gebliebenen Teil Mittelasiens).

Lamaismus, und bald darauf begann im Osten der Aufstieg einer neuen Macht — der der Mandschus — unter Nurchazi.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte sich das Geschlecht der Nachkommen Dajan Chans und der übrigen Tschinggischaniden sehr vermehrt; dementsprechend war auch die Aufteilung der Mongolei in zahlreiche vereinzelte Fürstentümer weit vorgeschritten. Der Siegeszug der Mandschus im Kriege gegen die Mingchinesen in der südlichen Mandschurei hatte bereits begonnen, als Likdan Chan (gest. 1634), der Führer der Tschachar- (Chahar-) Mongolen den Versuch machte, die Südmongolei unter seiner Macht von neuem zu vereinigen. Dieser Umstand, nebst dem, daß Likdan Chan Verbündeter der Ming-Dynastie war, brachte es mit sich, daß viele den Mandschus anfangs feindlich gegenüberstehende Fürsten des östlichen Teiles der Inneren Mongolei in der Zeit nach 1620 (einzelne schon früher), die Oberhoheit des Mandschuherrschers anerkannten und mit ihm Bündnisse abschlossen. 1633 erlitten die Tschachar- und Tumetmongolen[1]) unter Likdan Chan eine entscheidende Niederlage durch die Mandschus und ihre Verbündeten, und bald darauf (1635), bekamen die endgültig unterworfenen Stämme, die Tschachar und Tumet, ihr jetziges Verwaltungssystem — eine beschränkte Selbstverwaltung, ausgeübt durch den einheimischen Adel, bei völliger Beseitigung der Regierungsgewalt der Fürsten. Im Jahre darauf (1636) erhob eine Konferenz der innermongolischen Fürsten in Ulan-Choto (jetzt Tschi-feng) den zweiten Herrscher der Mandschus, Abachai, auf den südmongolischen Thron und trug ihm als ihrem Herrscher den Ehrennamen Degedu-Erdemtu (der Hochtugendhafte) an. Seit dieser Zeit standen die Fürsten der Inneren Mongolei in einem Verhältnis der Personalunion zum mandschurischen Kaiserhause, das erst nach der Abdankung des Kaisers Hsüan-Tung (Pu-Yi) am 12. Februar 1912 aufhörte.

Die Äußere Mongolei unterhielt damals zwar auch schon Beziehungen zum Mandschuhof, doch bewahrte sie vorläufig ihre Unabhängigkeit. Ihre Fürsten beteiligten sich 1640 an einem gemeinsamen Fürstentag mit den Vertretern der Oiraten, Tsaidam-[2]) und Wolgamongolen, der Maßnahmen zur inneren Stärkung und Gesundung der Mongolei angesichts der anwachsenden Macht äußerer Feinde beschließen sollte, doch war die Wirkung dieser Konferenz nur eine vorübergehende. Im Westen in der Dsungarei schien unterdessen der kriegerische Geist der Mongolen von neuem erwacht zu sein, dessen Träger dieses Mal die Oiraten waren. Ihr Führer, Galdan, geleitet vom Gedanken, Großchan der Mongolen zu werden und danach die Macht der Mandschus zu brechen, begann einen Eroberungskrieg gegen die Chalchamongolen, denen er 1688 eine furchtbare Niederlage beibrachte. In ihrer Not beschloß der Fürstentag der Äußeren Mongolei auf Rat Undur-

1) Die Tschachamongolen besiedeln den südlichen Teil der jetzigen Provinz Tschachar, die Tumetmongolen den Südosten der Provinz Suiyuan.

2) In der jetzigen Provinz Tjing-hai (Kuku-nor).

Geghens, des ersten Khutuchta (Lebenden Buddhas) von Urga, den Mandschukaiser Kang-Hsi (1661—1722) um Hilfe und Beistand zu bitten und ihn zum Großchan zu wählen. Kang-Hsi gab seine Zustimmung und nahm 1691, auf dem Fürstentag zu Dolonnor, in der inneren Mongolei, die neue Würde formell an. Dadurch traten die Chalchamongolen in den mandschurischen Reichsverband, nicht als Besiegte, wie die Chinesen, sondern als gleichberechtigte Verbündete der Mandschus. — Der Kampf gegen die Oiraten, den Kang-Hsi begann, fand erst unter seinem Großsohn Tjiän-Lung (Ch'ien-lung) [1736—1796] im Jahre 1758, als Amursana, der letzte Oiratenherrscher, nach Rußland floh, sein Ende. Seitdem war der ganze mongolische Stamm, die Burjaten in Transbaikalien und die Kalmücken an der Wolga[1]) ausgenommen, den Mandschus untertan. Die Wirren und Kriege in der Mongolei hörten auf. Ein Zustand völliger Ruhe und politischer Tatenlosigkeit trat ein, der erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts gestört wurde.

Die mongolische Politik der Mandschukaiser war, besonders seit der Beseitigung der Oiratengefahr, dahin gerichtet, die mongolischen Fürsten in einem Zustande politischer Ohnmacht und Unterwürfigkeit zu halten, ohne jedoch dabei ihre persönlichen oder nationalen Gefühle zu verletzen. Die Selbständigkeit der Fürsten in inneren Angelegenheiten ihrer Fürstentümer blieb fast unversehrt, da es genügend andere Wege und Mittel gab, um sich ihren unbedingten Gehorsam zu sichern. Hierzu gehört u. a. die Verleihung neuer Titel, die mit einem gewissen Einkommen und dem Anrecht auf ein entsprechendes Gefolge verbunden waren, die wirtschaftliche Verknebelung der Mongolenhäuptlinge durch die sehr bedeutenden Spesen, welche durch die alle drei Jahre zu wiederholenden Neujahrsbesuche am Kaiserhofe hervorgerufen wurden, das vielfach benutzte Recht des Kaisers, unbotmäßige Fürsten abzusetzen, Verheiratung der Fürsten mit mandschurischen Prinzessinnen usw. Da ein Wiedererwachen der kriegerischen Tradition unter den Mongolen im allgemeinen unerwünscht war, wurde der Lamaismus weitgehendst gefördert, während gleichzeitig die bestehende militärische Organisation mit den Jahren immer mehr vernachlässigt wurde. Ferner wurde die Bildung neuer Fürstentümer (Hoschuns) durch Teilung der vorhandenen nach dem Tode eines Fürsten keineswegs verhindert, da diese Zersplitterung zur weiteren Schwächung der Mongolen führte. Endlich wurde eine Neuerung in der Verwaltung größerer Gebiete eingeführt, die ebenfalls dazu bestimmt war, das Entstehen einer bedeutenden politischen Macht zu verhindern. Diese Neuerung bestand in der Bildung der sog. Bünde oder großen Vereinigungen vieler Hoschuns. Bis dahin kannte das mongolische Verwaltungssystem nur zwei Verwaltungseinheiten — den Aimak und den Hoschun[2]).

1) Die Kalmücken trennten sich von den übrigen Westmongolen im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts infolge innerer Zwistigkeiten mit denselben und zogen über Westsibirien an den Unterlauf der Wolga. Von dort kehrte 1771—72 ein Teil wieder nach Mittelasien zurück, während die Nachkommen des anderen auch heute noch an der Wolga zu finden sind.

2) Ein Aimak ist ein Fürstentum oder eine Gruppe von Fürstentümern, die ursprünglich

Die Mandschus teilten nun die Hoschuns der Inneren Mongolei sechs Bünden zu (Dscherim, Dschouda, Dschossotu, Silingol, Ulan-Tsab und Iehedzu), ohne dabei die bisherige Zusammengehörigkeit der Aimaks viel zu berücksichtigen. An der Spitze dieser neugeschaffenen losen Verbände stand ein von den Fürsten des Bundes aus eigener Mitte gewählter und vom Kaiser bestätigter Vorsitzender des Bundes (Darga) nebst einem Stellvertreter, beide mit sehr beschränkten Vollmachten. 1727 wurde dieses System auch auf die Äußere Mongolei ausgedehnt, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Grenzen und die Zahl der Bünde dort mit der der Aimaks übereinstimmte, so daß die Reform lediglich darauf abgezielt war, den erblichen Häuptern der Aimaks ihre Macht zu entwenden und sie auf das Niveau gewöhnlicher Dschassaks herabzudrücken. Die chinesische bzw. mandschurische Verwaltung in der Mongolei unterstand dem Li-fan-yuan (unter der Republik durch das Büro für Mongolische und Tibetische Angelegenheiten ersetzt) in Peking, einer Behörde, die alle Angelegenheiten der Vasallen des Mandschuthrones zu erledigen hatte, und war durch den Tartarengeneral in Uliassutai, die Ambans (Residenten) in Urga und Kobdo, besondere Beamte in Guihuatscheng (Kuku-Hoto), Kalgan usw. vertreten.

Unter den mongolischen Gebieten des Da Tjing-Reiches ist neben der Äußeren und der Inneren Mongolei noch die in den Einflußbereich des Gouverneurs von Heilungkiang gehörende Barga besonders zu erwähnen. Die Barga, seit 1689 formell zum Mandschureich gehörig, wurde 1732—1735 unter Anordnungen des Kaisers Yung-Dscheng (1722—1736) von Mongolen, Daùren, Solonen und Orotschonen neu besiedelt: Die Ansiedler erhielten eine der der Tschachar- und Tumetmongolen ähnliche Bannerorganisation unter einem besonderen Beamten in Hailar. Die Sonderrechte der Barguten wurden 1793 durch einen speziellen Erlaß des Kaisers Tjiän-Lung neu bekräftigt.

Dies war der politische Zustand der Mongolei bis zur Zeit des Boxeraufstands (1900). Sie lag außerhalb des Bereiches der großen Weltpolitik der Mächte, und die friedlichen mongolischen Nomaden konnten Jahr für Jahr ungestört ihre Herden pflegen und nach uralter Art Viehzucht treiben. Die einzige Großmacht, die ein allmählich wachsendes Interesse für die Mongolei zu zeigen begann, war Rußland.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts durchquerten russische Handelkarawanen auf dem Wege nach Peking über Urga und Kalgan das Land. Später wurde der Handel nach Kiachta verlegt, doch war es hauptsächlich ein russisch-chinesischer

das Erbteil eines Fürsten bildeten und sich unter dessen Nachkommen vererben. Trotzdem die Aimaks in den meisten Fällen im Laufe der Zeit in etliche selbständige Hoschuns zerfallen sind, ist die Verbindung und ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen ihren einzelnen Gliedern nicht gebrochen; den Ausdruck hierfür bildet die Anerkennung des Ältesten im Fürstengeschlecht eines Aimaks als dessen Haupt. Ein Hoschun ist ein von einem einzelnen Fürsten (Dschassak) regiertes mongolisches Fürstentum. Zur Zeit der chinesischen Revolution von 1911 bestand die Innere Mongolei aus 49 Hoschuns, die unter 24 Aimaks aufgeteilt waren, die Äußere — aus 86 (mit dem Kobdodistrikt aus 111), welche vier (mit Kobdo — sechs) Aimaks angehörten: Tsetsen-Chan, Tuschetu-Chan, Sain-Noin-Chan und Dschasaktu-Chan.

Handel, durch den die Mongolen wohl kaum profitierten. Der Pekinger Vertrag von 1860 eröffnete Urga dem russischen Handel, wo 1861 ein russisches Konsulat errichtet wurde. Etwas später erscheinen russische Forschungsexpeditionen (Prschewalskij, Potanin), russische Kaufleute setzen sich in Uliassutai und Kobdo fest, jedoch war das politische Interesse Rußlands vorläufig weiter ostwärts, im Amur- und Küstengebiet, konzentriert, so daß die zaristische Regierung damals nicht einmal von dem ihr 1881 zugestandenen Recht, Konsulate in Kobdo und Uliassutai zu eröffnen, Gebrauch machte[1]). Die russische Regierung wollte aber unter keinen Umständen andere Mächte zur wirtschaftlichen Erschließung der Mongolei zulassen. Deshalb sicherte sie sich 1899 durch einen Notenaustausch mit der chinesischen Regierung das 1902 und 1905 von neuem bestätigte ausschließliche Recht, Eisenbahnen von Peking aus in nördlicher, nordwestlicher oder überhaupt irgendeiner Richtung, die zur russischen Grenze führt, zu bauen. Bereits einige Wochen vorher, am 29. April 1899, hatte sich Rußland auch die Zusage Großbritanniens gesichert, keine Eisenbahnkonzessionen nördlich der Großen Mauer zu erwerben und den von Rußland unterstützten nicht in den Weg zu treten.

Der Boxeraufstand (1900) brachte eine sichtliche Änderung des Verhaltens der chinesischen Regierung den Mongolen gegenüber mit sich. Während des Aufstandes hatten sich die Mongolenfürsten im allgemeinen den Anordnungen Pekings zuwider nicht russenfeindlich, sondern russenfreundlich verhalten. Der Mißmut der Steppensöhne gegen die unbarmherzige Ausbeutung durch chinesische Kaufleute, die Regierung selbst, und in den Grenzgebieten, durch Siedler, die dem mongolischen Vieh die Weiden nahmen, kam deutlich zum Ausdruck. In Peking wurde man plötzlich gewahr, daß die Mongolen keine zuverlässigen Hüter der Grenzgebiete mehr waren. Den einzigen sicheren Weg zur Stärkung ihrer Stellung in den mongolischen Gebieten sah die Regierung in der systematischen Besiedlung der fremden Einflüssen am meisten zugänglichen Teile der Mongolei durch chinesische Siedler. Die hierzu notwendigen Schritte wurden unverzüglich unternommen.

Die unregelmäßige Besiedlung der an China und die Mandschurei grenzenden innermongolischen Ländereien begann bereits unter dem Erbauer der kaiserlichen Sommerresidenz in Jehol, dem Kaiser Kang-Hsi, der 1698 chinesische Beamte ins südliche Jehol (Dschossotu-Bund) schickte. Im Laufe des 18. und des 19. Jahrhunderts besiedelten chinesische Einwanderer ziemlich bedeutende Gebiete hauptsächlich in den östlichen Hoschuns der Bünde Dscherim und Dschouda, dem Dschossotubunde und in dem nördlich von der chinesischen Provinz Schanhsi gelegenen Lande der Tumet- und Tschacharmongolen. Die von den Mandschus entwaffneten mongolischen Dschassaks waren angesichts des chinesischen Andrangs machtlos; ihre Proteste fanden in den meisten Fällen keine Berücksichtigung am Pekinger Hof. Die Chinesen brachten ihre eigene Verwaltung mit sich, und, da die

1) Das Konsulat in Uliassutai wurde erst 1905, das in Kobdo 1911 eröffnet.

mongolische für die Mongolen ebenfalls bestehen blieb, bot das Siedlungsgebiet das Bild eines sonderbaren Durcheinanders mongolischer und chinesischer Elemente dar. Der 1898 durch die Russen begonnene Bau der Ostchinesischen Bahn, die westlich (Barga, Fürstentümer Durbet und Nord-Gorlos des Dscherim-Bundes) und südlich (Fürstentum Süd-Gorlos des Dscherim-Bundes) von Harbin teilweise mongolisches Gebiet durchquert, gab der chinesischen Kolonisation einen neuen, dieses Mal von Peking aktiv unterstützten Anstoß. Große Teile der mongolischen Steppe wurden von eigens dazu geschaffenen chinesischen Behörden enteignet und den Siedlern verkauft. Am meisten litten dabei die gemeinen Mongolen, während die Fürsten ihren guten Anteil an den Profiten hatten, der sie nebst der Furcht, ihre Sonderrechte und Privilegien zu verlieren, zu größerer Nachgiebigkeit bewog. Die Kolonisationspolitik der Chinesen erstreckte sich auch auf die Barga, wo 1905 chinesische Truppen an Stelle der bargutischen den Grenzschutz übernahmen, und sogar auf die Äußere Mongolei, in der chinesische Bauern in den Tälern nördlich von Urga (um das Eindringen der Russen zu verhindern?!) angesiedelt wurden und die Einführung größerer chinesischer Truppenteile vorbereitet wurde[1]).

Die Unzufriedenheit der Mongolen war allgemein. 1911, noch ehe die republikanische Revolution in Wutschang ausgebrochen war, wandte sich eine Gruppe hervorragender Fürsten und Lamas der Äußeren Mongolei an die russische Regierung mit der Bitte um Beistand und Unterstützung; kurz darauf faßte eine Konferenz der Bargutenführer in Hailar den Beschluß, die Wiederherstellung des status quo in der Barga zu fordern. Rußland, das nach seiner Niederlage im Kriege mit Japan seine Aktivität in der Mongolei bedeutend erhöht hatte, stand dieser Entwicklung wohlwollend gegenüber. Als die am 10. Oktober 1911 ausgebrochene Revolution den Thron der Mandschukaiser ins Wanken brachte, war der geeignete Moment zur Neugestaltung der Mongolei in russischem Sinne gekommen. Die strategische (Flankenangriff auf die Sibirische Bahn!) und wirtschaftliche Bedeutung des Landes erkennend, wollten die Russen sich von dieser Seite vollkommen sichern.

Am 1. Dezember 1911 fand ein Staatsstreich in Urga statt, infolgedessen der Amban und die chinesischen Truppen die Stadt verlassen mußten. Eine rein mongolische Regierung wurde gebildet, welche die Unabhängigkeit der Äußeren Mongolei mit dem Bogdo-Geghen Khutuchta von Urga als Staatsoberhaupt proklamierte. Diese Bewegung fand starken Widerhall in allen Teilen der Mongolei. Im Januar 1912 mußten die Chinesen die Barga räumen, die bald darauf die Oberhoheit des Khutuchta anerkannten, im Frühjahr wurden die Repräsentanten der chinesischen Verwaltung aus Uliassutai und Kobdo vertrieben; in der Inneren Mongolei erklärten die drei westlichen Bünde, Silingol, Ulan-Tsab und Iehedzu

1) Maiskij („Ssovremennaja Mongolija", Irkutsk 1921) schätzt die chinesische Bevölkerung der Äußeren Mongolei im Jahre 1911 bereits auf 100 000 Seelen. Jetzt dürfte sich nur ein geringer Teil davon noch im Gebiet erhalten haben.

ihren Anschluß ans neue Reich, in den stark von chinesischem Element durchdrungenen östlichen Bünden kam es auch zu erheblichen Unruhen. Mangels geeigneter Führer und Unterstützung von außen konnte die innermongolische Bewegung jedoch keine dauernden Erfolge zeitigen — die Chinesen beherrschten bald wieder das ganze Land. — Anders gestaltete sich das Schicksal der Äußeren Mongolei und der Barga, wo, wie gesagt, Rußland die Hand mit im Spiele hatte.

Der Status der Äußeren Mongolei wurde durch drei Verträge, das russisch-mongolische Abkommen vom 3. November (21. Oktober a. St.) 1912, die gemeinsame russisch-chinesische Deklaration vom 5. November (23. Oktober a. St.) 1913 und das dreiseitige chinesisch-russisch-mongolische Abkommen von Kiachta vom 7. Juni (25. Mai a. St.) 1915, festgelegt. Durch das Abkommen von 1912 verpflichtete sich Rußland, der Mongolei bei der Aufrechterhaltung ihrer Autonomie und eines nationalen Heeres behilflich zu sein, die Einführung chinesischer Truppen in mongolisches Gebiet nicht zuzulassen und eine erneute Besiedlung der Mongolei durch Chinesen zu verhindern. Dafür öffnete die mongolische Regierung ihr Land weitgehends russischer wirtschaftlicher Expansion. Die Russen durften im Gebiet der Autonomen Mongolei unbehindert reisen, Grundstücke ankaufen und Häuser bauen, zollfreien Handel betreiben, eine eigene Post unterhalten, sich an der mongolischen Binnenschiffahrt beteiligen, Brücken bauen usw. Russische Staatsangehörige durften nur nach russischen Gesetzen gerichtet werden. Durch ein besonderes Abkommen von Kiachta vom 17. September 1914 verpflichtete sich die mongolische autonome Regierung ferner, keine Eisenbahnkonzessionen in ihrem Gebiet ohne vorherige Verständigung mit der russischen zu verleihen (vgl. Notenaustausch von 1899). Die Äußere Mongolei bildete von nun ab de facto ein russisches Protektorat, das von Rußland finanziert (Anleihen 1913 und 1914 — insgesamt 5,1 Millionen Rubel) und politisch und wirtschaftlich weitgehendst beeinflußt wurde. China erkannte die neugeschaffene Lage durch die Deklaration von 1913 formell an. In dieser Deklaration und im Abkommen von 1915 wurde die mongolische Autonomie unter Beibehaltung einer rein nominellen chinesischen Souveränität anerkannt und bestätigt. China sicherte sich zwar das Recht, einen Vertreter in Urga nebst Gehilfen in Uliassutai, Kobdo und Mongolisch-Kiachta zu unterhalten, sicherte seinen Staatsangehörigen einen exterritorialen Status, gab aber in allem übrigen nach. Die Mongolei durfte sogar selbständige wirtschaftliche Verträge (jedoch keine politischen) mit fremden Mächten abschließen.

Die Barga wurde bei der Bestimmung des territorialen Bestandes der Autonomen Mongolei im Kiachtaer Abkommen von 1915 der Regierung des Khutuchta nicht zugestanden. Vielmehr schloß Rußland mit China am 6. November (24. Oktober a. St.) 1915 einen speziellen Vertrag über die Sonderlage des Gebietes von Hulunbuir (der Barga), das von nun ab einen besonderen, unmittelbar der chinesischen Zentralregierung unterstehenden Distrikt bilden sollte, an dessen Spitze ein

vom chinesischen Präsidenten ernannter Fudutung von Hulunbuir mit den Rechten eines Provinzialgouverneurs stand, der unter den höchsten einheimischen Beamten zu wählen war. Die Verwaltung des Fudutungs sollte aus zwei Abteilungen bestehen; den Chef einer ernannte der Fudutung, den der anderen der chinesische Minister des Innern; beide mußten von der Regierung bestätigt werden. China durfte, Fälle äußerster Not ausgenommen, keine Truppen in der Barga unterhalten, keine chinesischen Behörden wurden zugelassen (Ausnahme das Seezollamt in Mantschuli und Vertreter der Salzmonopolverwaltung), auch keine Einwanderer usw. Dieser Vertrag enthielt ebenfalls eine Klausel über besondere russische Vorrechte auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues.

Die soeben geschilderten Verträge und Abkommen wurden von China nur erzwungenermaßen, unter dem Druck der russischen Übermacht, genehmigt. Es ist deshalb wenig überraschend, daß China, als die russische Macht infolge der Revolution von 1917 zeitweilig nicht mehr in Betracht kam, sich beeilte, den alten Zustand der mongolischen Gebiete wiederherzustellen. Unter dem Vorwande des Schutzes vor einem eventuellen russischen Einfall wurden 1919 chinesische Truppen in die Äußere Mongolei eingeführt. Im November zwang der chinesische Befehlshaber General Hsü die Mitglieder der mongolischen Regierung, ein Gesuch an den Präsidenten von China zu richten, mit der Bitte, die Autonomie aufzuheben, dem der Präsident am 22. November 1919 bereitwilligst entsprach, indem er die mongolische Autonomie durch ein Mandat aufhob und das alte Verwaltungssystem der Kaiserzeit von neuem ins Leben rief. Kurz darauf, am 28. Januar 1920, wurde auch die Sonderstellung der Barga annulliert, die von chinesischen Truppen besetzt und zu einem Bezirk der Provinz Heilunkiang gemacht wurde. Wie überall in den von Mongolen besiedelten Gebieten, blieb übrigens die mongolische Verwaltung auch fernerhin, neben der chinesischen, zur Leitung der rein mongolischen Angelegenheiten, bestehen. Die damals noch anerkannten diplomatischen Vertreter der früheren russischen Regierung protestierten vergebens gegen die Mißachtung der Verträge.

Noch einmal hatten die Chinesen die gesamte Mongolei in ihrer Hand, doch die chinesische Regierung verstand es nicht, sich diesen Erfolg dauernd zu sichern. Schon das Verhalten der chinesischen Truppen in der Äußeren Mongolei allein war nicht derartig, daß es mongolische Sympathien hervorrufen konnte. Außerdem begingen die Vertreter Chinas gleich von vornherein den Fehler, den Mongolen übertriebene Rechnungen für 1911 bis 1912 verursachte Verluste zu stellen (z. B. im Kobdodistrikt) und darüber hinaus gar noch die Möglichkeit der Eintreibung der alten mongolischen Schulden aus der kaiserlichen Zeit zu erörtern[1]).

1) Die Gesamtverschuldung der Mongolen aller Stände und Gruppen in der Äußeren Mongolei betrug 1911 etwa 11 Millionen Taels, bei dem geringen Nationalvermögen eine schier unbezahlbare Summe, von deren Last die Mongolen durch den Umsturz desselben Jahres befreit worden sind.

Im Oktober 1920 wurde Urga von den aus Weißrussen, Burjaten, Mongolen (!) und Tibetern bestehenden Freischaren des Barons v. Ungern-Sternberg angegriffen[1]).

Die Kämpfe zwischen diesen Truppen und den Chinesen dauerten bis Anfang 1921, wobei die letzten sich erdreisteten, den lebenden Buddha (Khutuchta) selbst zur großen Empörung aller Lamaiten in Urga zu verhaften. In den ersten Februartagen 1921 hielt v. Ungern-Sternberg seinen Einzug in Urga, wo er sofort, zur allgemeinen Genugtuung, den Khutuchta wieder als Staatsoberhaupt der freien Mongolei einsetzte. Die Beliebtheit des Barons bei den Mongolen wich jedoch bald infolge der von ihm eingeführten Herrschaft vollkommener Willkür, einem Gefühl bittersten Hasses, der sich baldigst vollauf zur Geltung brachte, als es nämlich zum Krieg gegen die Sowjetrussen kam, in dem v. Ungern eine vollkommene Niederlage erlitt. Im Juli 1921 besetzten die roten Truppen Urga und machten der Schreckensherrschaft des besiegten Barons ein Ende.

Seitdem befindet sich die Äußere Mongolei vollkommen in der Einflußsphäre Moskaus. In dem neuen mongolischen Staat, den die Roten gründeten, war anfangs auch der Khutuchta das Oberhaupt, doch bemühten sich die Sowjets mit Hilfe der Burjaten, die bereits der zaristischen Regierung in der Mongolei gute Dienste geleistet hatten, den Mongolen eine neue Ideologie einzuimpfen. Die junge Generation erwies sich als sehr aufnahmefähig für „progressive" Ideen. Sie bildete den Hauptbestand der neuen mongolischen Volkspartei, welche im Juli 1924, nachdem der Khutuchta unter Verdacht erregenden Umständen gestorben war, die Mongolische Volksrepublik ausrief. In den 13 Jahren, seit 1921, hat die Sowjetunion in der Mongolei eine Politik geführt, die der imperialistischen Politik des Zarenreiches um nichts nachstand. Trotzdem sie bereits am 5. November 1921 die Unabhängigkeit der Mongolei anerkannt hatte, erkannte sie im russisch-chinesischen Vertrag von Peking im Mai 1924 auch das Oberhoheitsrecht Chinas über die Äußere Mongolei an, was jedoch nichts in der tatsächlichen Sachlage am Orte änderte. Diese Sachlage schien anfangs den Sowjets ziemlich günstig zu sein, da die Regierung der formell unabhängigen Mongolischen Volksrepublik, von einer aktiven Minderheit des Volkes unterstützt, sich willig auf dem ihr vorgeschriebenen Weg leiten ließ, während die Fürsten und Lamas, die bisherigen Regenten des Landes, es nicht wagten und nicht verstanden, sich zu widersetzen. Durch geschickte, hauptsächlich von Burjaten, die auch in der mongolischen Regierung eine bedeutende Rolle spielen, geleitete Propaganda, das ständige Bereithalten einer ergebenen einheimischen Truppenmacht und rücksichtsloses Eingreifen, wenn Widerstand geleistet wurde, gelang es den Sowjetrussen, vermittels ihrer Agenten eine völlige Umwandlung des politischen und des Wirtschaftssystems der Äußeren Mongolei

1) Bei dieser Gelegenheit veranstalteten die chinesischen Truppen in Urga einen allgemeinen Raubüberfall auf die friedliche russische Bevölkerung der Stadt, wobei die russischen Läden und Häuser völlig ausgeplündert wurden.

durchzuführen. In den letzten Jahren scheint jedoch der von der Sowjetunion ausgeübte wirtschaftliche Druck eine stark abstoßende Wirkung auf einen großen Teil der Bevölkerung des Landes gehabt zu haben. Die oft wiederholten Requisitionen der Viehbestände haben den auch bis dahin nicht glänzenden Wohlstand der Mongolen offenbar so empfindlich gefährdet, daß es nach vorliegenden Pressenachrichten mehrmals, zuletzt im Oktober und Dezember 1933, zu ernsten Revolten kam, die blutig unterdrückt worden sind.

Die Chinesische Republik hatte 1912, bei der Übernahme des Mandschuerbes, feierlichst die völlige Gleichberechtigung der fünf Nationalitäten des Reiches (Chinesen, Mandschus, die muhammedanischen Stämme des Westens, Mongolen und Tibetaner) proklamiert. Dies änderte jedoch nichts an der chinesischen Politik in der ihr übriggebliebenen Inneren Mongolei, wo die rücksichtslose Besiedlung der mongolischen Weideplätze ohne jegliches Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse beider Teile, der Mongolen wie auch der Chinesen selbst, unentwegt fortgesetzt wurde. Um die Zeit des Beginns des Mandschurei-Konfliktes im Jahre 1931 war als einziger nur der Silingol-Bund noch nicht von der chinesischen Kolonisation berührt worden. Das chinesische Verwaltungssystem, und mit ihm die chinesischen Einwanderer, drangen immer tiefer ins mongolische Land hinein, die Mongolen vor die Alternative des Fortzugs in andere, noch freie Gebiete, deren Zahl in ständigem Abnehmen begriffen war, oder des Übergangs zum Ackerbau stellend. Da in den meisten Fällen die erstere Lösung der Frage gewählt wurde, gibt es heute große, ehemals rein mongolische Gegenden, in denen es, außer vielleicht der Residenz des zurückgebliebenen Fürsten und einigen alten Lamatempeln, nichts Mongolisches mehr gibt. Als die Kuomintangregierung in China ans Ruder kam (1927 bis 1928), wurde die Tendenz zur völligen Sinisierung der innermongolischen Gebiete deutlich bemerkbar. Offenbar wollte man die Möglichkeit der Wiederholung der Ereignisse von 1912 und der darauffolgenden Jahre ein für allemal verhindern und die Innere Mongolei endgültig dem chinesischen Reiche einverleiben. Im September 1928 erfolgte die formelle Umwandlung des größten Teiles der Inneren Mongolei in die drei Provinzen Jehol, Tschahar (Chahar) und Suiyuan, wobei allerdings die mongolische Verwaltung vorläufig noch unangetastet blieb. Die nicht zu diesen Provinzen gehörenden Teile der Inneren Mongolei sind schon früher den mandschurischen Provinzen zugeteilt worden. Im Mai 1930 trat in Nanking eine Konferenz für mongolische Angelegenheiten (Mongolian Affairs Conference) zusammen, an der angebliche „Vertreter" der innermongolischen Hoschuns und Bünde beteiligt waren, welche u. a. folgende Beschlüsse von großer Tragweite faßte: Abschaffung der noch bestehenden Art von Leibeigenschaft, Registrierung und Nationalisierung der Tempel, Unterrichtszwang (offenbar chinesischer Unterricht gemeint!), Reorganisation des Systems der Banner und Bünde, Regelung des Grundbesitzes usw. Die Bekanntgabe dieser Beschlüsse rief einen Sturm der Ent-

rüstung in mongolischen Kreisen hervor, die erklärten, nichts von der Wahl ihrer in Nanking versammelten „Vertreter", deren Kompetenz in mongolischen Angelegenheiten sie nicht anerkannten, je gehört zu haben. Die vorerst unwahrscheinliche Durchführung der Nankinger Beschlüsse würde einen sehr schweren Schlag nicht nur für die Fürsten und die lamaistische Geistlichkeit, sondern auch für das innermongolische Mongolentum überhaupt bedeuten.

Ehe wir nun zur Übersicht der durch den Mandschurei-Konflikt in der Mongolei geschaffenen vollkommen neuen Situation schreiten, muß noch die Betätigung des seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts im Ringen um die Mongolei neu beteiligten dritten Machtfaktors, Japans, einer kurzen Betrachtung gewürdigt werden.

Ein gewisses Interesse für die Angelegenheiten der Inneren Mongolei wurde japanischerseits noch vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges gezeigt. Als sich Japan nach 1905 in der Südmandschurei endgültig festsetzte, steigerte sich dies Interesse natürlicherweise bedeutend. Ende 1913 waren japanisch-chinesische Unterhandlungen über den Bau neuer Eisenbahnlinien im Gange, darunter befanden sich die Projekte der Strecken Tschangtschun-Taunan, Taunan-Jehol und eine Linie von der letztgenannten Bahn bis zur Meeresküste, alle in der Inneren Mongolei. In den am 18. Januar 1915 überreichten bekannten japanischen „21 Forderungen" lesen wir bereits (Einleitung zu Gruppe II) die etwas zweifelhafte Behauptung, China hätte „stets die Sonderposition Japans in der Südmandschurei in der Östlichen Inneren Mongolei anerkannt"; auf Grund dieser „Tatsache" beanspruchte Japan in der „Östlichen Inneren Mongolei" (ein geographisch unbestimmter Begriff, der nie genau definiert worden ist) eine maßgebende Vormachtstellung, die jedoch nicht zugestanden wurde. Am 10. Oktober 1918 gab die Industrial Bank of Japan den Abschluß einer Anleihe von 50 Millionen Yen zum Bau neuer Eisenbahnen bekannt, worunter sich die, außer den obenerwähnten Bahnen Taunan—Jehol und der Strecke aus der Provinz Jehol bis zur Küste, auch die Bahn Ssupinggai—Taunan befand. Die letztere wurde, nebst einer Abzweigung nach Tungliau, 1923 vollendet und 1925 durch die Bahn Taunan—Angangtsi (Tsitsikar) ergänzt. Dadurch übte Japan einen aktiven Einfluß auf die Geschicke der Inneren Mongolei aus, denn der Bau der neuen Bahnen beschleunigte und förderte die chinesische Kolonisation der betreffenden Gebiete. Noch vor dem, in den Jahren 1918 bis 1919, versuchte Japan mit wenig Geschick ein abenteuerliches Unternehmen des weißrussischen Führers Ataman Semjenow zu fördern — eine panmongolische Bewegung, die jedoch vollkommen mißlang. Trotz allem waren jedoch die vielerwähnten japanischen Sonderrechte in der Östlichen Inneren Mongolei ungefähr noch ebenso unklar, wie dieser Begriff selbst, als am 18. September 1931 der Mandschurei-Konflikt ausbrach, dessen wichtigste Folge bisher die Gründung von Mandschukuo war.

Einer der ersten Schritte der neuen Regierung von Mandschukuo war die am

9. März 1932 proklamierte Bildung einer mongolischen Hsingan- (Chingan) Provinz aus den westlichen Teilen der Mandschurei. Diese Tatsache, nebst der, daß Pu-Yi, der Erbe der Mandschukaiser und folglich auch des Anspruches auf die Oberhoheit über die Mongolei, Chef der Regierung und seit dem 1. März 1934 Kaiser wurde, ist für die politische Weiterentwicklung der Mongolei von größter Bedeutung.

Die neue Hsingan-Provinz nimmt unter den übrigen Provinzen von Mandschukuo in vielen Beziehungen eine Sonderstellung ein. Dem Areal nach die größte des Reiches (ca. 398 000 Quadratkilometer) [1]) umfaßt sie die erst teilweise und zum Teil noch gar nicht von Chinesen besiedelten Teile der Provinzen Heilungkiang, Mukden (Liauning oder Fengtiän) und Jehol. Administrativ zerfällt sie in vier Vizegouvernements oder Bezirke, von denen der nördliche der Barga entspricht (Verwaltungszentrum Hailar), der östliche sich auf die von Solonen, Daùrenreste der Mandschus und Orotschonen besiedelten Ostabhänge des Großen Chingan westlich von Tsitsikar erstreckt (Verwaltungszentrum — Dschalantun an der Ostchinesischen Bahn), der südliche aus dem größeren Teil der Aimaks Chortschin und Dschalait des Dscherim-Bundes besteht (Zentrum-Residenz des Fürsten Darchan-Wang), und endlich der westliche aus den Fürstentümern des Dschouda-Bundes: Dsung- und Barun-Dscharod, Aru-Chortschin, Dsung- und Barun-Bairin, Keschikten (nach einer anderen Angabe gehören außerdem noch Teile der Hoschuns Naiman und Tsochot-Chalcha zum südlichen Bezirk) gebildet worden ist [2]) (Zentrum-Kailu). Die Hsingan-Provinz umfaßt demnach nicht das gesamte frühere mongolische, jetzt zu Mandschukuo gehörige Gebiet, sondern bloß den Teil desselben, in dem sich die nichtchinesische Bevölkerung mehr oder weniger zahlreich erhalten hat. Nichtsdestoweniger bilden die Chinesen auch hier die Mehrzahl der Bevölkerung (rund 1 140 000 gegen ca. 610 000 Ureinwohner). Die einheimische Bevölkerung überwiegt zahlenmäßig bloß im nördlichen und im östlichen Bezirk. In allen Bezirken ist die chinesische Einteilung in Distrikte (hsiän) abgeschafft und das alte System der Hoschuns und Banner wiederhergestellt oder neu eingeführt (Ostbezirk) worden. An der Spitze der Bezirke stehen vier Vizegouverneure, die, im Gegensatz zu den Gouverneuren der anderen Provinzen, in keinem Abhängigkeitsverhältnis zum Innenministerium stehen, sondern allein und ausschließlich von der neuen Hauptverwaltung für Mongolische Angelegenheiten in Hsinking abhängig sind. Deren Chef, der im Range eines Ministers steht und unmittelbar dem Ministerrat unterstellt ist, ersetzt gewissermaßen den fehlenden Gouverneur der Hsingan-Provinz.

Die in der Provinz Jehol belassenen Mongolen (Dschossotu-Bund und der Süden des Dschouda-Bundes) sind, neuesten Pressenachrichten gemäß, auch im Begriff,

1) Die Gesamtfläche von Mandschukuo beträgt nach russischen Angaben etwa 1 312 000 Quadratkilometer, nach japanischen Quellen nur 1 196 134 Quadratkilometer, während chinesische Quellen sogar 1 776 613 Quadratkilometer nennen sollen.

2) Diese Fürstentümer bildeten bisher den nördlichen Teil der Provinz Jehol und sind erst im März 1933 der Provinz Hsingan zugeteilt worden.

einige Neuerungen im Sinne der Vereinheitlichung ihres Verwaltungssystems durchzuführen. Zu diesem Zwecke sollte am 3. September 1934 in der Provinzialhauptstadt Jehol eine Konferenz mongolischer Fürsten zusammentreten.

Es ist heute noch nicht ganz klar, zu welchem Zweck die Regierung von Mandschukuo und die Japaner die eine Art mongolisch-tungusischer Reservation darstellende Provinz Hsingan geschaffen haben. Teilweise geschah es vielleicht, um die für japanische Zukunftspläne (Wollproduktion) wichtigen Weideplätze und den Viehbestand der Mongolen nebst dem sehr wertvollen Waldbestand der Provinz vor der Vernichtung durch chinesische Kolonisten zu retten. Zweifelsohne geschah es außerdem, um in der dünn besiedelten westlichen Grenzzone in den kriegersich den Chinesen weit überlegenen Einheimischen, die jetzt mit dem militärischen Schutz der Provinz betraut worden sind, eine wertvolle Stütze zu gewinnen, ohne welche das Gebiet auf die Dauer überhaupt unhaltbar sein würde. Die Berechnung scheint sich, wie der rein chinesische Aufstand Su Bin-wens in der Barga (Herbst 1932) zeigte, bewährt zu haben — die Barguten sind dem neuen Regime loyal gegeblieben. Endlich soll die neue Provinz wohl auch einen Anziehungspunkt für die außerhalb der Grenzen Mandschukuos stehenden Mongolen der Inneren und der Äußeren Mongolei bilden, dessen Wirkung jedoch erst dann voll zur Geltung kommen kann, wenn die Regierung ihr Versprechen, den Mongolen eine tatsächliche und nicht bloß nominelle Selbstverwaltung zu gewähren, halten wird.

Auf jeden Fall ist die Schaffung der Hsingan-Provinz für das gesamte südliche Mongolentum ein Ereignis erster Größe. Die anscheinlich schon dem langsamen Untergang geweihten Mongolen der Inneren Mongolei fühlen sich plötzlich wieder aus dem Nichts zu selbständiger politischer Bedeutung hervorgehoben. In der westlichen, chinesisch gebliebenen Inneren Mongolei (die Bünde Silingol, Ulantsab und Iehedzu) fand die Neugestaltung des Ostens einen unerwartet starken Widerhall in der unter Leitung des jungen Ded-Darga (Vizepräsidenten) des Silingol-Bundes, des Dö-(Teh)Wang, entfachten Bewegung zugunsten einer innermongolischen Autonomie. Der Dö-Wang, der übrigens gut Chinesisch, Japanisch und Englisch sprechen soll, ist ein Vertreter jener neuen Gruppe der jungen mongolischen Generation, welche ihre Bildung außerhalb der Mongolei, in China oder Japan, genossen hat und die leitende Schicht der sog. Jungmongolen bildet. Die Jungmongolen der Inneren Mongolei (nicht zu verwechseln mit den Jungmongolen der Äußeren, die in der kommunistischen Schule aufgewachsen sind) träumen von einer Wiederherstellung einer mongolischen Mongolei; deshalb sind sie wohl meistenteils den die Mehrheit bildenden Fürsten und der lamaistischen Geistlichkeit, die viele Jahre hindurch dem Volke keinen einzigen Führer von Bedeutung gegeben haben, wenig gewogen, doch könnte sich diese Haltung wahrscheinlich noch ändern, wenn die Fürsten, eingedenk des ihnen zustehenden Platzes, endlich aktiv an die Spitze der mongolischen Bewegung treten würden.

Die Bewegung Dö-Wangs scheint durch Erfolg gekrönt worden zu sein. Im Oktober 1933 tagte in Balingmiao, in der Inneren Mongolei, nördlich von Gui-huatschäng, eine Konferenz der innermongolischen Fürsten (mit über 150 Teilnehmern) unter Vorsitz des Hauptes des Ulan-Tsab-Bundes, welche ein organisches Gesetz der Regierung der Autonomen Inneren Mongolei ausarbeitete und von Nanking die Genehmigung desselben verlangte. Nanking entsandte daraufhin den Innenminister Huang Schau-Hsiung mit einer Sondermission nach Bailingmiao, der, als gute Worte nichts halfen, gezwungen gewesen zu sein scheint, den Mongolen gewisse Konzessionen zu machen. Infolge weiterer mongolisch-chinesischer Verhandlungen begann dann auch tatsächlich, laut einem Bericht Hallet Abends, des bekannten Korrespondenten der „New York Times", der die Innere Mongolei in diesem Jahr bereist hat, die Regierung der Autonomen Inneren Mongolei (Political Council of Autonome Jnner Mongolia) am 23. April 1934 in Bailingmiao ihre Tätigkeit. Die neue Regierung soll aus 28 Mitgliedern bestehen, welche alle mongolischen Bünde des chinesischen Machtbereiches, also auch die Provinzen Ninghsia und Tjinghai (Kuku-nor), vertreten. Der Regierung stehen zwei chinesische Berater zur Seite, deren Zustimmung bei der Entscheidung besonders wichtiger Fragen erforderlich ist. Die Vollmachten, welcher sich die Selbstverwaltung erfreut, sind sehr weitgehend, sie erstrecken sich, auswärtige Angelegenheiten ausgenommen, sogar auf militärische Fragen (Bildung einer mongolischen Armee!). Die Jungmongolen sollen eine hervorragende Rolle in Bailingmiao spielen und große Reformpläne vorbereiten.

Die Gewährung der innermongolischen Autonomie ist ein meisterhafter, allerdings erzwungener, Schachzug der Chinesen. Durch diesen Schritt ist die Möglichkeit eines freiwilligen Anschlusses der westlichen Inneren Mongolei an Mandschukuo beinahe geschwunden. Die Bedeutung des Kaisers von Mandschukuo als eines Sammelpunktes für die Mongolen darf nicht überschätzt werden. Die Ereignisse der letzten 30 bis 35 Jahre haben dem Ansehen des Kaiserhauses in mongolischen Augen sehr geschadet; zudem dürfte der Anschluß an Mandschukuo nur für die konservativen Elemente des Mongolentums verlockend erscheinen, da die jetzt auch in der chinesischen Inneren Mongolei zu Bedeutung gelangten Jungmongolen eine neue fortschrittliche Mongolei erstreben, deren Verwirklichung im Rahmen eines japanisch beeinflußten mandschurisch-mongolischen Reiches als ausgeschlossen betrachtet werden kann. Ebenso, ja noch mehr unwahrscheinlich erscheint der Anschluß der autonomen Mongolei an die Äußere. Die dort geführte Gewaltherrschaft, von der zahlreiche Flüchtlinge berichten, hat sogar die Prosovietgefühle der Jungmongolen schon längst abgekühlt. Natürlich kann auch von einer Anhänglichkeit der Mongolen China gegenüber nicht die Rede sein, doch wird die politische Notwendigkeit sie vorläufig zu einem loyalen Verhalten zwingen.

Wenn wir auch der viel verbreiteten Ansicht, daß die Mongolei bei einem even-

tuellen russisch-japanischen Kriege das Feld wichtigster Entscheidungen sein wird, nicht widersprechen wollen, scheint es uns doch, daß dieser Krieg nicht sobald ausbrechen wird und daß die jetzige Lage der Mongolei, für eine Reihe von Jahren wenigstens, als eine permanente zu betrachten ist. Die jetzige Lösung der Frage der westlichen Inneren Mongolei, in Form der Bildung eines autonomen Gebietes, ist auch die für eine Friedenspolitik einzig mögliche Lösung, denn das Vorschieben eines mandschurisch-japanischen Keiles zwischen China und die Sowjetunion, oder gar die Annexion des Gebietes durch die letztere, würde die gesamte Lage beinahe sofort unhaltbar machen (schon vom strategischen Standpunkt aus allein betrachtet) und unbedingt zu dem bis jetzt so sorgfältig vermiedenen Casus belli führen. Auf jeden Fall haben die Mongolen durch die Entwicklung der letzten Jahre nur gewonnen und vielleicht sogar die Möglichkeit erlangt, bei der zukünftigen endgültigen Entscheidung ihrer Frage ein gewichtiges Wort mitzureden.

MAX BAUMANN:

Die deutsche Aufgabe der Seeschiffahrt

Zum „Tag der deutschen Seefahrt" in Hamburg

Die großen und klaren Tendenzen, von denen die Seemächte und die Kontinentalmächte der Erde in kraftvoller Eindeutigkeit ausgerichtet werden, überschneiden einander im mitteleuropäischen Raum; er ist durch die mannigfaltige Verflechtung mit dem eurasiatischen Kontinent dessen geopolitischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen, während der über die Küsten der Nordsee einströmende Rhythmus des Meeres ihn auf die besonderen Probleme des Seemachtlebens einstellt. Daher ist denn die deutsche Politik im großen Zug ihrer Entwicklung von gewaltigen Spannungen erfüllt; sie stellten den deutschen Staatsmann von jeher vor überaus schwierige und gefährliche Aufgaben und verwehrten ihm zumeist die den oben genannten Mächten mögliche eindeutige Lösung. Es handelt sich dabei um Spannungen, die in den letzten Tiefen des deutschen Wesens verankert sind und aus der geopolitischen Struktur unseres Lebensraumes und seiner Lage herauswachsen.

Selbstverständlich war es die erste und dringlichste Aufgabe eines wieder erwachenden und zu den naturhaften Grundlagen seines Daseins zurückkehrenden Deutschland, die elementaren Fundamente seiner volklich-nationalen Existenz zu sichern. Der deutsche Bauer war in Gefahr, aus der Verflechtung in die Weltwirtschaft heraus infolge mangelnder Rentabilität seiner Wirtschaft und, was gefährlicher war, durch die allmähliche, aber unheimlich sicher wirkende Zersetzung der seelischen Basis seines Lebens dem deutschen Raum innerlich und äußerlich entfremdet zu werden. Daraus hätte mit Notwendigkeit einer Zerstörung der Naturseite unseres Staates erfolgen müssen, die durch Raum und Volk sowie deren Be-

ziehungen zueinander gekennzeichnet ist. Die Bauernpolitik des Nationalsozialismus hat hier grundlegenden Wandel geschaffen, was alljährlich im Tag des deutschen Bauern für das ganze Volk und für die Welt sichtbar wird.

Nachdem solchermaßen die Grundlage gesichert war, erforderten die übrigen Probleme unserer volklichen Existenz in stets steigendem Maße die Arbeitskraft der nationalsozialistischen Staatsmänner. Die geopolitischen Grundsteine unseres Staates, Raum und Volk, mußten nach jeder Seite hin gesichert werden. Ein immer stärkeres Hineinwachsen der deutschen Menschen in ihren Raum ist notwendig, wozu neben der Bauernpolitik die Wiederverwurzelung des Stadtmenschen, vor allem des Industriearbeiters gehört — eine Aufgabe, die nur auf lange Sicht angepackt werden kann. Hierzu gehören die Maßnahmen des Arbeitsdienstes und die Erschließung des Ödlandes, die Weckung des Grenzbewußtseins und viele andere Dinge. Die volkliche Seite unseres Daseins erfordert, daß wir Deutsche uns planmäßig der Pflege unseres ganzen großen Volkes annehmen, es als ein weltweites Kraftfeld erkennen, dessen Zentrum zwar in Mitteleuropa liegt, so daß die Besonderheiten deutscher Haltung durch die geopolitischen Gesetzmäßigkeiten dieses Raumes weitgehend geformt sind, dessen letzte Vorposten aber weit vorgeschoben sind in alle Länder der Erde. Auf der einen Seite finden sich deutsche Streusiedlungen bekanntlich überall im östlichen Raum der Slawen; von der Einzelsiedlung bis zur großen, geschlossen siedelnden Volksgruppe gibt es, bis an die Grenzen Asiens, alle Größenordnungen deutscher Siedlungen inmitten fremden Volkstums. Die Betreuung ihres Lebens ist für uns politisch außerordentlich schwierig, da es nicht in der Absicht des neuen Reiches liegen kann, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einzumischen. Aber die volkspolitische Forschung kann doch die Möglichkeiten untersuchen, jenen Volksgenossen Hilfe zu bringen, wenn es nottut. Sie kann die Welt hinweisen auf die friedensgefährdenden Spannungen, die aus einer falschen Minderheitenpolitik erwachsen müssen, kann Maßnahmen zu ihrer Beseitigung vorschlagen.

Von ganz anderer Art sind die Probleme des Überseedeutschtums, das zu einem erheblichen Teil aus Reichsdeutschen besteht, die in mehr oder minder großen Kolonien, oft nur wenige Mann stark, als Kaufleute oder Techniker, als Wissenschaftler oder Farmer in fremden Ländern arbeiten. In ihnen reicht das Kraftfeld des deutschen Volkes weit hinein in die überseeischen Bereiche. So wenig wir in jenen fernen Bereichen irgendwelche politischen Absichten haben und haben können, so notwendig ist es doch, die Verbindung zu jenen äußersten Vorposten unseres Volkstums nicht abreißen zu lassen. Diese Verbindung wird hergestellt durch den deutschen Seemann. Die Linien unserer Schiffahrt stellen nicht nur Verdichtungen unserer wirtschaftlichen Betätigung dar, sondern sie sind gleichzeitig außerordentlich wichtige „ethnopolitische Kraftlinien", kennzeichnen die Stromrichtung, auf denen der Seemann den Deutschen in Übersee Kunde bringt vom neuen Aufbau im nationalsozialistischen Staat, auf denen er gleichsam die gewaltige Kraft,

die jetzt im Reich freigesetzt wird, hinüberleitet zu jenen Vorposten des Deutschtums, sie dadurch volklich-kulturell immer fester an ihr Volk bindend.

Die Betreuung des nationalsozialistischen Deutschtums in Übersee ist Aufgabe der Auslandsorganisation der NSDAP., die sich unter der tatkräftigen und zielbewußten Leitung durch Gauleiter E. W. Bohle zu einem der bedeutendsten Glieder der Bewegung entwickelt hat. Ihre Arbeit ist als Ganzes auch dann, wenn es den Einzelnen gar nicht klar bewußt sein sollte, unter die tiefen Erkenntnisse gestellt, die wir der Geopolitik entnehmen. Durch planmäßige Leitung und Zusammenfassung wird künftig vermieden, daß die Deutschen in Übersee in eine stets wachsende Isolierung geraten, die sie ihrem Volkstum und der Heimat schließlich völlig entfremdet. Träger der Verbindung sind zu einem ganz erheblichen Teil die deutschen Seeleute. Deshalb wurden die Parteigenossen unter ihnen auch schon 1932 als „Abteilung Seefahrt" der Auslandsorganisation eingegliedert. Auch sie wurden dadurch aus einer Isolierung befreit, die der ganze Stand in den Augen vornehmlich des Binnendeutschen früher oft hatte. Der Seemann galt als ein Mensch zweiter Klasse, als der Typ der gescheiterten Existenz oder als dem bürgerlichen Leben entfremdeter Romantiker. Seine Lebenssphäre grenzte während der kurzen Zeit, wo er an Land war, fast an den Bereich der sozialen Unterwelt, so daß hier fortgesetzt die Gefahr bestand, daß wertvolle Glieder unserem Volkstum innerlich entfremdet wurden, daß sie der sozialen und volklichen Ausgliederung unterlagen.

Diese Isolierung war natürlich nicht mehr möglich, wenn man den Seemann planmäßig und bewußt als Bindeglied zu den Deutschen draußen benutzen wollte. Eine solche Verbindung kann nur herstellen, wer ganz fest im deutschen Volkstum wurzelt, wer ihm durch untrennbare Fäden verhaftet ist. Voraussetzung dafür ist außerdem die Regelung der sozialen Frage des Seemannslebens; auch hier darf es keine unklaren und trüben Bereiche geben, sondern es ist eine überschaubare und befriedigende Situation unerläßlich. Die Auslandsorganisation nimmt sich, in ständiger Zusammenarbeit mit den anderen an diesen Problemen interessierten Stellen, der Regelung dieser Dinge an. Sie hat dadurch ermöglicht, daß der deutsche Seemann jetzt eine Kleinarbeit von großer geopolitischer Bedeutung leistet.

Die zweite Aufgabe des Seemannes ist nicht minder schwierig und verantwortungsvoll: Er ist den anderen Völkern gegenüber der Repräsentant des Deutschtums, von dem diese oft genug einen wesentlichen Teil der Maßstäbe entnehmen, an denen sie uns später als Ganzes messen und werten. Die Berührung zwischen der raumentflossenen Wesenheit des deutschen Volkes und jener anderer Völker geht also sehr häufig im Seemann vor sich. Er selbst wird dann zum äußersten Vorposten des Deutschtums inmitten einer fremden Welt. Die unmittelbare Aufgabe, in deren Erfüllung der Seemann in diese fremden Länder kommt, ist stets eine friedliche. Seine Arbeit setzt in Handels- und Passagierverkehr, sowie in der Hochseefischerei stets gute Beziehungen zwischen den Völkern voraus; sie

führt in den Einrichtungen zur internationalen Hilfe auf See, im Signalwesen und in vielen anderen Dingen zu einer Verständigung zwischen den Völkern, die frei ist von aller leeren Ideologie und gerade dadurch Keimzelle für weitergehende Zusammenarbeit sein kann. Der deutsche Seemann als Repräsentant unseres Volkstums ist daher ein Beweis für die friedlichen Tendenzen des deutschen Lebens.

Diese friedliche Mission ist außerordentlich notwendig. Deshalb kann Deutschland nicht auf Seegeltung verzichten. Es will keine überragende Kriegsflotte, aber es will, daß man den deutschen Namen auf den Meeren der Erde mit Achtung nennt, daß man den deutschen Seemann überall gern sieht als Boten friedlicher Zusammenarbeit und als Vertreter eines Volkes, das mit allen Kräften um die friedliche Sicherung seiner Existenz ringt.

Solche Gedanken trugen den „Tag der deutschen Seefahrt", der am 25. und 26. Mai in Hamburg, dem Tor Deutschlands zur Welt, veranstaltet wurde von der Abteilung Seefahrt der Auslandsorganisation der NSDAP. Ansprachen und Referate bekundeten im einzelnen den Willen des nationalsozialistischen Deutschland, sich die friedlichen Tendenzen der Seeschiffahrt zunutze zu machen. Welche Bedeutung man ihnen beilegen muß, wurde durch die Anwesenheit des Stellvertreters des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, eindrucksvoll unterstrichen. Weit über den Inhalt der Referate hinaus scheint uns dieser Tag, der in Zukunft alljährlich veranstaltet werden soll, eine tiefe geopolitische Symbolik zu bergen. Die Reichsregierung und die Wehrmacht, die verschiedenen Gliederungen der Bewegung und deutscher Länder vereinigten sich hier, um vor dem ganzen deutschen Volk und darüber hinaus vor der Welt den Seemann als Bannerträger einer friedlichen Mission zu ehren. Der Wille des nationalsozialistischen Deutschland zu einer, den tiefsten geopolitischen Gesetzmäßigkeiten unseres Daseins entsprechenden und mit allen Kräften den Frieden, die friedliche Zusammenarbeit und den friedlichen Wettbewerb unter den Völkern sichernden Politik konnte nicht nachhaltiger und eindringlicher demonstriert werden, als durch die Veranstaltung dieses Tages der deutschen Seefahrt von seiten der Auslandsorganisation der NSDAP., deren Leiter, Gauleiter Bohle, als Zweck dieses Tages formulierte, „die Deutschen im Reich über den Beruf des Seemannes und seine hohe Bedeutung aufzuklären; dem Seemann vor Augen zu führen, was für Deutschland von ihm und seinem Tun im Ausland abhängt, und ihm die Gewißheit zu geben, daß an ihn gedacht und für ihn gearbeitet wird".

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Am 17. Mai 1933 hat Adolf Hitler drohende Kriegsgefahr durch eine mutige und weitschauende Rede gebannt. Zwei Jahre später — der Jahrestag selbst ist durch Pilsudskis Tod nicht der gleiche — hat eine neue Rede die hochgehenden Wogen der europäischen Wirrung geglättet und noch einmal die Aussicht eröffnet, daß der große binneneuropäische Zusammenstoß, der keinem der europäischen Völker nützen könnte, vermieden wird. Zwischen den beiden Reden vom Mai 1933 und vom Mai 1935 liegt eine Gefahrenzone der deutschen Außenpolitik und mit ihr der europäischen Politik überhaupt — eine Gefahrenzone, von deren Ausmaß und Bedeutung sich die wenigsten volle Rechenschaft geben konnten. Im Frühjahr 1933 war die deutsche Gleichberechtigung ein Zugeständnis der Zukunft, ungern mit der linken Hand in Aussicht gestellt, mit der rechten schon wieder zurückgezogen. Im Mai 1935 ist die deutsche Gleichberechtigung eine Tatsache, der vielleicht noch das eine oder andere internationale Siegel fehlt, an deren Wirklichkeit aber nicht zu deuteln bleibt — gleichviel, ob und wann das letzte Siegel unter diplomatische Schriftstücke gesetzt wird. Damit hat sich die Gleichgewichtslage Europas in wesentlichen Zügen verändert. Statt einer Mitte, die beliebige Kräfte der peripheren Gebiete in einen machtlos leeren Raum geradezu hereinlockte, muß das äußere Europa heute mit einem festgefügten Körper rechnen, der bereit ist, Wirkungen zu tauschen, zu empfangen und zu geben, Einfluß ebenso zu üben wie zu erfahren. Damit ergeben sich freilich unüberbrückbare Schwierigkeiten für alle jene Kräfte, die glauben, die Versailler Maschinerie, mit Genfer Wandlungen versehen, auf unbefristete Zeit in Europa bedienen zu können. Das geht nicht mehr. Um so mehr aber bleibt zu fragen, welches Gesetz der kleine Teilkontinent, den wir Europa nennen, sich geben wird, um das Mindestmaß an Selbstbehauptung zu sichern, das er für das Bestehen seiner vielgestaltigen Werte gegenüber den kontinentalen Größen der asiatischen und amerikanischen Welt bedarf. Wer die Politik der letzten Monate verfolgt hat, weiß um die Versuche, ein Netz von Koalitionen im alten Stil des 18. und 19. Jahrhunderts über Europa zu werfen. Sie können, ob es eingestanden wird oder nicht, nur zu einem Ziele führen: den status quo um jeden Preis zu halten, nötigenfalls mit Gewalt. Wir wissen, daß geschichtliche Bewegungen nicht stillstehen. So hat man nur die Wahl, ihnen geordnete Bahnen zu weisen oder Explosionen in Kauf zu nehmen. Explosionen kann Europa nicht vertragen. Die Gemeinsamkeit dieser Erkenntnis und der Versuch, daraus Folgerungen zu ziehen, sind es, die verantwortliche Staatsmänner in Deutschland und England zum Suchen einer gemeinsamen Lösung treibt. Träte die britische Macht endgültig auf die Seite der französisch-russischen Militärallianz, würde sich die Option Eduards VII. zum zwei-

tenmal vollziehen, so wäre gewiß, in welches Verhängnis der Weg Europas führt. Die führenden Staatsmänner des Britischen Gesamtreiches wissen das. Denjenigen Mitgliedern des englischen Kabinetts, die es vielleicht vergessen haben mochten, ist es um so deutlicher eingeprägt worden von den Ministerpräsidenten der Dominien, die zum Regierungsjubiläum König Georgs in London versammelt waren. Die deutsche Kanzlerrede hat in London das Gewicht derer gestärkt, die den Weg der Koalition vermeiden und den Versuch machen wollen, unter voller Anerkennung der wiedergewonnenen deutschen Machtstellung zu einer dauerhaften europäischen Ordnung zu gelangen. Möglichkeiten eines Rüstungsabkommens zeichnen sich selbst für einen so vorsichtigen Mann wie den kommenden englischen Ministerpräsidenten Stanley Baldwin ab. Die Verhandlungen darüber werden bald beginnen. Ihr Ablauf entscheidet über die Stellung Europas in der Welt.

Der schwere Ernst dieses Hintergrundes darf nicht vergessen werden, will man die Einzelvorgänge auf der europäischen Bühne richtig bewerten. Deren wichtigster ist der italienisch-abessinische Streitfall. Die ostafrikanische Regenzeit bewährt sich als Hemmnis für einen Krieg. Wäre sie nicht, so hätten Laval und Eden größere Mühe gehabt, die italienische Regierung von unmittelbarem Eingreifen abzuhalten. So gelang es, wenigstens für eine Frist von drei Monaten das Gesicht des Völkerbundes zu wahren. Es würde uns wundern, wenn in dieser für Verhandlungen offengehaltenen Zeit ein wirklicher Abschluß zwischen Italien und Abessinien zustande käme. Denn das italienische Programm sieht mehr vor, als Abessinien ohne Kampf bewilligen kann: eine Grenzregulierung an der Somaligrenze, die schon keine Grenzregulierung mehr ist, sondern eine recht erhebliche Annexion. Darüber hinaus eine Vorherrschaft in ganz Abessinien, die kaum auf etwas anderes Rücksicht nehmen würde, als auf die englischen Interessen im Quellgebiet des Blauen Nils. Der Kaiser von Abessinien hat aus dem mandschurischen Beispiel gelernt, was friedliche Durchdringung für ein halberschlossenes Land bedeuten kann. Er wird kaum bereit sein, die Konzessionen zu machen, die den Italienern die Möglichkeit geben, mit einem billigen diplomatischen Sieg aus der afrikanischen Feldschlacht heimzukehren. So halten wir die Wahrscheinlichkeit eines bewaffneten Konflikts im Herbst für wesentlich größer als die Möglichkeit einer friedlichen Schlichtung, und sehen damit eine Anspannung der italienischen Kräfte voraus, die leicht zu einer Überspannung führen könnte. Das Gewicht Italiens auf der Waage der europäischen Politik wird nach dem Beginn eines abessinischen Konflikts mit Waffen alles andere sein als die bei aller Beweglichkeit des Einsatzes konstante Größe, mit der man in den letzten Jahren rechnen konnte. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, konnte das der letzten Rede Mussolinis entnehmen. Es liegt viel darin, wenn gesagt wird, Italien habe nicht die Absicht, sich am Brenner festnageln zu lassen. Wer gewohnt ist, weite geschichtliche Spannen zu überschauen, wird freilich kaum das Bedauern unterdrücken können, daß im Jahre 1919 die Gelegenheit versäumt worden ist, das

Verhältnis zwischen dem deutschen und dem italienischen Volk endgültig allen gegenseitigen Übergreifens zu entkleiden. Es gibt kaum eine Volkstumsgrenze in Europa, die so klar wäre und geographisch so wohl definiert wie die zwischen Deutschen und Italienern auf ihrem Lauf vom Ortlerkamm durch die Salurner Klause zu den Sextener Dolomiten. Trient und sein unbestrittenes Italienertum ist in der Zeit der österreichischen, d. h. der deutschen Herrschaft ein Gegenstand dauernder Sorge und steter Verteidigungsbereitschaft gewesen. Das deutsche Bozen unter italienischer Herrschaft übt auf die Beweglichkeit und Souveränität der italienischen Außenpolitik, bewußt oder unbewußt, eine ähnliche Hemmung, wie sie Trient einmal für Österreich gewesen ist. Die italienische Wacht am Brenner ist ebensowenig eine wirkliche Stärke des Staates und des ihn tragenden Volkes, wie es die Wacht an den Ausgängen zum oberitalienischen Festungsviereck für Österreich war.

Fragen der inneren Struktur haben sich zu gleicher Zeit für die zwei slawischen Hauptmächte der Kleinen Entente gestellt. Die südslawische Regentschaft, der begreiflicherweise der harte Griff der königlichen Diktatur fehlt, wie sie unter Alexander bestanden hatte, ist mit einem gemischten Regierungssystem in die Wahlen gegangen. Es hat sich herausgestellt, daß der alte Stammesgegensatz zwischen Kroaten und Serben so lebendig ist, wie er vor dem Eingreifen König Alexanders war. Es zeigt sich, daß in Südslawien nur auf zweierlei Weise regiert werden kann: entweder im Sinne einer straffen Diktatur, die militärischen Panzer über einen auseinanderstrebenden Staatskörper wirft; oder auf dem Weg einer ehrlichen Föderation, die bedeuten würde, daß ein für allemal darauf verzichtet wird, Kroatien, Slowenien, Bosnien und Dalmatien nach altserbischen Gesichtspunkten zu regieren. Solange zwischen beiden Kursen geschwankt wird, ist das Gewicht Südslawiens in Europa verringert. Selbst dann, wenn es sich bei dem wiedereingeführten System einer halben Parlamentsregierung nur um ein Zwischenspiel handeln sollte, hat sich dabei enthüllt, wie wenig es im Laufe einer halben Generation gelungen ist, die Grundspannungen des südslawischen Staates zu mildern. Schon in Polen hat sich gezeigt, wie schwer es ist, ein Volk wieder zusammenzufügen, das mehr als ein Jahrhundert in drei verschiedene Teile zerrissen war und sich jeweils anzupassen hatte. Aber im Fall Polens lag vor der Teilung eine Zeit geschlossener Staatstradition durch viele Jahrhunderte. Südslawien hat es schwerer. Ein volles halbes Jahrtausend ist das Schicksal der einzelnen südslawischen Stämme grundverschieden gewesen. Der Gegensatz zwischen türkischer und deutscher Vorherrschaft war viel größer als der zwischen deutscher und russischer im polnischen Fall. So wäre es ein Wunder, wenn sich ein einheitliches Volksgefühl und ein einheitliches Staatsgefüge der Südslawen in dem kurzen Zeitraum von 15 Jahren hätte herstellen lassen.

Fast zur gleichen Zeit, wo das Ergebnis der Wahl die Schwächen des südslawischen Gefüges aufgezeigt hat, ist in der Tschechoslovakei das zusammengebrochen,

was vor der Geschichte später einmal die „Fiktion Beneschs" genannt werden könnte. Daß die Sudetendeutsche Partei Henleins, die zur Partei der Sudetendeutschen überhaupt geworden war, die zahlenstärkste Partei des tschechoslovakischen Staates geworden ist, mochte für den keine Überraschung sein, der um die Einheit des Volkstums weiß, sofern ihm nur die Bevölkerungsziffern des tschechoslovakischen Nationalitätenstaates geläufig waren. In Westeuropa scheint man jetzt erst entdeckt zu haben, daß es in der Tschechoslovakei $3\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche gibt. Und jetzt erst fragt man sich nach dem Sinn der seit Versailles von den Tschechen betriebenen Politik. Man fragt sich natürlich auch nach der Standsicherheit des tschechischen Staatsgebildes für den Fall eines europäischen Sturmes und wundert sich ein wenig der Eile, mit der Benesch am Vortag der Wahl noch das verschleierte Militärabkommen mit der Sowjetunion unterzeichnet hat.

Das Verbot der Tschechoslovakei an die polnische Luftfahrt, weiterhin die Fluglinie Warschau—Wien mit Überfliegung tschechoslovakischen Gebietes zu betreiben, paßt ganz in die Linie einer Politik, die für die Fragwürdigkeit ihrer Grundlagen kein Verständnis zu haben scheint. Im Augenblick des Todes von Pilsudski ist es außerdem ein seltsames Zeugnis slawischer Nachbargesinnung. Auch die Teschener und Beskiden-Grenze ist kein Bereich unbedingter Ruhe!

Der Tod des Marschalls Pilsudski hat Polen seines eigentlichen Gründers beraubt. Wie groß das Lebenswerk Pilsudskis vor der Geschichte bestehen wird, hängt im hohen Maß davon ab, ob es seinen Nachfolgern gelingt, die polnische Politik auf der gleichen sicheren Linie, unabhängig von Frankreich, zwischen Deutschland und Rußland zu steuern. Die letzten Bestimmungen des Marschalls mit der symbolischen Heimkehr nach Wilna lassen deutlich erkennen, wo niemals eine territoriale Konzession gemacht werden wird. In Kowno freilich versteht man weder diese Sprache noch jede andere — mit Ausnahme der Sprache des russischen Gesandten, der Funken schürt, wo selbst die Garantiemächte für Memel (England, Japan, Frankreich, Italien) bemüht sind, mäßigend einzuwirken. Es ist bezeichnend für den Zustand Europas, daß einem Kleinstaat wie Litauen erlaubt wird, die Lunte an das große Pulverfaß zu legen, die dann, schon brennend, durch staatsmännische Leistungen der Großmächte, wie sie sich in den Reden Hitlers und Baldwins ausdrücken, wieder ausgetreten werden muß. Man fragt sich, wie lange dergleichen geduldet werden kann.

In welch räumlicher Nähe vom Pulverfaß die Idylle wohnen kann, zeigt uns ein Sprung über die Ostsee. In Kopenhagen und Stockholm ist eine Kronprinzenhochzeit gefeiert worden, die Gelegenheit gab, freundliche Nachbarschaft der skandinavischen Reiche zu betonen — der gleichen skandinavischen Reiche, die grimmige Jahrhunderte scheinbar unüberwindlicher „Erbfeindschaft" hinter sich haben. Auch in Europa gibt es Grenzen, die wirklich entspannt sind, deren historische Dynamik so lange erloschen bleiben wird, als nicht das gesamte Gleichgewicht Europas durch einen Stoß von außen her Erschütterungen erleidet, deren Auswirkungen unbe-

rechenbar bleiben. In diesem Zusammenhang lohnt es, auch das zu lesen, was Baldwin in seiner letzten Rede über das englische Verhältnis zu Frankreich und über die Unvorstellbarkeit eines Konfliktes zwischen den beiden Nachbarn am Kanal gesagt hat. Die Zeit, in der man in Westeuropa mit Innenfronten einen Krieg führen konnte oder wollte, sind vorbei. Das schließt nicht aus, daß zwischen Paris und London Meinungsverschiedenheiten großen Stils bestehen. Man wird sie ausgleichen, von Fall zu Fall, von Kompromiß zu Kompromiß.

Während Italien einem afrikanischen Unternehmen mit weniger innerer Zuversicht entgegentreibt als nach außen gezeigt wird, melden sich in Frankreich innere Hemmungen von der Wirtschaft her. Der Goldblock wankt; es ist sehr die Frage, ob die noch bestehenden Goldwährungen gehalten werden können. Was geschieht, wenn auch der Franken und die Lira dem Pfund und dem Dollar folgen? Wohin führt der Weg, den man mit dem Außerkraftsetzen der Maßstäbe für die internationale Handelspolitik beschritten hat, wenn man ihn immer weiter fortsetzt? Man denke sich die Valuten der Goldblockländer dem Dollar und dem Pfund angepaßt — werden Amerika und England neuerdings entwerten, wird der japanische Yen vielleicht den Anfang machen? Wohin führt solcher Wettlauf?

In den Vereinigten Staaten haben die Juristen des Obersten Gerichts einen erheblichen Teil der Rooseveltchen Wirtschaftsreorganisation als verfassungswidrig außer Kraft gesetzt; wenige Tage vorher ist es Roosevelt nur mit Mühe gelungen, sein Veto gegen eine Maßnahme offener Inflation im Senat aufrechtzuerhalten. Die soziale Unrast in Amerika wird größer; die Verschiedenartigkeit der Heilmittel, die von Leuten wie Long und Coughlin angepriesen werden, mag den Herrscher im Weißen Haus beunruhigen, der sich die Kräfte des Zauberers in Goethes bekanntem Gedicht wohl zugetraut hat, aber heute sieht, daß es manche Abstufung auf dem Weg vom Lehrling zum Meister gibt, und daß ein aufgeregtes Volk nicht immer geneigt ist, als Hexenmeister den anzuerkennen, der sich selbst dafür hält.

Außenpolitisch hält der Rückzug der Vereinigten Staaten sowohl im pazifischen wie im amerikanischen Bereich an. Das Unabhängigkeitsgesetz der Philippinen ist angenommen. Die pazifischen Manöver der amerikanischen Flotte haben seestrategisch nicht ganz das gehalten, was man von ihnen erwartet hatte. In Süd- und Mittelamerika weicht der amerikanische Einfluß zurück — so weit sogar, daß sich kubanische Politiker fragen, ob noch mit einem Eingreifen der Vereinigten Staaten gerechnet werden könnte, wenn auf diesem tropischen Experimentierfeld plötzlich einmal eine Sowjetplantage emporsproßte. Auf den Westindischen Inseln mit ihrem Rassengewirr und ihren gefährdeten Monokulturen ist schon vieles möglich gewesen, was man in kühleren Klimaten für ausgeschlossen hielt, noch in dem Augenblick, wo es geschah. Nicht nur die Philippinen, auch die Antillen sind ein Manometer; und der Rückzug der dritten Internationale aus den französischen Rüstungsbetrieben, die Niederlage der chinesischen Roten in den Bergländern des oberen Jangtse

sind kein Ende gefährlicher Vorgänge, sondern ein Anreiz, die Flamme an anderen Stellen zu entfachen. Auch den Vereinigten Staaten könnte die Ahnungslosigkeit ihres Geschäftsverkehrs mit Moskau noch zum Schaden geraten. Angelsächsische und russische Staatskunst liegen in der Technik so weit auseinander, daß mancher Angelsachse von heute Gefahr läuft, in der Aussprache mit den Erben Potemkins den Kürzeren zu ziehen. Das scheint auch dem englischen Lordsiegelbewahrer widerfahren zu sein — dessen Betrauung mit der Leitung des Foreign Office wir daraufhin für ein Zeichen bedauerlicher Instinktlosigkeit seitens der Führer des Empire halten würden.

Die Umbildung des englischen Kabinetts steht unmittelbar bevor. Sie soll eine Regierungsdauer der nationalen Regierung für weitere fünf Jahre gewährleisten. Das Bedürfnis auch der kommenden Regierung Baldwin nach außenpolitischem Erfolg ist unverkennbar. Außenpolitischer Erfolg ist aber in den Augen der englischen Öffentlichkeit jeder Schritt zu wirklichem europäischen Frieden. Wir haben volles Verständnis dafür, daß die Sicherung des Friedens auch in der englischen Vorstellung nicht mit ausgesprochener militärischer Unterlegenheit gegenüber benachbarten Großmächten verbunden sein kann. Wohl mag die Formel der Parität die Zauberformel für den Frieden Europas werden. Es liegt gewiß nicht an Deutschland und an England, wenn diese Formel versagen sollte.

Aus dem weiten Bereich des Empire seien zum Schluß einige bedeutendere Tatsachen angeführt. Zunächst aus dem Bereich der Anglo-Persischen Ölgesellschaft und der mesopotamischen Basis der Imperial Airways ein Streit zwischen Irak und Iran (alias Persien) um die Hoheitsrechte auf dem Schatt-el-Araba, dessen Gewässer nach einer alten türkisch-persischen Abmachung heute der Bagdader Regierung unterstehen, obwohl das linke Ufer persisch ist. Persien will seinen Anteil bis zum Stromstrich und unterstützt die Forderung mit einer zur Zeit in Mohammerah liegenden Flotte. Der Völkerbund wird damit um ein kleines Problem bereichert, nachdem er sich der Chaco-Frage zugunsten der südamerikanischen Großmächte entledigt und den abessinischen Streitfall bis zum Ende der Regenzeit vertagt hat.

Arabische Vergangenheiten — fast möchten wir sagen: arabische Nächte — des britischen Weltreichs aber wurden aufgerührt durch den Tod des Obersten Lawrence, des vielleicht letzten britischen Reichsbaumeisters von völlig unbürgerlichem, im Zeitstil um ein gutes Jahrhundert verspätetem Schnitt. Sein seltsames Leben wird einmal von künftigen Historikern als Zeugnis dafür gewertet werden, daß der Vergrößerungswille des Britischen Reiches an der Schwelle vom Weltkrieg zur Nachkriegszeit erloschen ist. Aus Vorderasien ist nicht ein zweites, freieres Indien geworden.

Noch aber lebt die Kraft ausgleichender Reichserhaltung in den Trägern des Empire. Dessen ist die Reise des Generals Hertzog nach London ein Zeugnis. Er bringt ein Gentlemans Agreement über die Frage der südafrikanischen Protektorate nach Hause, das für den Juristen nichts, für den Staatsmann sehr viel bedeuten

kann. Man hat einfach beschlossen, unbeschadet aller Kompetenzen, durch praktische Zusammenarbeit in allen Fragen, die Swazi-, Basuto- und Betschuana-Land betreffen, die Voraussetzungen zu schaffen, unter denen einmal die Übertragung der Protektorate an die Südafrikanische Union erfolgen kann. Damit ist kein Prestige verletzt; man verläßt sich darauf, daß die praktisch entstehenden Formen der Zusammenarbeit am Ende zwanglos zum abschließenden Paragraphenwerk führen.

In ähnlicher Weise wird auch das westaustralische Problem geprüft und angegangen. Auch hier keine schroffen Standpunkte, kein hartes Hineinregieren. Man fördert die Notwendigkeiten inneren Ausgleichs innerhalb des Dominions, das eben erst in den Wahlen von Neusüdwales bewiesen hat, daß es gute politische Führung zu würdigen weiß.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hinein ergießen." Diese von großem Vertrauen in die einschmelzende Rassenkraft zeugende Prägung über eine wesentliche Eigenschaft chinesischen Volksbodens klang mir einmal von einem chinesischen Staatsmann entgegen, als ich ihm meine Verwunderung über die restlose Aufsaugung der einstigen, über Land gekommenen jüdischen Kolonie in Sian aussprach. Nun steht sie wieder auf, in etwas anderer Form, in einem Vortrag, den der japanische Botschafter Saito im Council of Foreign Relations in Chicago über „den russischen Faktor in China" hielt — zwischen den Zeilen natürlich auch über den japanischen dort. Da hieß es unter anderm: „Einige Amerikaner wünschen die Probleme in andern Teilen der Erde etwas zu schnell abgerollt zu sehen." So habe ein chinesischer Gelehrter erst jüngst einem amerikanischen Bekanntenkreise bei der Diskussion über die japanische Eindringungsfrage in China sagen müssen: „Wenn sie so dumm wären, würde es ihr Ende bedeuten." „How", fragt der Amerikaner. „Wir würden sie aufsaugen, wie wir das mit jedem Eindringling machen. Es würde nicht lange dauern." „Wie lange?" meinte der Amerikaner. „Oh, nicht mehr als drei- bis vierhundert Jahre!" war die Antwort. „Aber der Amerikaner war damit nicht zufrieden, er wollte die Sache bei seinen Lebzeiten getan haben."

In dieser Geschichte spricht sich der ganze Spannungsunterschied zwischen dem west- und ostpazifischen Ufer aus: Viertausend Jahre geopolitisch bewußten Geschichtserlebens gegen keine vierhundert!

Drei bemerkenswerte Äußerungen von Ostasiaten: der vorstehende Vortrag von Botschafter Saito und ein anderer über das chinesische Verkehrswesen von Verkehrsminister Chu Chia-Hua, einem wohlgeneigten Kenner Deutschlands (beide in der März-Nr. d. „Far Eastern Review"), und ein bestelltes Fragespiel mit Dr. Hu Shih („The Peoples Tribune", Shanghai, 16. 4. 35, S. 85—93) werfen Licht auf

diesen geopolitisch entscheidenden Unterschied in der Dynamik. Die Russen überschauen vergleichend beide verschiedenen Tourenzahlen; das ist ihre Stärke. Immerhin sind auch sie gelegentlich schnell aus Gefürchteten zu Verlachten geworden.

Wenn aber gar bei australisch-japanischen Ausstellungen in Melbourne betont wird, der Schwerpunkt des Welthandels und der Weltpolitik sei längst vom Atlantischen in den Pazifischen Ozean geglitten, so ist dies schon unvorsichtig, wenn es der japanische Vertreter sagt; aber der Australier dürfte es schwerlich ohne rassenpolitische Beklemmungen anhören. Denkt er geopolitisch, so empfehlen wir ihm eine überschlagsweise Zählung in seiner Umwelt nach voll-

Ein Kenner

besetzten und menschenleeren, arbeiterhungrigen Quadratkilometern; denkt er ethnopolitisch (was man mindestens nach der Fortdauer der australischen, kanadischen und USamerikanischen Rassengesetzgebung annehmen muß), so genügt eine einfache Zusammenzählung nach Menschenmillionen der für den „White-Australia"-Gedanken erwünschten und unerwünschten Pazifiknachbarn.

Solche Zählungen für den Indopazifischen Raum sind allen Rassenpolitikern, die noch nicht über kleineuropäische Kirchturmschatten und Einfriedigungen hinausgeblickt haben sollten, dringend zu empfehlen.

Sie werden dann auch die Frage ernsthafter prüfen, ob es zweckmäßig ist, den nachgedunkelten Ariern Indiens auf den Straßen das zarte Wort „Nigger" nachzurufen — während sie in Paris und Rom ehrende Aufnahme, Freifahrt von der Landesgrenze nach Rom usw. erwartet —, ob die Georgier, Tataren und Uralaltaier der Roten Armee den sicheren Wächtern der europäischen Kulturwelt beigezählt werden können, und ob es gute Politik ist, ihre wahrscheinlichen Gegner zu vergrämen und ihnen Ausgleiche nahezulegen.

Hört man Botschafter Saito und Außenminister Hirota, so wünschen sie einen Ausgleich mit China schon als Abwehr gegen die Drohung des Kommunismus, dessen Übergreifen nach Sinkiang Saito in Chicago offen besprach. Mit dem Sicherheitsbegriff arbeitete der japanische Botschafter in USA. so gewandt, wie wenn er bei Poincaré in Privatschule gegangen wäre, und erklärte, eine höhere Standfestigkeit Chinas schon aus Gründen geopolitischer Nachbarschaft und wirtschaftlicher Mitleidenschaft zu wünschen. „Mit uns verfuhr die Geographie nicht so großmütig wie mit den USA." Stimmt das? Nicht ganz so „klar geschnitten und einfach" wie dem Japaner, scheint die japanische Ostasienpolitik auch heute noch dem Chinesen. Ihm liegt der Block „Manchutikuo" als unübersteigliches Hindernis im Wege, wenigstens für den Durchschnitt der Parteipolitik, während sich weitsichtige Chinesen mit dem politischen Verlust auf nahe Sicht, der bevölkerungspolitischen Rückeroberung auf weite Sicht abgefunden haben, aber sich aus Rücksicht auf die politischen Schreier nicht dazu bekennen.

Hu Shih läßt sich zur Frage der Möglichkeit chinesisch-japanischer Zusammenarbeit elf Fragen vorlegen; er stellt zunächst (1), eben wegen der Mandschureiabtrennung, jede Besserung der chinesisch-japanischen Beziehungen in jüngster Zeit in Abrede, obwohl beide Mächte sie (2) dringend nötig hätten. Besänftigend hat inzwischen die Anerkennung des Botschafterrangs für die beiderseitigen Vertretungen durch die Westmächte, Deutschland, die USA. gewirkt, nachdem die Sowjets längst, Japan in neuerer Zeit damit vorangegangen waren.

Bei der Bedeutung, die man im Fernen Osten auch heute noch Fragen des Gesichts, des äußeren Ansehens beimißt, war die potentielle Großmachtanerkennung sicher besänftigend; und zweifellos sind Haßausbrüche, wie die Boykotthetze, abgeblasen worden, was natürlich nicht von heute auf morgen überall Erfolg hat (3). Nach seiner ganzen Haltung mußte Hu Shih über den japanischen Militarismus hinweg nach dem chinesischen Hiebe führen (4) und von Japans „nationalem Selbstmord" sprechen (5). Seltsamerweise glaubt diese Art chinesischer liberaler Politiker offenbar, daß ihnen der so heiß begehrte „Norden", einschließlich der gefährdeten Landschaften Chahar und Ninghsia, wieder ohne eigenes Rühren irgendwie in den Schoß fallen werde (6), (7). Befragt, wie er sich denn eine Zusammenarbeit oder Lösung der Mandschureifrage vorstelle, wich der Chinese (8) und (9) aus und empfahl die Völkerbundsresolution (10) vom 27. 3. 33 Japan zur „serious consideration", womit er jedenfalls in Tokio einen großen Heiterkeitserfolg hatte. Schließlich ließ er Japan die Wahl zwischen einem „England des Ostens", einem „Deutschland nach dem Weltkrieg" und einem „niedergebrochenen Spanien" — als Cliché.

Man sieht aus der Schlußwendung von Hu Shih, noch mehr aber aus den weiteren Folgerungen des Berichters über das pazifische Sicherungssystem von 1922, über Sun Yat Sens etwas verschwommene „Great-Asia"-Lehre und ihren Gegensatz zur

japanischen panasiatischen Doktrin, daß auch der Ferne Osten mit einem eisernen Bestand geopolitischer Grundanschauungen arbeitet.

Man möchte vor allem in diesen chinesischen Kreisen nicht durch den Ruf „Asien für die Asiaten" die Möglichkeit des Ausspielens von Amerika, Europa und Japan gegeneinander verlieren, was Japan sich offenbar zum Ziel gesetzt hat.

„China wartet" — wie schon einmal vorher Sun Yat Sen zwischen 1919 und 1921 gewartet hat, ehe er sich den Russen zuwandte — „auf das Zusammenwirken der Mächte, deren wirtschaftliche und politische Lebensinteressen im Spiel sind." Da kann es lange warten! (Deutschland hat Erfahrung genug damit!)

„China hat zwischen zwei Linien seiner Außenpolitik zu wählen. Es wird immer zwischen ihnen wählen müssen", meint der Mann der „Peoples Tribune". Die Freiheit der Wahl ist längst vorbei! Wer Herr im eignen Hause bleiben will, muß es in Ordnung halten können.

„China bringt sein Haus in Ordnung" (S. 93). Mehr als „Peoples Tribune" glauben wir dabei dem energischen Verkehrsminister. Vom „Stehen und Warten" aber kommt in Chinas jetziger Lage nichts Gutes. Es wird schon Entschlüsse fassen und handeln müssen!

Man kann ja an Äthiopien sehen, wohin der Anruf nach Genf und das Warten auf Hilfe des Völkerbundes führt. Noch schützt die nahende tropische Regenzeit. Aber Plassey wurde am 23. 6. 1757 geschlagen, Adua schon am 1. 3. 1896 — und doch bezeichnet das erste den glänzendsten Sieg, das zweite die schwerste Niederlage weißer Kolonialmachtausdehnung. Mit beiden begannen große Kolonialmachtverlagerungen; mit Adua hing Italiens Abfuhr in der chinesischen Sanmun-Bucht-Angelegenheit zusammen. „Der alte Respekt war eben fort." Kommt er neu?

Wir können ja indische Druckmesser danach befragen!

Fassen wir die Frühjahrsvorgänge in Indien nach ihrer geopolitischen Bedeutung zusammen, so scheinen uns im Vordergrund des Anteils zu stehen: Außenpolitisch die Aufmerksamkeit, mit der die Warnungsrufe von General Smuts (Kandidat für die Vizekönigswürde neben Sir John Anderson!) über das Erwachen des schlafenden Asien aufgenommen wurden („firm grasp on realities"), die Spannung, mit der Italiens Reichserweiterungen verfolgt worden sind (Anil Ch. Banerjee „The New Roman Empire" in Amrita Bazar Patrika vom 22. und 23. 2. 1935 — „Vital importance of the Abyssinian problem"), endlich die Hellhörigkeit in der Frage der Verlangsamung der Indianisierung des Heeres in Indien.

In dieser Frage haben Sir Philip Chetwode, der Oberkommandierende, und der Kriegssekretär Tottenham wahrlich keinen leichten Stand gegenüber den indischen Fragestellern, die immer wieder den Lastenunterschied zwischen den 850 Rupien für jeden britischen Soldaten gegenüber den 285 für jeden indischen betonten und die Festsetzung eines Dauerverhältnisses von zwei Indern auf einen Briten, 120000 Inder gegen 60000 Briten bemängelten. Schließlich riß Totten-

ham die Geduld, und er fuhr heraus: „Es ist offensichtlich für jeden, der nicht ein geborener Trottel (Idiot) ist, daß die Armee niemals indisiert werden kann."

„Die Katze ist schließlich aus dem Sack", schrieben die indischen Zeitungen dazu. Es ist ja unvorsichtig, wenn man sie herausläßt; aber man kann es den geplagten Nerven eines anglo-indischen Kriegsministers (Army Secretary) zugute halten. Hören wird er es noch oft und den Fragen damit nicht entgehen.

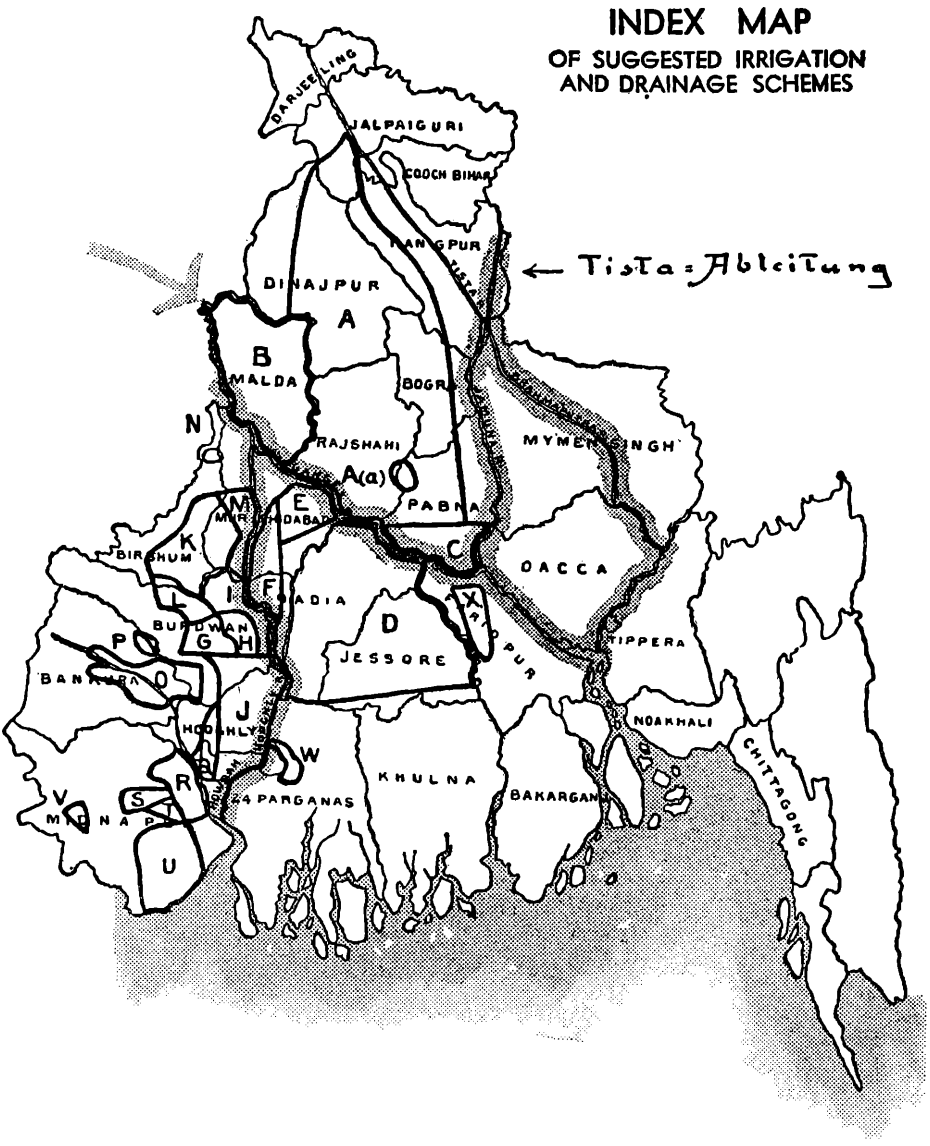
Innenpolitisch beherrscht die Agrarpolitik des nur zu 11% verstädterten, zu 89% landverwurzelten Indien das Feld. Ein großer Bodenverbesserungs- und Berieselungsplan (vgl. Skizze) erstreckt sich auf die gewaltige, an sich zu höchster Fruchtbarkeit entwickelbare Fläche des Ganges-Brahmaputra-Deltas in Bengalen unter Neubelebung toter Flußläufe. Große Arbeiten und Summen würden hier noch größere Erträge und soziale Hebung herbeiführen. („Amrita Bazar Patrika" vom 9. 3. 1935; ebenda vom 15. 3. eine gute Zusammenfassung von Bejoy Bhuson Chatterjee: „Rural Problem of India"; Verfechter der Dorfindustrie.)

Vorläufig aber hat die übrige Welt, die schon das von ihr so genannte japanische Dumping so peinlich empfindet, alle Ursache Gott und den guten Geistern der indischen und chinesischen Kultur zu danken, daß die erste nur zu 11%, die letzte zu etwa 20% verstädtert ist.

Aber ist nicht in breiter geopolitischer Betrachtung das Wort Dumping eben überhaupt unangebracht, wenn ein Erdraum es fertig bringt, einer weiblichen Arbeitskraft bei 30 Yen Lohn für 13½ Yen eine menschenwürdige Lebensführung zu verschaffen, einer männlichen bei mehr als 45 Yen Lohn für 26,90 Yen, einer Familie zu zweien bei freier Wohnung für 21,06 Yen, einer zu vieren für 38,29 Y., und wenn ein anderer Erdraum dazu nicht fähig ist, und sei es Our Lords own country? Solche Arbeiterhaushaltszahlen sind, leicht nachprüfbar, z. B. in Arno S. Pearse: „Report on the Japan and China Cotton Industry" (1929) abgedruckt, und eine Zuschrift an den „Manchester Guardian" vom 17. 5. 1935, S. 22 wiederholt die wesentlichen Zahlen, er weist nach, daß seit Japans Abgang vom Goldstand und dem Absinken des Yen um die Hälfte, der japanische Arbeitslohn im Wert etwa ein Viertel des britischen für Webarbeiter und dennoch auskömmlich ist.

Wird man da von Dumping sprechen dürfen? oder wird man nicht von günstigeren Anpassungsvorbedingungen und geopolitischem Vorsprung größerer Lagen- und Raumgunst reden müssen? Und was erfolgt, wenn sich die andern Monsunländer ihrer vollen Möglichkeiten bewußt werden oder sie auch nur so nutzen lernen, wie die Sowjetbünde ihre Raumweiten und die Leidensfähigkeit ihrer 163 Millionen?

Die Möglichkeit arischer Herrschafts- oder gar Mehrheitsbildungen und ihrer Erhaltung im Indopazifischen Raume hängt daran, wohin sich die 353 Millionen Indiens rechnen werden, und mit wem die stärkste, rein pazifische Macht ihr Schicksal vereinigt. Stellen sich beide gegen einen raum- und rassenpolitischen Er-



neuerungsgedanken, so hat er in diesen beiden Weltmeeren einen unmöglichen Stand. Wieviel Verlaß dabei auf Frankreichs Überseereich und seine Sowjetverbündeten wäre, das erklärt klar und nüchtern O. Maull im Göschenband 1089 mit 12 Karten und höchst wertvollen Schlußbetrachtungen über das Reich als völkische und Kulturgemeinschaft und Machtorganisation.

Zweifellos besteht zur Zeit auch das französische Kolonialreich, nicht nur das

britische, an einer wichtigen Wendeflagge vom atlantischen, vom Mittelmeerraum zum indopazifischen, durch das italienische Vorgehen von Eritrea und Somalia aus gegen Äthiopien eine ebenso peinliche Belastungs- und Zerrungsprobe wie der Völkerbundgedanke selbst.

Daß die beiden Hauptkolonialmächte alten Stils aus dieser Lage keinen Ausweg finden, haben sie hauptsächlich ihrer stur verneinenden Haltung gegen Deutschland in ihrem kleineuropäischen Spiel zu verdanken, das kecken Unruhestiftern, die ihre Verlegenheit kennen, weltüber freie Bahn gibt und den Sowjetbünden ein Maß von Einfluß, das den Weltkapitalismus erschreckt.

Jene kühnen Freilanzen und Gegenspieler, die England in besseren Zeiten in solchen Fällen zur Verfügung standen, um sein geopolitisches Spiel ganz außerhalb offizieller Wege auch für neue Wendungen offenzuhalten, aus deren Reihen es einige seiner wertvollsten Reichserbauer, allerdings auch seiner schrullenhaftigsten und spleenigsten Einzelgänger bezog, scheinen ihm augenblicklich zu fehlen. Sie fanden namentlich im Nahen und Mittleren Osten ein reiches Feld für geopolitische Auflockerungsarbeit, wenn die amtliche Politik festgefahren schien. In bunter Reihe tauchen die Schatten von Clive und Warren Hastings, Stamford Raffles und Radscha Brooke, Lady Esther Stanhope und Gordon, Cecil Rhodes und Kitchener und selbst Byrons edles Profil auf; ihnen hat sich jetzt Oberst Lawrence gesellt, dem wir als geopolitischer Kraft einige Worte des Nachrufs widmen müssen. Solche Gestalten sind nur in weiträumigen Kraftfeldern denkbar: ihr „Feld ist die Welt", auch wenn sie sich, wie dieser Archäolog und Orientalist, zunächst eine ausgefallene Stelle zur Vorbereitung ihrer Wirkung herausgesucht haben. Aber stand es nicht mit Lord Kitchener und seiner langen abseitigen Nah-Ost-Laufbahn (vgl. meine Coleman-Biographie) ähnlich? Kam die Gelegenheit, so wurden solche Männer Premierminister, Staatengründer, Feldmarschälle und ließen neue Ordnungen erstehen. Sprangen sie fehl, so lag zuletzt „ein zerschmettertes, herrliches Werkzeug des Herrn" auf dem Plan. So war es mit T. E. Lawrence of Arabia, wie jetzt seine Nachrufe sagen, der am 19. 5. als Kraftfahrer Shaw mit 46 Jahren den Verkehrstod starb.

Lawrence wollte mit seinem Freunde Faisal (später König von Irak) ein großarabisches Reich und verstand es, die Randkräfte der Wüste durch dieses Fata-Morgana-Bild im Weltkrieg tätig werden zu lassen, während er die zentralen Kräfte der Wüste (Ibn Saud) unterschätzte; er wurde das Werkzeug zur kleinräumigen Zergliederung des Nahen Ostens und verzweifelte darüber. Das ist, auf letzte kurze Form gebracht, das tragische Schicksal des merkwürdigen, hochbegabten Mannes gewesen. Der britische grüne Tisch war stärker als er; trotz aller Nachrufe von Lord Allenby und Lloyd George, Jan Hamilton und Sassun, aller Irakminister, Arabisten und Archäologen.

Zur gleichen Zeit fährt Ibn Saud — das Pferd, gegen das Lawrence gesetzt

hatte — als geehrter Gast nach Rom, vielleicht arabische Rückendeckung für eine unberechenbare Rassenpolitik mit doppelseitiger Britenumfassung am Schlüsselpunkt von Aden, am „Tor der Tränen" (Bab el mandeb), gewährend. Wo ist augenblicklich ein Mann für dieses Zerrungsfeld, der für das Britenreich tun kann, was Kitchener in seiner Nähe bei Omdurman und Faschoda tat, und Lawrence von der Hedschasbahn bis Damaskus, und an der östlichen Gegenpforte Stamford Raffles gegen den Willen von Außenamt und Kolonialminister in Singapore getan haben? Aber wie sind schließlich Peters, Wissmann u. a. nach ähnlicher Leistung bei uns behandelt worden?

„Männer machen die Geschichte." Gewiß. Aber sie können es nicht ohne Lebensraum und Atemweite und geopolitisches Fingerspitzengefühl, das irgendwie erworben werden muß durch Tatenspielraum und vorbereitende Gedankenweitung. Wenn Ormsby Gore unwillig davon spricht, daß die deutsche Jugend „air-mad" (luftoll, luft-trunken) sei, und der Historiker G. P. Gooch von Japan und Deutschland als „Supreme obstacles to peace" redet, obwohl er seinen Vortrag darüber beginnen muß, „daß nur ein Wunder Krieg zwischen Italien und Abessinien verhindern könne" — woran Deutschland und Japan wahrhaftig räumlich unbeteiligt sind —, so ist eben vielleicht ein letzter Grund, daß man den Mächten der Erneuerung zu wenig an Land- und Seeraum übriggelassen hat; das erkennt selbst Gooch, wenn er dem „Japanese Imperialism in the Far East ‚nur' German dissatisfaction in the heart of Europe" gegenüberstellt. Daß wir mit dieser Lage auch noch zufrieden sein sollen, ist wirklich zuviel verlangt. Auch alle britischen „Empirebuilder" waren es nicht; und hätten doch mehr Grund gehabt, es zu sein!

Dem Fünfziger Colin Ross (4. Juni)

In bösen Tagen nicht nur die eigenen Augen, sondern auch die der Deutschen im ganzen weltüber offen gehalten zu haben, bei gründlichem Durchpflügen der vollen Weite des Erdballs, ist das große Verdienst dieses Weltfahrers und wissenschaftlichen Freilanzenfechters. Zu einer Zeit, wo deutsche Wissenschaft mühsam darum rang, Mitteleuropa den Pazifischen Ozean als „das Meer der Entscheidungen" zu zeigen, hat er ihr redlich dabei geholfen. Im Grenzrain zwischen Auslanddienst der Presse und den Ackerfurchen, die mit voller Gefechtschwere die Wissenschaft zog, hat er mit gekämpft und ist kühn über diesen Grenzrain hin und her gesprungen. Aber das haben, wie er, auch die großen Pfadfinder der Geopolitik tun müssen: Ratzel und Richthofen, Rudolf Kjellén und Mahan, und wie sie alle heißen. Diesen Pfadfindermut und die daraus folgende Wegbahnungs-Arbeit für das Ansehen des Deutschen im Ausland und für sein Weltbild grüßt die Geopolitik in dem Fünfziger Colin Ross! K. Haushofer.

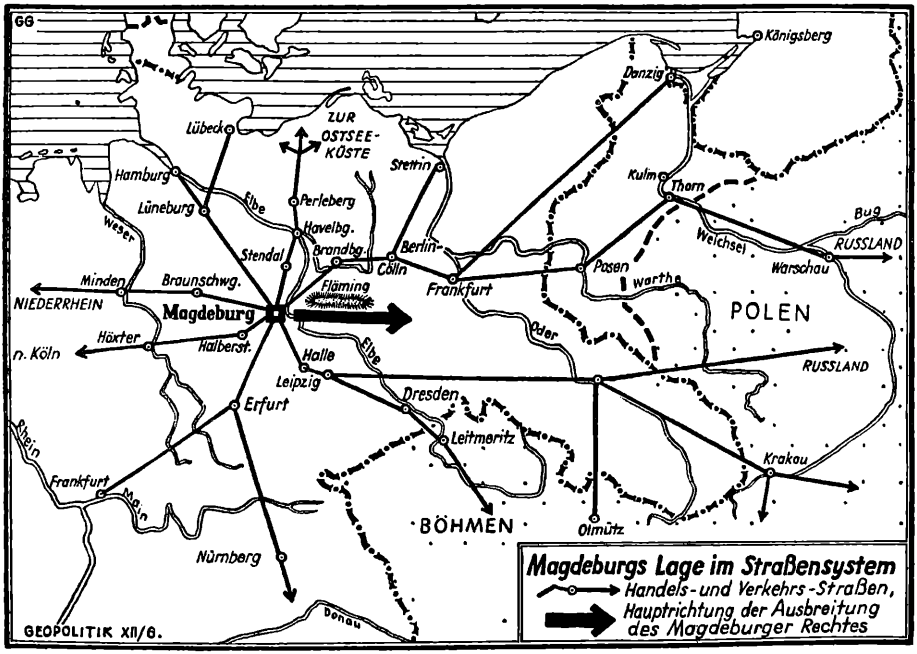
FR. MARKMANN:

Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts

Wenn das deutsche Mittelalter die schicksalhafte Epoche unserer Nation darstellt, dann ist als Leitmotiv dieses Zeitabschnittes unseres geschichtlichen Staatswerdens die Zielstrebigkeit gen Osten ausschlaggebend. Das Gesicht unserer Nation ist nach dem Osten Europas gerichtet. Dieser Drang nach dem Osten zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze deutsche Geschichte, einmal an Stärke und Intensität anschwellend, dann wieder schwächer werdend, aber doch über alle Tages- und Zeitereignisse sich immer von neuem hinwegsetzend. Der tiefere Grund hierfür dürfte in geographischen Momenten zu suchen sein. Die nordalpinen Länder zeigen einen betont starken Unterschied in ihren Bodenprodukten und klimatischen Verhältnissen im Vergleich zu den südeuropäischen Ländern, bedingt durch den Verlauf der nördlichen europäischen Küstengrenzen nicht von West nach Ost, sondern generell gesehen von Südwest nach Nordosten. Diese Differenzierung der Lebensbedingungen wird noch unterstrichen durch den die westliche Europaküste bespülenden und erwärmenden Golfstrom; durch diese stärkere Anreicherung günstigerer Lebensgrundlagen wurde im raumengen Westen im Gegensatz zum raumweiteren Osten die Grundlage geschaffen für eine frühere und auch um so reichere Kultur, verbunden mit für die frühmittelalterlichen Verhältnisse starkem Volksreichtum. Die damit verbundene intensive Bedarfsdeckungswirtschaft Westeuropas zwang innerhalb des Erdteils zum Wirtschaftsausgleich mit dem menschenärmeren Osten, der aber an Rohstoffen desto reicher war. Somit ist diese Westoststrebigkeit zweifellos geographischen Naturgegebenheiten und Bedingungen unterworfen. In ihrer Stärke ist sie beeinträchtigt durch die 1482 erfolgte Entdeckung Amerikas und die damit verbundene Schwergewichtsverlagerung der europäischen Ausgleichswirtschaft in der Bedarfsdeckung; ihre historisch bedingte Richtung hat sie trotz dieses Ereignisses beibehalten und wird sie entgegen aller politischen Schwierigkeiten auch für die Zukunft sich zu erhalten wissen.

Diese für die Entwicklung des Magdeburger Rechtes prima facie abwegigen Erörterungen sind doch entwicklungshistorisch gesehen von ausschlaggebender Bedeutung hinsichtlich des inneren Charakterbildes der Magdeburger Rechtsschöpfung geworden. Das eigentliche Ausdehnungsgebiet des alten deutschen Reiches fand unter Karl dem Großen seine Beherrschungsgrenzen an der Weser, unter den Ottonen an der Elbe. Wenngleich der Franke Karl bis zur Elbe verschiedentlich vorstieß, war von einer eigentlichen stabilisierten Souveränität noch keineswegs die Rede. Erst die Ottonen, insbesondere Otto I., schufen konkrete Hoheitsmöglichkeiten für das Land zwischen Weser und Elbe, um von hier aus durch intensive Wachstumsspitzen in das ostelbische Slawengebiet vorzustoßen, das nicht nur

politisch, sondern auch kirchlich allmählich gebändigt wurde. Die unter den nachottonischen Kaisern bis zu den Staufen einsetzende Schwächung der kaiserlichen Zentralgewalt und die damit verbundene Stärkung der fürstlichen Territorialgewalten schufen im Zusammenhang mit den zerrissenen geographischen Gliederungen Westdeutschlands, den uneinheitlichen Strom- und Gebirgsverhältnissen partikularistische Auswirkungen allergrößten Ausmaßes, die sich selbstverständlich auch auf die Bildung von Rechtsgebieten erstreckten. Die Grenze dieser Zer-



rissenheit bildete die alte Slawengrenze, die Elbe-Saalelinie. Westlich dieser Linie entwickelte sich im eigentlichen Mittelalter die ganze Fülle stadtrechtlicher Familien mit der ihnen eigenen individualistischen Buntheit, mit dem Durcheinander der sogenannten Oberhöfe und der partikularistisch eigensinnigen Beachtung traditionell oder privilegiert gegebener Kompetenzen. Da das Reich als Zentralgewalt versagte, wurde der aufgliedernde Einfluß des Raumes überwiegend in der Bildung einzelner Territorialstaaten und verhinderte somit die Schöpfung eines einheitlichen Rechtes.

Ganz anders die Verhältnisse östlich der Elbe-Saale-Linie. Vor unseren Blicken tut sich die weiträumige Landschaft der norddeutschen Tiefebene auf. Ungehemmt von Gebirgszügen schweift das Auge umher; ab und zu wird das Blickfeld unterbrochen von den leichtgewellten, niedrigen Moränengebilden der Eiszeit, die aber

im Gesamtbild der Landschaft keineswegs hemmen, sondern nur gliedern. Ausgedehnte Sümpfe trennen weite Landschaften, wie in Westdeutschland hohe Gebirgsrücken. Trotz allem ein Raum, geeignet für großzügige Herrschaftsplanung, wenngleich er als slawischer und damit als dem Deutschen feindlicher Boden in harter Kriegs- und Kolonisationsarbeit dem Deutschtum gewonnen werden muß. Jeder Kampf schafft zähe Menschen mit harten Charakteren und trotzdem konform gerichteten Willensbildungen. Nicht umsonst ist in diesem Raum der deutsche Ritterorden zu höchster Blüte geführt worden, nicht umsonst erwuchs in diesem Kolonisationsland das harte, spartanisch zähe Preußen; mit Recht ist vom Osten her der Grundstein für das große Deutsche Reich gelegt worden. Große Taten, große völkererschütternde Ideen verlangen große Räume, und so hat die Weiträumigkeit des deutschen Ostens aus der kolonisatorischen Kampfeinheit der vordringenden deutschen Pioniere die Einheit des Ostens in politischer Hinsicht entstehen lassen. Jedes Gebilde großräumigen Ausmaßes verlangt aber einheitliches Recht. Und so ist mit dem Vordringen des Deutschtums auch das Recht mitgewandert und hat das einzigartige Gebilde des großen Magdeburger Stadtrechtskreises geschaffen, ein Werk, in seiner rechtlichen Auswirkung nur den Rechtshistorikern bekannt, in seiner kulturellen Beeinflussung bis heute ungewürdigt. Das Magdeburger Recht umfaßte nicht nur den Wirkungsbereich deutscher Kolonisationsarbeit, sondern ging bei weitem darüber hinaus in den russischen Raum und in die Ukraine. Die Rechtseinheit des deutschen Ostens bestand bereits lange vor der politischen Einheit, und zwar auf der Grundlage des Magdeburger Rechtes, dessen Aktivlegitimation zu dieser ungeheuren Kulturaufgabe in seinem inneren Wert, in seinem Charakter lag.

Die Grundlage des Magdeburger Rechtes war das gemeine sächsische Recht, d. h. das Recht der Sachsen, in deren östlichem Gebiet Magdeburg lag. Magdeburg war schon immer im sächsischen Stammesverband eine Grenzstadt gegen die Slawen, galt schon immer als Brückenkopf gegen das feindliche Slawenland. Und als zwischen 1220 und 1235 Eike von Rebgow das damals in den Bistümern Magdeburg und Halberstadt gültige allgemeine sächsische Recht aufzeichnete und zu seinem Sachsenspiegel ordnete, da trug dieses Recht bereits in sich einen gewissen Grenzcharakter, eine Angleichung an die Notwendigkeiten, die jedes Grenzleben, jedes kolonisatorische Streben in sich birgt. Es soll mit diesen Ausführungen keineswegs behauptet werden, daß das Magdeburger Recht dem Recht des Sachsenspiegels gleichzusetzen sei. Es darf aber festgestellt werden, daß das Stadtrecht von Magdeburg als die reinste stadtrechtliche Umbildung und juristische Ausprägung des Sachsenspiegels anzusehen ist. Die Grundlage des materiellen Rechtes war zweifellos im allgemeinen sächsischen Recht zu suchen, das mit der Ausbildung der Stadt zu einem besonderen Gerichtssprengel, mit der Konzentration militärischer und kirchlicher Machtbefugnisse in seinen Mauern und mit der ständig stei-

genden Bedeutung als Kolonisationsknotenpunkt für den Osten die Grundlage für eine in Satzungen und Willküren festgelegte Fortbildung des sächsischen Rechtes schuf. Diese verkehrs-, wirtschafts-, kirchen- und militärpolitisch geschaffenen Gegebenheiten schufen verfassungsmäßig ihren praktischen Niederschlag in einer „constitutio" vom Bischof Wichmann aus dem Jahre 1188. Der individuelle Charakter der Stadt schuf sich ein individuelles Recht, das in sich die Seele der großräumigen Ostfalenlandschaft trug, das aber als Recht einer kriegerischen Grenzstadt auch in sich den Keim zu weiterer Pionierarbeit legte, verbunden mit stammesgefügter Tradition altsächsischen Ursprungs.

Der Charakter der Stadt unterlag, ganz abgesehen von seiner politischen und kirchlichen Ausprägung, insbesondere der Beeinflussung durch die ausschlaggebende Stellung als Verkehrsknotenpunkt allergrößten Ausmaßes, der zweifellos als Stützpunkt des Heeres erhebliche Bedeutung besaß. „Die strategisch wichtigsten Straßen waren für Karl (den Franken) die, die gleichzeitig quer durch das Sachsengebiet und in das Herz des zweiten, des slawischen, Feindes führten. Dabei muß zunächst der Weser-, dann der Elbeübergang gesichert werden. Der eine wichtige Weserübergang ist bei Höxter, der andere bei Minden. Von Minden ostwärts führt die im ganzen Mittelalter bedeutende große Heeresstraße, der Hellweg, über Hildesheim zur Elbe bei Magdeburg. Die unter den Franken meistbegangene Straße von der Weser zur Elbe zieht sich von Minden über Hannover—Braunschweig zur Elbe bei Magdeburg. Dort ist der berühmte Elbübergang. Von der mittleren Elbe bei Magdeburg bis zur Mündung gab es drei Übergänge, die für ein Heer in Betracht kamen: der erste bei Magdeburg, der zweite bei Höhbeck, der dritte unterhalb von Bardowieck. Bei Magdeburg setzte Karl im Jahre 780 über und errichtete dort am rechten Ufer im Jahre 805 den Brückenkopf Burg. Welche Rolle diese Plätze, zunächst für Kriegszwecke geschaffen, wiederum für die friedliche Durchdringung des Landes spielten, ersieht man aus ihrer Entwicklung zu Handelszentren: im Jahre 805 hat Karl ihnen durch Verordnung den Handel mit den Slawen freigegeben. Der erste Handelsplatz ist Magdeburg, der zweite Schepla (?) bei Lüchow hinter dem Höhbeck, der dritte Bardowieck." (Brettschneider.) Die genannten Straßen galten als Königsstraßen — via regalis.

Daß insbesondere die Ottonen Magdeburg militärisch und kirchlich stärkten, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Am 18. Oktober 968 wurde durch Otto I. das Erzbistum Magdeburg geschaffen, dem die Bistümer Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Naumburg und Meißen unterstellt wurden. Die Gründung des Erzbistums Magdeburg war im Reich insofern von besonderer Bedeutung, als dadurch dem ständig wachsenden Mainz ein ebenbürtiger kirchlicher Faktor im Osten des Reiches gegenübergestellt werden konnte, der, wie Mainz auf fränkischer, Magdeburg auf sächsischer Basis fundierte.

Diese ganzen so ausgeprägten Faktoren bildeten das Schicksal Magdeburgs als der

Vorburg deutschen Wollens und Handelns im osteuropäischen Raum und prägten selbstverständlich auch ihre Spuren dem allmählich sich entwickelnden und den wechselnden Tatsachen sich anpassenden Magdeburger Recht auf. An dieses Magdeburger Recht knüpfte eine ganze Reihe bedeutungsvoller Privatarbeiten, deren inhaltreichste das „Sächsische Weichbild" ist, das sich aus zwei Teilen zusammensetzt. Der eine Teil wird gebildet aus dem Magdeburger Schöffenrecht, das sich am Ende des 13. Jahrhunderts auf der Grundlage von Magdeburger Rechtsmitteilungen nach Breslau (1261 und 1295) bildete; den andern Teil umfaßt das Weichbildrecht (Gerichtsverfassung), das zwischen 1237 und 1250 abgefaßt wurde und historische Nachrichten über Magdeburg mit allgemeinen Rechtslehren, Magdeburger Recht und Wendenrecht umfaßt. Dieses Weichbild ist in seiner weiteren Entwicklung in das Lateinische, Polnische und Tschechische übersetzt worden. Als weitere Emanation des Magdeburger Rechtes ist das Meißener Rechtsbuch zu betrachten, desgleichen das sogenannte „Schematische Schöffenrecht", das auf Magdeburger Weistümern an Breslau und Breslauer Schöffensprüchen nach Magdeburger Recht aufbaut. Zu demselben Kreis gehört das Glogauer Rechtsbuch und der „alte Kulm", ebenso die „Magdeburger Fragen", die eine Sammlung von echten Magdeburger Oberhofurteilen auf Anfragen aus Thorn, Kulm und Schlesien umfassen. Auf ihnen bauen die 1400—1402 vom Thorner Stadtschreiber Walther Ekhardi verfaßten „Neue Bücher Magdeburger Rechtes" auf. In der Mitte des 15. Jahrhunderts entstand in Danzig ein zum Magdeburger Rechtskreis gehöriges Werk, die landläufigen Kulmischen Rechte, die die Grundlage für das Danziger Schöffenbuch darstellten. Um für die polnischen Verhältnisse das Magdeburger Recht richtig anwenden zu können, ließ der polnische König Kasimir der Große, der bedeutende Förderer deutscher Einwanderer, um 1347 im Wieslitzer Statut den gesamten Inhalt des Magdeburger Rechtes aufzeichnen. Wir sehen also die außerordentliche Befruchtung, die vom Magdeburger Rechtskreis ausging und Magdeburgs geschichtlich-politische Schicksalssendung auch kulturell fundierte.

Dieser durch das Schicksal gestellten Aufgabe konnte nicht ein Recht gerecht werden, das seine Entstehung kleinen räumlichen Verhältnissen und Lebensbedingungen verdankte. Ein westdeutsches Recht wäre wohl kaum imstande gewesen, dieser ungeheuren kulturellen Aufgabe gewachsen zu sein. Nur ein Recht, das in seiner Entstehung, im Keime bereits alle die von einer Großraumidee zu fordernden Bedingungen in sich trug, konnte die kulturelle Strahlungskraft aufbringen, die erforderlich war, das weiträumige Osteuropa ideenmäßig zu erfüllen und auf dem betreffenden Kulturgebiet gleichzuschalten. Auch das Recht ist bis zu einem gewissen Grade eine Emanation des Raumes, der Landschaft, und so war die Magdeburger Landschaft prädestiniert zur Schaffung eines für das weiträumige Osteuropa geeigneten Rechtes.

Zu diesen so in der Natur des Magdeburger Rechtes liegenden Grundbedingungen

trat ein politischer Faktor, der bisher m. E. nach nicht die genügende historische Würdigung erfahren hat, nämlich die Beeinflussung der Ausweitung des Magdeburger Stadtrechtskreises durch den Deutschen Ritterorden. Im Jahre 1227 wurde Waldemar von Dänemark nach seiner von 1223—1225 in Burg Dannenberg a. Elbe durchgeführten Haft bei Bornhöved vernichtend geschlagen. Bereits im Anschluß an den 1225 mit Waldemar geschlossenen Vertrag hatte der Ordensmeister Hermann von Salza bei Friedrich II. die Forderung aufgestellt, Lübeck zur freien Reichsstadt zu machen und dem Orden dadurch Gelegenheit zur Schaffung einer Wachstumsspitze für den ostdeutschen Schiffsverkehr zu geben. Dieser Forderung wurde 1226 entsprochen. Gleichzeitig konzentrierte Hermann von Salza seinen militärischen Nachschub in Magdeburg, wo der Orden seit seiner Gründung eine Mission unterhielt. Erst nachdem so die militärischen Grundlagen geschaffen waren, war der Boden vorbereitet für den Ordensvorstoß in das Slawenland, den der niederdeutsche Landmeister Hermann Balk führte. Schlag auf Schlag folgten mit dem militärischen Vordringen die kulturell und wehrpolitisch bedeutsamen Städtegründungen von Thorn und Kulm 1231, Marienwerder 1233. Zwar ist das Ordensheer stets ein Heer mit kirchlichem Charakter und geistlicher Prägung gewesen, aber niemals ist die Politik des Ordens rein kirchlich bestimmt gewesen. Von Anfang an hat sich der Orden auf weltliche Bündnisse und Unterstützungen verlassen und verlassen müssen. Die föderative Politik des Ordensmeisters fand stets weltliche Stützen, und so betrieb er eine weltliche Politik, die über die kirchlichen Lebensforderungen weit hinaus ging und das gesamte Gebiet des Nahen Ostens umfaßte. Seine Politik fand keineswegs ihre Begrenzung in der Interessensphäre der Kirche, sondern weitete diesen Rahmen erheblich. Die Erfassung der außenpolitischen Gesetzmäßigkeiten und Gegebenheiten durch den Orden schufen dem Magdeburger Recht, das der Orden durch seine Niederlassung in Magdeburg kennen und schätzen gelernt hatte und somit mit auf den Weg nach dem Osten nahm, die gesunde Basis zu einer Ausdehnung, die auch das ganze Ordensgebiet zunächst mit seinen gesamten neuen Städtegründungen dem Macht- und Geltungsbereich des Magdeburger Stadtrechtskreises unterwarf und seine Krönung in der Kulmischen Handveste fand, die auf der Grundlage Magdeburger Rechtsbegriffe eine Anpassung an die rechtlichen Erfordernisse des Ordensgebietes umfaßte. Zwar schnitt sich in einzelnen Küstengebieten der Magdeburger Rechtskreis bei denjenigen Städten, die in Magdeburg zu Hof gingen und den Magdeburger Oberhof anerkannten, mit dem maritim bedingten Lübischen Stadtrechtskreis, aber überwiegend gehört das gesamte Ordensgebiet bis über die Memel und Düna hinüber zu Magdeburg.

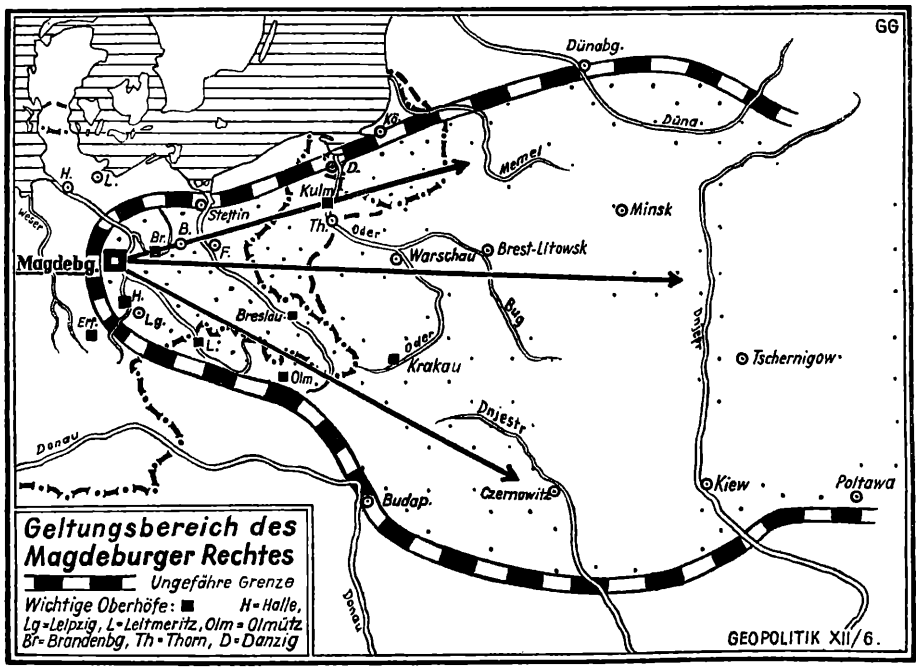
Das geographisch wichtigste Einfalltor von Magdeburg aus nach dem Osten war die Verlängerung des Hellweges zwischen Planebruch und Elbe den Fläming entlang. Zweifellos ist es im mittleren Gebiet des nahen Osteuropas geistlicher Kolonisationsarbeit zu verdanken, daß das Magdeburger Recht von den von der Kirche angesie-

delten, besonders niedersächsischen Siedlern nach Osten mitgenommen und zur Geltung gebracht wurde. Es sei nur in diesem Zusammenhang an die Gründung Gnesens und deren weitere Auswirkung erinnert. Die Ausbreitung des Magdeburger Stadtrechtskreises in den Gebieten zwischen Oder und Weichsel führte zur Begabung der Hauptstädte Krakau, Lemberg und Warschau. Damit war nicht nur der Norden, sondern auch die Mitte Osteuropas dem Magdeburger Stadtrechtskreis erschlossen. Beschleunigt wurde diese Aufbereitung für Magdeburger Rechtsideen durch die Flüsse als Haupthandelswege. Jede punktuelle kartographische Darstellung der Ausdehnung zeigt die ausschlaggebende Bedeutung des ostdeutschen Flußsystems für die Verbreitung Magdeburger Rechtsideen, die einmal durch die Kolonisation west-östlich in den osteuropäischen Raum drangen, zum andern die allgemein südost-nordwestlich gerichteten Flußsysteme entlang wanderten.

Das stärkste Einflußgebiet des Magdeburger Rechtes war Schlesien. Geopolitisch gesehen bildet der schlesische Raum eine große Einheit mit gleichgelagerter historischer und kultureller Geschichte. Es gibt kaum einen Raum in Europa, der sich auf allen Gebieten der Entwicklungsmöglichkeiten so konform gestaltet und dadurch eine so starke landschaftliche Eigenheit gebildet hat wie das Oderschlesien mit seinem zentralen, alle großen Straßenzüge des Raumes bindenden Mittelpunkt Breslau. Schlesien ist stets eine räumliche Individualität sui generis gewesen. Und so war es ganz erklärlich, daß, als Breslau im Jahre 1261 mit Magdeburger Stadtrecht belehnt wurde, damit das ganze schlesische Landschaftsgebilde dem Magdeburger Stadtrechtskreis erschlossen wurde. Im Jahre 1000 wurde Breslau dem Erzbistum Gnesen angegliedert. Nach stärkerer Ausprägung der Magdeburger Rechtsideen war es verständlich, daß dieses den Bedingungen des Ostens angepaßte Recht in die jungen, neugegründeten geistlichen Städte des Ostens wanderte. Ging doch das Magdeburger Recht selbst auf eine geistliche „Constitutio" des Bischofs Wichmann zurück. Das Land Schlesien selbst ist mit Ausnahme des Nordens von allen Seiten gebirgsmäßig abgeschlossen. Das wirtschaftliche Schwergewicht neigt insbesondere durch die verkehrspolitischen Gegebenheiten der Oder nach Norden und sucht Anschluß an den mitteldeutschen Raum mit seinem Zentralknotenpunkt Magdeburg. Und nur so ist es zu begründen, daß es kaum ein Landschaftsgebilde gibt, das von Natur aus so stark zur Bildung einer landschaftlich bestimmten Rechtsraumeinheit neigt wie Schlesien.

Daß neben Schlesien auch Sachsen und die Niederlausitz zu den Einflußsphären des Magdeburger Stadtrechtskreises gehörten, dürfte auf der Hand liegen. Bereits frühzeitig vor 1235 wurde Halle mit Magdeburger Stadtrecht bewidmet und prägte somit eine eigene Rechtsfamilie aus, als es 1182 und 1352 durch Weitergabe seines Rechtes nach Leipzig und Neumarkt, Dresden, Naumburg und Meißen seinen Wirkungskreis ausdehnte, ohne jedoch damit Magdeburg als Oberhof auszuschalten. Darin lag ja überhaupt das kulturell bedeutungsvolle Schwergewicht der Bewidmung

von Städten mit Magdeburger Recht, daß in Zweifelsfällen Rückfragen an den Magdeburger Schöffenstuhl gerichtet wurden, der diese Zweifel gegen Erstattung einer Gebühr durch ein Weistum behob. Ich führe zu einem Teil darauf den früheren Reichtum der Stadt Magdeburg zurück. Selbstverständlich sicherte diese Ausbildung des Instanzenzuges auch gleichzeitig die Einheit der Rechtsprechung in allen mit Magdeburger Recht begabten Städten. Und als am 10. Mai 1631 Magdeburg in Trümmer sank, wurde damit das ganze kostbare Archiv der Magdeburger Schöffensprüche vernichtet. Wer also heute eine generelle Bearbeitung des Magde-



burger Stadtrechtes vornehmen will, der muß in die Archive der mit Magdeburger Recht begabten Städte gehen und in mühsamer Forschungsarbeit das Rechtsgebilde rekonstruieren, eine Aufgabe, die noch ihres wissenschaftlichen Meisters harrt.

Ein erhebliches Ausdehnungsgebiet des Magdeburger Stadtrechtskreises lag westlich der Elbe, begünstigt durch die starke Straßenverkehrsentwicklung. Zu diesem Kreis gehören Stendal (1151), Tangermünde, Seehausen und Salzwedel, das sein Recht an das ostelbische Perleberg abgab. Die politische Zugehörigkeit dieser altmärkischen Städte zum Herrschaftsbereich der Askanier erschloß mit der fortschreitenden Kolonisation durch niedersächsische Siedler die Mark Brandenburg der Magdeburger Rechtssphäre, insbesondere nachdem 1315 die Stadt Brandenburg nach Erhebung zum Bischofssitz das Magdeburger Stadtrecht annahm. Daß Kulm, Danzig,

Thorn und Königsberg dem Magdeburger Recht erschlossen wurden, ist aus der bereits erwähnten Kolonisationstendenz des Ordens erklärlich. Besonders Danzig scheint ein typischer Beweis für die Qualität des Magdeburger Rechtes gewesen zu sein, hat doch nach wissenschaftlichen Feststellungen das Magdeburger Recht in Danzig das lübische Recht verdrängt.

Auf dieser so chronologisch sich entwickelnden kulturellen Operationsbasis schob sich das Magdeburger Recht immer weiter gen Osten vor. Es ist kennzeichnend für die innere Stärke, daß die Bedeutung des Stadtrechtes räumlich keineswegs zusammenfällt mit den Einflußgrenzen der kirchlichen Organisationsbasis des Erzbistums, sondern sich weit darüber hinaus besonders nach dem Osten ausdehnte, gestützt auf die starke Politik des deutschen Kaisertums und des Ritterordens. Magdeburgs geschichtliche Sendung lag nun einmal in seinem Charakter als Zentrale der Germanisierung des Ostens. Interessant ist die weitere Ausdehnung des Stadtrechtes nach Polen und der Ukraine hinein. Von Schlesien aus erreichte es Krakau und Lemberg und wanderte über den San den Dnjestr abwärts bis Czernowitz und den Dnjepr aufwärts über Poltawa bis Mohilew, wo es sich in Witebsk mit dem Flußlauf der Düna traf und Anschluß an den Magdeburger Dünarechtskreis mit Polodsk, Gorodok und Dünaburg fand. In Ungarn traf es sich mit dem von Prag und Wien ausgehenden süddeutschen Stadtrecht, demgegenüber es sich als großräumiges Recht nicht allzu stark durchsetzen konnte. So zeigt denn Ungarn eine Mischung zwischen Magdeburger und süddeutschem Recht. Die durch die Gebirgsbildungen im eigentlichen Ungarn und in Rumänien verursachte Kleinräumigkeit machte das Magdeburger Recht untauglich für diese Landschaftsgebilde und überließ sie in stärkerem Ausmaß dem ihrem Charakter entsprechenden süddeutschen Stadtrechtskreis.

Mit der wachsenden politischen Erstarkung der osteuropäischen Staatenbildungen auf kolonisatorischer Grundlage erwuchs den Staaten der Wunsch nach Loslösung von dem Magdeburger Oberhof. Nach der Bestimmung des Brandenburger Schöffenstuhls als letzter Oberhof für alle mit Magdeburger Recht begabten Städte der Mark schuf 1325 Johann von Luxemburg den Leitmeritzer Oberhof für alle Städte Magdeburger Rechtes in Böhmen, 1444 König Ladislaus III. den Oberhof Lemberg für alle Städte Galiziens. 1352 wurde Olmütz Oberhof für Mähren, 1356 Krakau für Polen. Wenngleich damit noch keineswegs die sofortige Loslösung vom Magdeburger Oberhof verbunden war, so zeigten sich doch die Tendenzen erstarkender Selbständigkeitsbestrebungen mehr und mehr. Das 16. Jahrhundert brachte ein stärkeres Absinken der Bedeutung Magdeburgs als Oberhof, der 10. Mai 1631 machte dieser allbeherrschenden Stellung mit der Zerstörung der Stadt endgültig ein Ende. Magdeburg hatte damit zunächst aufgehört, seine rechtsbeherrschende Stellung für den Osten Europas aufrechtzuerhalten. Die dem Magdeburger Rechtsideenkreis innewohnende gesunde Kraft ließ einen Teil seines Eherechtes in das

heute in Polen noch gültige Eherecht eingehen. Erwähnenswert ist, daß noch im 18. Jahrhundert in Tschernigow Urteile zu Zwangsarbeit in Sibirien auf Grund der Magdeburger Rechtsideen gefällt wurden, desgleichen in Poltawa.

Magdeburg hatte damit für das deutsche Mittelalter seine kulturelle Sendung auf dem Rechtsgebiet erfüllt. Daß das niedersächsische Rechtsgefühl eine gesunde Grundlage für Kolonisationstendenzen enthält, zeigt gleicherweise auch das Landrecht. Es ist jenes wenig bekannte Schartauer Recht, das seinen Namen nach einem kleinen Kolonistendorf Schartau im Nordosten Magdeburgs trägt und das als Burger Recht als allgemeines Kolonistenrecht in die deutsche Rechtsgeschichte eingegangen ist.

W. JANTZEN:

Aussprache über Geopolitik

in Bad Saarow am 11. und 15. Mai 1935

Die Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik in Bad Saarow erscheint uns so bedeutsam, daß wir einen der Einberufer gebeten haben, uns unmittelbar nach ihrem Abschluß einen ersten Bericht über die Verhandlungen und seine Eindrücke zu geben. Das Ergebnis selbst wird in einer Denkschrift niedergelegt, die wir nach ihrer Fertigstellung veröffentlichen werden. Die Schriftleitung.

Mit dem Jahr 1933 gelangte die praktische geopolitische Arbeit nach 10 Jahren stiller Vorbereitung in Deutschland zu einer Bedeutung, die auch heute von vielen Kreisen in ihrer ganzen Ausgedehntheit und Reichweite noch nicht erkannt ist, weil sie weniger mit tönenden Worten betrieben wird als in zäher Kleinarbeit, sei es in der geistigen Vorarbeit, im Gelände oder in der Führerschulung der meisten Gliederungen der Bewegung sowie in den deutschen Schulstuben. Der rasche und in vieler Hinsicht erfolgreiche Vorstoß einer neuen Arbeitsweise ist nicht zum mindesten veranlaßt worden durch das zustimmende Bekenntnis führender Männer des neuen Deutschland auf der einen Seite und durch das immer weitere Vordringen grundsätzlicher Gedanken, wie sie in der Denkschrift der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik von 1933: „Geopolitik als nationale Staatswissenschaft" zusammengefaßt sind.

Die Tatsache, daß im deutschen Arbeitsdienst, in den Schulen, in der Studentenschaft, in der Landesplanung und an vielen anderen Stellen die geopolitische Arbeit bereits in bedeutendem Maße aufgenommen und entwickelt worden ist, machte eine Klärung mit jenen anderen Stellen notwendig, die von der Seite der Wissenschaft her dazu berufen sind, das notwendige Handwerkszeug für die Arbeit im Volke bereitzustellen und die leitenden Gesichtspunkte laufend zu vertiefen. Es liegt nahe, daß in Deutschland auf der Suche nach geistigen Pflegestätten für Forschung und für die Beratung der geopolitischen Arbeit in den Landschaften zunächst an die Universitäten gedacht werden muß. Leider war hier das Gelände oftmals mehr Kampfplatz als geeignet für friedliche Aufbauarbeit. Noch bis vor kurzer Zeit

wurde seitens mancher Vertreter der Erdkunde ein teils offener, teils verdeckter Krieg gegen die Geopolitik geführt, über dessen Beweggründe zu streiten, heute Anlaß und Zeit fehlen. Tatsache ist, daß der neue Staat mit aller Macht die Gedanken der organisch gesehenen Gesamtschau vorwärts treibt; Ressortenge und Fachegoismus dürfen an seinen Universitäten und Schulungsstätten keinen Platz mehr beanspruchen. Es gilt Aufbauarbeit zu leisten und alles Persönliche im Kampfe um Fachgrenzen zurückzustellen.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht — Berlin — und die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik glaubten, den aufgezeigten Zwiespalt zwischen der bereits weit entwickelten praktischen geopolitischen Arbeit und der durchaus noch mangelhaften Ausbildung landschaftlich gebundener geopolitischer Lehr- und Forschungsstellen an den Universitäten nach Möglichkeit durch eine Aussprache der beteiligten aufbauenden Kräfte beseitigen zu sollen. Diese Aussprache fand in Bad Saarow am 11. und 12. 5. 1935 statt. Eine größere Anzahl von Ministerien und Reichsstellen der Bewegung, geladene Gäste der Hochschule, höheren Schule und Volksschule, des Arbeitsdienstes und der Landesplanung kamen zusammen und vermochten in der Tat in offener Rede und Gegenrede, die von einem unserem Wollen entsprechenden gegenseitigem Vertrauen getragen waren, zu einer Klarheit und Einmütigkeit vorzustoßen, die der Weiterarbeit Tür und Tor öffnen.

*

General Haushofer übernahm selbst die Einleitung und Leitung des ersten Teiles der Aussprache über die Frage „Geopolitik und Hochschule". Er stellte über allen alten Streit, über Ressortenge und vergangene politische und wissenschaftliche Zeitforderungen die einfache und große Forderung nach guter geopolitischer Schulung für das deutsche Volk als Unterbauung seines politischen Wollens und Denkens. Er erhob sich in seinen Worten hoch über die Kleinheit jener Kämpfer um Grenzstreitigkeiten und über jene Zeitgenossen, die sich keine Wissenschaft und keine Weltanschauung, also auch keine Geopolitik, ohne „10 Gebote über deren Wesen und Anwendbarkeit" vorstellen können. Scharfe Geißelung erfuhr besonders der heute teilweise katastrophale Zustand bei Prüfungen junger Geopolitiker an unseren Universitäten. Das Ziel der Geopolitik ist enthalten in dem Wort von Blut und Boden, wobei ihr, die sie von der Raumwissenschaft her kommt, heute noch der erste Teil dieses Wortes ein wenig näher steht. Niemals aber darf vergessen werden, daß gerade die Verknüpfung beider, der Gesetze des Blutes und der des Bodens, wichtigste Grundlage für alles politische Denken und damit für die Geopolitik als die politische Wissenschaft schlechthin sind. Aufgabe der Wissenschaft ist es, sich darum zu bemühen, wie das große Wort von Blut und Boden lehrhaft angesetzt werden kann und wie aus ihm sich auch wissenschaftlich der Aufbau eines neuen politischen Weltbildes ermöglichen läßt, das besser ist, als das anderer Völker.

Die Aussprache gestaltete sich besonders fruchtbar, da der Reichsreferent für

deutsche Hochschulgeographie im NSLB., Professor Mortensen, Göttingen, in derselben Weise von dem Wunsche nach restloser Bereinigung alten Streites und neuer gemeinsamer Arbeit durchdrungen war. Er wies darauf hin, daß die Hochschulgeographie lange Jahre, und zwar insbesondere in der Zeit vor dem Kriege, die unbedingt notwendigen naturwissenschaftlichen Seiten der Geographie allzusehr in den Vordergrund gestellt und, abgesehen von der Kriegszeit, die anthropogeographischen Fragestellungen vernachlässigt habe. Erst eine gewisse Zeit nach dem Kriege sei hier Wandel eingetreten, auf den die Bestrebungen der Geopolitik sicher nicht ohne Einfluß gewesen seien, wofür die Geographen dankbar sein müßten. Die Bedenken der Geographie gegen die Geopolitik seien in der Hauptsache in zwei Richtungen gegangen. Es sei bedauert worden, daß von geopolitischer Seite recht häufig Fragestellungen, die z. T. sogar den Kern der Geographie ausmachen, als etwas Neues und nur der Geopolitik Eigenes hingestellt worden seien und die Geographie dadurch unberechtigt verunglimpft worden sei. Der Gegensatz Geographie = Analyse und Geopolitik = Synthese treffe nicht zu; denn auch die Geographie strebe die länderkundliche oder landschaftskundliche Synthese an und stelle ihre Arbeiten in den Dienst dieser Synthese. Der Unterschied der Geopolitik zur politischen Geographie bestehe wohl mehr darin, daß die Geopolitik eine ausgesprochen dynamische Fragestellung hat, während die politische Geographie mehr auf die Untersuchung von Zuständen ausgehe. Eine genaue Abgrenzung zwischen politischer Geographie und Geopolitik scheine im übrigen überflüssig, da Grenzstreitigkeiten unfruchtbar seien. Sie sei auch deshalb unnötig, da nach Ansicht von Haushofer und übrigens auch aller anwesenden Diskussionsredner die Geopolitik kein Fach im Sinne anderer Fächer sein will. Eine geopolitische Durchdringung der einschlägigen Fächer aller Fakultäten werde von der Geographie durchaus begrüßt werden. Das zweite stärkere Bedenken gegen die Geopolitik sei bis vor kurzem gewesen, daß in geopolitischen Aufsätzen nicht selten Ergebnisse vorgetragen worden seien, für die nach geographischem Empfinden die wissenschaftliche Basis noch fehlte. Ein derartiges vorschnelles Ausbreiten von Ergebnissen sei in einer Kampfzeit verständlich. Nachdem aber aus den Worten Haushofers für den von ihm geführten Kreis der Geopolitik sich ergebe, daß die Geopolitik selbst sich mit ihren Ergebnissen, dem „geopolitischen Tatsachenschatz", noch am Anfang stehend fühle, brauche die wissenschaftliche Geographie diese Bedenken nicht mehr zu haben. Die Ausführungen Haushofers hätten den Weg freigemacht für eine gedeihliche und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Geopolitik und Geographie.

In seinen schriftlich unterbreiteten Ausführungen zur Tagung betonte der leider verhinderte Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Landesbauernführer Dr. R. Wagner, den Charakter der Geopolitik als Wissenschaft vom Staat. Im Gegensatz zu der bisherigen Staatswissenschaft, die in liberalem Boden wurzele und

nur das Formale des Staatsgedankens erfasse, sehe die Geopolitik den Staat in seiner ganzen Erscheinungsbreite und als Lebensform, als Überorganismus aus Volkskörper und Raum. Daher benötige die Geopolitik die Mitarbeit fast aller wissenschaftlichen Disziplinen und habe mit ihnen zusammen noch umfangreiche Forschungs- und Lehraufgaben zu erfüllen. Ihr Ziel aber sei, Menschen und Erkenntnisse, die sie vermittle, dem politischen Handeln, dem Staat selbst zuzuführen.

Das Ergebnis der Aussprache über „Geopolitik und Hochschule" wurde von den anwesenden Vertretern der deutschen Hochschulen wie folgt zusammengefaßt:

1. Es ist notwendig, an zunächst einigen, besonders dafür geeigneten Universitäten eine Zusammenführung der die Geopolitik tragenden und von ihr in erster Linie zu befruchtenden Fächer durchzusetzen. Dazu müßten dort geopolitische Lehraufträge an geeignete ausreichend vorgebildete geopolitische Dozenten erteilt werden.
2. Diese Lehraufträge müßten Träger sein einer an der betreffenden Universität zu errichtenden geopolitischen Mittelstelle, deren Aufgabe ist es, die lebendige Verbindung mit den verschiedenen Fächern herzustellen, die Erkenntnisse dieser Fächer geopolitisch zu verarbeiten und sie zum Arbeiten mit geopolitischer Fragestellung anzuregen.

Von der Mittelstelle aus müßten geopolitische Vorlesungen gehalten werden; es müßten weiter die geopolitisch wichtigen Vorlesungen der verschiedensten Fächer den Aufgaben der Mittelstelle nutzbar gemacht werden. Damit hat der Student, der sich Geopolitik als Prüffach gewählt hat, Anhaltspunkte für die Ausgestaltung seines Studiums.

Die Mittelstelle hat weiterhin geopolitisches Arbeitsmaterial bereitzustellen, besonders durch Schaffung einer ausreichend fundierten Arbeitsbücherei. Hierzu muß selbstverständlich der Mittelstelle ein ausreichender Etat zur Verfügung stehen, der von den geopolitischen Dozenten verwaltet wird.

3. Dem geopolitischen Dozenten müßte zu geeigneter Zeit das Promotionsrecht zugestanden werden.
4. Als geeignete Hochschulen zur Errichtung geopolitischer Institute bezw. Mittelstellen schlägt die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik vor:
   1. Berlin, 2. Breslau, 3. Göttingen, 4. Heidelberg, 5. Köln-Aachen, 6. Leipzig, 7. München.

Mit dieser Aussprache und der aus ihr hervorgehenden Entschließung soll das Kriegsbeil zwischen Erdkunde und Geopolitik an der Hochschule nunmehr begraben sein. Das in Bad Saarow hergestellte Vertrauensverhältnis zwischen maßgebenden Vertretern beider Richtungen soll den Baugrund bilden für die gemeinsame Arbeit der Zukunft.

Über die Frage „Geopolitik und Schule" referierte Alfred Pudelko, der Leiter des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. Auch er stellte an den

Anfang seiner Ausführungen die bestimmte Forderung, daß Geopolitik nicht zu einem neuen Schulfach neben den bisherigen Fächern gemacht werden darf. Geopolitik bedeutet eine neue Haltung, auch im Unterricht. Die Notwendigkeit, zu einer solchen neuen Haltung vorzustoßen, ergibt sich aus der Erkenntnis, daß die Vorkriegsschule es unterlassen hat, in die Schicksalsaufgabe Deutschlands und Mitteleuropas einzuführen. So wie die Vorkriegs- und die Systemschule versagt haben, weil sie den rechten Unterbau zu einer tiefen Verankerung politischer Gesinnung nicht zu geben vermochten, muß auch heute vermieden werden, daß mit bloßer Hurrabildung zum Nationalsozialismus geführt wird. Vertiefung des politischen Glaubens wollen wir heute erreichen durch rechten Einbau von Rassenkunde und Geopolitik. Freilich muß die geopolitische Arbeit in der Schule „ohne Lineal und Zirkel" betrieben werden. Ziel ist das Verstehen der Gesetze von Leben und Raum des deutschen Volkskörpers. Es dürfte unmöglich sein, die wichtigen Fragen der deutschen Ost-, West- oder Südfront, des Arbeitsdienstes oder der Planung zu verstehen ohne geopolitische Verknüpfung. Es geht darum, im Dienste der politischen Erziehung einen neuen Standpunkt zu gewinnen. Hieraus ergeben sich eine Reihe von Forderungen, die innerhalb des deutschen Schulwesens so bald als möglich verwirklicht werden müssen:

1. In der Lehrerfortbildung sind die Erkenntnisse der Geopolitik sowie ihre Arbeitsweise als Grundlage jeder weiteren Aufbauarbeit anzusetzen.
2. Schulungslehrgänge für Lehrer aller Schulgattungen sollen, ohne daß jedesmal ihre geopolitische Bedeutung besonders herausgestellt wird, so angelegt werden, daß die Grundfragen des deutschen Raumes und Volkes in ihrer geopolitischen Verknüpfung stark hervortreten.
3. Innerhalb der Lehrerbildung müßte die Beschäftigung mit der Geopolitik ebenso zur Pflicht gemacht werden wie die mit der Rassenkunde.
4. Es ist anzustreben, daß in einer Reichsstelle und einer Reihe von Landesstellen geopolitisches Schulungsmaterial für den Schulgebrauch gesichtet und bereitgestellt wird. Die Errichtung einer Kartenstelle dürfte in diesem Rahmen bei dem heutigen Entwicklungsstand dieses Gebietes unerläßlich sein. Die Vorarbeiten hierzu sind vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht bereits aufgenommen worden.
5. Es sollte gegenüber der heutigen Mode, über Geopolitik zu reden, immer wieder darauf hingewiesen werden, daß niemand berechtigt ist, geopolitische Erkenntnisse zu verkünden, der nicht in seiner Heimatlandschaft wirklich praktisch gearbeitet und sich den deutschen Raum erwandert hat.

Der Leiter der Abteilung Erziehung und Unterricht bei der Reichsleitung des NSLB., Roder, gab in einer kurzen Erklärung die Krönung dieser Forderungen: Die Geopolitik ist eine der Grundsäulen der nationalsozialistischen Erziehung. Da sie nicht als besonderes Fach ausgebildet werden soll, wird

sie auch nicht in die übliche Fachorganisation des NSLB. eingereiht werden. Dafür wird es aber in Zukunft den Leitern der Abteilungen für Erziehung und Unterricht innerhalb der Gauamtsleitungen des NSLB. zur besonderen Pflicht gemacht werden, für grundlegende und umfassende geopolitische Schulung in allen Zweigen ihrer Abteilungen zu sorgen. Es wird ihnen anheimgestellt, sich einen tüchtigen Geopolitiker als Sachberater für diese Arbeit beizuordnen.

Die durch diese Erklärung besonders angeregte Aussprache ergab noch einige bemerkenswerte Gesichtspunkte, die insbesondere von Professor Folkers, Rostock, und Studienrat Gehl, Berlin, vertreten wurden. Es wurde betont, daß zwischen Forschung und Erziehung innerhalb der Geopolitik eine saubere Trennung erfolgen muß. Die geopolitische Erziehung erfordert eine besondere Schulung in dem Sinne, wie sie das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin, gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik und dem NSLB. in zahlreichen, eigens dafür eingerichteten Lagern durchgeführt hat. Als besondere Gefahr taucht immer wieder der althergebrachte philologische Materialismus der Universitäten auf, dem die geopolitische Zusammenschau entgegenzusetzen ist. Hierzu wurde vorgeschlagen, daß an den Universitäten statt der nebengeschalteten philosophischen Prüfung in neuer Hauptschaltung eine geopolitische Prüfung eingerichtet werden möge.

Die Geopolitik hat in der Schule im wesentlichen auf eine im Sinne der nationalsozialistischen Staatsanschauung zusammenfassende Auswertung der in den Fächern: Rassenkunde, Geschichte, Geographie, Biologie und Deutsch erarbeiteten Kenntnisse hinzustreben. Diese Auswertung mit dem Ziel der Anschauung, nicht dem des Wissens entspricht dem Wesen der Geopolitik. Es wurde, um die Grundlagen hierfür geschlossen zur Verfügung zu haben, eine wesentliche Vermehrung der Erdkundestunden gefordert. In der Lehrerbildung sollten die Fächer Geographie, Geschichte, Deutsch und Biologie nach Möglichkeit zusammen gewählt werden.

Außer den beiden grundsätzlichen Fragen „Geopolitik und Hochschule" und „Geopolitik und Schule" wurden eine Reihe von Sondergebieten durchgesprochen. Die Vertreter der Reichsleitung des deutschen Arbeitsdienstes berichteten über die starke Bedeutung, die die Einführung in geopolitische Gedankengänge innerhalb der Führerschulung des Arbeitsdienstes bereits angenommen hat. Borries, Frankfurt a. O. und Dr. Isenberg, Berlin, erstatteten Bericht über die praktische Arbeit in der Provinz Grenzmark, die sich unter dem Stichwort „Dorfkartei" zusammenfassen läßt. Hingewiesen wurde ferner auf die Arbeiten in der deutschen Westmark (Dr. Roth, Zweibrücken), wo ein umfangreiches Vortrag- und Kartenmaterial zu billigstem Preis für Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik erarbeitet worden ist und bereitgehalten wird. Gefordert wurde ferner mit Recht die verstärkte Heranziehung wehrgeographisch geschulter Fachmänner. In diesem Zusammenhang verlangte Haushofer als Grundlage jeder geopolitischen Betätigung sorgfältige Übung im Zeichnen von Karten und Krokis. Starke Beachtung fanden Proben einer neu-

artigen Karte für den Handgebrauch der Schüler, die unter dem Namen „Erbgutkarte" von Hillen Ziegfeld und Dr. Junge vorgelegt wurde.

Zusammenfassend kann gesagt werden: die Aussprache in Bad Saarow zeigte, daß die großen Anregungen Karl Haushofers im ganzen deutschen Lande auf fruchtbaren Boden gefallen sind und daß in den verschiedensten Bezirken bereits die neue Saat heranwächst. Die politische Leitung in den deutschen Gauen und die Universitäten haben die Aufgabe, dieses neue Werden in geeigneter Weise aufzugreifen und ihm Pflegestätten zu geben. Durch die offene Aussprache wurden manche gefährliche alte Gegensätzlichkeiten beseitigt und neue hoffnungsvolle Vereinbarungen getroffen. Die Tagung in Bad Saarow dürfte sich auf die Vereinheitlichung der geopolitischen Arbeit stark auswirken und wird sie durch Zusammenfassung der beteiligten Kräfte zu immer stärkeren Erfolgen führen.

Hans Hummel: Büchertafel

Geographie

1. **Alexander Supan:** Grundzüge der physischen Erdkunde. Bd. 1, 8. Aufl., hrsg. von Erich Obst. 516 S., 10 Tafeln, 117 Skizzen. De Gruyter, Leipzig und Berlin 1934. Kart. RM. 18.—, geb. RM. 19.50.

Es erübrigt sich, der Neuauflage des Standardwerkes der physischen Geographie neuerlich freundliche Worte hinzuzufügen. Das Werk Supans, vielfach umgearbeitet, doch immer noch in einer geschlossenen Einheit, die unermüdlich von Erich Obst gehalten und verbessert wird, spricht für sich selbst und ist jedem, der geographisch zu arbeiten hat, ein unentbehrliches Handbuch. Der vorliegende erste Band der Neuauflage umfaßt die drei Abschnitte über den Erdkörper (Obst), die Lufthülle (Georgii) und das Wasser (Machatschek & Schott). Die Kartenbeigaben haben eine weitere Vervollkommnung erfahren und unterstützen aufs beste den weitausholenden Text. Wir empfehlen den Fachlesern ein genaues Studium des Vorwortes, für das wir Erich Obst zu besonderem Danke verpflichtet sind.

2. **Otto Maull:** Geographie der Kulturlandschaft. Samml. Göschen, Bd. 1055, 141 S., 9 Karten. De Gruyter, Berlin und Leipzig 1932. Geb. RM. 1.62.

Ein Göschenband gibt M. die Gelegenheit, seinen klaren, knappen Stil wiederum zu beweisen. In prägnanten Lehrsätzen wird über Wirtschafts-, Siedlungs- und Verkehrsgeographie berichtet. Am wesentlichsten sind jedoch die Bemerkungen über die Kulturlandschaft als Begriff, der eine treffende Formulierung erfährt.

3. **Alois Fischer von der Eger:** Geographisch-statistisches Handbüchlein 1935, 56 S. Freytag & Berndt, Wien 1935. Kart. RM. 1.60.

Die unbedingt nötigen Daten über Wesen und Wirtschaft, Bevölkerung und Geographie der einzelnen Staaten sind sauber zusammengetragen. Sehr nützlich der Anhang mit Daten über Spannungsherde der Welt, z. B. Arabien, Spanien, Chaco.

4. **Max Eckert:** Neues Lehrbuch der Geographie. II. Teil, 2. Hälfte, 445 S. Stilke, Berlin 1935.

Der letzte Band des groß angelegten geographischen Handbuches liegt nunmehr vor. Es ist der zweite länderkundliche Band, der abschließend die außereuropäischen Erdteile nach der altbewährten Methode behandelt. Die einzelnen Erdteile werden zunächst im ganzen vor Augen geführt und dann in ihre Großlandschaften aufgegliedert. Starkes Gewicht wird auf die anthropogeographischen Grundzüge gelegt. Eine Unmenge von Quellen- und Zahlenmaterial ist zusammengetragen und sauber gesichtet. Das Werk ist eines der Lehrbücher, in dem man sich sofort glänzend zurechtfindet. Alles ist auf das unbedingt Wichtige abgestellt.

5. Handbuch der geographischen Wissenschaft. Hsg. **Fritz Klute.** Liefg. 46—51. 6mal 32 S., viele Karten und Abb. Athenaion, Wildpark-Potsdam 1934.

Nachzuholen ist der Bericht über den Fortgang des länderkundlichen Hauptwerkes.

Vier der vorliegenden Lieferungen beschließen den Südamerika-Band mit den Monographien über die nördlichen Staaten und Kolonien Ekuador, Peru, Kolumbien, Venezuela, Guayana und die südamerikanischen Inseln des südlichen Antillenbogens. Auch hier ist der Hauptwert auf die Bild- und Kartenbeigaben gelegt, die von einer sehr sorgfältigen Durcharbeitung zeugen. Die Schlußlieferung umfaßt ein ausführliches Register und eingehende Statistiken über den Erdteil. Die beiden anderen Lieferungen sind für den Asien-Band. Die eine beschließt mit einem Bericht über Rassen und Wirtschaft die einleitenden Bemerkungen und geht zu Nordasien über, die andere beendet mit politisch-geographischen Abschnitten die Monographie über Persien und Afghanistan. Wir hoffen, in kurzem eine größere Würdigung über die inzwischen erschienenen Lieferungen bringen zu können.

6. **Ewald Banse:** Was der Deutsche vom Auslande wissen muß! 205 S. Lindner, Leipzig 1934. Kart. RM. 2.—, geb. RM. 2.90.

Das müßte der Deutsche allerdings wissen, was knappgefaßt in diesem handlichen Bändchen über alle Staaten der Welt steht. Jedoch finden sich in und zwischen den Zeilen manche Werturteile, die vielleicht in milderer Form berechtigt, oft aber zu kräftig herausgestellt sind.

Staatswissenschaften

1. **Kurt Schilling:** Der Staat. 323 S. Reinhardt, München 1935. Br. RM. 7.80, geb. RM. 9.80.

Sch. gibt eine nicht durchaus neuartige Naturphilosophie des Staates. Das erste Kapitel, in dem die Entstehung des Staates aus dem Leben heraus entwickelt wird, steht in einem gewissen Gegensatz zu dem zweiten Kapitel, das den Staat aus dem Willen einer Menschengruppe aus vernunftgemäßem Anlaß begreift. Es ist hier der alte Widerstreit der Staatsphilosophie in einem Buch vereinigt, logische Entwicklung aus dem Leben und Bestimmung des Willens, ein Widerstreit, der das ganze Buch durchzieht und fruchtbar anregt. Jedoch dringt überall der Wille zur Neuordnung der Staatsphilosophie, die Lösung aus der überkonstruierten Befangenheit des vorigen Jahrhunderts, sympathisch hervor. Ein Buch, das viel ehrliche Arbeit enthält.

2. **Kurt Stavenhagen:** Das Wesen der Nation. 233 S. Engelmann, Berlin 1934. Kart. RM. 9.75.

Eine wesentliche Ergänzung des vorigen Buches nach der begriffsbestimmenden Seite hin. Die Gegenüberstellung der Begriffe der Kultur- und der Staatsnation führt zur Fragestellung der geistig-seelischen Totalgemeinschaften einerseits und der pragmatischen Totalgemeinschaften andererseits, deren Wandlungsfähigkeit und Wechselwirkung, oft an Hand der dem Verfasser besonders naheliegenden baltischen Erfahrungen, nachgewiesen wird. Ein kluger Beitrag zur Determination viel gebrauchter, aber wenig ergründeter Begriffe.

3. **Graf Arthur Gobineau:** Die Ungleichheit der Menschenrassen. 756 S. Wolff, Berlin 1935. Geb. RM. 12.—.

In einem einzigen dicken Bande erschien eine Neuübersetzung dieses Werkes der Weltliteratur durch R. Kempf. Mag man sich zu einzelnen Teilen aus neuerer Kenntnis der Dinge sachlich anders einstellen, so bleibt doch immer der hinreißende Schwung bewunderungswürdig, entstanden aus einer mehr als souveränen Beherrschung des damals vorliegenden Materials. Was G. z. B. über Mischrassen sagt, ist heute noch unwidersprochen und grundlegend wie das ganze Werk. Das Wesen der Rassen (2. bis 6. Buch) von der ersten Überlieferung an in lebendigster Form zu beschreiben, ist auch bisher dem Grafen G. vorbehalten geblieben. Der Verlag hat sich mit der Herausgabe dieses Werkes ein großes Verdienst erworben.

Wirtschaft

1. **Ernst H. Posse:** Umschichtung der Wirtschaft und der Wirtschaftsauffassung. 74 S., viele Abb. Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg 1934.

Eine Abrechnung mit Kapitalismus und liberaler Wirtschaft, bei der alle Fragestellungen der modernen Wirtschaftsumschichtung, ihrer sozialen und staatlichen Erfordernisse und Bedenklichkeiten, aufgeworfen und diskutiert werden. Die prägnanten Formulierungen erfahren eine Auflockerung durch herrliche Photographien, deren Verwendung in einem wirtschaftspolitischen Buch ungewöhnlich und reizvoll ist.

Der diesem Hefte beigelegte Prospekt des Verlages W. Kohlhammer, Stuttgart, wird der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 3800

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XII. JAHRGANG 1935

1.

HEFT / JANUAR

Weiträumiger Blick über das Sturmgebiet: Pazifik

Colin Ross: Zukunftsgestaltung Amerikas I
Samhaber: Ibero-Amerika und Pazifik
Fochler-Hauke: Vormachtkampf in Ostasien I
Warneck: Die Südmandschurische Eisenbahn
Flemmig: Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83
Fernsprecher: H 9, Schmargendorf 2234

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XII. JAHRGANG / HEFT 1 / JANUAR 1935

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Colin Ross: Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika I 1
E. Samhaber: Ibero-Amerika und der Pazifik 12
G. Fochler-Hauke: Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien I 19
S. Warneck: Die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei 29
W. Flemmig: Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 35

BERICHTE

Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt . . . 42
Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 47

LITERATURBERICHTE

Karl Haushofer: Deutschland vom Norden gesehen 54
W. Siewert: Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens 55
Karl Haushofer: Geopolitik in den Handbüchern des Wissens . 56
Annemarie Reinold: Britische Geopolitik — Praxis statt Theorie 58
Hans Hummel und R. v. Schumacher: Büchertafel 59

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.— Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H. / BERLIN 18769 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Walter *Flemmig*, Düsseldorf, Rochusstr. 30 — Dr. Gustav *Fochler-Hauke*, München, Ainmillerstr. 13 II — Dr. Albrecht *Haushofer*, Leiter des Geopolitischen Seminars an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer*, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — Hans *Hummel*, Berlin-Friedenau, Ringstr. 46 — Dr. Annemarie *Reinold*, Geographisches Institut der Universität, Berlin NW 7, Georgenstr. — Dr. Colin *Ross*, z. Z. Chicago, Anschrift durch Verlag — Dr. Ernst *Samhaber*, Berlin-Grunewald, Franzensbader Straße 5 — Rupert von *Schumacher*, Ritter von Tännengau, Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8 — Wulf *Siewert*, Berlin W 30, Bamberger Str. 17 — Siegfried *Warneck*, Harbin, Anschrift durch Verlag

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / BERLIN-GRUNEWALD
HOHENZOLLERNDAMM 83

Der Deutsche Buch-Club

Buchhandlung / Verlag / Antiquariat

Hamburg 1, Mönckebergstraße 21 (Hulbe-Haus)

Abonnement auf Das Buch des Monats (seit 1927) mit der Zweimonatsschrift „Information".

In der Reihe der Monatsbücher erschienen Werke von: Martin Beheim-Schwarzbach Rudolf G. Binding Pearl S. Buck Hans Carossa · Joseph Conrad · Hans Fallada · Otto Flake · Jean Giono · Hans Grimm . Heinrich Hauser · Knut Hamsun Max René Hesse . Ricarda Huch · Karl Benno von Mechow · D. H. Lawrence · Alexander Lernet-Holenia · Ortega y Gasset · Wilhelm Schäfer · Reinhold Schneider · Ina Seidel · Eduard Stucken · Frank Thieß Felix Timmermans Siegfried von Vegesack · Stefan Zweig u. a.

Beschaffung deutscher und ausländischer Bücher und Zeitschriften aus allen Gebieten. Versand nach allen Ländern. Lager der wesentlichsten Neuerscheinungen.

Verlags-Abteilung:

Ludwig Strauß „Nachtwache". Gedichte 1919—1933 / Rudolf Alexander Schröder „Aus Kindheit und Jugend". Erinnerungen und Erzählungen / In Vorbereitung: Eric Gill „Kleider". Deutsch von John Martin. Mit Abbildungen nach Holzschnitten des Verfassers / Seemannslieder und Shanties. Hersg. von Konrad Tegtmeier / Vertrieb des bibliophilen Jahrbuches „Imprimatur". Jahrgang I—V. 1930—34.

Antiquariats-Abteilung: Lagerkataloge und vierteljährlich „Der Bücherkarren" mit Neuerwerbungen des Antiquariats.

Letzte Kataloge:

13. Kulturgeschichte I Geschichte Memoiren (717 Nummern) / 14. Deutsche und ausländische Literatur (568 Nummern) / 15. und 18. Autographen I und II (1321 Nummern) / 16. Illustrierte Bücher und Kunstgeschichte (1166 Nummern) / 22. Moderne Erstausgaben (548 Nummern) / 23. Buchwesen u. graphische Künste (452 Nummern) / In Vorbereitung: 17. Alte Naturwissenschaften / 19. Kulturgeschichte II / 21. Autographen III / 25. Veröffentlichungen bibliophiler Gesellschaften / 26. Rechtswissenschaften und Kriminalistik.

Ankauf von Bibliotheken und wertvollen Einzelstücken. Übernahme von Versteigerungen

Der Deutsche Buch-Club

Die Entdeckung eines großen deutschen Volksgutes!

Deutsche Volksweisheit

in Wetterregeln und Bauernsprüchen

von Eilert Pastor

472 Seiten mit 56 Abbildungen, Groß-8°. Ganzleinenband RM 7.50

Neben unsere Märchen und unsere Sagen stellt sich mit diesem Buch als drittes großes Volksgut heimischer Überlieferung unser Bauernspruchschatz. Jahrhunderte hindurch sind diese Bauernsprüche fast nur belächelt worden. Man hat einfach nicht gesehen, was in und was hinter ihnen steckt. Es fehlte an einer einigermaßen umfassenden Sammlung der Sprüche ebenso wie an einer Untersuchung über ihren Inhalt und Wert, der weit über das rein Wetterkundliche hinausgeht. Beides gibt das in mehrjähriger Arbeit entstandene Werk Eilert Pastors, das geradezu eine Entdeckung dieser bisher unbeachteten Volksweisheit ist. Überzeugend beweist es den tiefen Sinn der bäuerlichen Überlieferung, der sich erst der hier angewandten Betrachtungsweise — Sternkunde, Wetterkunde, Sprachforschung, Kulturgeschichte und Volkskunde werden ständig berücksichtigt — voll erschließen konnte. — Im Spruchteil bietet das Werk mit rund 6000 Sprüchen in übersichtlicher Gliederung die bisher weitaus umfangreichste Sammlung deutscher Bauernsprüche. Wer es gelesen hat, wird dem Gange der Jahreszeiten mit gleich offenen Augen folgen wie unsere Vorfahren und wird in Zukunft weder dem Wetter noch den Wettersprüchen teilnahmelos gegenüberstehen. Jedem Deutschen, sei er Bauer oder Städter, Naturfreund oder Freund seines Volkstums, erschließt sich in diesem schönen, reichbebilderten Buch ein wahrer Schatz heimischer Volksüberlieferung, sinnender Naturdeutung, kurz, wie der Titel es sagt: deutscher Volksweisheit.

Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11

)TANOX
zyszczanie
I 2015

ELBLĄG

CZ.140.17
nr inw. 33127